THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
DR
V.193

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/deutscherundscha1931unse

Deutsche Rundschau

Band CXCIII

(Oktober — November — Dezember 1922)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

053
DR
v.193

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertdreiundneunzigsten Bande (Oktober—Dezember 1922)

Seite

Martin Spahn, Univ.-Professor. Ein Brief an einen spanischen Politiker und Gelehrten 1
Wilhelm von Kries. Die Politik des Rechtes 7
Ludwig af Petersens-Stockholm, kgl. schwedischer Oberst a. D. In den besetzten Gebieten am Rhein und der Saar 12
Hans Brandenburg. Aus Pankrazens Hirtenleben 29
Heinz Brauweiler. Recht und Staat 69
Theodor Däubler. Olympia 74
Gustav Berthold Volz. Shakespeare am Hofe Friedrichs des Großen 78
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. Die Zukunft der Deutschen in Ungarn 82
Literarische Rundschau 95
Politische Rundschau 101
Literarische Notizen 107
Vom Geiste der Völker 110
Literarische Neuigkeiten 112
Alejandro E. Bunge-Buenos Aires. Die Rohstoffe und der wirtschaftliche Wiederaufbau Europas 113
Benoy Kumar Sarkar. Politische Strömungen in der indischen Kultur 122
Friedrich Stieve. Der weite Weg. Erzählung 132
Theophile von Bodisco. Das Erscheinen des Christ 141
Paul Fechter. Gerhart Hauptmann 152
Rudolf Jeremias Kreutz. Die Hochschule zum Herrn. Novelle 157
Ferdinand Ernst Gruber. Das Lebenswerk Adam Müller-Guttenbrunns 172
Alberto von Lumbroso. Robert von Mohl und Angelo Messedaglia 175
Max Friedländer. Brahms' Deutsche Volkslieder 177

(Fortsetzung umstehend)

529087

Inhaltsverzeichnis

Seite

Albert Dresdner. Ein Jahr Kunstliteratur 183
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. Der „Sieg von Bozen" 197
Weihnachtsrundschau 204
Politische Rundschau 217
Literarische Neuigkeiten 221
Literarische Notizen 224
Paul Wentzcke. Zur Luxemburger Frage von 1867 225
J. von Uexküll. Das Problem des Lebens 235
P. J. Arnold. Zerfallen. Erzählung 247
Anton Bettelheim. Balzacs Widmungen 261
Peter Weber. Crucifixus 270
Robert Kohlrausch. In der Adlerstadt 283
Wilhelm Stolze. Leopold von Ranke und Adolphe Thiers in Wien im Oktober 1870 290
Dr. Karl C. von Loesch. Die Freunde des Grenz- und Auslanddeutschtums in Binnendeutschland 293
Literarische Rundschau 304
Politische Rundschau 311
Weihnachtsrundschau 315
Literarische Notizen 333
Literarische Neuigkeiten 336

An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Heft beginnen wir den 49. Jahrgang der „Deutschen Rundschau", der unsere Zeitschrift zu ihrem 50. Jubiläum führen soll. In der gegenwärtigen, so außerordentlich schweren und bedrohlichen Zeit halten wir es mehr als je für unsere Pflicht, an unserem Programm, das uns so lebhafte Zustimmung der besten Kreise im In- und Auslande eingetragen hat, festzuhalten. Wir werden auch künftig in der „Deutschen Rundschau" mit stärkstem Nachdruck die großen, wesentlichen Linien zu zeigen uns bemühen, die aus dem Kleinlichen und Häßlichen des Parteihaders und der Tagesaufregungen herausführen und es ermöglichen sollen, den deutschen Geist in einer Weise in der Welt zu repräsentieren, daß man ihm Achtung nicht versagen kann. Die Beiträge für den neuen Jahrgang sind besonders sorgfältig ausgewählt.

An erzählender Literatur bringen wir:

Aus Pankrazens Hirtenleben. Erzählung von Hans Brandenburg.

Sidonie Beeskow oder die vier Grabstätten. Novelle von Erich A. Greeven.

Die Hochschule zum Herrn. Novelle von Rudolf Jeremias Kreutz.

Meine Smeroe-Besteigung. Von Max Dauthendey.

Olympia. Von Theodor Däubler.

Der weite Weg. Erzählung von Friedrich Stieve.

Zerfallen. Novellistische Erzählung von P. J. Arnold.

Ferner haben Beiträge in Aussicht gestellt: Thomas Mann, Josef Ponten, Hermann Stehr, Theophile von Bodisco, Heinrich Federer, Theodor Birt, Richard von Schaukal, Wilhelm Matthießen, Hanns Johst, Willy Seidel, Wolfgang Goetz, Julius Kreis, Felix Timmermanns, Julius Levin.

Von den weiteren Beiträgen heben wir hervor:

Verantwortlichkeiten. Von Professor Dr. Richard Fester.

Staat und Recht. Von Dr. Heinz Brauweiler.

Papst Pius IX. und die Polen 1847.
Von Professor Dr. Manfred Laubert.

Politische Strömungen in der indischen Kultur.
Von Professor Benoy Kumar Sarkar.

Finnland nach seinem Freiheitskrieg. Von Franz Fromme.

Kuno Fischers Kampf gegen die Reaktion. Nach ungedruckten Akten, Briefen und Aufzeichnungen. Von Kuno Tiemann.

Das Erscheinen des Christ. Von Theophile von Bodisco.

Balzac's Widmungen. Von Professor Anton Bettelheim.

Gerhart Hauptmann. Von Dr. Paul Fechter.

Goethes Sehen. Von Dr. Paul Fechter.

Drei Spruchgedichte Theodor Fontanes.
Von Professor Dr. Otto Pniower.

Oswald von Wolkenstein. Von Professor Dr. Gustav Roethe.

Zwei Jugendbriefe von J. V. Widmann an Karl Spitteler.

Fernweh und Heimfreude. Mit unveröffentlichten Briefen Peter Roseggers. Von Dr. Emil Ertl.

Grillparzer und die Oper. Von Kurt Borries.

Die Braut von Messina. Von Hans Brandenburg.

Joaquin Miller. Von Hermann George Scheffauer.

Alte Finnische Lieder. Von Dr. Gustav Schmidt.

Shakespeare am Hofe Friedrichs des Großen.
Von Professor Dr. Berthold Volz.

Ibn Chaldun, ein arabischer Kulturhistoriker des 14. Jahrhunderts. Von O. S. von Wesendonk.

Die Auflösung der Materie. Von O. S. von Wesendonk.

Zur Psychologie der Vaterlandsliebe.
Von Professor Dr. J. K. von Hoeßlin.

Vom Wesen des deutschen Urheberrechts.
Von Dr. Hermann Knott.

In der Adlerstadt. Von Robert Kohlrausch.

Ein viel verkannter Kulturfaktor.
Von Professor Dr. Eduard König.

Ein Vorläufer und ein Nachahmer des münsterischen Wiedertäuferkönigs. Von Professor Clemens Löffler.

Politik auf dem Gebiet des Seekriegsrechts.
Von Christian Meisner.

Eine Künstlerfahrt um die Welt auf einem Segelboot.
Von Victor Klages.

Beiträge haben ferner in Aussicht gestellt: Prof. Dr. Haller, General a. D. von Freytag-Loringhoven, Generalmajor a. D. Professor Dr. Haushofer, Professor Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, C. Heß, Hermann Oncken, Heinrich Triepel, Karl Holl, Ernst Plener, Hermann Schumacher, Karl Brandi, Erich Marcks, Karl Voßler, Max Sering, Werner Sombart, Fritz Haber, Martin Spahn, Oswald Spengler, J. v. Uexküll, Dr. Karl C. von Loesch, Professor Dr. Wilhelm Volz, Reinhold Quaatz, Professor Dr. Hans Nawiasky, Dr. Tim Klein,

Dr. Albert Dietrich, Dr. Max Hildebert Boehm, Moeller van den Bruck, Dr. Eduard Stadtler, Hermann Stegemann, Karl Rotthaus, Heinrich Goesch.

Unsere Beziehungen zum Ausland haben sich wesentlich vertieft. Beiträge haben in Aussicht gestellt: Fred W. Elven, Rudolf Kjellèn, Karl Larsen, Oberst a. D. Emerson, Alejandro E. Bunge, Hermann Harris Aall, Felix Timmermanns, Benoy Kumar Sarkar.

Jedes Heft enthält auch weiter außer der Politischen Rundschau und den regelmäßigen Berichten vom Grenz- und Auslanddeutschtum eine sicher urteilende literarische Rundschau und eine Übersicht über alle wichtigen Neuerscheinungen auf dem in- und ausländischen Büchermarkt.

In regelmäßigen Abständen berichtet der Herausgeber über das Berliner Theater, Dr. Albert Dresdner über das Berliner Kunstleben und Bruno Goetz über das Berliner Musikleben.

Um die Art der „Deutschen Rundschau" rein zu erhalten und ihr die Durchführung ihrer hohen Aufgabe zu ermöglichen, sind große Opfer erforderlich. Wir richten daher die aufrichtige und dringende Bitte an unsere Leser, diese Opfer nicht vergeblich sein zu lassen und der „Deutschen Rundschau" trotz der wesentlichen unbedingt notwendigen Preiserhöhung die Treue zu bewahren und mit aller Kraft für sie zu werben.

Berlin, im Oktober 1922.

Der Herausgeber:
Dr. Rudolf Pechel.

Die Verlagsbuchhandlung:
Gebrüder Paetel.
(Dr. Georg Paetel.)

Ein Brief an einen spanischen Politiker und Gelehrten

Ausgezeichneter und hochverehrter Freund,

mit lebhafter Zustimmung greife ich in Ihrem letzten Briefe die Bemerkung über die Natur und nur bedingte Tragweite der gegenwärtigen spanisch-deutschen Beziehungen auf. Sie erkennen den Eifer und den guten Willen an, womit sich Spanier und Deutsche einander zu nähern suchen. Aber Sie finden, daß den Bemühungen noch zu sehr die Eigenschaft des bloß Zufälligen und vom Augenblick Eingegebenen, des Gemachten anhafte. Der Franzose dagegen könne bei seinem Werben um das spanische Wohlwollen regelmäßig auf die Gemeinsamkeit der Rasse verweisen. Dem Freidenker rühme er Frankreich als das Land Voltaires, dem Katholiken die französische Nation als die älteste Tochter der Kirche. Immer rede er von den gegenseitigen Beziehungen zwischen seinem und dem spanischen Volke, als ob es sich um ein Notwendiges handele, das nicht anders sein könne.

Die Spanier gehören der romanischen Rasse zu. Wir sind Germanen. Es ist keine Täuschung darüber möglich, daß der Befreundung unsrer beiden Völker dadurch Hemmungen bereitet werden und Schranken gesetzt sind. Aber die romanische Rasse ist in sich nicht vollkommen einheitlich, ihre Teile sind einander nicht gleich. Durchromanisiert sind nur die Franzosen. Die kürzlich vom deutschen Auswärtigen Amte veröffentlichten Bände über „Die große Politik der europäischen Kabinette von 1871 bis 1914", das reiche Quellenwerk, nach dem Sie ebenfalls in Ihrem letzten Briefe fragen, läßt uns zwar wissen, daß Fürst Bismarck von den Franzosen gelegentlich sagte, sie seien „dank der stärkeren Beimischung germanischen Blutes die kräftigste unter den romanischen Nationen". Darin jedoch irrte der große, sonst so geschichtskundige Staatsmann. Die Franzosen sind uns im Laufe ihrer völkischen Entwicklung im Gegenteil das fremdeste unter den romanischen Völkern geworden. Die Italiener, namentlich im Abruzzen- und mittelitalienischen Apenningebiete, haben vergleichsweise erheblich mehr germanisches Blut in den Adern. Am nachhaltigsten ist es indessen wohl im Wesen und in der Geschichte der Spanier zu verspüren. Romanentum und Germanentum scheinen in den Spaniern eine ganz eigenartige Verschmelzung eingegangen zu sein, und darauf gründen wir Hoffnungen für die Zukunft.

Nun ist freilich, wenn ich recht unterrichtet bin, der germanische Einschlag im spanischen Volkstum den Spaniern selbst, ähnlich wie uns, seinem Werte nach meist nicht mehr bewußt. Die Entstehung einer besonderen westeuropäischen Kultur in den letzten zwei Jahrhunderten und die Einbeziehung auch der Spanier in sie trägt daran die Schuld. Denn in ihr hat die ungermanische und dem Germanischen sogar feindselige spätantike Kultur des Mittelmeergebietes neue Triebkraft erlangt. Sie hat selbst nach der deutschen Seite hin, zumal in dem an Frankreich angrenzenden westlichen und südwestlichen Gebiete Deutschlands die Gebildeten, das kapi-

talistisch wirtschaftstätige Bürgertum und die vom Sozialismus ergriffene Arbeiterschaft mehr und mehr in ihre Netze verstrickt. Wir Deutsche verstehen es also, wenn sie auf die Spanier eine noch stärkere Anziehung ausgeübt hat, und wenn sie ihnen noch gründlicher als vielen von uns ältere Wachstumsvorgänge ihres Volkstums unkenntlich gemacht haben sollte. Doch ist vielleicht auch in diesem Punkte ein Einwurf, ein „Aber", erlaubt.

Die zwei Jahrhunderte, in denen sich der westeuropäische Kulturkreis bildete, waren eine Zeit des Abstiegs, nicht minder und eine Zeitlang vielleicht noch deutlicher für Spanien wie für Deutschland. Die Führung innerhalb des Romanentums ging an Frankreich über. Sein Boden hatte die Keime der reifenden und springenden Frucht des Römertums am Ende des Altertums schon in sich aufgenommen. Frankreich stieg empor, verehrter Freund, ebenso im Kampfe gegen Euch und im Siege über Euch, wie im Kampfe mit uns und im Siege über uns. Es minderte und zertrümmerte aber nicht nur Eure und unsere staatliche Macht, Eure und unsere Geltung nach außen, sondern was noch ernster stimmt, es zersetzte auch unsere und Eure angestammte Art immer mehr. Im vorigen Jahre besuchte mich ein südamerikanischer Jesuit spanischer Rasse. Er erzählte mir, wie die spanische Rasse in seiner Heimat eben wieder zum Selbstbewußtsein komme, und wie sie dabei die vor hundert Jahren in Südamerika eingedrungene französische Literatur und Kultur unwillkürlich als ihr Verhängnis empfinde und sich gegen sie zu wehren beginne. Damit legte der wackere Mann den Finger auf die Stelle, auf die es ankommt. Ihr in Spanien und wir Deutsche haben Grund zu der Überzeugung, daß wir von Beruf und Anlage ein fruchtbares, schöpferisches und die Menschheit miterhaltendes und mittragendes Volk sind. Wir wurden unserem Berufe gerecht, bis das Franzosentum die Reinheit unseres Wesens verfehrte, französische Kultur herrschsüchtig sich mit unserer bodenständigen Kultur mischte.

So offenbart sich eine Schicksalsgemeinschaft zwischen unseren beiden Völkern mindestens in ihrem Niedergange. Eine Schicksalsgemeinschaft aber pflegt Übereinstimmungen im Wesen der Völker, die sie einander nahe rückt, zur Voraussetzung zu haben. Ich kann nicht glauben, daß nur die Tatsache, daß Spanien und Deutschland an Frankreich angrenzen, uns dasselbe Leid erfahren ließ. Es ist viele Jahre her, daß sich in meinem Jünglingsempfinden zuerst das Gefühl regte, die Spanier bedeuteten mehr als ihr Ruf. Wahrer Adel, edle Sitte, ernste Gesinnung seien ihnen in ungewöhnlichem Maße eigentümlich, und ihre Vergangenheit wäre höchsten Lobes würdig. Seitdem suche ich nach den tieferen Ursachen, die uns auf denselben Weg führten, und ich hoffe wenigstens andeutungsweise und ohne allzu gröblichen Verstoß gegen die räumlichen Schranken, die mir der Briefstil auferlegt, Ihnen ausdrücken zu können, welche Meinung ich mir bildete.

Das Betätigungsfeld der deutschen Nation ist Mitteleuropa. Die ganze zivilisierte Welt hat sich daran gewöhnt, nur noch von Ost- und Westeuropa zu sprechen, und wenn einem ihrer Angehörigen einmal das Wort Mitteleuropa unterläuft, so hat er nicht das Gefühl, eine klare Vorstellung damit zu verbinden, wie er sie von West- und Osteuropa zu haben glaubt. Dabei hat die Natur selbst unser Betätigungsfeld vorgezeichnet. Die Flußgebiete des Rheins, der Maas und Schelde, der Rhone, des Po und der Donau, des Pruth, Dnjestr und der Weichsel fügen sich auf der Landkarte vor unseren Augen zu einem wundervollen Geflecht zusammen und heben den Kern Europas aus dem übrigen Erdteile sichtbar als Einheit für sich heraus. Seit anderthalb Jahrtausenden erfüllen ihn die Franken und Sachsen, die beiden Hauptstämme deutscher Nation, in wachsendem Maße, wenn auch nicht ohne heftige Rückschläge mit wirtschaftlichem, kulturellem und politischem Leben. Er hatte dadurch im Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation längst Form und Gestalt

angenommen und einen reichen, selbständigen Lebensinhalt gewonnen, ehe es West- und Osteuropa gab. Spaniens Geschichte steht zwar so wenig wie Spaniens Boden in unmittelbarer Beziehung zu Mitteleuropa; dennoch dünkt mir, dürfen wir Deutschen, wenn wir uns über den Wert und die Besonderheit der fränkisch-sächsischen geschichtlichen Leistung Rechenschaft geben, des Anteils mit gedenken, den der dritte, zu wahrhaft geschichtlicher Leistung berufene Germanenstamm, die Goten, an dem Werden des spanischen Staates und der spanischen Kultur hat. Das mitteleuropäische, christlich-germanische Geistesleben der mittelalterlichen Jahrhunderte erhielt das Merkmal, wodurch es sich wesentlich von dem west-europäischen, aufklärerischen Geistesleben der neuen Jahrhunderte unterscheidet, durch seinen starken Einschlag an Mystik. Es entfaltete sich geradezu aus den Tiefen der großen deutschen Mystiker wie Gerhoh von Reichersberg, Hugo von St. Victor oder Meister Eckhart heraus. Eine ebenbürtige Mystik gibt es außerdem nur in Spanien. Jeder von uns Deutschen wird bereitwillig die heilige Theresia mit unseren deutschen Mystikern zusammen nennen. Sie lebte, als bei uns die Quellen unserer Mystik im Pietismus aber aufs neue zu rauschen anfingen. Die Scholastik des Mittelalters, ähnlich wie die Gotik eine Hervorbringung christlich-germanischer, mitteleuropäischer Kultur, hat nur in Spanien eine wirkliche Nachblüte in den Theologen des 16. Jahrhunderts erlebt. Wir Deutsche konnten Shakespeare und Dante unserer Literatur vollständig einverleiben, weil sowohl der große Angelsachse, wie der große Italiener aus dem mitteleuropäischen Wesen, wenn auch an dessen Peripherie erwachsen sind. Niemals ist es uns möglich gewesen, trotz aller Vorliebe unserer Schule für die französische Literatur, uns auch nur einen französischen Dichter wirklich nahe zu bringen. Dagegen steht uns Calderon zwar nicht ebenso nahe wie Shakespeare und Dante, so doch durchaus im Bereiche unseres Erfassungs- und Einfühlungsvermögens.

Dort, wo sich die politische Laufbahn des spanischen und des deutschen Volkes am nächsten kamen, ragt als Meilenstein in der Geschichte beider Völker die ihnen beiden gemeinsame Herrschergestalt Kaiser Karls V., den die Spanier als Karl I. zählen, auf. Er war von Ursprung ein junges, deutsches Blut. So begrüßten ihn Luther und Hutten. Als er in Madrid zur Regierung gelangte, nahm er aus staatsmännischer Überlegung spanische Art und Sprache an. Der furchtbare innere Riß, der in seinen Tagen plötzlich das deutsche Volk in seinem religiösen Leben spaltete, hat uns lange Zeit verwehrt, den bedeutenden Fürsten gerecht zu werten. Es ist kein Zufall, daß der Umschwung in Karls Würdigung vor zwei Jahrzehnten durch das vortreffliche Werk Konrad Häblers herbeigeführt wurde, das uns Karl V. zum ersten Male als König Spaniens zeigte. Als Mensch und als Regent — wie reich und reif wächst Karl vor uns empor, wenn wir ihn in der selbstgewählten Heimat, inmitten der spanischen Umgebung sehen und von da aus seine Wirksamkeit auch in seinen anderen Ländern besser verstehen. Gibt es, verehrter Freund, einen stärkeren Gegensatz in der Staatsgeschichte, als den zwischen dem aus der mitteleuropäischen Kultur hervorgehenden und von der spanischen Kultur gespeisten Kaiser und dem französischen Sonnenkönige, dem 14. Ludwig? Dort der Monarch, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, und der sich in der Fürsorge für alle Teile des Reiches, wie in dem Gerechtigkeitsstreben wider sie verzehrte. Hier der Despot, der sich gerne ein solches Reich erobert hätte und der darüber alle Kräfte rings um sich her an sich sog und austrocknete, äußerem Glanze die Wohlfahrt und das Recht seiner Untertanen opferte.

Häblers Werk lenkte mich auf das Studium der Problematik von Karls innerer Politik in Spanien sowohl wie in den Niederlanden und im Reich. Über ihr ging mir zuerst die Ahnung auf, daß die Verwandtschaft in der politischen Artung

des spanischen und des deutschen Volkes bis in die Wurzeln des beiderseitigen Volkstums hinabreicht. Der Zug des Volkstums hüben und drüben zur Selbstverwaltung, die Empfindlichkeit seines Freiheitsgefühls, der Unabhängigkeitssinn der einzelstaatlichen Gebilde, die schwierige Besteuerbarkeit, das unzureichende Feingefühl für die wechselnden Umstände in der Außenpolitik, kriegerische Tüchtigkeit, aber keine außenpolitische Zielhaftigkeit — die gleichen nationalen Vorzüge und Nachteile im Reich und in Spanien bereiteten dem nachdenklichsten Fürsten, der wohl je auf einem Königsthrone saß, die vierzig Jahre seiner Herrschaft hindurch immer wieder neue Sorge. Sie sind unsere Sorge bis auf diesen Tag geblieben.

In Spanien erleichterte die Religiosität, die dem Volkstum eingeboren ist, Karl die Werbung für seine politischen Absichten unter den Ständen; in Deutschland stieß er auf sie als ein Hindernis, das er trotz aller Bemühungen nicht wegräumen konnte. Aber gegeben als fester Bestandteil des Volkstums ist auch sie hier wie dort. Selbst Katholik, neige ich dazu, in der Religiosität meiner evangelischen Volksgenossen und insgemein des germanischen Nordens etwas wie wildes Wachstum außerhalb des Gartens der Kirche zu sehen. In dem wuchernden Wachstum wurde doch die ursprüngliche Innigkeit der Überzeugung von der Erlösung durch Christus und die Hingabe an sein heiliges Wort nicht zerbrochen. Vor einigen Wochen las ich die Dichtung des Schweden Verner von Heidenstam, „Karl XII. und seine Krieger“. Der königliche Abenteurer riß sein Volk urgermanisch hinter sich her in Größe und Verderben. Hundert Züge einer wurzelhaften Gläubigkeit und Sittlichkeit, die in die Zeit des stärksten einander Entgegenflammens von Christentum und Germanentum zurückreichen, leuchten uns aus der ergreifenden Schilderung entgegen. Es wird daran sichtbar, wie sich das deutsche Volk über seine Trennung in mehrere Bekenntnisse hinweg den Untergrund einer gemeinsamen Religiosität bewahrte. Davon nahm im vergangenen Jahre der Deutschböhme Josef Nadler, ein katholischer Forscher, eindrucksvoll seinen Ausgang, um die geistigen Voraussetzungen der deutschen Romantik aufzuhellen. Mit einem Schlage wurde uns einer der bedeutsamsten Abschnitte in unserer seelischen Entwicklung des letzten Jahrhunderts verständlich. Zugleich aber blicken wir damit abermals in eine Übereinstimmung im Wesen des deutschen und des spanischen Volkes hinein. Wie der den beiden Völkern gemeinsame Karl V. den schroffsten Gegensatz zu Ludwig XIV. darstellt, so erscheinen uns durch ihre Religiosität die beiden Völker selber bis auf diesen Tag als der Gegenpol des französischen Volkes innerhalb der christlichen Welt, insofern als es in seiner Gesamtheit bei durchaus zu ehrender Frömmigkeit vieler Einzelner der typische Träger der Aufklärung rationalistisch in seiner ganzen geschichtlichen Auswirkung ist.

Im 12. und 13. Jahrhundert sproß überall im Abendlande das Rittertum in üppiger Fülle empor. Es wurde die vorwaltende gesellschaftliche Schicht. Getragen von der großen religiösen Bewegung jener Zeit, gelangte es rasch zur vollen Entfaltung. Sein blütenreichster Zweig, das französische Rittertum, in dem sich damals wie in einem Fruchtboden die französische Nationalität formte und zum Keimen kam, drängte nach dem Orient hinüber. Die Kreuzzüge wurden zu den von den Franzosen mit Stolz immer aufs neue verkündeten „gesta Dei per Francos“. Was blieb von ihnen übrig? Je ausschließlicher die Kreuzzüge Heerfahrten nord- oder südfranzösischer Ritter wurden, desto mehr verblaßte ihr Ziel, die Wiedergewinnung des Heiligen Grabes. Der Adel, der sich in Syrien und Palästina niedergelassen hatte, entartete. Welch seltsames Gebilde wurde die feudale Ordnung, die die Franzosen von 1204 an dem Balkan gaben! Liebeshöfe, politische Intrigen, Fehden. Nichts von Dauer. Kein Ergebnis für die Wiederannäherung der griechischen und römischen Kirche, keine Hilfe für das daniederliegende wirtschaftliche Leben der

Bevölkerung, keine soziale Förderung. Wegbereitung für die Türkenherrschaft. Im französischen Mutterlande als Ausklang die entsetzliche Tragödie des Templerordens. Schneidend scharf hebt sich davon die Strenge und die inwendige Glut der großen spanischen Ritterorden ab, ebenso wie die Ausdauer des spanischen Kampfes wider die Ungläubigen und das Kulturwerk, das sich schließlich daraus erhob: die spanische Kirche, das Eigenleben spanischer Wissenschaft und Kunst, der spanische Staat. Mit gerechtem Entzücken versenkt sich, verehrter Freund, Ihr Geist, einmal darauf hingelenkt, sofort in jene mächtigen Jahrhunderte Ihrer vaterländischen Geschichte. Aber ich darf Sie mit gutem Gewissen nun nicht minder auch um einen Blick hinüber in die fernen Lande östlich der Elbe und an der Ostsee bitten. Der Deutschherrenorden, der im 13. Jahrhundert seinen Hauptsitz vom Heiligen Lande in die Gegenden an der Weichsel verlegte, gleicht in seinem Aufbau, wenn ich mich nicht völlig täusche, weit mehr Ihren spanischen Orden als etwa den Templern. Ähnlich fielen seine Leistungen aus. Er hat mit einem sich lange Zeit gleich bleibenden Eifer gegen die Ungläubigen in den slawischen Ländern gekämpft und nicht geruht, bis er christlichen Glauben, christlichen Kultus und christliche Kultur zusammen mit dem deutschen Volkstum hier heimisch machte. Aus dem so bereiteten Boden, aus dem Ordensstaate um die Marienburg her hat sich das Preußentum gestaltet. Der Arm der Hohenzollern wurde gleichsam erst stark, ihr Herrschertum gewann erst wahrhaft staatsbildende Kraft, als sie Preußen mit der Mark Brandenburg vereinigen konnten.

Wie ein Gleichnis der abendländischen Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert muten mich die Kreuzzugsbegebnisse an, an die ich soeben, verehrter Freund, Ihre Erinnerung weckte. Hat Frankreich inzwischen im 18. und 19. Jahrhundert im Abendlande anders gewirkt als vordem im Morgenlande? Dem Zauber des Wesens französischer Nation entzogen auch wir uns nicht. Auch wir ließen Rosen über unser gesellschaftliches Dasein ausstreuen. Aber wird das Ende nicht auch hier in nicht wieder gutzumachenden Zerstörungen bestehen? Und wird anderseits im spanischen und im deutschen Volke noch einmal der erhabene und ernste Geist der Ritterorden lebendig werden?

Im Januar schrieben Sie mir, verehrter Freund, daß Frankreich anscheinend den Marokkanern gegen Spanien Munition liefere. Wir Deutsche sahen im Weltkriege Neger vom Senegal, Marokkaner und Anamiten uns gegenüber und müssen sie jetzt am Rhein als Besatzung ertragen. Als Spanien Großmacht war, brachte Frankreich es fertig, den Türken wie die Protestanten des Nordens zu Verbündeten der ältesten Tochter der Kirche zu machen. Gegen uns hat es Rußland und England zu vereinigen vermocht. Immer nutzte es die partikularistischen Strömungen unseres wie des spanischen Staatslebens für sich aus. Es stachelte in Spanien die katalonische Bewegung auf. Unseren Reichsständen redete es unablässig von ihrer durch das „absolute Dominat“ der Kaiser bedrohten „deutschen Freiheit“ und „germanischen Libertät“, unseren politischen Parteien von den Segnungen der „Demokratie“, den Untertanen des habsburgischen Hauses vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker“. Euch warf es auf diese Weise wieder hinter die Pyrenäen zurück. Österreich-Ungarn ging an ihr zugrunde. Wir kämpfen noch hart und unentschieden um unsere Behauptung.

Seit 1914 erfüllt Frankreich die Welt mit dem Entsetzen über unerhörte Greuel, die sich die deutschen Truppen seiner Behauptung nach in Belgien und Nordfrankreich zuschulden kommen ließen. Wilhelm II. und seine Heerführer werden von ihm der Sucht nach der Weltherrschaft bezichtigt. Neugierige aus aller Herren Länder führt man in das Kampfgebiet und weist ihnen die Zerstörungen vor als unauslöschliches Schandmal deutscher Kriegführung, als seien nicht noch viel mehr englische, französische und amerikanische als deutsche Granaten in die Städte und Dörfer geworfen worden. Die Welt hat sich stark davon beeindrucken lassen. Fast allein die spanische

Nation machte eine Ausnahme. Der Deutsche weiß es, oder soll ich sagen, er fühlt es, so wenig Kunde er sonst auch aus und über Spanien erhält, und deshalb äußerte sich sein Dankesempfinden endlich geradezu elementar, als König Alfons XIII. jüngst in Barcelona das deutsche Heer seinen Offizieren als Vorbild der Zucht und der Aufopferung für König und Vaterland hinstellte. Der ungestüme Dank galt in dem Könige dem ganzen spanischen Volkstum. Ihr ließet Euch aber den freien Blick nicht so leicht beirren wie die übrige Welt, weil Ihr dereinst dieselbe üble Nachrede erfahren habt, die wir heute über uns ergehen lassen müssen.

Auf der Schule lernten auch wir deutschen Kinder menschenalterlang von Lehrern, die es selber nicht anders gelernt hatten, daß es keinen grausameren Feldherrn gegeben habe als Alba, daß König Philipp II. ein Gewaltherrscher von abstoßender Härte gewesen sei, daß die Untaten der spanischen Inquisition ihresgleichen nicht hätten. Spanien wurde uns als das wirtschaftlich am weitesten zurückgebliebene Land, die spanische Nation als die an Bildung ärmste und bildungfeindlichste Bevölkerung Europas geschildert. Am willigsten hatte diese Vorurteile der evangelische Volksteil unseres Vaterlandes aufgenommen. Man könnte daraus schließen, daß sie überhaupt konfessioneller Leidenschaft entsprangen. Diese ist zwar an ihrer Verbreitung mitschuldig, wie auch der Händlergeist Englands aus Mißgunst wider Euch seinen Anteil daran hat. Entstanden sind die Vorurteile aber in anderen Köpfen als in denen unserer in diesen Dingen vielleicht etwas engen, jedoch ehrlichen lutherischen Prediger. Ein klassischer Zeuge deutscher Art in ihrem Verhalten gegen fremdes Volkstum ist der Schwabe Friedrich Schiller. Er hat in seiner „Jungfrau von Orleans" die französische Nationalheldin wärmeren Herzens als noch je ein Franzose verherrlicht und durch seine „Maria Stuart" auch der unglückseligen Schottenkönigin ritterlich die Herzen zurückgewonnen. Dagegen hat er im „Don Carlos" den volkstümlichsten aller spanischen Könige verzerrt und entstellt, ohne Gefühl für Philipps Größe gezeichnet. Als er den „Don Carlos" schuf, war er erst ein Zwanzigjähriger und noch im Banne der Aufklärung. Die Aufklärung hat jenes Bild des spanischen Königs geformt, das Schiller widerspiegelte, und das wir alle als Kinder in uns aufnahmen. Sie machte den König zum Symbol der hassenswertesten Tyrannei und bedeckte seinen Namen mit Fluch. Sie erhob den Abscheu über die spanische Inquisition und die Anschauung, als ob das Spaniertum minderwertig sei, zum Dogma für alle, die der rationalistischen Weltanschauung der Gegenwart sich beugten. Die Aufklärung aber ist nichts anderes als die letzte und reinste Entfaltung des französischen Geistes. Durch sie gelangte er in Europa über die öffentliche Meinung aller Völker zur Macht.

Schon vorher hatten wir in Deutschland französischen Einflüsterungen wider Euch derart nachgegeben, daß das Reich im Jahre 1648 seinen dreißigjährigen Krieg mit Schweden und Frankreich beendete, ehe der gleichzeitige Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausgetragen war, und daß die Stände danach sogar den österreichischen Truppen ausdrücklich den Durchzug durch das Reichsgebiet Euch zur Hilfe nach den Niederlanden verweigerten, wo sich Spaniens beste Soldaten heldenmütig verbluteten. Ihr wurdet dadurch 1659 zum Pyrenäischen Frieden gezwungen. Auf uns aber fiel wie zur Strafe die ganze furchtbare Last der ein halbes Jahrhundert währenden Raubzüge Ludwig XIV. in das Reich. Ihr seid gewarnt. Wir waren nicht gewarnt.

Schlimmer als alles ist indessen für uns beide die fortschreitende Zersetzung unseres Volkstums und seiner Eigenart durch die andauernden und immer mehr erstarkenden Einwirkungen von Frankreich her. Die wirtschaftliche und politische Selbstverwaltung, die unser Stolz im Mittelalter war, hofften wir im 19. Jahrhundert nach den uns von der Romantik gewordenen Anregungen dank der Vor-

arbeit unserer bedeutendsten Staatsmänner, des Freiherrn vom Stein und Bismarcks, wieder zu erneuern. Statt dessen ist sie durch den uns von Frankreich überkommenen Bureaukratismus und Parlamentarismus heute aufs äußerste in ihrem Bestande bedroht. Die reiche föderalistische Verfassungsentwicklung, die uns sowohl durch unsere Stammes- wie durch unsere einzelstaatliche Entwicklung beschieden und die unserem Staats- wie unserem Kulturleben gleich nützlich war, kämpft gegenwärtig vielleicht ihren letzten Kampf gegen den französischen Zentralismus und Unitarismus, die ähnlich wie das bureaukratische und parlamentarische Prinzip unsere demokratischen Parteien für sich einnahmen. Ihr habt Euch in Spanien noch im 16. Jahrhundert kraftvoll in der Entfaltung föderalistischen und ständischen Lebens gezeigt. Seither wurdet auch Ihr durch den Einfluß der Ideen von 1789 von diesem Wege abgedrängt. Durch den Zauber dieser selben Ideen ließen sich vor hundert Jahren Eure herrlichen Kolonien in Südamerika gegen das Mutterland einnehmen und öffnete sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts unter uns wieder ein schon beinahe überwundener Zwiespalt des Empfindens zwischen den Deutschen am Rhein und an der Donau und den Deutschen in unserem Kolonialllande östlich der Elbe. Was trug es uns demnach ein, daß Ihr dereinst den Befreiungskampf gegen die Tyrannei des ersten Napoleon begannt und wir ihn vollendeten, da wir doch schließlich nur den Mann und nicht das unserem Volkstum fremde Prinzip, dessen Organisator er war, niederzuringen vermochten?

Mußte es soweit kommen, verehrter Freund? Läßt sich das Schicksal noch wenden? Bei uns begehrt alles, was Herz und Nerven hat, dagegen auf, daß wir um unser Wesen kommen und Mitteleuropa ein bloßer geschichtlicher Begriff werden soll. In Spanien haben die Erneuerungsbestrebungen auf staatlichem wie religiösem Gebiete sogar schon beachtliche Erfolge erzielt. Unter Alfons XII. und Alfons XIII. beruhigte und festigte sich seine innere Entwicklung wieder. Der Krieg stärkte sein Ansehen in der auswärtigen Politik und kräftigte seine Wirtschaft. Das seelische Verhältnis zu dem überseeischen Spaniertum ist aufgelebt. Ich sehe die Verpflichtung für die Wissenschaftler wie für alle im echten Wortsinn konservativen Politiker unserer Nationen darin, durch eine tiefschürfende Gedankenarbeit und im Vereine damit durch organisatorische Leistung den beiden Völkern zugleich zur inneren Wiedererhebung, zum Sich-wieder-Zurückfinden zur eigenen Art zu verhelfen. Glückt es uns, hierüber uns zu verständigen und hierin gemeinsam zu arbeiten, so wird eines jeden Wirken für die eigene Nation erst vollends verheißungsvoll werden.

Ich bin in aller Verehrung und mit dem Ausdrucke meiner ausgezeichneten Hochachtung stets Ihr aufrichtig ergebener Martin Spahn.

Die Politik des Rechtes

Von

Wilhelm von Kries

I

Das deutsche Volk hat den Geschmack an der Beschäftigung mit Fragen seines Rechtes verloren. Es herrscht, nicht erst seit dem „Friedensvertrage" von Versailles, das Gefühl des Mißtrauens gegen das Recht, gegen die Rechtsprechung, vor allem

gegen die Handhabung dessen, was einst als Völkerrecht bekannt und vielleicht zeitweilig einmal geachtet war. Dies Mißtrauen ist eine Folge der Gewohnheit der Gegenwart, immerfort von Rechten, und der Vergangenheit, immerfort von Pflichten zu sprechen. Wir haben über den Rechten und Pflichten das Recht und die Pflicht vergessen. Wir haben die große Einheit von Recht und Pflicht in Abermillionen kleinster Teile zerlegt. Jeder Deutsche hat Sonderansprüche, die er vertritt, und Sondervorschriften, die er befolgen soll. Die Dinge jenseits der Grenzen dieses engumschränkten Ichbewußtseins vermögen nur wenige zu sehen, und von den politischen Grundfragen, um die es im tiefsten Grunde geht, findet sich wohl hie und da etwas in gelehrten Zeitschriften, in den Bücherschränken der Wissenschaft, aber im täglichen Leben des deutschen Volkes, ja nicht einmal in seinen Stunden der Muße, ist nichts von dem lebendig, was Recht und Pflicht heißt. Beide Worte sind zu Kleingeld geworden, zu einer abgegriffenen Sache, die man so wenig wie möglich in die Hand nehmen sollte. Auch hier herrscht Inflation und Papiergeldwirtschaft, die, wie uns dünkt, weit bedenklicher ist als die Papiergeldwirtschaft des Staates.

Dennoch oder gerade aus diesem Grunde verlohnt es wieder, vom Recht zu sprechen, denn die Wurzeln des Rechtes und der Pflicht liegen im Allgemein-Menschlichen, und das Wachstum aus diesen Wurzeln zu fördern, ist eine Aufgabe der Nation. Hieran fehlt es, weil wir zumeist die Symptome behandeln. Im übrigen begnügen wir uns mit dem Satze: Macht ist Recht, und glauben damit den Sinn des Rechtes gefunden zu haben.

Offenbar ist das, was wir als Recht bezeichnen, begründet in unserer menschlichen Existenz. So sprechen wir denn von einem Rechte auf das Leben. Aus dem Rechte auf das Leben, der Anerkennung der Existenzberechtigung des einzelnen Menschen, wie des Menschen in seiner Gesamtheit, entsteht das menschliche Recht. Das Recht in dieser Ebene der Betrachtung ist der Ausgleich, und zwar der bewußte und unbewußte Ausgleich der jeweils verschiedenen, aber als notwendig anerkannten Lebensansprüche einer Anzahl von Menschen. Dieses Recht kann kodifiziert sein, kann sich aber auch als Überlieferung halten, als Sitte und Gewohnheit. Dieses Recht ist gegründet auf den Hunger, den Durst, kurzum, auf die physischen Bedürfnisse des Menschen. Es ist der Inhalt der menschlichen Ordnung.

Der Ausdruck des ursprünglichen Rechtsempfindens ist die Gewalt, die Zerstörung, die Vernichtung. Unser Recht ist das Erbe Kains, nicht Abels. Erst die Ordnung des Zusammenlebens, die Erfahrung, die Furcht des von der Natur unbewehrten Menschen schaffen die Voraussetzungen für die Aufhebung der Gewalt. Die Gewalt wird Macht. Aus der Macht entstehen Gewohnheit, Sitte, Überlieferung. Alle aber ruhen im tiefsten Grunde auf dem vulkanischen Boden des Anspruchs des Rechtes auf das Leben, auf dem Zwang des Hungers, der Raserei des Durstes, der Furcht vor Kälte, der Sehnsucht nach Licht. Weil alles physische, ursprünglich nicht aufzuhebende, nicht zu beseitigende Bedürfnisse des Menschen sind, ruht unsere soziale Ordnung, soweit sie auch dem primitiven Zustande der Menschheit entfernt scheinen mag, zu jeder Zeit und allerorten auf der Beherrschung dieser physischen Bedürfnisse des Menschen, welche der Inhalt seiner Affekte, seiner Leidenschaften sind. Der Mensch will leben, weil er leben muß. Die Tatsache der Geburt ist das Recht auf diesen Anspruch. Die Geburt ist der Ursprung des Rechtes. Mit jeder Geburt entsteht neues Recht, mit jedem Todesfall erlischt altes Recht.

Um zu leben, muß sich der Mensch nähren und kleiden, sich eine Behausung schaffen, und ebenso muß er sich fortpflanzen. Wer sich diesen Trieben entgegenstellt, begeht Unrecht, wer sie fördert oder regelt, schafft Recht. Dies ist Aufgabe der Politik. Das Mittel der Politik ist daher die Beherrschung der Wirtschaft. Die Wirtschaft wird beherrscht durch geschriebenes oder ungeschriebenes Recht auf das

Leben. Die Voraussetzung staatlicher Ordnung ist Ordnung der Wirtschaft. Versagt die staatliche Macht in diesem Punkte, dann kämpft sie gegen den Hunger. Hunger ist unüberwindlich. Er fordert Blut. Er ist die einzige Gefahr, welche einen Staat, welche eine Nation gefährden kann. Er kennt keine Furcht.

Aber er kennt auch keine Verantwortung, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Er weiß nichts von anderen, er weiß nur etwas von sich selbst. Er ist das Tier im Menschen. Er vernichtet und zerstört. Er hat die Burgen des Adels und die Höfe der Bauern zerstört, er zertrümmert die Paläste der Reichen wie die Behausung der Besitzlosen. Der Hunger ist sinnlos. Gleichwohl ist er die elementarste Kraft des Menschen, wenn auch die unwürdigste, weil er das Bekenntnis der Unfreiheit des Menschen ist.

II

So entsteht denn die Frage, ob das, was wir Recht auf das Leben, Existenzrecht nennen, sich wirklich als Recht bezeichnen läßt. Es ist doch offenbar ein Zwang, es ist ein unentrinnbares Muß, es ist etwas, worüber wir nicht Herr sind. Es bringt uns in Abhängigkeit von der Umgebung, es knebelt unseren Willen. Das Soll und Haben des Menschen ist Leben und Tod. Aber es widerspricht unserem innersten Rechtsbewußtsein, etwas zu beanspruchen, was wir uns nicht erworben haben. Es fragt sich, ob wir dort von einem Rechte sprechen dürfen, wo keine Alternative vorhanden ist, ob nicht ein Recht erst dann entsteht, wenn wir die Alternative als solche bewußt in unsere Rechnung stellen. Wir gewinnen das Leben durch Hingabe des Lebens. Dies ist unser einziges persönlichstes und höchstes Recht. Sein Leben einsetzen aber bedeutet, den Tod nicht fürchten, und so können wir in vielleicht etwas überspitzter Formulierung sagen, das Recht auf das Leben entsteht für den Menschen nicht durch die Geburt, sondern durch die Erkenntnis des Rechtes auf den Tod. Diesen Zusammenhang zu begreifen, ist die Pflicht jedes Menschen, und zwar seine höchste Pflicht. —

Wir sprechen mit Bedacht von dem „Recht auf den Tod", weil wir von einem Recht auf das Leben sprechen. Aber wir können genau genommen nicht von einem Recht auf das Leben sprechen, denn wir haben uns das Leben nicht gegeben, wir haben uns nicht selbst geschaffen. Nur die Tatsache, daß wir sind, gibt uns das Recht, so folgern wir, die Weiterexistenz zu fordern, und diese Forderung ist ein inneres Gesetz des Lebens, dem wir nicht entrinnen können, weshalb wir es denn als ein Recht betrachten, als einen Ausfluß unseres Bestrebens, unseres Willens, was eben in Wirklichkeit kein Recht sein kann. Was wir besitzen, ist demnach ein „Recht durch das Leben". Diesem aber ist ein Ende gesetzt durch den Tod, der ebenso notwendig ist oder erscheint wie die Geburt, das Sein als solches. Wir wissen nichts von dem Vorher. Wir wissen auch nichts von dem Nachher. Aber wir können, und das ist das Entscheidende, die Spanne des Lebens abkürzen, und wir gewinnen das Leben, indem wir unsere Lebenskraft zerstören. In der Wirklichkeit ist Arbeit, ist Mühe und Sorge, ist jeder Schritt, den wir tun, jede Tätigkeit, die wir entfalten, nichts anderes, als fortgesetztes Einsetzen des Lebens, wir verbrennen uns selbst. Hierauf fußt denn die Religion. Die Religion bedeutet im Sinne dieser Betrachtung nichts anderes als die Bewirtschaftung des Glaubens an die Nichtigkeit des physischen Lebens. Und es läßt sich nicht leugnen, daß erst aus der Bereitschaft zur Anerkennung dieses Satzes, aus der Bereitschaft der Hingabe für einen vielleicht nicht erweislichen höheren Sinn des Lebens dasjenige entsteht, was wir als Recht im höchsten Sinne zu begreifen gewöhnt sind. Das Leben läßt sich nur beherrschen und wird nur beherrscht durch den Tod, und zwar, indem die Furcht vor dem Tode verwandelt wird in die Bereitschaft zum Tode. Dieses aber ist der Mut, der Mut vor den Menschen,

der Mut vor dem Schicksal, der Mut, welcher die Politik, das heißt, den Willen der Menschheit, bezwingt. Hierauf beruht das Christentum, hierauf beruht jede Gemeinschaft religiöser oder anderer Art, weil es eben nicht der Glaube an das andere Leben ist, welcher die Kraft, die er ausströmt, ausmacht, sondern die Bereitschaft, die uns gegebene Spanne der bewußten Herrschaft über uns selbst freiwillig abzukürzen. Erst das bewußte Recht auf den Tod oder der freiwillige Einsatz des Lebens, welches unser eigenster Besitz ist, gibt uns das, was wir als menschliche Freiheit betrachten, und gibt uns die Möglichkeit, im eigenen Rechte zu handeln.

III

Dies ist denn auch der Grund, warum der gegenwärtige Zustand unserer Politik durchaus verlogen ist. Wir haben eine Fassade aus Stuck um das Menschentum des deutschen Volkes angelegt. Deshalb ist die Politik, welche die Menschen zu führen vorgibt, solange sie diesen Dingen nicht Rechnung trägt, eine Beschäftigung für Gottes Hofnarren.

Von allen diesen Dingen ist in der deutschen Republik noch niemals die Rede gewesen. Die deutsche Republik kennt nur das Recht auf die Existenz, aber nur insoweit damit das Leben nicht aufs Spiel gesetzt wird. Deswegen ist in der deutschen Republik von keinem Staatsmann ein einziges Wort geprägt worden, das ewigmenschlich wäre. Frankreich aber hat den Versailler Vertrag geschaffen. Hinter dem Vertrage von Versailles steht der bewaffnete Wille einer kleinen Nation, die für ihre Ziele, für ihre Rechte zu sterben bereit ist. Weil sie aber bereit ist, zu sterben, weil der Franzose sich heute einsetzt für die zeitliche Existenz seiner Nation, deswegen handelt er im Sinn des Ewig-Menschlichen in seinem eigenen Rechte. Denn es gibt nur eine Entscheidung: der Einsatz des Lebens vor der Zeit. Aber er ist dennoch, wenn wir den Sinn der Menschengeschichte zu begreifen suchen, ein Unrecht, weil er den möglichen Gegner entwaffnet hat, weil Deutschland wehrlos preisgegeben ist. Aber daraus folgt mit unerbittlicher Notwendigkeit der zweite Satz und die Folgerung, daß das Recht des deutschen Volkes auf seinen nationalen Fortbestand nur dann gesichert werden kann, wenn es die tief begründete und so menschliche Feigheit in sich überwindet, wieder eine Politik treibt, die auch den Tod in Rechnung stellt, die ihn nicht bewußt ausschließt. Es gibt keinen anderen Weg.

Es hat keinen Sinn, hier in diesem Zusammenhang etwa von dem Unrecht des Vertrages von Versailles zu sprechen oder gar seine Revision zu fordern. Wir besitzen kein Recht, dies zu fordern, solange wir nicht begreifen, daß es der Einsatz des Lebens, die größere Bereitwilligkeit zum Tode, der härtere Wille sind, welche neues Recht schaffen. Es hat niemand ein Recht auf das Leben, der das Recht des Todes nicht anerkennt.

Es ist ein altes Wort neuerdings wieder in Gebrauch gekommen. Dies Wort heißt Notrecht, als ein Recht, welches über dem Rechte steht. Notrecht aber ist nichts anderes als das Recht, von dem wir sprechen. Wir stehen mit dem Rücken gegen die Mauer der Not, gegen den Felsen des Schicksals. Notrecht kennt keine Wahl, kennt keinen Ausweg, als den Einsatz des ganzen Menschen, die Aufgabe des Anspruchs auf das Leben, um das Leben zu gewinnen. Es ist das deutsche Recht. Nur darf heute niemand davon sprechen. Man bedenkt die Wirtschaft, man kalkuliert Gewinne, berechnet Steuern, man druckt Schuldscheine aus Papier, welche Reichsbanknoten heißen. Man fristet das Leben, indem man Wechsel auf den Hunger ausstellt, die weder Frankreich noch England honorieren werden, weil sie aus der Liebe zum Leben auf die Furcht vor dem Tode ausgestellt wurden. Die ist die höchste „menschliche" Leistung unserer Arbeiterführer. Das System nennt sich der Marxis-

mus, welcher eine Weltanschauung in Lohntabellen darstellt, die ein ewiges Leben auf Erden voraussetzt, das wir nicht besitzen.

Wir stehen vor dem Zusammenbruch dieses Systems, aber wir stehen auch vor dem Zusammenbruch des deutschen Volkes. Man spricht davon, daß wir 1918 einen Zusammenbruch erlebt haben; der Zusammenbruch von 1918 war nichts, als der Sieg des Materialismus, die Erfüllung des Zeitalters Wilhelms II., dessen Ziel der Umsatz war. Die Opfer des Krieges sind von den Machthabern des Krieges in ihrem inneren Sinn nicht begriffen worden. Es hieße, dem deutschen Volke Unrecht tun, wenn man glauben wollte, es sei vielleicht um die Erzbecken von Briey oder die Kautschukplantagen der Straits Settlements in den Tod gegangen. Aber diejenigen, welche auf der Höhe der Bewußtheit nationalen Denkens standen, welche die Pflicht hatten, in jenen einfachen Ausdrücken der menschlichen Seele zu sprechen, haben die Verantwortung ihrer Stellung nicht begriffen und haben darum den Krieg verloren. Daß Rechenschaft nicht abgefordert wurde, daß sie noch zu verlangen ist, ist das deutsche Verhängnis, ein Verhängnis, das doppelt schwer um deswillen ist, weil die Epigonen des Kaisertums nicht einmal die Form, geschweige denn den Inhalt eines nationalen Programms begriffen hatten. Die Schuld, wenn man von Schuld zu sprechen das Recht hat, oder das Schicksal ist, daß wir heute vor einem zweiten Zusammenbruch stehen, der nicht nur eine Enttäuschung über materielle Mißerfolge, der nicht nur im Hunger begründet liegt, sondern der in jener tiefsten aller Enttäuschungen wurzelt: in der Verzweiflung am Sinne des Lebens. Wir wissen nicht mehr, wo unser Recht ist, wir fühlen nicht, wo unsere Pflicht liegt. Wir haben kein Ziel und finden darum auch keinen Weg. Das deutsche Volk hat den Zusammenhang mit einem Menschentum, hat den inneren Halt verloren und strebt in die Einöde der Resignation, den Bolschewismus, um dort vielleicht in der Grenzenlosigkeit des Unheils in jenem Selbstbetrug Erlösung zu finden, der den Wanderer in der weglosen Steppe im Kreise zu gehen zwingt. Unsere Führer haben die Kunst verlernt, ihren Weg nach Wind und Wetter, nach Sonne, Mond und Sternen zu finden, welche die Wegweiser der Ewigkeit sind.

IV

Hier aber schließt sich die Betrachtung zum Kreise. Wenn Recht denn Notrecht ist, wenn Notrecht nichts anderes ist, als bittere Notwendigkeit, die wiederum als Wollen und Kraft in Erscheinung tritt, wenn unser Rechtsgefühl nichts anderes wäre, als die Objektivierung unseres gemeinsamen bewußten Wollens, dessen Führung in der Politik zum Ausdruck kommt, dann folgt, daß unsere Zukunft an die ewigen Gesetze des Menschentums gebunden ist, und daß wir uns **wieder** finden werden. Politik des Rechtes wäre aber demnach eine Politik, welche auf dem Boden des Menschentums, zwischen Tod und Leben, uns den Weg zu führen suchte, der uns in jenem höheren Sinne der Erfüllung des Lebens näher brächte, damit wir anderen das Gesetz unseres Willens aufzuzwingen wieder das innerlich empfundene Recht hielten. Es sind Millionen im deutschen Volke, die diese Aufgabe täglich und stündlich leisten, aber sie leisten sie in den Schranken ihres Berufes, hinter den Gittern der Parteiung. Millionen setzen täglich unbekümmert oder bewußt Gesundheit und Leben aufs Spiel, um ihren Hunger zu stillen, und vielleicht auch im Sinne der deutschen Gemeinschaft. Aber von einem gemeinsamen Wollen ist vor der Hand noch nichts zu verspüren. Wir sind zersplitterter denn je. Es sind nur wenige, die über den Bereich der Wirtschaft hinauszublicken vermögen, und es sind viele, die über den Horizont nicht hinausblicken wollen. Darum kann die Erfüllung erst kommen, wenn das Scheingebilde, welches unsere Vorstellung von der Wirtschaft ist, ins

Wanken gerät. Erst wenn die Aufgabe kommt, den Hunger zu regieren, werden wir begreifen lernen, daß die Führung dem gebührt innerhalb der einzelnen Nation sowohl wie in der Welt, der auf die schmale Schneide zwischen Tod und Leben zu schreiten vermag.

Über der Zukunft dieses Winters steht aschgrau die Furcht. Aber setzen wir den Tod in unsere Rechnung, dann werden wir das Recht auf das Leben gewinnen. Das aber ist die Politik des Rechtes. Diese müssen wir und werden wir von unseren Machthabern verlangen, und wenn sie diese Politik nicht führen können, weil ihr menschliches Vermögen nicht zureicht, werden wir andere Menschen an ihre Stelle setzen oder aber den Anspruch aufgeben müssen, zu den großen Völkern der Erde gerechnet zu werden, die würdig sind, Herr über Tod und Leben zu sein.

In den besetzten Gebieten am Rhein und der Saar

Von

Ludvig af Petersens-Stockholm
Königlich schwedischem Oberst a. D.

Am Rhein und der Saar liegt das politische Gewitterzentrum Europas. Hier wird es sich in den nächsten Jahren entscheiden, ob Recht und Gerechtigkeit oder die Bajonette der französischen Imperialisten die entscheidenden Faktoren in der Entwicklung Europas sein werden. Die hier herrschenden Verhältnisse müssen daher von den Völkern Europas mit größter Aufmerksamkeit verfolgt werden.

Ich habe während dieses Sommers Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in diesen Gebieten zu studieren. Die Auffassung über sie, die ich hier zur Sprache bringe, ist nicht die französische, sondern die des unterdrückten Volkes. Die französische Auffassung kann man aus der französischen Presse ersehen, aus den Brandreden der Chauvinisten in der Kammer, dem Senat, bei der Einweihung von Denkmälern u. dgl. Diese oft vollständig unwahren Darstellungen werden durch die französischen Telegrammbureaus verbreitet und tragen dazu bei, das Volk hinters Licht zu führen. Die Auffassung, die das unterdrückte Volk hegt, darf es unter der französischen Bobrikoffherrschaft nicht zum Ausdruck kommen lassen, und so muß sie auf andere Weise zur Kenntnis der Welt gebracht werden.

Die Auffassung, die ich an Ort und Stelle gewonnen habe, ist nicht auf diejenige einer gewissen Partei gegründet, sondern ist die Ansicht des ganzen Volkes. Ich bin mit allen Volksklassen in Berührung gekommen — höheren und niederen Beamten, Geschäfts- und Industrieleuten aller Art, Arbeitern und Arbeiterführern, von der äußersten Rechten bis zu den Sozialisten —; die Darstellungen aller dieser Männer sind vollkommen übereinstimmend gewesen; sie sind immer objektiv und ohne Fanatismus gemacht worden, ruhig, klar und überzeugend, und ich habe sie, indem ich sie einander gegenüberstellte, kontrollieren können.

Die Klagen richten sich hauptsächlich gegen die Besatzungsverhältnisse im allgemeinen, gegen die schwarze Schande sowie gegen die Separations- und Eroberungspolitik.

Die Besatzungsverhältnisse im allgemeinen

Daß die mehrjährige Besetzung des Rheinlandes zu einer Plage für das Land werden muß, ist selbstverständlich. Es besteht jedoch ein bedeutender Unterschied zwischen den

einerseits von den Franzosen und Belgiern und andererseits von den Angelsachsen besetzten Gebieten. Die Amerikaner sind allerdings wegen ihrer Rücksichtslosigkeit in der schwierigen Wohnungsfrage ungern gesehen, sie mischen sich jedoch nicht in die innere Politik des Landes und treten im Gegenteil in solchen Fragen auch gegen die Franzosen auf, wie z. B. in der Affäre Dorten. Am besten ist es, wie mir einstimmig bezeugt wurde, um das von den Engländern besetzte Gebiet um Köln herum bestellt. Während der ganzen bisherigen Besatzungszeit sind kaum ernstere Mißhelligkeiten zwischen den deutschen und englischen Behörden vorgekommen. Wenn auch die englische Garnison selbstverständlich nicht mit besonderem Wohlwollen betrachtet wird, so wirkt sie doch fast völkerversöhnend, besonders, wenn man die dort herrschenden Verhältnisse mit denen in den von den Franzosen besetzten Gebieten vergleicht. Den Engländern werden die Augen dafür geöffnet, wie sie durch eine gewissenlose Kriegspropaganda hinters Licht geführt worden sind, sie gewinnen durch eigene Anschauung und Erfahrungen eine ganz andere Auffassung von dem deutschen Volke. Die Deutschen wiederum schätzen das korrekte Auftreten der Engländer. Hier merkt man bei beiden Teilen eine wirkliche Rassengemeinschaft im Gegensatz zu der von den französischen Chauvinisten konstruierten kelto-fränkischen, von der die Deutschen gar nichts wissen wollen.

Es ist sehr schwierig, die genaue Zahl der französischen Truppen anzugeben, da diese als militärisches Geheimnis angesehen wird. Die Beamten, die mit den Angelegenheiten der Einquartierung zu tun haben, werden wie Spione bestraft, wenn sie versuchen, die Anzahl der Truppen festzustellen. Aus verschiedenen Tatsachen geht jedoch hervor, daß die Franzosen in dem von ihnen besetzten Gebiet gegen das entwaffnete Deutschland eine doppelt so große und vollständig ausgerüstete Armee halten, wie Deutschland vor 1914 innerhalb desselben Gebietes gegen Frankreich (ca. 135 000 gegen früher 70 000). Aus diesem Grunde reichen die für das deutsche Militär bestimmten Kasernen, Übungsplätze usw. nicht aus, und große Teile der Besatzungsarmee müssen anderweit einquartiert werden. So werden die Truppen außer in den Kasernen auch in den Schulhäusern und anderen Gebäuden untergebracht. Offiziere und Unteroffiziere werden in Privatwohnungen einquartiert. Da jedoch in diesem Gebiet, ebenso wie in allen anderen Ländern, große Wohnungsnot herrscht, wird diese durch die Einquartierung selbstverständlich katastrophal. Ein gut Teil der höheren Offiziere muß eine eigene Wohnung haben, und so werden die Besitzer von Villen massenweise einfach herausgeworfen und müssen sich ein Dach über dem Kopfe suchen, wo sie es finden. Hotels und öffentliche Gebäude werden für Wohn- und Expeditionszwecke gegen lächerlich geringes Entgelt requiriert. Die Behörden werden aus ihren Häusern herausgejagt und müssen sehen, wo sie sich provisorisch einrichten können; der Schulunterricht muß in engen ungesunden Lokalen oder im Freien abgehalten werden, wodurch der Unterricht wie auch die Gesundheit der Kinder leidet. Vielleicht am schlimmsten sind jedoch die Einquartierungen der Offiziere und Unteroffiziere in den deutschen Familien. Das in die besetzten Gebiete entsandte Personal setzt sich nicht immer aus erstklassigem Menschenmaterial zusammen, und auf jeden Fall ist die Auffassung des deutschen Quartiergebers in bezug auf Reinlichkeit und Sittlichkeit von der des französischen Quartiernehmers im höchsten Grade verschieden. Da beide Familien ein und dieselbe Küche benutzen müssen, kann man sich wohl denken, welche Konflikte entstehen. Und wenn es zu Konflikten kommt, so ist es natürlich immer die deutsche Partei, die vor dem französischen Kriegsgericht die verlierende ist. Einige besonders empörende Fälle sind mir von ganz zuverlässigen Personen erzählt worden. Auch der einfachste Zwist wird zu einer Verunglimpfung der französischen Armee aufgebauscht! — Oft werden die Familien durch die Einquartierung zersplittert, so daß ihre einzelnen Mit-

glieder sich an verschiedenen Stellen Unterkunft suchen müssen. Was die Unsittlichkeit betrifft, so tritt diese natürlich besonders bei der Einquartierung von unverheirateten Offizieren hervor. Als über empörende Fälle dieser Art Meldung erstattet wurde, erwiderten die französischen Behörden zynisch, daß diese Verhältnisse nur geändert werden könnten, wenn die Stadt auf eigene Kosten Bordelle für die Offiziere wie auch für die schwarzen Franzosen einrichtete! — Wenn man damit rechnen könnte, daß diese Zustände ein oder auch einige Jahre herrschen würden, und man die Aussicht hätte, nach kurzer Zeit von ihnen befreit zu werden, dann ließen sie sich leichter ertragen, doch diese Zustände sollen auf Grund des Friedensvertrages 15 Jahre währen, oder nach Ansicht der Franzosen so lange, bis die Deutschen alle die unmöglich zu erfüllenden Bedingungen des Friedensvertrages erfüllt haben, d. h. in alle Ewigkeit. Kriegsverhältnisse können nach ein paar Jahren die Nerven eines Volkes zerstören — wie wird es während eines endlosen Kriegszustandes damit bestellt sein?

Besonders für die kleinen Badeorte in den Rheingegenden sind die Verhältnisse unerträglich. Aus Einquartierungs- oder anderen Gründen sind in den weltberühmten Badeorten wie Langenschwalbach, Ems usw. Truppen (meist farbige) einquartiert worden. Abgesehen davon, daß diese kleinen Städte mit nur einigen tausend Einwohnern durch die Ausgaben für die Einquartierung, Bordelle, Übungsplätze usw. zugrunde gerichtet werden, so droht ihnen auch noch die Gefahr, daß sie ihren internationalen Kundenkreis auch für die Zukunft verlieren, da die Badegäste natürlich nicht gewillt sind, sich den Sommer durch die Anwesenheit der farbigen Franzosen und allem, was mit diesen zusammenhängt, verderben zu lassen.

Die Unannehmlichkeiten und Kosten, die die Städte zu tragen haben, erstrecken sich nicht nur auf die Einquartierung, Bordelle, Übungsplätze usw., sondern auch auf alle anderen Gebiete. Bei den oft vorkommenden Inspektionen muß der inspizierende General mit Pomp und Staat empfangen werden, es müssen französische Flaggen zu den Dekorationen angeschafft und die Asphaltstraßen mit Sand bestreut werden, damit der hohe Herr mit seinem Stab sicher auf diesen reiten kann. Diese aufgezwungenen Begrüßungsmaßnahmen werden dann von der französischen Presse als Beweis für das herzliche Verhältnis, das zwischen den französischen Truppen und der Bevölkerung herrscht, angeführt! — In den Theatern muß eine Anzahl Plätze bis kurz vor Beginn der Vorstellung für die Offiziere reserviert bleiben, was selbstverständlich große Verluste mit sich bringt. Die Theater werden auch für französische Gastspiele gegen eine Bezahlung requiriert, die nicht einmal den Kosten für Beleuchtung und Reinhaltung gleichkommt.

Um die Einquartierungsmöglichkeiten zu vergrößern, werden Milliarden für neue Kasernen und Offizierswohnungen geopfert. Außerdem werden Summen für eine Menge militärischer Anlagen, wie Übungs- und Flugplätze, sowie die Zerstörung altmodischer Festungen, vergeudet. In einer Stadt mußte die für deren Bedürfnisse notwendige Gartenerde für Übungsplätze geopfert werden, da kein anderes Land zur Verfügung stand. In Koblenz werden die in der Nähe der Stadt belegenen, aus alter Zeit stammenden und für die moderne Kriegführung vollständig wertlosen Forts unter Aufwand gewaltiger Kosten zerstört. Wenn nicht das amerikanische Sternenbanner vom Ehrenbreitstein wehen würde, so hätte diese alte malerische Burg das Schicksal der anderen Befestigungen teilen müssen, und die kommenden Generationen hätten eine neue Heidelberg-Ruine, ein Wahrzeichen französischer „Kulturarbeit" im zwanzigsten Jahrhundert, gehabt.

Die bedenklichste Erscheinung ist jedoch die Einwirkung auf die deutsche Gerichtsbarkeit und Rechtsmoral. Jeder Schwindler und Abenteurer kann sich unter französischen Schutz stellen und sich dadurch der deutschen Gerichtsbarkeit entziehen. Und Schwindler und zweideutige Existenzen gibt es überall, wo man Geld verdienen kann.

Diese zweideutigen Geschäftsleute bekommen von den Franzosen Export- und Importbewilligungen, die ehrenhaften deutschen Geschäftsleuten vorenthalten werden. Man kann sich eine Vorstellung davon machen, welche Möglichkeiten dadurch für lichtscheue Geschäfte entstehen, deren Betreiber für die Vertreter der Ordnung und des Rechtes unerreichbar bleiben.

Es ist der Bevölkerung verboten, ihre patriotischen Lieder zu singen oder die Flagge ihres Landes ohne nachgesuchte Erlaubnis zu hissen. Die deutschen Polizeibehörden werden gezwungen, gegen ihre eigenen Landsleute vorzugehen, wenn sie es wagen, die Lieder ihres Volkes zu singen! Beamte, die in solchen Fällen ihre „Pflicht" nicht tun, werden rücksichtslos bestraft, abgesetzt oder ausgewiesen. Die nationalen Farben und Lieder sollen vergessen werden — doch die Franzosen folgen hier, wie in so mancher anderen Hinsicht, einer falschen und unpsychologischen Taktik. Was vergessen werden soll, das wird desto treuer im Herzen bewahrt, bis der Tag der Befreiung kommt. Und er kommt.

Abgeordnete und Minister dürfen ebensowenig wie andere Bürger öffentlich ohne Zensur sprechen. Die Zeitungen des besetzten Gebietes wie auch Zeitungen von der anderen Seite des Rheins werden verboten, wenn sie den französischen Interessen abträglich sind.

Man mischt sich sogar in das Schulwesen. Hierüber und auch über andere derartige Zustände äußerte sich der preußische (mehrheitssozialistische) Ministerpräsident Braun in einer Interpellationsdebatte im Preußischen Landtag am 23. Januar 1922 wie folgt: „Fünfzehn Jahre soll dieses Gebiet unter dem Drucke fremder Militärbesatzung stehen. Wenn diese schon schwer zu ertragen wäre, wenn sie sich im Rahmen des Friedensvertrages hielte, so wird sie für die Bevölkerung unerträglich, wenn sie durch willkürliche Auslegung des Vertrages zu Gewaltmaßnahmen und Schikanen führt, wie dies besonders in dem von den Franzosen besetzten Gebiet geschieht. Viele dieser Maßnahmen atmen so wenig Völkerfrieden und Versöhnung, daß es einen, zum mindesten eigentümlichen Eindruck macht, wenn die Besatzungsbehörden nunmehr durch Untersuchungskommissionen feststellen wollen, ob der Schulunterricht in einem völkerversöhnenden Geiste geleitet wird, wie dies in der Reichsverfassung angeordnet ist. Auch ich wünsche, daß, ebenso im besetzten Gebiet, wie auch in allen anderen Teilen des Landes, die Jugend in den Schulen in einem völkerversöhnenden Geiste erzogen wird. Die Besatzungsbehörden, deren Maßnahmen gegen die Bevölkerung jeder Völkerversöhnung hohnlachen, haben durch dieses ihr Auftreten jedes moralische Recht verwirkt, derartige Forderungen zu stellen und die Durchführung derselben zu überwachen."

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in Finnland während der Bobrikoffschen Herrschaft persönlich kennen zu lernen. Ich finde nicht, daß dies von ganz Europa gemißbilligte russische Satrapenregiment in irgendeiner Hinsicht schlimmer gewesen ist, als das von dem in seinen eigenen Augen so hochstehenden Frankreich in den besetzten Gebieten geübte es ist. Mit dieser meiner Ansicht stehe ich keineswegs vereinzelt da. Ich möchte hier nur einige Worte eines früheren Alliierten Frankreichs hinzufügen. Der Amerikaner Pierrepont E. Noyes, welchem in seiner Eigenschaft als früherem Mitglied der Rheinlandkommission Sachkenntnis nicht abgesprochen werden kann, übt in einem Artikel in „The Nation" vom Januar 1921 eine vernichtende Kritik an dem französischen System im Rheinlande aus und äußert am Schlusse zusammenfassend: „Ich glaube, daß man im Rheinlande am allerbesten eine feindliche militärische Besatzung studieren kann, und ich kann auf Grund persönlicher Erfahrung bezeugen: sie ist brutal, sie ist herausfordernd, sie ist eine Fortsetzung des Krieges."

Die schwarze Schmach

Schon die Maßnahme, in einem Krieg zwischen weißen Völkern Schwarze zu Hilfe zu nehmen, war nicht nur unklug — sie war ein Verbrechen gegen die weiße Rasse. Dieses sowie andere Verbrechen wurden damit verteidigt, daß es ein Krieg zur „Verteidigung der Freiheit der Welt" war — und dazu waren alle Mittel erlaubt. Auf jeden Fall war diese Maßnahme der erste Nagel zum Sarge der weißen Rasse, was allen Einsichtsvollen klar sein dürfte. Die Schwarzen erhielten einen Einblick in die gegenseitigen Beziehungen der Weißen. Dieser neugewonnene Einblick wird ganz sicher ausgenützt werden. Außer ihrer Kenntnis von den Verhältnissen der Weißen lernten sie auch die Weißen verachten. Sie haben vielzuviel zu sehen bekommen.

Die Maßnahme beschränkte sich aber bedauerlicherweise nicht nur auf die Einmischung der Schwarzen in die Kämpfe der Weißen. Als der Sieg gewonnen war, wurde der Schwarze als Gefangenenwärter des besiegten Weißen eingesetzt. Was auch der Beweggrund zu dieser unfaßbar törichten und gemeinen Handlungsweise sein mag — sie ist auf jeden Fall eine Tatsache, mit der wir Weißen rechnen müssen.

Daß diese Maßnahme den Unwillen der ganzen Welt hervorrufen würde, war, aus allen Gesichtspunkten betrachtet, erklärlich und natürlich. Es wurde uns gelehrt, daß die schwarzen Völker in bezug auf Kultur weit unter uns stehen, und das ist ja auch eine unbestreitbare Tatsache, wenn wir uns auch in dem einen oder anderen Fall wohl etwas zu viel auf unsere hohe Kultur eingebildet haben. Aber diese, wenn auch hochstehenden Neger als Gefangenenwärter über Weiße anzustellen, muß das Solidaritätsgefühl der übrigen weißen Völker herausfordern. Als die Meinungsäußerungen der französischen Politik allzu beschwerlich wurden, suchte man die Kritik zu entwaffnen — nicht durch Entfernung der Schwarzen, was das einzig Richtige gewesen wäre, sondern durch Verbreitung bewußt unwahrer Nachrichten über die Angelegenheit, durch diplomatischen Druck und durch direkte Unterdrückungsmaßnahmen. Man versuchte teils das Vorhandensein der Farbigen im besetzten Gebiet, teils die ihnen zugeschriebenen Verbrechen direkt zu leugnen.

Daß Frankreich der ganzen Welt gegenüber seine Schuld zu verringern suchte, ist leicht zu verstehen. Weniger erklärlich ist es jedoch, daß die Unterdrückung so gut glückte.

Das Land, in dem der Unwillen gegen das schwarze Elend seinen stärksten Ausdruck gefunden haben dürfte, ist natürlich Amerika, wo man Neger, die sich an weißen Frauen vergreifen, nicht mit Samtpfoten behandelt. Dort wurden auch mächtige Proteste laut. Nach Angabe der tapferen Kämpferin gegen die schwarze Schmach, der Amerikanerin Miß Ray Beveridge (deren Tätigkeit in Finnland auf diplomatischen Druck hin untersagt wurde!), sollen jedoch nicht nur gewisse hervorragende deutsche Damen, sondern auch die Amerikanerin Mrs. Chapman Catt, der Staatssekretär Mr. Colby und der Chef der amerikanischen Truppen im Rheinland, Generalmajor T. Allen, erklärt haben, daß sie nichts von der Sache wüßten oder direkt Tatsachen geleugnet haben, indem sie behaupteten, daß das Ganze auf deutscher Propaganda beruhte.

Glücklicherweise haben sich nicht alle wie die Genannten verleiten lassen. Daß sich aber diese Personen so äußern konnten, ist unfaßbar. Mrs. Catt und Staatssekretär Colby, die in Amerika sind, können sich ja nur auf Berichte verlassen, und wenn diese irreführender Natur sind, dann ist ihr Auftreten in der Angelegenheit erklärlich, wenn man auch Grund zu der Bemerkung hat, daß sie eine so wichtige Sache hätten genauer prüfen sollen. Daß sich aber eine Persönlichkeit, wie General Allen, der die Dinge aus nächster Nähe beobachten konnte, verleiten läßt, ist unbegreiflich. Und wenn er sich auf die erwähnte Weise trotz seiner Kenntnis der Verhältnisse geäußert hat, dann heißt das, gelinde gesagt, seine Pflichten als Verbündeter zu übertreiben.

Wie in der Presse anderer Länder, so sah man auch manchmal in der schwedischen Presse Nachrichten von französischen Telegrammbureaus mit Dementis, betr. das Vorhandensein der Schwarzen usw. So wurde z. B. vor zwei Jahren mitgeteilt, daß sie zurückgezogen worden sind. In diesem Fall konnte ich, da ich gerade aus diesen Gebieten kam, wo ich die Verhältnisse untersucht hatte, in der Presse die Unwahrheit der Nachrichten konstatieren — in diesem wie in vielen anderen Fällen eine bewußte Unwahrheit.

Wenn es der französischen Diplomatie einige Male durch verschiedene Maßnahmen gewissermaßen glückte, Tatsachen zu unterdrücken, so gelang es glücklicherweise nicht immer.

Auf einer großen Versammlung in Stockholm im Mai 1920, auf der u. a. der franzosenfreundliche Staatsminister Branting und der schwedische Erzbischof sprachen, protestierte der Erstere gegen das Auftreten der schwarzen Truppen in den Rheinländern und konstatierte, daß Untersuchungen die Wahrheit der Anklagen bewiesen hätten.

Jedoch nicht nur auf neutraler Seite werden Proteste laut. Von den ehemaligen Alliierten Frankreichs hat u. a. der frühere italienische Ministerpräsident Nitti in seinem Buch „Das friedlose Europa" das Blatt vom Mund genommen und in diesem, wie in so vielen anderen Fällen, seinen Freunden, den Franzosen, die Wahrheit gesagt. Er äußerte u. a.:

„Als eine weitere Schmähung der Besiegten befinden sich Männer einer niedrigeren Rasse in den Okkupationsarmeen. Auf diese Weise waren und sind die kultiviertesten Städte Europas einer Negerherrschaft unterworfen, wodurch das größte Verbrechen begangen wurde. Die germanische Bevölkerung ist ohne Notzwang, aus der Absicht zu verletzen, physischen und moralischen Leiden unterworfen worden, die seit Jahrhunderten in zivilisierten Ländern nicht mehr vorkamen.

„Welche Gewaltmaßnahmen die Okkupationstruppen verübten, und welche Verbrechen sie begingen, ist ausführlich bewiesen worden, und jetzt sehen alle ein, daß die Okkupation keinen militärischen Zweck hat, sondern (wie die enormen Schadenersatzansprüche, die Beschlagnahme der Kohle im Saargebiet und die Zerstückelung Oberschlesiens) einzig und allein beabsichtigt, Deutschland bis zur moralischen Ermattung zu unterdrücken und dadurch sein Nationalgefühl und vielleicht auch die politische Einheit zu zerstören. Im Krieg können alle Gewalttaten und auch Grausamkeiten zwar nicht gerechtfertigt, aber doch erklärt werden. Wenn die traditionellen Gefühle getötet werden und kein Respekt mehr vor dem Leben des Nächsten besteht, erhalten alle Gewaltinstinkte freien Lauf. Es gab keinen Krieg, in dem nicht die tierischen Instinkte die Oberhand gewannen. Was aber jetzt im Frieden geschieht, hat kein Gegenstück in der modernen Geschichte. Seit Jahrhunderten hat sich kein europäisches Land mit solchen Verbrechen und Absurditäten befleckt wie die siegreiche Entente, die doch in der Stunde der Gefahr erklärt hat, daß sie den Sieg der Prinzipien der Demokratie und Freiheit wünscht. Das Kriegsglück ist unbeständig. Die Sieger von gestern sind heute die Besiegten. Wer kann die Zukunft voraussagen? Jetzt beging jedoch die Entente das Unrecht, den Sieg im Frieden mißbraucht und Gewaltmethoden angewandt zu haben, die die Zivilisation entehren.

„Die Wahrheit ist, daß Deutschland und die besiegten Länder, wenn sie einmal siegten, niemals solch absurde Gewalttaten verübten, die jetzt den Siegern jedes moralische Ansehen raubten. Und doch hatten sie während des Krieges gesagt (gemeinsame Erklärung vom 30. XII. 1916), daß sie „unis pour la défense de la liberté des peuples" seien."

Daß es auch Franzosen gibt, welche die Gefahr der schwarzen Schmach einsehen, beweist das Buch des französischen Obersten Gautier, „L'Angleterre et nous", das

Anfang 1922 erschien. In einem besonderen Artikel behandelt der Verfasser die Frage der schwarzen Okkupationstruppen, deren Verwendung er sowohl vom politischen wie vom humanitären Gesichtspunkt aus kategorisch verurteilt. „Seine Fehler zu bekennen, wenn man solche hat, ist beim Individuum wie beim Volk der schönste Beweis für Charakter und Seelengröße, besonders wenn man Sieger ist. Man soll es tun, teils des Prinzips der Wahrheit selbst wegen und teils deshalb, weil es besser ist, sich selbst anzuklagen, als von seinen Gegnern und Feinden angeklagt zu werden. Also, sagen wir es deutlich und ohne Umschweif, daß wir unrecht daran tun, schwarze Truppen im Rheinland zu halten."

Gautier betont ferner mit Nachdruck, daß Frankreich durch seine Kurzsichtigkeit daran ist, die Sympathien seiner besten Freunde zu verlieren, von denen er die Vereinigten Staaten, Italien und Schweden nennt, was einen erfreulichen Beweis dafür liefert, daß unsere Proteste nicht ungehört verhallten.

„Die Proteste der alliierten Freunde sollten den Franzosen zu denken geben, denn man hat niemals einer ganzen Welt gegenüber recht, und es ist töricht von uns, uns von allem außerhalb der Grenzen Frankreichs zu isolieren. Durch die schwarzen Truppen fügen wir unseren Feinden einen permanenten Hohn zu. Der Deutsche empfindet wie der Angelsachse eine angeborene Abscheu und Abneigung gegen den Neger, und obwohl wir selbst nicht dieselben Gefühle hegen, müssen wir doch in diesem Falle die anderer respektieren. Und ungeachtet unserer Toleranz gegenüber den Schwarzen, was würden wir selbst gesagt haben, wenn wir besiegt worden wären und die Deutschen unsere Städte mit Kaffern und Hottentotten besetzt hätten? Sind wir übrigens vor Deutschland in dem Grad sicher, daß wir uns erlauben können, für die Zukunft unnötigerweise Ursachen für Haß und Rache von seiten Deutschlands anzuhäufen?"

Es wäre für Europas Wohl von Vorteil gewesen, wenn in Frankreich mehr Männer der Ansicht des Oberst Gautier gewesen wären.

Ich habe durch zahlreiche Besuche in diesen Gebieten, zuletzt im vergangenen Sommer, versucht, die Verhältnisse festzustellen. Ein näheres Eingehen auf alle Einzelheiten würde hier zu weit führen. Ich muß mich auf die Konstatierung einiger Tatsachen beschränken.

Man versucht, wie oben erwähnt, auf französischer Seite zu behaupten, daß die farbigen Truppen gute Disziplin besitzen, und daß die Anklagen gegen sie übertrieben und Erfindungen der deutschen Propaganda sind. Ich wollte mich deshalb in dieser Beziehung selbst überzeugen und hatte auch unmittelbar Gelegenheit dazu. Kurz vor meiner Ankunft war anfangs Juni ein charakteristischer Fall vorgekommen.

Idstein ist eine kleine Ortschaft in der Nähe von Wiesbaden mit 3500 Einwohnern und ist mit einem Bataillon farbiger Truppen belegt. Am 12. Juni hatte sich dort ein junger Mann mit einem Mädchen verabredet, ein Tanzlokal zu besuchen. Als das Mädchen nicht an der verabredeten Stelle erschien, ahnte er Böses und erstattete bei der Polizei Meldung, die mit Hilfe eines Polizeihundes sofort Nachforschungen anstellte. Man fand die verstümmelte und mißhandelte Leiche des Mädchens in einem Roggenfeld und konnte mit Hilfe der Spuren unmittelbar feststellen, daß die Tat von mehreren Farbigen verübt worden war. Der Polizeihund verfolgte die Spuren bis zu der Kaserne der Farbigen, wo die Nachforschungen der deutschen Polizei aufhören mußten. Die Beweise waren aber doch dieses Mal so überzeugend, daß die französische Militärbehörde die Tatsache nicht ableugnen konnte. Nur einer der Verbrecher konnte bei dem Verhör identifiziert werden, und da man sich nicht anders aus der Sache ziehen konnte, wurde der Verbrecher als „schwachsinnig und unzurechnungsfähig" bezeichnet. Die Anständigkeit verbietet mir, zu schildern, wie das Mädchen vor und nach seinem Tod behandelt worden ist. Ich habe mit eigenen Augen die empörenden Photographien von

der Leiche gesehen, die aufgenommen wurden, bevor die Spuren verwischt werden konnten.

Es liegt kein Anlaß vor, anzunehmen, daß die unzähligen Fälle, die in den über die ganze Welt verbreiteten Büchern über die schwarze Schmach geschildert und aktenmäßig nachgewiesen worden sind, weniger wahr sein sollen als jener, den zu untersuchen ich Gelegenheit hatte. Sowohl unser eigener als auch ein ehemaliger italienischer Staatsminister haben die Zuverlässigkeit der Untersuchungen öffentlich bezeugt.

In jedem dieser vielen Fälle wäre in Amerika das Lynchrecht am Verbrecher angewandt worden — im unglücklichen Rheinland darf das Elend unter dem Schutze französischer Bajonette fortschreiten!

Ich habe während meiner Reise von zuverlässigen Personen zahllose Mitteilungen über direkte Verbrechen und die Folgen der schwarzen Invasion, wie Mulattisierung, Geschlechtskrankheiten usw., erhalten. Diese Zustände können aber auch in der reichhaltigen Literatur studiert werden.

Die Hauptfrage ist jedoch nicht, wie sich die Farbigen benehmen, und wie viele Verbrechen sie begehen. Das Verbrechen Frankreichs gegen die Zivilisation besteht darin, daß sich die Neger überhaupt als Gefangenenwärter eines hochentwickelten weißen Volkes dort befinden.

Frankreich hat jedoch seine Gründe dafür. Damit Frankreichs 40-Millionen-Volk seine Machtstellung, welche die imperialistischen Leiter und ihre chauvinistischen Anhänger fordern, beibehalten kann, muß es sich aus Mangel an eigenen Leuten auf seine unterworfenen schwarzen Völker stützen. Frankreich wandert denselben Weg, wie vor 2000 Jahren das römische Volk. Als dessen Kraft nicht mehr ausreichte, um die Herrschaft aufrechtzuerhalten, mußte es die Barbaren jener Zeit in seine Dienste stellen — mit der bekannten Folge, daß diese Völker die Herrschaft an sich rissen. Dieses Schicksal erwartet Frankreich, aber leider nicht nur dieses Volk, sondern ganz Europa. Die Schwarzen beginnen, ihre Bedeutung einzusehen. Sie haben Frankreich geholfen, seinen mächtigen Gegner zu besiegen, sie müssen jetzt als Gefangenenwärter dienen, sie fühlen sich als die Entscheidenden im Kampf zwischen weißen Völkern, sie dürfen ihre Gelüste an weißen Frauen befriedigen. Die großen Negerkongresse in London, Brüssel und Paris zeigen deutlich, wohin der Weg führt — und das wurde von solchen Kennern wie Norman Angell und E. D. Morel vorausgesagt. Sie prophezeien aus guten Gründen den Untergang der weißen Rasse, wenn die Macht von ihnen auf die von den Weißen selbst militärisch erzogenen schwarzen, braunen und gelben Massen übergeht. England hat die Wirkungen bereits zu fühlen bekommen, und die Franzosen werden es auch noch einmal erfahren. Die leitenden Franzosen sagen wie einst ihre Vorväter vor der Revolution: „Après nous le déluge."

Eines der Ziele der französischen Politik ist die Zersplitterung Deutschlands. Durch die bisher verfolgte Politik wurde jedoch das entgegengesetzte Ergebnis erzielt; das deutsche Volk ist in seinem Haß gegen den Erbfeind zusammengeschweißt worden. Dazu trug wohl in erster Linie die schwarze Schmach bei. Sie führte auch zu einer Verringerung des moralischen Ansehens Frankreichs in der Welt und zu seiner immer deutlicheren Isolierung in politischer Hinsicht.

Die französischen Separations- und Eroberungspläne

Die französische Politik ist seit den Tagen Richélieus und Ludwigs des XIV. stets imperialistisch gewesen. Napoleon trieb den französischen Imperialismus auf seinen Höhepunkt.

Die Bestrebungen zielten immer auf die Hegemonie in Europa sowie das Vordringen zum Rhein ab — einem Fluß, der tatsächlich rein deutsch ist und von seinen Quellen bis zu seiner Mündung durch Länder deutscher Zunge fließt.

Frankreich hat stets versucht, seine Eroberungspläne mit schönen Phrasen zu verkleiden, und wurde darin von seinen Freunden unterstützt. Es waren jedoch leere Phrasen, denen die Wirklichkeit nicht entsprach. Der Eroberung Elsaß-Lothringens durch Ludwig XIV. lagen keine ideellen Motive zugrunde — seine Réunionskammer ist weder von der unparteiischen Geschichtsschreibung noch von seinen eigenen Landsleuten als Sitz der Gerechtigkeit anerkannt worden. Über seine Politik äußert sich der Lehrer seiner Söhne, Bischof Fénelon, in einem Brief an ihn: „Mitten im Frieden haben Sie Krieg geführt und wunderbare Eroberungen gemacht. Sie setzten eine Réunionskammer ein, die gleichzeitig als Richter und Partei funktionieren soll; das bedeutet außer Gewalt eine Verletzung und Verhöhnung des Rechtes. Sie haben im Westfälischen Frieden zweideutige Ausdrücke gesucht, um Straßburg überrumpeln zu können. — Ein solches Verhalten hat ganz Europa empört und gegen Sie gesammelt." Und Fénelon ist unter den Franzosen nicht der einzige, der diese Politik verurteilt.

Ebensowenig lagen hinter Napoleons Heerzug durch Europa irgendwelche ideellen Beweggründe, das wagten nicht einmal seine wärmsten Verehrer zu behaupten. Machtgier und Imperialismus war es und nichts anderes. Europas Völker wollten sich jedoch dieser Gewaltherrschaft nicht auf die Dauer unterwerfen, sondern erhoben sich und sandten den Friedensstörer nach St. Helena.

Der allein mit Hilfe der gesamten übrigen Welt gewonnene Krieg hat bei den Franzosen nur die alten Gelüste erweckt, und die Imperialisten der dritten Republik treten in die Fußspuren ihrer Vorgänger unter der Leitung der Herren Poincaré, Foch, Maurice Barrès, Tardieu u. a. m. Für sie liegen Frankreichs Glück und Ehre ausschließlich in der Macht; sie haben aus Napoleons Schicksal keine Lehren gezogen. Sie sind verblendet durch die Phrasen und das Streben nach einer „prépondérance légitime", die von der übrigen Welt einer in der Bevölkerungszahl zurückgehenden, 40 Millionen zählenden Nation gegenüber den übrigen europäischen Völkern nicht zuerkannt werden kann.

Das Ziel und die Pläne der französischen Imperialisten kann man in ihren Brandreden in den Kammern und den Leitartikeln der französischen Presse studieren; der mangelnde Raum gestattet mir nicht, hier Auszüge als Beweise anzuführen. In konzentrierter Form kann man die Tatsache im Buch des Generalstabsmajors P. Jacquet „Le général Gérard et le Palatinat" studieren. Dieses Buch, das als Verteidigungsschrift für den zurückberufenen Gérard dienen sollte, ist in Wirklichkeit eine Anklageschrift gegen das französische System und wirkte durch seine Aufrichtigkeit so blamierend, daß es konfisziert und der Verfasser vor das Kriegsgericht gestellt worden sein soll. Das Buch enthält Verdrehungen der Verhältnisse, die als Fälschungen bezeichnet werden müssen. Es ist aber höchst interessant und stellt die französischen Eroberungspläne bloß. Wenn nicht die dargelegten Ansichten für Europas zukünftige Ruhe so verhängnisvoll wären, so würden die Ausführungen des französischen Majors in ihrem phantastischen Chauvinismus und ihrem kindlichen Mißverstehen der Verhältnisse beinahe komisch wirken.

Was man wünscht, glaubt man gerne. Die französischen Chauvinisten hatten die öffentliche Meinung in Frankreich bearbeitet, und als die französischen Truppen in der Pfalz und im Rheinland einmarschierten, bildeten sich die Leitenden ein, daß die Bevölkerung sie mit Begeisterung als Befreier vom preußischen und bayrischen Joch begrüßen würde.

Daß Zeichen und Voraussetzungen für einen gewissen Separatismus vorhanden waren, kann nicht bestritten werden. Daß die Rheinländer anderer Gesinnung als die Ostdeutschen — die von den Franzosen tief verachteten und gehaßten „Preußen" und Ostelbier — sind, ist unleugbar. Sie sind im allgemeinen demokratischer veranlagt und vor allem Katholiken. Die Erinnerungen aus den Tagen des Kulturkampfes leben

noch fort. Ganz natürlicherweise bestanden Verbindungen zu den westlichen Nachbarn, die jungen Mädchen der besseren Familien wurden oft nach Paris und Brüssel zur Erziehung gesandt.

Als der Zusammenbruch kam, wurden die Verhältnisse unsicher und verworren. Die Spartakisten herrschten in Berlin und München, was für die Rheinländer ebensowenig verlockend war wie die Schulgesetze des sozialistischen Ministers Hoffmann. Die Franzosen versuchten auf jede Weise, die Lage in ihrem Interesse auszunützen. Die Bewohner wußten, daß die französische Militärpartei mit Foch an der Spitze bei der Friedenskonferenz in Paris für die Rheingrenze als „Schutz für die Zivilisation gegen die Barbarei" arbeitete. Man kannte sein Schicksal nicht, und so konnten sich die französischen Locktöne Gehör verschaffen. Eine kräftige Agitation und „Kulturpropaganda" setzten ein. Die Separatisten in der Pfalz wurden organisiert und auf jede Art und Weise ermuntert, während die Vaterlandsfreunde mit allen Mitteln verfolgt und unterdrückt wurden. Eine von General Gérard einberufene „Notabelnversammlung", die zum Teil aus zweifelhaften Personen ohne jeden wirklichen Einfluß bestand, wurde gezwungen, eine im französischen Sinn gehaltene Resolution anzunehmen, die an die arbeitende Friedenskonferenz gesandt wurde, um sie in diesem wie in so vielen anderen Fällen hinters Licht zu führen. Jedoch gelang es dem tüchtigen Regierungspräsidenten von Winterstein, am 18. Mai 1919 eine wirkliche Notabelnversammlung aus gewählten Vertretern für Beamte, Arbeiter, Gewerbe, Handel und Industrie einzuberufen, die eine scharfe Resolution faßte, in der es u. a. hieß: „Mit aller Bestimmtheit betont die Versammlung die unlösbare Zusammengehörigkeit der Pfalz mit dem Deutschen Reich. Die Pfälzer wollen in dieser schwersten Stunde der Geschichte Deutschlands ihre Treue zum Vaterland beweisen." Das versetzte den französischen Bestrebungen einen schweren Schlag. Die Resolution wurde mit allen Mitteln unterdrückt und durfte in der Presse nicht veröffentlicht werden — aber sie existierte und zog ihre Wirkungskreise über die Machtsphäre des General Gérard hinaus. Von Winterstein und andere mißliebige Beamte wurden ausgewiesen. Am 1. Juni sollte die Republik ausgerufen werden, und der Leiter Haas und seine Anhänger drangen in das Regierungsgebäude in Speyer ein, wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Die so schlecht behandelten Herren mußten hinter französischen Bajonetten Schutz suchen. Trotz aller Mißerfolge arbeiteten die Franzosen weiter. Am 29. August wurden zwei Polizeibeamte, die das Postgebäude in Ludwigshafen bewachten, von Franzosen beschossen. Dieses Verbrechen wurde mit einem Generalstreik beantwortet, der dem finnischen Generalstreik während der Tage der russischen Unterdrückung glich. Er hatte auch gewissermaßen dieselbe Wirkung, und General Gérard wurde gezwungen, nachzugeben. Allgemeine Versammlungen wurden zugelassen, und eine Woge vaterländischer Begeisterung zog über die ganze Pfalz hin. Im ganzen Land wurden große Volksversammlungen abgehalten. Die Separatisten hatten ihre Rolle ausgespielt und ebenso General Gérard, der abberufen und für kurze Zeit durch General Mangin ersetzt wurde.

Im Rheinland entwickelten sich die Verhältnisse ungefähr ebenso. Hier waren der obskure Rechtsanwalt Dorten in Wiesbaden und Smeets die Werkzeuge der Franzosen. Gleichzeitig wie Haas in Speyer wollte Dorten in Wiesbaden die selbständige Republik ausrufen, und die Dortensche Regierung versuchte unter dem Schutz französischer Bajonette, sich im Regierungsgebäude festzusetzen. Den Vaterlandsfreunden gelang es aber, durch eine Hintertür in das Gebäude zu kommen, und die „Minister" des Herrn Dorten wurden ziemlich unsanft behandelt und danach zu ihren französischen Freunden hinausgeworfen. Die Ereignisse wurden mir von einem daran Beteiligten geschildert. Auch in Wiesbaden brach Generalstreik als Protest gegen die französischen Intriguen aus. Auch General Mangin hatte sich und die französische Politik kompromittiert

durch seine Zusammenarbeit mit zweideutigen Personen, um ein unmögliches Programm durchzudrücken, und er mußte später das Schicksal des General Gérard teilen und mit unverrichtetem Auftrag nach Frankreich zurückkehren. Er wurde später als geeignet für eine Entsendung nach Argentinien befunden, um Propaganda im Interesse Frankreichs zu betreiben, aber auch dort gelang es ihm nur, der französischen Sache durch sein unbeherrschtes Auftreten zu schaden. Die Südamerikaner sind viel zu gut unterrichtet, als daß sie der französischen Propaganda zum Opfer fielen.

Der oben erwähnte amerikanische Zivilkommissar P. B. Noyes erklärt in dem genannten Artikel in „The Nation" u. a., daß der Dortensche Revolutionsversuch nur so lange Erfolg haben konnte, wie er von französischen Bajonetten unterstützt wurde. Er hebt auch hervor, daß die Rheinländer im allgemeinen die Trennung von Preußen als den ersten Schritt zur französischen Provinz betrachten — und dabei wollen sie nicht mitwirken. Hierüber herrscht kein Zweifel, ich habe mich davon genau überzeugt. Die Franzosen versuchten in die Dortensche Angelegenheit auch die Amerikaner in Koblenz hineinzuziehen, wobei sie aber vom amerikanischen General auf das Bestimmteste abgewiesen wurden.

Da man also von den unmittelbaren und gewaltsamen Maßnahmen auf Grund hindernder äußerer und innerer Faktoren Abstand nehmen mußte, schritt man zu weniger herausfordernden Methoden, u. a. der sogenannten „pénétration pacifique". Mit allen Mitteln versucht man, die widerspenstigen Rheinländer zu beeinflussen, welche die hohe französische Kultur, die von den französischen Chauvinisten konstruierte keltisch-fränkische Verwandtschaft oder die gemeinsamen historischen Erinnerungen nicht schätzen wollen. Man gründet Zeitungen und Zeitschriften, die, da sie keine deutschen Abonnenten erwerben können, in großen Auflagen gratis verteilt werden und dem französischen Agitationsfonds große Ausgaben verursachen. Man eröffnet Leseräume mit französischen Zeitungen und französischer Literatur und ordnet Vorträge, Theatervorstellungen und Kunstausstellungen an. Bei meinem Besuch fand z. B. eine Gobelinausstellung in Mainz statt! Man versuchte sogar die vom Krieg her noch übriggebliebene, etwas veraltete Propagandaliteratur zu verwenden und sandte in das Rheinland Massen von Broschüren mit den bekannten Beschreibungen deutscher Greueltaten usw., um damit die Rheinländer „aufzuklären", eine Geschmacklosigkeit, die natürlich gerade die entgegengesetzte Wirkung hatte.

Um in die besetzten Gebiete auch wirtschaftlich einzudringen, errichtet man zahlreiche französische Banken und Handelskammern, die den Bedarf weit überschreiten, französische Privatgeschäfte werden geöffnet und französisches Kapital in deutschen Unternehmen plaziert; auf jede Weise sucht man Einfluß im deutschen Geschäftsleben zu gewinnen, wobei die Geschäftsmethoden oft nicht ehrlicher sind als die offiziellen politischen. — Französische Schulen werden errichtet, auch wo sie für die Besatzungstruppen nicht notwendig sind. Vor allem wird Mainz als eine Art kulturelles Zentrum versehen; dort wurde sogar eine Art Hochschule als Filiale der Straßburger Universität gegründet. Gelegentliche Sprachkurse werden überall abgehalten. Die Zeitungen werden gezwungen, dafür Reklame zu machen, und die Lehrer werden auf Kosten der Gemeinde einquartiert. Bei diesen französischen Kursen und Schulen werden auf französische Art die Terminabschlüsse mit allen Feierlichkeiten arrangiert, Vertreter französischer Behörden treten mit allem Glanz auf, halten schöne Reden und verteilen Prämien (französische Bücher und Propagandaliteratur). Man beschränkt sich aber nicht auf eine Belohnung der Schüler, sondern sogar die Eltern, die so entgegenkommend sind und ihre Kinder in diese Schulen schicken, erhalten Belohnungen! — Man versucht auch persönlichen Umgang zwischen Franzosen und Deutschen in die Wege zu leiten. Das wurde aber von deutscher Seite auf das Bestimmteste abgelehnt, solange sich farbige Franzosen in dem Gebiet befinden, solange die französischen Separations-

und Annexionsarbeiten fortgesetzt und solange die französische Militärherrschaft aufrechterhalten wird. Aber auch in anderen Fällen verhält sich die Bevölkerung in allem Wesentlichen gegenüber den Französierungsmaßnahmen ablehnend. Die von französischer Seite verbreiteten Nachrichten über die lebhafte Beteiligung an den Sprachkursen sind teils übertrieben, teils unwahr. Natürlich gibt es immer Leute, die Gratiskurse mitmachen wollen, und es gibt auch Leute, die mehr oder weniger national gleichgültig sind. Sobald aber die Bevölkerung die wirkliche Absicht dieser Sprachkurse erkannte, sank die Teilnahme auf ein Minimum. Kunstausstellungen und Theatervorführungen machten Fiasko, und es dürfte zweifelhaft sein, ob die großen Kosten dem Zweck entsprechen.

Wie oben erwähnt, stellten die französischen Chauvinisten viele Theorien über die Verwandtschaft und die historischen Erinnerungen auf, die ihrer Meinung nach die Franzosen und Rheinländer verknüpfen. Diese Theorien sind im allgemeinen höchst phantastisch (z. B. Maurice Barrès), und die Rheinländer verstehen sie richtig einzuschätzen. Die Verwandtschaft mit den romanisierten, gallisierten Franken wirkt auf sie nicht erbaulich, und das Wort „verwelscht" hat keinen guten Klang bei ihnen. Im Gegensatz zu den französischen Franken haben sie ihr Deutschtum, ihre deutsche Sprache und ihre germanische Kultur beibehalten. Sie wollen nicht verwelscht werden.

Die Franzosen und ihre Freunde in anderen Ländern betrachten es als ein Axiom, daß die französische Kultur die höchste ist. Sie übersehen dabei, daß der Wert einer Kultur nicht objektiv beurteilt werden kann. Jedes Volk oder jede Rasse schafft sich selbst die Kultur und die Religion, die ihm oder ihr paßt. So gibt es in Europa die drei großen Hauptkulturen: die romanische, die germanische und die slawische. Jede Rasse betrachtet natürlich ihre selbstgeschaffene Kultur als die beste und die am besten für sie passende. Wir Germanen wollen daher, mit aller Achtung vor der romanischen Kultur, nicht verwelscht werden. Wir behalten uns vor, selbst zu beurteilen, welche Kultur wir haben wollen, ohne daß sich jemand von außen her einmischt, die Franzosen mögen dann von unserer Kultur denken was sie wollen.

Was die „gemeinsamen historischen Erinnerungen" betrifft, von denen die Franzosen so viel Wesen machen, so ist das Gefühl der Rheinländer und Pfälzer auch dafür nicht besonders stark. Die Franzosen sprechen viel von den Wohltaten, die Napoleon und die französischen Revolutionsheere dem Rheinland erwiesen. Hierüber habe ich während meiner vielen Besuche und Reisen in diesen Gebieten niemals die Einwohner sprechen hören. Aber wohl hörte ich auf den Ruinen des herrlichen Heidelberger Schlosses die Meinung der Deutschen über die Heerzüge der Franzosen auf deutschem Gebiet, über die Kriegsführung Ludwigs XIV. und die Order an seine Generäle: „brûlez le Palatinat!" Diese Order wurde bekanntlich besonders sorgfältig ausgeführt, und außer dem Heidelberger Schloß wurden auch der Kaiserdom in Speyer, das Mausoleum über den Gräbern Rudolfs von Habsburg und der salischen Kaiser betroffen. Das Zerstörungswerk, das Ludwigs Mordbrennerscharen am Dom verübten, wurde von den französischen Revolutionstruppen, den Bolschewisten der damaligen Zeit, vollendet, indem sie das Grab Rudolfs von Habsburg plünderten, wie sie es auch mit ihren eigenen Königsgräbern in St. Denis taten. Ich habe in der Schatzkammer des Domes die Werkzeuge besichtigt, mit denen die Plünderung bewerkstelligt worden war. Sie werden dort mit anderen Reliquien aufbewahrt und wurden auch dem französischen Marschall Fayolles bei seinem dortigen Besuch gezeigt. Wenn man in Paris von ihrem Vorhandensein früher gewußt hätte, dann wäre wohl ihre Auslieferung zusammen mit der des Schädels des Negerkönigs und anderer „Trophäen" vorgeschrieben worden. Als ich an dem jetzt leeren Sarkophag Rudolfs von Habsburg

stand, fragte ich mich, aus welchen historischen Gründen dieses Grab in Frankreich liegen sollte.

Unzählig sind die Beweise für die Treue, welche die besetzten Gebiete dem gemeinsamen Vaterland bewahren. Die gewählten Vertreter des Volkes haben unzähligemal in feierlichster Form als den Willen des Volkes erklärt, daß der Zusammenhang mit Deutschland und Preußen aufrechterhalten wird.

Lloyd George hat im Frühjahr in einer Parlamentsrede seinen Alliierten gegenüber offen gesagt, „daß England eine französische Annexion der Gebiete am linken Rheinufer als ein Unglück für den Weltfrieden betrachten würde", was deutlich genug sein dürfte. Und Morgan hat im Namen Amerikas erklärt, daß für den Wiederaufbau Europas kein Geld gegeben wird, ohne die Garantie, daß die Franzosen von jeder weiteren Gewaltmaßnahme gegenüber Deutschland Abstand nehmen.

Aber Frankreichs Chauvinisten und Imperialisten ziehen in ihrer Verblendung die Teilung des Deutschen Reiches vor. In diesem Jahrhundert des Imperialismus, in dem Frankreich selbst einen großen Krieg zu dem angeblichen Zweck der Befreiung eines unterdrückten Volkes führte, wollen sie versuchen, 8 bis 10 Millionen eines hochstehenden, vaterlandsliebenden Volkes mit der ganzen Welt auf seiner Seite zu verschlingen. Es scheint jedoch, als ob die verantwortungsvolle französische Politik jetzt nach dem Mißlingen der Londoner Konferenz vor dem gefährlichen Abenteuer zurückschreckte. Die Zukunft wird das Ergebnis zeigen.

Das Saargebiet

Die Geschichte des Saargebiets ist ziemlich verwickelt, was eine natürliche Folge seiner Lage als Grenzland zwischen zwei rivalisierenden Großmächten ist. Jede von diesen stellt die historische Entwicklung von ihrem Gesichtspunkt aus dar. Hier ist nicht der Platz für einen Versuch, diese Darstellungen kritisch zu beurteilen. Deshalb nur eine kurze Übersicht.

Wenn man — wie die französischen Chauvinisten es tun — zur Verstärkung der historischen Ansprüche bis zur keltischen Zeit zurückgreift, so kann das ja ein gewisses kulturhistorisches Interesse haben, aber eine praktische Bedeutung haben diese vorhistorischen Untersuchungen nicht, u. a. deshalb, weil wir über die Verhältnisse in diesen entlegenen Zeiten jetzt nur sehr wenig Sicheres wissen. Gewiß ist, daß die jetzige Bevölkerung im Saargebiet deutsch ist und deutsch bleiben will.

Die deutsche Friedensdelegation in Versailles führt in ihren Erinnerungen zu den Friedensbedingungen an: „In Deutschland gibt es kein Industriegebiet, dessen Bevölkerung so wurzelfest, so einheitlich und so wenig „komplex" ist, wie die des Saargebiets. Unter dessen mehr als 850 000 Einwohnern gab es 1918 nicht 100 Franzosen. Seit mehr als 1000 Jahren — dem Vertrag zu Mersen im Jahre 870 — ist das Saargebiet deutsch. Gelegentliche Inbesitznahme von Frankreichs Seite durch kriegerische Unternehmungen wurde in jedem Fall nach kurzer Zeit durch Friedensschluß vereitelt. Während einer Zeit von 1048 Jahren hat Frankreich das Land zusammengerechnet nicht 68 Jahre hindurch besessen. Als im ersten Pariser Frieden 1814 ein kleiner Teil des jetzt geforderten Gebietes anläßlich der Grenzfestsetzung von Frankreich zurückbehalten wurde, legte die Bevölkerung den schärfsten Protest dagegen ein und forderte „die Wiedervereinigung mit dem deutschen Vaterlande", mit dem sie nach Sitten und Religion zusammengehörte. Durch den zweiten Pariser Frieden 1815 kam man diesem Wunsche entgegen. Seitdem hat das Land ununterbrochen zu Deutschland gehört und hat diesem Umstande sein wirtschaftliches Aufblühen zu verdanken. Auch heute ist die Bevölkerung ebenso deutsch wie vor 100 Jahren."

Die Franzosen haben nun nach der Okkupation mit allen Mitteln, durch Vertreiben der pflichttreuen Beamten und deren Ersatz durch ihre Werkzeuge, durch gewissenlose Unterdrückung der Presse, Drohungen und Lockungen, versucht, den Beweis für die Franzosenfreundlichkeit der Bevölkerung zu erzwingen. Hier erlaubt der Raum nicht, auf diese häßlichen Verhältnisse einzugehen. Diese können auf Grund von Dokumenten in dem deutschen Weißbuch über das Saargebiet studiert werden. Die Saarbevölkerung hat ihre Antwort gegeben durch wiederholte Resolutionen, die nicht unterdrückt werden konnten, durch ihren Protest beim Völkerbund und schließlich durch die Wahl zum Landtag. Nach meiner Erfahrung an Ort und Stelle ist die Saarbevölkerung ebenso zuverlässig deutsch wie die im Rheinland und der Pfalz.

Das Zustandekommen der Bestimmungen im Versailler Vertrag ist sehr mystisch und für diesen Vertrag charakteristisch. Nach der Schilderung von Tardieu, die wohl Zeugenwert hat, soll Clémenceau auf der Zusammenkunft am 28. März 1919, um Wilsons Bedenken gegen diese offenbare Vergewaltigung seiner „Punkte" zu zerstreuen, folgendes geäußert haben: „Es gibt in diesem Gebiet mindestens 150 000 Franzosen. Auch die Leute, die im Jahre 1918 an den Präsidenten Poincaré Adressen geschickt haben, haben für sich den Anspruch auf Recht. Sie wollen Deutschlands Recht beachten; das will auch ich (!!). Sie müssen indessen auch das Recht dieser Franzosen berücksichtigen, ebenso wie Sie Rücksicht auf Böhmens und Polens Recht genommen haben."

Was Clémenceau mit diesen 150 000 Franzosen und ihren Adressen meinte, hat man trotz genauer Untersuchungen nicht feststellen können. Von französischer Seite ist absolutes und bezeichnendes Schweigen gewahrt worden. Dies ist ein neuer Beweis dafür, daß der Versailler Frieden auf fauler Grundlage ruht.

Auf Grund der Bestimmungen des Friedensvertrages soll Deutschland 15 Jahre lang von der Regierungsmacht zugunsten des Völkerbundes zurückstehen, der im Lande eine Regierungskommission von 5 Mitgliedern einsetzen wird, von denen einer Präsident ist.

Der Präsident ist ein Franzose, der nicht einmal die Sprache des Landes beherrscht. Er hat öffentlich den Auftrag erhalten, das ihm anvertraute Land „in Frankreichs Interesse" zu leiten. Im übrigen besteht die Regierung aus einem Belgier, der natürlich den Interessen Frankreichs entgegenkommt, einem „Saarländer", dessen Ansehen bei seinem eigenen Volk dadurch charakterisiert wird, daß alle „Pfui!" rufen, wenn sein Name in einer Versammlung genannt wird, einem Dänen, Graf Moltke-Huitfeldt, der früher nur als Besitzer eines Rennstalles in Paris bekannt war. Dieser, der auf Grund seines Privatlebens keinerlei moralisches Ansehen genießt, ist zum Minister des Kirchen- und Schulwesens ernannt worden (!), für welches Amt er gleich ungeeignet wie untauglich ist. Schließlich gehört zu dieser merkwürdigen Regierungskommission ein Engländer (Kanadier) — der einzige in der Versammlung, der bei dem Volk einiges Ansehen genießt.

Punkt III der vom Völkerbundsrat herausgegebenen Instruktion für die Saarregierung lautet: „Die Regierungskommission hat keine anderen Aufgaben und Interessen als das Wohlergehen der Bevölkerung des Saargebiets."

Die Regierung soll bei Gesetzänderungen, der Einführung neuer Steuern usw. die Bevölkerung „hören". Das ist in gewissen Fällen geschehen, aber die Regierung hat nie die von der Bevölkerung ausgesprochenen Wünsche befolgt, sondern ihnen nur entgegengehandelt. Ihr ganzes Streben ist nur darauf ausgegangen, das Gebiet von Deutschland zu trennen und es Frankreich zu nähern, sowie das Eindringen des französischen Einflusses auf allen Gebieten zu erleichtern.

So ist eine besondere Eisenbahnverwaltung für das Gebiet eingerichtet worden, eigene Verwaltungsgerichte nebst einem höchsten Gericht in Saarlouis, dessen Präsident

der deutschfeindliche Schweizer Nippold ist, und dessen Richter aus verschiedenen Ländern genommen werden. Die bestehenden Rechtsverhältnisse sollen gelöst werden. Obwohl der Friedensvertrag die Errichtung einer besonderen Gendarmerie vorschreibt, ist bis jetzt in dieser Sache nichts geschehen, das Land wird vielmehr mit einer recht ansehnlichen französischen Garnison geplagt (nach Angabe zu Beginn d. J. 7000 Mann!), die wegen der großen Wohnungsnot für die Bevölkerung äußerst drückend ist. Gewiß heißt es, daß sie auf Frankreichs Kosten unterhalten werden soll (40 Millionen jährlich, die in dem verarmten Europa besser verwendet werden könnten), aber sie zwingt die hartbelasteten Gemeinden zu neuen Ausgaben.

Außer den politischen und wirtschaftlichen Maßregeln hat der im kulturellen Gebiet liegende Vorstoß gegen die deutschen Schulen die Bevölkerung erregt. Schon früher hatte man durch Einrichtung zahlreicher Schulen an Bergwerken und durch Unterstützung ihres Besuchs durch Kinder deutscher Eltern die Verbreitung der Kenntnis der französischen Sprache zu fördern gesucht. In der Saarpresse wurden die Pläne der Regierung wegen der Einführung obligatorischen französischen Sprachunterrichts in allen deutschen Volksschulen veröffentlicht. Da der Saarbevölkerung durch den Friedensvertrag das Beibehalten ihrer deutschen Schulen ausdrücklich zugesichert worden war, trat die Bevölkerung einhellig in scharfem Protest gegen diesen geplanten Vertragsbruch zusammen. Die Regierung dementierte sodann die Mitteilung und erklärte, daß nur ein freiwilliger französischer Sprachunterricht in Frage käme. Die Saarpresse hat indessen durch Abdruck der betr. Dokumente bewiesen, daß Pläne für die Zwangseinführung von französischem Sprachunterricht tatsächlich vorgelegen haben.

Auf die Unterdrückung der Pressefreiheit hat man u. a. durch Ausweisung unbequemer Verleger und Redakteure hingearbeitet. Andererseits werden französisch gesinnte Zeitungen hier wie im Rheinland unterhalten.

Am schwersten und wichtigsten ist die Valutafrage. Nach dem Friedensvertrage sollte die deutsche Mark als gesetzliches Zahlungsmittel beibehalten werden und der Frank zugelassene Münze sein. Die Regierung hat indessen mit allen Mitteln, sogar in direktem Widerspruch zu den Bestimmungen des Friedensvertrages, die Frankenwährung zu erpressen versucht. Diese verwickelte wirtschaftliche Frage kann hier nicht behandelt werden, ich kann nur konstatieren, daß die Maßregel gegen den Willen der großen Mehrheit der Bevölkerung getroffen ist. Selbstverständlich ist es leicht, in einer solchen Geldfrage sich einen Teil Anhänger zu schaffen, die persönliches Interesse an der Sache haben, und derartige Personen haben auch die Franzosen auf alle Weise gegen die Mehrheit der Bevölkerung ausgespielt. Das Eisenbahnpersonal wurde gezwungen, sein Gehalt in Frank entgegenzunehmen, obwohl bei einer Abstimmung sich dem die große Mehrheit widersetzte. Die Regierung mischte sich ungesetzlicherweise in die Verwaltung der Gemeinden, um diese auf denselben Weg zu zwingen. Die Geistlichen haben bis jetzt trotz ihrer notleidenden Stellung hartnäckig verweigert, sich zu beugen. Tatsache ist aber, daß man auf den Eisenbahnstationen im Saargebiet nicht mit der gesetzlichen Landesmünze, der Mark, bezahlen kann. Ich versuchte vergebens, in Saarbrücken meine Fahrkarte in Mark zu zahlen.

Die Geistlichen haben sich im übrigen auch geweigert, die französischen Separationsbestrebungen zu unterstützen. Die Franzosen versuchten, die kirchliche Versorgung des Saargebiets von Trier nach Metz zu verlegen. Sowohl die Geistlichkeit als auch der Bischof in Trier — für welchen Platz neuerdings ein vaterländischer Mann gewählt wurde — rieten auf das Bestimmteste davon ab, und der Papst konnte sich natürlich nicht zum Werkzeug für die imperialistische französische Politik hergeben, weshalb der Versuch mißglückte.

Die despotischen Maßregeln der Regierung, die alles andere als geeignet waren, das Wohlergehen der Bevölkerung zu fördern, zwangen diese, sich an den Völkerbunds-

rat zu wenden und ihr Mißtrauen der Regierung gegenüber vorzubringen mit dem Ersuchen, daß ihre Mitglieder nach Ablauf der Mandatzeit zurückberufen und durch Geeignetere ersetzt werden sollten. Die zynische Antwort war, daß das Mandat der jetzigen Regierung nicht nur erneuert, sondern sogar vertragswidrig auf zwei Jahre ausgedehnt werden sollte, sowie daß der Rat sein Vertrauen aussprach und erklärte, der Regierung Dank schuldig zu sein für die Art, in welcher sie ihre Verwaltung ausübte! Eine Deputation, welche die großen politischen Parteien, wirtschaftlichen Vereinigungen, die Arbeiter, den Handel und das Handwerk repräsentierte, brachte bei der Völkerbundsversammlung in Genf die Klagen der Bevölkerung vor und übergab eine Klageschrift, welche die Not des Saargebiets darstellte. Die Regierung versuchte in einem Bericht an den Völkerbundsrat, diese Deputation als eine Abordnung einzelner Parteien und Kreise der Bevölkerung darzustellen. Man kann, ohne zu übertreiben, sagen, daß die Regierung dem Rat einen wissentlich falschen Bericht einsandte. Dies Vorgehen der Regierung rief den Protest aller Kreisversammlungen sowie aller großen wirtschaftlichen und politischen Verbände hervor, die durch formelle, veröffentlichte Resolutionen erklärten, daß die Bevölkerung aller Kreise hinter der Deputation stand und sie als bevollmächtigten Vertreter der Interessen der Bevölkerung anerkannte. Natürlich wurden auch durch die französische Presse die falschen Angaben der Regierung über die Deputation verbreitet. Dies hat unter allen Umständen den Nutzen gehabt, daß Europas leitende Staatsmänner persönlich von den unhaltbaren Zuständen im Saargebiet Kenntnis erhalten haben. Ich habe persönlich von mehreren Mitgliedern der Deputation Mitteilung erhalten über ihren Besuch bei Branting, Nansen, Zahle, Motta, Sir Robert Cecil, Benesch usw. Sie sind von allen liebenswürdig empfangen und mit Interesse angehört worden. Als bei einer dieser Audienzen der Name des saarländischen „Kultusministers" (Moltke-Huitfeldts) erwähnt wurde, machte einer der erwähnten Herren eine Gebärde, die klar seine Ansicht über diesen Kultusminister zeigte!

Der Friedensvertrag enthält, wie erwähnt, die Bestimmung, daß das Volk gehört werden soll. Zu diesem Zweck sollte vom Völkerbund eine Art Vertretung eingerichtet werden. Ein Vorschlag wurde von der Regierung aufgestellt und beim Völkerbundsrat von einem — Chinesen vorgetragen, der seinen Fuß nie in das Saargebiet gesetzt und keine größere Ahnung von den Verhältnissen dort als wir von denen in China hatte. In seinem von diplomatischen und juristischen Spitzfindigkeiten wimmelnden Referat dürfte wohl nur die Unterschrift von dem Chinesen stammen, der Rest ist wohl auf andere Weise entstanden, wahrscheinlich im Regierungsgebäude in Saarbrücken. Vom Rat des Völkerbundes wurde der Vorschlag der Saarregierung angenommen. Gemäß diesem sollte die Vertretung des Saargebiets aus einem „Studienrat" und einem „Landesrat" bestehen. Das Erstgenannte soll wohl eine Art Erster Kammer vorstellen und hat u. a. zur Aufgabe, sich über die Anliegen zu äußern, die ihm von der Regierung übergeben werden. Diese ernennt die Mitglieder. Man kann deshalb von vornherein sehen, von welcher Beschaffenheit sie sein werden.

Der Landesrat soll die eigentliche Volksvertretung vorstellen. Sie besteht aus 30 Mitgliedern, gewählt von sogen. „Saarbewohnern", einer im französischen Interesse besonders geschaffenen Art von wirklichen Saarländern. Bezeichnend für diese „Vertretung" ist folgendes:

1. Sie ist zustandegekommen, ohne daß das Volk gehört worden ist, somit als ein despotisches Diktat, als einfache Anordnung.
2. Die Vorsitzenden werden von der Regierung unter den Saareinwohnern — auch außerhalb des Landesrats — gewählt, wodurch die Regierung sich die Möglichkeit gesichert hat, zu Vorsitzenden „geeignete" Personen zu nehmen, was innerhalb des vom Volk gewählten Landesrats vielleicht nicht möglich wäre.

3. Der Landesrat darf nur solche Sachen behandeln, die ihm von der Regierung vorgelegt werden. Besonders verboten ist es, sich über die Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags zu äußern, diese auf französisches Diktat vertragswidrig schon eingeführte „Rechtsordnung". Im übrigen bestimmt die Regierung, welche Beschlüsse für ungültig erklärt werden sollen!
4. Dem Landesrat fehlen alle Befugnisse, die einer Volksvertretung zukommen, wie das Vorschlags- und Interpellationsrecht.
5. Der Haushaltsplan des Saargebiets soll dem Landesrat „mitgeteilt" werden. Irgendwelchen Einfluß auf die Wirtschaft des Landes hat die Vertretung nicht.

Über diese Parodie einer Volksvertretung äußert der chinesische Referent viele schöne Worte, beispielsweise: „Ohne auf eine nähere Prüfung der einzelnen Bestimmungen einzugehen, muß ich den Geist freisinniger Auffassung feststellen, in welchem die Vorschriften abgefaßt sind, und ich zweifle nicht, daß meine Kollegen im Völkerbundsrat die Regierungskommission beglückwünschen werden, daß sie solche Grundsätze für die Zusammenarbeit mit der Bevölkerung im Saargebiet angenommen hat." — „Obwohl der Landesrat nicht das Recht hat, über den Haushaltsplan zu beschließen, scheint mir eine der glücklichsten Wirkungen der Verordnung die zu sein, daß die vom Volk gewählten Vertreter befugt sind, am Haushaltsplan des Saargebiets teilzunehmen, was bisher nicht der Fall gewesen ist!"

Vielleicht würden die Bestimmungen sich für chinesische Verhältnisse eignen. Für Europäer sieht die Sache anders aus, und die Saarbevölkerung hat bedauerlicherweise nicht dieselbe Auffassung wie der chinesische Referent. Alle politischen Parteien, mithin auch die Kommunisten und Unabhängigen Sozialdemokraten, die in der Frage des Frank und anderen Sachen den Franzosen in gewissem Grade entgegengekommen sind, die Verbände der Beamten und Arbeiter, die verschiedenen wirtschaftlichen Organisationen für Handel und Industrie, d. h. die ganze Saarbevölkerung, vereinigten sich in einem scharfen Protest gegen den Vertretungsvorschlag der Regierung.

Im Hochsommer fand die Wahl statt. Ich hielt mich zu dieser Zeit in diesen Bezirken auf und konnte der Entwicklung der Ereignisse aus nächster Nähe folgen. Die Wahl wurde die denkbar gründlichste Niederlage für die Franzosen und ihre Annexionspolitik. Und das trotz aller Ausweisungen und allen Imports französischer Beamten, trotz aller Manipulationen mit den Wahlregistern, in denen alle einflußreichen Franzosen mit der größten Genauigkeit aufgeführt, die Deutschen jedoch gestrichen wurden. Trotz all diesem bekamen die Franzosen nicht einen einzigen Vertreter!

Wo waren nun die 150 000 Franzosen Clémenceaus und Tardieus?

*

Ein freies und glückliches Volk ist die Saarbevölkerung früher gewesen, und das hat man unter die despotische und unberechtigte Herrschaft des Völkerbundes gebracht, mit der klaren Tendenz, es in französische Gewalt zu spielen. Ein Arbeiterführer sagte mir: „Wenn Frankreich wirklich wagen sollte, uns zu annektieren, so wird es damit einen Stein in den Magen bekommen, viel härter als es die Polen für die Preußen waren."

Die Zustände im Saargebiet sind nicht nur für den Völkerbund, sondern für Europas Zivilisation im 20. Jahrhundert eine Schande.

Der eventuell kommende Freiheitskampf dieses Landes wird einmal — ebenso wie einst der Finnlands gegen den russischen Druck — von der Sympathie der ganzen Welt begleitet werden.

Aus Pankrazens Hirtenleben

Erzählung

von

Hans Brandenburg

Zigeunerleben

Kaum war der Frühling gekommen, so trieb sich alljährlich ein seltsames Völkchen in den Wäldern und Dörfern herum. Es waren Zigeuner, die an irgendeinem Durchgangsort ihrer ewigen Wanderschaft überwintert hatten, aber unter dem ersten Strahl der wärmeren Sonne ihren Zugvogeldrang erwachen fühlten. Sie flochten Körbe aus jungen Weidenruten, Spänen und den Wurzeln der Kiefern, und Weiber und Kinder boten sie hausierend feil. Die Männer aber spielten abends in den Dorfwirtshäusern auf und verdienten sich damit ein Trinkgeld.

Man begegnete den ungebetenen braunen Gästen freundlich, aus Angst und nicht aus Liebe. Der seßhafte Bauer hegt ein unüberwindliches Mißtrauen gegen alles fahrende und schweifende Volk, und da er dessen Rache fürchtet, wenn er es abweist, Diebstahl und Brandschatzung oder gar Pferde- und Kinderraub nebst bösem Zauberspruch, so kauft er die angebotenen Waren und öffnet, wenn ein Dach als Herberge erbeten wird, ob auch ungern, Stall und Heuboden. In jedem Hause hat man die flachen Körbe jener Flechter und Hausierer, und man benutzt sie zum Tragen von Torf und Brennholz so gut wie von Feldfrüchten und Obst.

Pankraz sah mit freudig klopfendem Herzen, als er einmal abends austrieb, eine kleine Karawane drunten auf der Landstraße heranfahren, auf einem Nebenweg näher kommen und bei Pillach in den Waldrand verschwinden. Ein Gefühl, aus Neugier und Brüderlichkeit gemischt, lockte ihn unwiderstehlich, die Bekanntschaft der Zigeuner zu suchen. Sie wohnten und nächtigten, solange es ging, im Freien, in Steinbrüchen, Kiesgruben und Gräben, in Schluchten, Heuhütten und Wäldern. Da waren sie selbstherrlich und unter sich, brauchten keine Bauern um Unterschlupf anzubetteln und hatten keine Gaffer, Frager und Ortswächter um sich herum stehen. Erst die Müdigkeit des langen Sommers oder anhaltendes Regenwetter trieb sie in die Dörfer.

Der Hirtenbub wollte heut in seiner Hütte schlafen, was er gerne tat, besonders wenn er gerade einen unfreundlichen Quartiergeber hatte. Er wartete, bis Vieh und Pferde ihre gewohnten Plätze einnahmen und ruhig grasten, und stieg dann zum Walde hinunter, ein Bündel Weidenzweige, die er geschnitten hatte, unterm Arm und einen Kübel Milch, den er noch besaß, an der Hand. Denn er wollte sich mit Geschenken nähern, teils aus Geberfreude, teils aus Furcht, von der auch er nicht frei war.

Es führten an der Stelle, wo die Korbflechter verschwunden waren, seit langem zwei tiefe Radspuren ziemlich steil hinab in den Wald. Es war ein kurzer, alter Holzweg, jene waren längst überwachsen, aber das Gras in ihnen war heut, man sah es, von frischen Rädereindrücken niedergelegt. Pankraz konnte sie in dem

sonnigen Abenddämmer gut verfolgen. Büsche waren geknickt, Ranken zerrissen, und mit sichtlich genauer Ortskenntnis hatte man über Gestein und Wurzeln, durch Gründe und zwischen Bodenwellen genügend breite Bahnen zur versteckten Jagdhütte des Försters gefunden.

Zwischen den gewaltigen bemooften Buchen und bärtigen Tannen, die um diese Hütte ragten, sah der Bub schon von fern durch Bäume und Gebüsch das Lager der Fremden. Der Wohnwagen mit seinen Fenstern und seinem zierlich ausgesägten Dachsims stand etwas seitab unter mächtigen Felsblöcken, die eine natürliche Nische bildeten, und über die längst der Wald geklettert war, und daneben, auf dem unebenen Steinboden mit den Vorderrädern höher als mit den Hinterrädern, stand ein zweiter, einfacherer Wagen, nur von einer Leinenplane überwölbt. Die Pferde waren ausgespannt und entschirrt, fraßen, tiefer in der Höhlung, vorgestreutes Heu und tranken aus einer Lache, die das von den Wänden rieselnde Wasser gebildet hatte.

Ein Feuer brannte zwischen der Felspartie und dem freien Platze vor der Hütte, wo sich eine Gruppe auf Decken und roten Kissen gelagert hatte. Der tiefe und mattflirrende Goldschein des Abends hing um das Gestein, aber er mischte sich mit den Flammen zu einem bunten Zwielicht um die Menschen und unter dem Laubdach. Ein Mann, auf dem Bauche liegend, warf Scheite in die Glut und murrte unzufrieden in einer fremden Sprache. Eine schwarze, üppige Frau schalt gereizt dagegen an. Sie ging in den Wagen, legte kleine Kopfkissen und Tücher zum Lüften und Trocknen in die offenen Fenster und hängte Windeln an die Wurzeln und aufwärts gebogenen Stämme, die sich aus dem Gestein klemmten. In dem Wagen quäkte ein Säugling. Sie nahm ihn heraus, setzte sich mit ihm auf das Treppchen, das von der Tür herabgelassen war, und reichte ihm die Brust. Ein etwas größeres Kind, schon dunkelhäutig und schwarzäugig, aber noch blondgelockt, kroch zu ihren Füßen am Boden, sein Höschen hing offen herunter, und der Flammenschein, der oft über Felsen, Pferde und Wagen zuckte, spielte auf seinem kleinen blanken Hinterteil. Ein zweiter Mann räkelte, in der Nähe des ersten, am Boden und rauchte eine Pfeife.

Das Dach des Blockhäuschens bestand aus kräftiger Fichtenborke und war, damit es der Sturm nicht abdeckte, mit Steinen belegt. Hinter ihm sah man durch eine kleine Lücke des Buchengezweigs, hoch über den Tiefen der von der Hütte abfallenden Waldachschlucht, den Turm von Raitenbuch im letzten Abendstrahl und darüber eine goldblaue Zacke des fernen Gebirges. Aus der Türe, auf die der Förster mit Kreide die Anfangsbuchstaben von den Namen der heiligen drei Könige, Caspar, Melchior und Balthasar, und die Jahreszahl gemalt hatte, trat eine zweite Frau, eine kräftige Gestalt in Männerhosen, die ebenfalls eine Pfeife rauchte. Sie unterschied sich durch Helligkeit des Haares, der Haut und der Augen von allen übrigen.

Drinnen mochte sie einen frisch gesammelten Vorrat von Ruten, Spänen und Wurzeln niedergelegt haben. Wenigstens warf sie ein Bündel mehreren größeren und kleineren Knaben hin, die hinter den Männern saßen und noch fleißig mit Flechten beschäftigt waren. Sie streifte mit dem Wurf, absichtlich oder unabsichtlich, dem rauchenden Manne den Kopf. Dieser sprang auf und begab sich in ein Handgemenge mit dem Weibe, wobei er schließlich unterlag. Es ging unter vielem Geschrei vonstatten, und die fremden Laute ließen nicht recht erkennen, ob der Kampf im Ernst oder Scherz geschah oder in beidem zugleich. Jedenfalls entfaltete der Mann danach ein ungestümes Wesen, lief überall herum, hantierte mit Töpfen und nassem Lehm, warf schließlich einen unbestimmten Klumpen ins Feuer, und auch in die übrige Gruppe kam größeres Leben.

Dabei konnte der in der Nähe beklommen lauernde Pankraz nicht länger verborgen bleiben. Er streckte, wie er entdeckt wurde, jenem eifrigen Manne Zweige und Milch entgegen und stammelte: „Da! Da! Das bring' ich!"

„Goldschatz!“ rief dieser nun auf Deutsch, „Kind Gottes! Habe ich nicht auf dich gewartet? Meine Alte will mich ins Dorf schicken, den da will *seine* Alte ins Dorf schicken, Milch und Eier zu betteln. Aber man ist den ganzen Tag auf den Beinen, man schneidet Zweige, man stiehlt Wurzeln, man führt die Schindmähren, daß sie in der Sonne nicht umfallen und krepieren. Und da wollen sich die lahmen Knochen endlich über den Boden verteilen, auch wenn sie der schlappe Magen nicht mehr zusammenhält. Oder soll ich gar heute noch den Bauern zum Tanz aufspielen und ihnen mit dem Fiedelbogen Feuer in die hölzernen Glieder kitzeln? Es ist ja alles nicht nötig: ich habe da einen vorwitzigen Igel, gut eingestrichen, ins Feuer geworfen. Wir werden ihm nachher die Ziegelschale, in der die Borsten eingebacken sind, von dem leckeren Kern herunterklopfen, du bringst ein Gemäße Milch — und da sollen zwei Familien nicht satt werden? Futter für die Körbe hast du ja auch gebracht, wenn auch nicht für die Futterkörbe!“ Und dabei schüttelte er sich vor prustendem Lachen.

Pankraz fühlte sich verspottet. Er verzieh es gerne dem Hunger seiner neuen Bekannten, mit dem er nicht gerechnet hatte, und lief plötzlich den Waldhang hinab, wo er wie ein Reh sogleich zwischen den Bäumen drunten verschwand. Nach einer längeren Weile kam er zurück und trug mit beiden Händen seinen Hut, der schwer von dicken Fischen war.

„Bist du des Teufels? Kannst du hexen?“ rief jener redselige Mann wieder, er rief es in einem Tone unverhohlener Bewunderung und klopfte dem Buben auf die Schulter.

„Ich habe sie in der Waldach drunten mit der Hand gefangen“, antwortete der bescheiden. „Es ist ganz einfach: man muß nur wissen, unter was für Steinen sie stecken, dann greift man rechts und links zu und schaut, daß man die Finger zwischen die Kiemen bekommt, damit sie einem nicht entgleiten können.“

„Dich können wir brauchen,“ sagte nun der andere Mann ruhig und in tiefem Baß, „bleib' du nur bei uns.“ Weiber und Kinder kamen heran, umringten den Knaben mit Worten voll Dank und Anerkennung, breiteten die Fische am Boden aus, und der Kriechling patschte, vor Vergnügen krähend, mit den Händchen drauf, daß sie tanzten und das Silber ihrer Schuppen blitzte. Der bewegliche von den Männern hob die Töpfe auf, die er hingeschmissen hatte, und füllte sie an der Lache, aus der die Pferde tranken, mit Wasser, er nahm ferner eine große Pfanne, der andere Mann schürte und speiste das Feuer, die Frau in den Hosen traf weitere Vorbereitungen teils zum Kochen, teils zum Braten, und die üppige, die den befriedigten Säugling in die Kissen warf, holte Salz, Butter und Brot aus dem Planwagen, während die Buben das Flechtwerk hinlegten und herumstanden, mit lüsternen Augen der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Da, in der festlichen Erwartung des Mahles, schreckten die Gesellschaft aus dem wachsenden Dunkel der Tiefe schwere Schritte, unter denen Reisig und Tannenzapfen krachten.

Es waren Trifter in hohen Wasserstiefeln und mit langen Stangen, mächtige Söhne des Gebirges, die so spät von ihrem mühsamen Tagewerk kamen, um in der Hütte ein paar Stunden zu schlafen. Auf der Waldach, wie auf den übrigen Gebirgsströmen, triftete man nach der Schneeschmelze das frisch gefällte Holz auf dem Wasser zutale, bis zu den großen Sägemühlen der Ebene. Es blieb nun überall, wo Hindernisse waren, zum Teil hängen, an Ufern und auf Sandbänken, in natürlichen Buchten und um Brückenpfeiler, und oft stauten und schachtelten sich die mächtigen Stämme in wilden und wirren Haufen übereinander. Jene Männer aber hatten die Aufgabe, stromabwärts gehend und oft tief im Wasser watend, sie wieder flottzumachen.

Den Gebirglern und Waldgängern war ein Abenteuer und ein unverhofftes

Nachtmahl im Walde durchaus willkommen. Sie wurden freundlich eingeladen und packten ihrerseits große Alpenkäse und Kruken mit Enzianschnaps aus dem Rucksack, um etwas beizusteuern. Pankraz, der gefeierte Hauptspender, durfte sich natürlich vom Mahle nicht ausschließen. Es sott und buk lustig über dem Feuer, das jetzt einzig noch den Wald erhellte, und bald gingen Fische, Brot und Käse herum, zum Teil ohne Teller und Gabeln mit griffesten Messern, Fingern und Zähnen in Angriff genommen. Und als letzter Leckerbissen wurde der Igel aufgespart, dem jedoch nur die Zigeuner selber zusprachen.

Daß Pankraz ein Hirtenbub war, hatte man gleich gewußt. Während der Mahlzeit jedoch forschte man näher nach seiner Herkunft, und die Zigeuner kannten alle den hinkenden Schuster. „Hat er uns, aus Angst, doch manchmal einen fetten Bissen vor das Feuer geworfen", sagte der Hauptsprecher. „Aber wir haben selber Schnurrhaare", fügte er lachend hinzu und zwirbelte sein Bärtchen.

Das eine der Pferde war unruhig. Nach dem Essen ging die Frau, welche die Männerhosen trug, zu ihm hin. „Die Winde plagen es", sprach sie. „Da muß ausgeräumt werden." Und sie fuhr mit der Hand dem Pferd in den Darm, das sich daraufhin reichlich entleerte und sich ruhig zum Schlaf hinlegte. Man kam auf Behandlung kranker Tiere, dann auf die Vorzeichen von Wetterwechsel zu sprechen, ferner auf die Stimmen der Tiere und ihre Bedeutung als Warnungssignale, und jene Frau wußte in alldem am besten Bescheid. Sie forschte Pankraz aus, was i h m wohl davon bekannt sei, und staunte, daß sie ihn nicht allzuviel mehr lehren konnte.

Dann griffen Männer und größere Buben zu Fiedeln und Gitarre, die Gebirgler sangen und jodelten zu der Begleitung, und der kleinste Zigeunerknabe, ein pechschwarzer, halbnackter Knirps, dessen einziges Kleidungsstück ein viel zu langes Beinkleid war, tanzte. Seine Füßchen drehten sich auf dem unebenen Boden über Moos und Steine wie auf glattgewichsten Fliesen, er hielt, rechts- und linksum schwingend, sicher das schwankende Gleichgewicht, bald halfen die Arme es auspendeln, bald flatterten sie frei, er sprang leicht und feurig hoch, und seine Hände fuhren flink an die Hosen, wenn sie zu rutschen drohten. Lesen und schreiben konnten die Kinder alle nicht. Zwar standen auch sie unter dem Schulzwange, aber bei ihrem unsteten Leben ließ sich dieser nicht durchführen oder die Durchführung nicht genügend überwachen. Pankraz mußte ihnen gleichwohl seinen Namen auf eine alte Zeitung schreiben, und sie bewunderten seine Kunst.

Der gesprächige Mann war der Gatte der behosten Frau, aber sie hatten keine Kinder. Diese gehörten vielmehr alle dem anderen Ehepaar, dem Ruhigen und der Üppigen. Die letztere betrachtete die Linien in Pankrazens Hand, sie legte ihm die Karten und prophezeite ihm aus beidem viel Glück und eine glänzende Zukunft für den Fall, daß er sich entschließen würde, bei ihnen zu bleiben und mit ihnen zu ziehen.

Sie schlugen ihm das nun im Ernste vor, und namentlich war der eine Mann dabei wieder der Wortführer. „Dein Alter ist schon ein halber Zugvogel, und d u mußt darum vollends von der Stange."

Seine Frau jedoch, Seffa genannt, fuhr dazwischen: „Laßt den Buben gewähren. Ich bin selbst vom Dorf und weiß nun, was das liederliche Leben bedeutet, seit mich deine brotlosen Künste, Violinspielen und Augenklappen, verführt haben, davonzulaufen, du dummer Hitzkopf, und mit euch herumzuvagieren. Heut schmisse ich dir längst am liebsten den Krempel vor die Füße, wenn ich nur irgendwo das kleinste Häusel hätte. Laß aber die Finger von dem braven Burschen, das rate ich dir. I ch habe die Hosen an."

„Ich habe auch welche an", erwiderte der Gatte kleinlaut und erregte damit ein allgemeines Gelächter, selbst bei den Tristern, die, wenn sie nicht sangen, meist schwiegen. Pankraz hatte durch die Worte der Frau Mut und Sprache zurück-

gefunden und erklärte: „Der Vater kommt immer wieder, und ich komme immer wieder zu ihm. Und wenn er nicht käme — ich bliebe doch bei meinem Vieh. Und ich werde nicht ruhen, bis ich selber einmal Kühe habe, und wenn es auch nur eine einzige ist."

„Bravo!" rief Seffa mit den Hosen. Und ein kräftiges Bravo wagten auch die Trifter.

Blaue Schatten woben zwischen den Stämmen, und eine erste Röte hauchte über die Gipfel. Das Feuer war knisternd niedergesunken, die Kinder lagen schlafend am Boden, ein Vogelzwitschern lallte durch die Kühle. Der ruhige der beiden Zigeuner verschwand im Wald, man hörte danach in dieser Richtung ein Klopfen und Sägen, und schließlich kam er mit frischen Kiefernwurzeln wieder. Er spaltete sie; die so entstandenen Bänder ließen sich, solange sie frisch waren, biegen und behielten dann, zu der Wölbung der Körbe verflochten, nach dem Trocknen ihre Rundung. Die Trifter waren auch in Schlummer gesunken.

Da nahte ein Schritt von einer anderen Seite, und plötzlich stand der Förster mitten unter der Gruppe, die Flinte über dem Rücken. Er stieß nach den schlafenden Triftern mit dem Fuß. „Auf! Zeit zum Arbeiten ist!" Und, zu den Zigeunern gewandt: „Packt euch, Gesindel! Da hab' ich ja eine saubere Gesellschaft in meinem Revier und vor meiner Hütte. Wer hat euch hierher geladen? Pankraz, was machst du hier? Und wo kommen die frischen Wurzeln her?"

„Die haben wir auf der Landstraße gefunden", antwortete der sonst so maulfertige der beiden Männer verlegen, als ließe sich eine dümmere Ausrede nicht finden.

„Nein, Herr Förster," fiel der ruhige ein, „die habe ich soeben in Ihrem Walde von Ihren Kiefern geschnitten."

„Glauben Sie ihm nicht", rief der andere. „Er will uns arme Leute ins Unglück bringen."

„Glauben Sie es wohl", sagte der ruhige. „Aber stehen Sie das nächste Mal früher auf, wenn Sie jemanden auf frischer Tat ertappen und den Zeugen machen wollen. Unbewiesene Straftat gilt nicht vor Gericht. Und Sie sind der letzte, der einem Zigeuner ein Haar krümmt."

„Landstreicher!" murrte der Förster nur noch in den Bart, warf die Flinte auf die andere Schulter und schritt in den Wald hinunter. Er hat ja recht, dachte er im Fortgehen, wer wird sich mit solchen einlassen?

„Nichts für ungut, Herr Förster", rief ihm die blonde Seffa noch nach und zündete sich mit einem Span am verglimmenden Feuer eine frische Pfeife an. „Vielen Dank fürs Nachtquartier. Und laßt Euch den Pankraz anbefohlen sein. Er ist die Perle von Lugenau. Und Unglück steht für Euch in den Sternen, wenn Ihr den Wackeren nicht schätzen lernt!"

Der Jäger und das Wild

Ein wenig abergläubisch, wie er war, versuchte der Förster vergeblich, den Abschiedsgruß der Seffa, die Warnung, die er enthielt, ganz in den Wind zu schlagen. Über die Bauern fühlte er sich erhaben, sie gingen ihn nichts an. Er rechnete sich mit dem Pfarrer, dem Lehrer und der Wirtin zu den Spitzen des Dorfes; jene, zu deren Meinung er meist hinneigte, obwohl er gerne seine eigene hatte, begünstigten den verachteten Knaben. Er selber hatte sich nie um ihn gekümmert; erst seit er gesehen hatte, daß der Schlingel es mit dem Zigeunervolk hielt, war er ärgerlich auf ihn. Der Vater des Buben war Pack, der Umgang des Buben war Pack — und Pack verlangte, daß er Pack „schätzen lernen" sollte. Warum nicht gar!

Der Mann hatte anderes zu tun. Er führte nämlich einen haßerfüllten Kampf,

wenn er ihn leider einstweilen auch nur erst im Verborgenen und ohne Erfolg führen durfte. Dieser richtete sich gegen den Pächter der Jagd in den weiten Gebieten, die an die Staatswaldungen, also an das Revier des Försters, grenzten und es zum Teil umschlossen.

Das war ein schnell und ohne eigene Tüchtigkeit reich gewordener Mann aus der großen Stadt, dem alles käuflich sein sollte, und der die ganze Welt für feil hielt. So hatte er sich auch die Jägerei gekauft. Und wenn er, als Pachtbesitzer einer Jagd, das letzte Stück Wildbret der Gegend abgeschossen hatte, so erwarb er die Rechte in einem anderen Gebiet, bis auch hier alles, was in Wald und Feld lebt und webt, kriecht und fliegt, Opfer und Beute seines nimmersatten Rohres geworden war.

Dergestalt hatte er nun die Gefilde um Lugenau inne. Man war allgemein schlecht auf ihn zu sprechen, aber auf die Menschen, und besonders auf den Bauern, macht ein großer Geldbeutel an sich schon fast immer Eindruck, und zumal, wenn er einem selber zugute kommt. Man ballt die Faust gegen den Reichen, aber nur im Sack, und nicht ohne daß sie dabei etwas Metallenes, Blankes umschließt, das jener hineingedrückt hat. Und der Lugenauer Jagdpächter bezahlte ja alles, er kaufte das Ei mitsamt der Henne, und den Flurschaden, den er oft genug anrichtete, ersetzte er mehr als reichlich. Er hatte Jäger und Hunde, ein großes Bauernhaus und immer eine große Zahl von Gästen, die das Vergnügen des Weidwerks genau wie er auffaßten, dessen Regeln genau wie er auslegten und genau wie er die Fluren unsicher machten.

Sobald die Jagd begonnen hatte, rückten er und seine Helfershelfer aus der Stadt an. Sie erlegten nicht nur einen Bock nach dem anderen, und wenn es der letzte des Revieres war, sondern sie verschonten auch die Geißen nicht, und wenn sie die Mütter von den Kitzen wegschossen. Das war dann Pech, Zufall, Verwechslung, oder es sollten angeblich zu viel Rehe vorhanden sein, obwohl sie in Wahrheit ausstarben. Sodann begab sich der Pächter mit Vorliebe dort auf den Anstand, wo das Wild aus dem Revier des Försters in das seinige hinüberwechselte. Er achtete dabei nicht immer die Grenze, ferner hatte er einen Hirsch vor dem Ende der Schonzeit geschossen, und dem Fuchs ging er nicht weidgerecht, sondern mit Gift zu Leibe. Den letzten Auerhahn knallte er vom Auberg herunter, es blieben nur zwei verlassene Hennen übrig, und der Förster spottete ingrimmig, jetzt könne jener den Gockel machen. Der Förster wußte das alles, aber nie hatte er, obwohl immer auf der Lauer liegend, den verhaßten Protzen, Pfuscher und Rohling auf frischer und strafbarer Tat ertappt, nie bekam er die Unterlagen für eine Anzeige zusammen, die Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, immer fehlte noch etwas am Nachweis eines von jenem verursachten Schadens, und war es auch oft nur das Tüpfelchen auf dem I.

Indessen, der Jagdpächter hatte noch einen zweiten Feind, ohne daß es der Förster wußte, einen heimlicheren und geschmeidigeren, einen, dem es zwar nicht um den Schutz von Vorteilen und vom Jägerhandwerk zu tun war, sondern dem nur die Liebe zur Kreatur im Herzen brannte, und der doch aus Selbstlosigkeit und Liebe bessere Waffen gewann als ein anderer aus Eigennutz und Haß. Das war der Hirtenbub vom Auberg.

Pankraz machte an den wenigen Frühlingstagen, die so heiß waren, daß er erst abends austrieb, seine alten Streifzüge. Er kletterte in den Gegenden bei Waldleiten oder Pillach in die Wälder hinunter an die Waldach, meist dort, wo sie unterhalb der Jagdhütte des Försters fließt.

Diese Wälder sind nur ein einziger viele Meilen langer, schmaler Streifen, sie sind nur die holzbewachsene, vielgewundene Furche des Flußtales, so im Gelände versteckt und versunken, daß man ringsum in den Dörfern und Grasauen ihre wilde, geheimnisvolle Welt meist kaum sieht und ahnt.

An beiden Ufern läuft ein Jägersteig, stundenweit stromab wie stromauf und nicht viel mehr als einen Fuß breit. Pankraz verfolgte denjenigen, der an *seinem* Ufer ging, den Fluß hinunter, wo dieser sich um den Auberg windet. Er führte zunächst baumlos durch einen Streifen Grasbodens, welcher Wald und Wasser hier trennte, und dieses Gras, hoch und scharf wie Strandhafer, schlug über den Füßen des Knaben zusammen. Erst bei einer Kehre des Flüßchens sprang der Wald bis zum Wasser vor, man ging nun, etwas vom Strand entfernt, zwischen hohen, lichten Stämmen, durch deren Zwischenräume seitwärts das gletschergrüne, weißgischtige Gestrudel blitzte.

Aber nun stieg der Weg empor, in den Fels des steilen Waldhanges gehauen und oft mit Stegen und Geländern an ihn geklammert. Oft ist er abgerutscht, so daß nur ein Balken oder zwei übrig blieben, die zu seiner Verstärkung dienten, und über die Pankraz balanciert. Oft versank auch diese Stütze, und dann muß der Bub halsbrecherisch ein Stück am Felsen hinklettern, mit Füßen und Händen Halt suchend, oder durch kleine Wasserstürze der niedergehenden Bäche waten oder durch Schlammfälle, in die er tief versinkt.

Manchmal hat er, höher gekommen, den steil absinkenden Hang des Bergwaldes zum Teil unter sich. Gemsen wurden hier schon beobachtet, vom Gebirg herüber verirrt, und der Hirsch nimmt diese Wände im Flug. Das Tal bildet einen tiefen, stein- und baumumtürmten Kessel, immer geht die laute Stimme des starken und schnellen Wassers mit, rauschend durch die endlose Rinne und all ihre Krümmungen gepreßt. Treppchen über Geröllhalden bauen sich aus einzelnen Blöcken auf, Stufen sind in Schiefer und quarzhaltiges und marmorbuntes Gestein gehauen. Blitz- und sturmgefällte Bäume sperren den Pfad; Stämme und wilde Wurzeln, verwittert, vermorscht und von Alter fahl, sehen aus wie gebleichte Mammutknochen.

Der Pfad sinkt und steigt, steigt und sinkt, über Brückchen, Knüppeldämme, Stämme und Steinplatten. Er zieht sich durch übermannshohes Schilf hin oder inmitten von Binsen, durch üppige Huflattichblätter, die, groß wie Karrenräder, ihn ganz überdachen und wie mächtige Lappen an die Beine schlagen, und zwischen Schachtelhalmen, verzwergten Überbleibseln der Urzeit, wo sie riesige Wälder bildeten, wie der Knabe, der das vom Lehrer weiß, schauernd gedenkt. In dem morastigen Boden sind die breiten Hufspuren der Hirsche deutlich sichtbar. Oben am Felsen wächst die Alpenrose.

Schließlich geht es wieder durch die Flußniederung, nahe am Wasser, hin. Aber diesmal läuft der Wald unmittelbar am Wasser mit. Er bildet hier, unterhalb des Eibenweges, der unsichtbar hoch droben geht, einen Hain aus Buchen, Tannen, Fichten, Erlen, Waldulmen, Eschen und Bergahornen mit bemooster, silbrig splitternder Rinde. Das Gras des Bodens ist fast so breit und dunkelgrün wie Schilf, von Maiglöckchen in Büscheln durchschossen. Und am Wege stehen große, dunkle Kornblumen, blüht Frauenschuh und die fremde, prunkende Lilie des Türkenbunds.

Hier hat Pankraz seinen Badeplatz. Er reißt rasch die wenigen Kleider von dem erhitzten und feuchten Körper. Der Strand ist neben dem dunkelgrünen, blanken Grasboden weiß von Sand, Kieseln und glattgeschliffenen Steinen, er heizt wie ein Rost die Zehen und nackten Sohlen, aber schon sitzt der Hirtenknabe auf einem Felsvorsprung. Unter diesem, in einer Vertiefung, steht das Wasser reglos wie ein grüner Eisblock und zerspringt blitzend, gleich Kristall, wie die Füße hineinfahren. Kühle strömt ins Blut. Pankraz tummelt sich in den firnklaren Wogen, er kugelt Kiesel, daß sie wie hohle Metallstäbchen Klang geben, und kämpft mit den diamantenen Stromschnellen. Dann legt er sich zum Trocknen in Gras und Blumen und raucht, um die Stechfliegen zu verscheuchen, gedörrtes Buchenlaub aus einer ausgehöhlten Kastanie und einem Schilfrohr.

Heut wanderte Pankraz schon nach kurzer Zeit wieder weiter. Er war bald in der Nähe der Höhlen und stieg zu ihnen empor. Hier lief über dem Flußtal, das sich an dieser Stelle stark verbreitert hatte, eine hohe Steinwand mitten durch den Wald, der seine Stämme von unten gegen sie drängte und über ihr wieder weiter bergauf klomm. Sie war gelb und roter Sandstein, oft mit anderen Gesteinsarten durchsprenkelt und von Algen, Moosen und Flechten wie mit Grünspan bunt überzogen. Baumkronen schmiegten sich an sie, Baumkronen schatteten über ihr, und Wurzeln hingen auf sie herab. An ihrem Fuße wand sich ein Steig hin, über Wurzeln und Blöcke und durch sandigen Schutt.

Ihre mächtigen Gebilde hatte in Urzeiten das durchbrechende Wasser geformt und ausgewaschen, das nun tief unter seinem gewaltsam gefurchten alten Steilufer sein selbstgegrabenes Bett durchfloß. Durch diese Spalten hatte es sich zischend gezwängt, diese Nischen und Klüfte hatte es gebrochen, um diese Buckel hatte es gewütet, in diesen runden Löchern hatte es riesige Blöcke wie Mühlsteine gedreht, diese Zacken und Glätten hatte es genagt, gerissen und gespült.

Aber welche Höhlungen taten sich auf! Aus ihnen war fauchend, Gift und Feuer speiend der Drache geschossen, so dachte Pankraz. Hier hatte der heilige Georg ihn bekämpft und getötet, nur hier, und nicht auf dem freien Platze mit dem Lugenauer Türmchen im Hintergrunde, wie es an der Decke der Kirche gemalt war. Allein auch Spuren von Menschenhand trug das Gestein, das sah Pankraz wohl. Oder waren sie von einer anderen Hand? . . . Dort führte der Weg wie durch Arkaden und Galerien, der durchbrochene Stein bildete Pfeiler, und diese sowie Wände und Decke zeigten sichtbar die Arbeit des Meißels. Trat man jenseits wieder ins Freie, so fiel ein Wasserstrahl von oben wie ein silberner Strang herab, und, rückwärts gewendet, überblickte man die bunte Felsfront inmitten des Bergwaldes und seines wuchernden Grüns.

Doch an vielen Stellen, wo der Pfad an ihr entlang lief, öffneten sich an ihrem Fuße schwarze Münder und Schlüfte, meist von herabgefallenen Trümmern und von Geröll zum Teil versperrt und vom abgebröckelten Sand halb verschüttet. Wo ein größeres Loch in die Tiefe führte, kroch Pankraz auf allen Vieren hinab. Drinnen konnte er sich aufrichten. Er zündete ein Streichholz an und beleuchtete damit die Wandung der großen Höhle, die wieder glatt ausgemeißelt war. Eine Öffnung wie ein Spitzbogen führte in eine ebenso geräumige Nebenkammer.

Was über Ursprung und Verwendung der Höhlen in Umlauf ging, war dunkel und widersprechend. Die einen wollten wissen, daß man hier die Steine zum Bau der Raitenbucher Klosterkirche gebrochen habe, obwohl der Berg nirgends abgetragen war und die Höhlenform nicht nach Steinbruch aussah, die anderen, daß die Klosterbrüder oder auch die Bauern in Kriegszeiten hier Unterschlupf gesucht hätten. Das mochte wohl wahr sein, dann aber hatten sie die Höhlen schon vorgefunden, denn das Ganze war nicht die schnelle und behelfsmäßige Arbeit von Flüchtlingen, die es schon in kurzem nicht mehr zu sein hofften. Es deutete vielmehr auf die Wohnungen vorgeschichtlicher Menschen hin. Oder war es anders? . . . „Die Teufelsküche" nannten die Bauern diese größte Höhle. Und der Bub traute sich nicht, länger darin zu bleiben. . . .

Wie er wieder ins Freie gekrochen war und sich den Sandstaub von den Kleidern geklopft hatte, schien er einen Augenblick unschlüssig zu sein, ob er sich zum Eibenweg hinaufwenden sollte und auf dem Stufenpfade zur Waldbank auf der Höhe, um über die offene Gestrüpphalde heimwärts zu gelangen. Ein anderer Gedanke jedoch blitzte über seine Züge, und er stieg wieder zur Waldach hinab.

Dort führte, oberhalb des Hauptsteges, ein Brückchen über den Fluß, das, wie jener, meist von solchen benutzt wurde, die nach Reitling wollten. Pankraz aber ging

an der anderen Seite den Uferpfad in der Richtung heimwärts, also nun stromauf. Wenn man sich hier zurückwendet, sieht man den Auberg mit seinen Waldachhängen in seiner ganzen Großartigkeit, hinter welcher der Ehrberg, weiter stromab in der Ferne sichtbar, zahm und bescheiden verschwindet. Es sind mehrere Waldhäupter, darunter ein besonders steiler, bebuschter Kegel, eben jener, auf dem die Höhenbank steht. Felsige und schrundige Blößen hängen dort oben herab, dichtes Tannicht stürzt in spitzen Pyramiden drüben jach bis in den Fluß hinunter.

Der Pfad an diesem Ufer ist ähnlich wie der am anderen, und Pankraz kann die Strecke, die er auf dem Herweg zurückgelegt hat, jenseits zum Teil gut verfolgen. Hier geht es nur durch noch dichteren Wald, Farren fingern über die Wegränder, Holunder buscht sich über den Abhängen, ein Borkenhäuschen als Rastort für Holzknechte steht unter alten Buchen, und das Weglein wird zu einer engen Gasse, zu einem lauschigen Tunnel durch dichtgedrängte Stämmchen und Schößlinge, durch das Stangenholz einer neueren Pflanzung, durch eine „Jugend", wie man hierzulande sagt. Und plötzlich tritt man aus dem Dunkel hinaus auf die höchste Stelle, die ein Geländer nach der Tiefe schützt, in welcher sich die zornige Smaragdschlange des Flusses windet, während sich dahinter, hoch über den Bergwäldern, die blauen Gebirgsketten schwingen.

Pankraz kommt an den sogenannten Teufelssteg. Das ist eine beängstigend schmächtige Holzbrücke, deren Boden sich, vom Wasser aus nirgendwo gestützt, unter Wind und Wetter nach der einen Längsseite tief gesenkt hat. An der abschüssigsten Stelle wurde ein Teil des morschen Geländers fortgerissen. Der Fluß jedoch zwängt sich unter dieser Brücke abgrundtief und dunkelgrün durch eine Felsspalte und bildet in ihr einen wilden Strudel. Nur einige mutige Jäger und Waldarbeiter wagen sich über den tückischen Steg. Er schien sonst eigentlich keinen anderen Zweck zu haben, als durch sein schiefes Zeichen die verschollene Einsamkeit noch zu steigern.

Nicht weit von ihm blieb Pankraz stehen und äugte angestrengt zu etwas hinüber, das am anderen Ufer auf dem Boden lag und bei seinem Hinweg dort nicht gelegen hatte. Er verhielt sich völlig reglos, nur seine Augen bewegten sich hin und her.

Als er lange Zeit so gestanden hatte, trottete drüben ein Fuchs heran. Er schlich langsam in federleichtem Zotteltritt zwischen den Felsen, von denen sich sein samtiges Rotbraun abhob, während er die buschige Rute gemächlich nachschleifte. Dabei schnupperte er mit seiner spürig zitternden Nase an allen Steinen, über die seine Augen wie Edelsteine grüne Strahlen schossen. Als er sich jenem etwas genähert hatte und schon den weißen Blitz seines Gebisses entblößte, klatschte Pankraz in die Hände, und jener floh in sausendem Zickzack an der Felswand hoch. Der Schwung des Schweifes stob ein braunes Feuer.

Der Bub aber lief mit seinen bloßen Füßen über die windschiefen Bohlen des Steges, leicht und sicher wie ein Seiltänzer, und eilte zu der Stelle drüben. Er hob ein Stück rohes Fleisch vom Boden, hüllte es vorsichtig in Blätter und nahm es mit. Er blieb nun an seinem Ufer und stieg gegen Waldleiten hinauf.

Noch im Walde begegnete ihm der Förster. Der schäumte vor Wut, denn soeben hatte sein Hund, der schönste langhaarige Teckel, ein Tierchen, munter und beweglich wie ein Wiesel, zärtlich wie eine junge Katze, braun wie eine eben zeitige Haselnuß und weich wie ein Bündel Seide, etwas am Wege gefressen und dann bald unter Krämpfen und allen kläglichen Erscheinungen einer Vergiftung sein Leben aufgegeben.

Der Förster preßte den kleinen Leichnam an sich, und Tränen des Schmerzes und des Zornes tropften über seinen grauen Bart auf jenen hinab. Pankraz übergab ihm seinen Fund. „O, der Schuft, der miserable!" rief der Mann aus. „Der

Wilderer, der Henker, der Lumpenhund! Genau das hat mein Waldl gefressen, und beides lag in meinem Revier." „Wir werden ihn schon kriegen," flüsterte Pankraz, „verlassen Sie sich auf mich, Herr Förster."

Und damit wandte er sich eilig hangauf, um seine Herde auszutreiben, indes der Förster noch grübelnd stehen blieb, in der einen Hand das tote Hündchen, in der anderen den giftigen Klumpen.

Der reiche Jagdpächter aber ging an diesem Abend wie sonst auf die Pirsch. Er stieg auf den Gipfel des Aubergs, der zu seiner Jagd gehörte, und droben auf einen Jägersitz, der, am Westrande des guten Wiesenlandes, über einer Leiter im Gipfel eines Baumes hing.

Ärgerlich lauschte er auf das Läuten der Herde. Dieses kam zwar weit aus der Tiefe, allein er dachte an den Hirtenbuben. Der Jäger glaubte sich von ihm verfolgt und konnte ihm doch nichts nachweisen. Der vermaledeite Knirps schien überall zu sein. Hatte man eben einen Bock gestellt, so trieb der Kerl irgendwo in der Nähe des Waldes mit stürmischem Geläute das Vieh vorüber und verscheuchte das Wild. Saß man ruhig auf seinem Sitz, so kam er allein, scheinbar zufällig und sehr gelassen, vorbei, und man konnte doch nicht hinunterrufen, weil diese Störung noch schlimmer und vielleicht nicht, wie hoffentlich jene andere, wieder gut zu machen war. Hatte man den Anstand im Walde, so streifte er dort durch die Büsche, und schrie man ihn dann endlich doch zornig an, so tat er erschrocken und wieder so arglos und gleichmütig, daß man sich nur noch über sich selber ärgerte. Jener hatte dann bloß Reisig gesucht für ein Feuer oder sonst etwas zum Hüterdienst Notwendiges. Oder es hatte sich ein Stück Vieh gerade hierher verirrt und kam auch wirklich zum Vorschein. Dabei schien der Wald in der Nähe des Knaben verhext zu sein, Vogelrufe ertönten wie angstvolle Warnungsstimmen, der Fuchs bellte, der Dachs hustete, unerklärliche Schritte schlürften in ganz anderen Richtungen, und das Wild blieb vergrämt . . . .

Nicht lange, so ist es, als ob der Jäger ungeduldig oder unruhig wird. Er klettert vorsichtig die Sprossen hinunter und schleicht, die Büchse immer im Anschlag, durch das hohe, nasse Gras in den Waldrand vor, dort, wo sich dessen Böschung gegen den Staatsforst senkt.

Erste Dämmerung schleiert. Ein Stück der Waldach blitzt manchmal aus der Tiefe herauf. Der Jäger steht unbeweglich. Eine Baumkrone gipfelt im letzten Licht, dort fliegt ein großer Raubvogel an, man sieht, wie er die Klaue reckt gleich einer kralligen Hand, um den höchsten Ast zu umgreifen. Es ist ein jüngerer, verirrter Gebirgsadler, ein Tupfen der sinkenden Sonne tropft von dem sehnig gespreiteten Fittich. Soll man das Rotwild aufgeben und die Kugel der selteneren Beute gönnen? Aber, mit deutlichen Zeichen der Flucht, ist der eben erst niedergesessene Vogel verschwunden . . .

Der Jäger lauscht angestrengt. Ein Käuzchen wird unruhig, es ruft klagend, und anders als sonst auf seiner abendlichen Jagd. Plötzlich schreit ein Häher, und eine Rehgeiß flieht durch die Büsche, einer kleinen, dunklen Gestalt, wie Schutz suchend, gegen die Knie. . . . Schon ist der Schuß gefallen, es gab einen kurzen Blitz und einen lauten Knall. „Sakrament, Teufelsbub", ruft heiser der Jäger, denn das Reh sprang davon, und Pankraz liegt blutend am Boden . . .

Der Jäger läuft hin. Erschrocken, da er den Buben wie leblos sieht, nimmt er ihn hoch, lädt ihn auf die Schulter und steigt, auf die Flinte gestützt, mit seiner Last unschlüssig in der Richtung gegen Lugenau.

Hinter ihm versinkt mit seinem Wasser, seinen Höhlen, seinen Tieren und seinen Stimmen der Waldstreifen in Nacht, als wäre er nie gewesen.

Schützenfest

Der Zufall wollte es, daß der Mann mit seiner bedenklichen Jagdbeute vor dem Dorfe seinem Todfeinde, dem Förster, begegnete, dem ein unverhofftes und in seinem Schmerz gar nicht von ihm gesuchtes Weidglück in Gestalt eines kräftigen Bockes wenigstens ein Pflaster auf seine Wunde gedrückt hatte.

Der Förster erkannte im Halbdunkel nicht nur seinen Gegner, sondern auch sofort den Knaben, und mit dem geschärften Blick des Hasses den ungefähren Zusammenhang der Geschehnisse.

„Nun, Mörder meines Hundes," rief er mit verhaltenem Ingrimm, „also auch Menschenmörder?"

„Wegen Ihrer Beleidigungen, Förster, werde ich Sie vor Gericht belangen", schrie der andere. „Was heißt zunächst: Mörder meines Hundes?"

„Es heißt," entgegnete der Förster, gleichfalls mit erhobener Stimme, „daß Sie ein sauberer Weidmann sind und Gift legen, an dem glücklich mein Tier wie eine Ratte verreckt ist, Sie Held."

„Das ist eine unverschämte Verleumdung", brüllte der reiche Mann. „Aber ich streite mich nicht wegen solcher Lappalien und werde Ihnen großmütig das Vieh ersetzen."

„Das will ich meinen," lachte jener, „das versteht sich wohl von selber. Und Sie geben damit Ihren Bubenstreich zu. Was reden Sie also von Verleumdung? Wollten Sie vielleicht mit Ihrer Kugel einen einwandfreien Zeugen unschädlich machen, der dies in meinem Revier gefunden hat?" Und damit griff er in die Jagdtasche und hielt dem Pächter das Stück Fleisch unter die Nase.

„Was geht das mich an," meinte der, „wer in Ihrem Revier ein Stück Fleisch legt? Es wird wohl einer von Ihren Leuten gewesen sein. Oder vielleicht haben Sie selber auf dem Wege Ihr Mittagessen verloren. Aber was diesen Buben betrifft — Sie sind ein schlechter Menschenkenner, daß Sie glauben, ich würde den Nichtsnutz auf dem Buckel heimschleppen, wenn ich mich an ihm versündigt hätte. Ich erfülle nur eine traurige, aber fromme Menschenpflicht. Sein Alter, der Schuster, wird ihm zwar nicht nachtrauern. Aber wenn die Gemeinde einen Schaden zu haben glaubt, so werde ich ihn reichlich ersetzen. Der Unglückswurm lief mir vor die Flinte, als ich gerade auf ein Stück Wild angelegt hatte."

„Ersetzen! Ersetzen!" schrie der Förster. „Sie meinen, Sie könnten alles ersetzen, und nur Sie könnten durch niemanden ersetzt werden. Und es ist auch sehr zu hoffen, daß Sie nun endlich eine unersetzliche Lücke bei uns zurücklassen. Vor Gericht werde ich Sie gerne wiedersprechen. Und ich werde Sie wohl eher dorthin laden lassen als Sie mich."

In diesem Augenblick sprang Pankraz vom Rücken des Jägers herunter. „In Ihrem Revier, Herr Förster, wollte er eine Rehgeiß treffen und hat er mich angeschossen!"

Der Hirtenbub war im Walde mehr infolge des Schrecks als der Verwundung zu Boden gestürzt. Er hielt sich einige Sekunden lang für tot, aber als er merkte, daß das ein Irrtum sei, blieb er gleichwohl reglos liegen, um dadurch seinerseits dem Jäger einen schönen Schrecken ins Gebein zu jagen. Und wie er merkte, daß der ihn auflud, ließ er sich das gern gefallen und dachte: Nun soll er mich wenigstens nach Hause tragen! —

Später hat der Förster eine mehrfache Anzeige gegen den Jagdpächter erstattet. Er hielt darin leider allzu hartnäckig an dem Verdacht auf Mordversuch fest oder zum mindesten an der Behauptung, der Mann habe aus Haß gegen den Buben, von dem er sich in seinem lichtscheuen Handwerk beobachtet, durchschaut und gestört sah,

diesen mit Absicht getroffen und ihn selber heimgetragen, um dadurch den begründeten Verdacht zu beseitigen. Da Untersuchung und Verhandlung nichts Derartiges ergaben, erschien der Angeklagte in allzu günstigem Licht, als sei vielmehr er zum Opfer eines blinden Hasses ausersehen, der ausschließlich die Anzeige des Försters in diesem und den übrigen Punkten diktiert habe. Auch das Giftlegen ward nicht bewiesen, und lediglich festgestellt, daß der Schuß, durch den Pankraz unglücklicherweise getroffen wurde, im Revier des Försters gefallen war. Hier indes schien dem Gericht nur eine kleine und durch den Umstand der Abenddämmerung halb entschuldigte Grenzüberschreitung vorzuliegen, die, als einziges erkanntes Vergehen des Angeklagten, mit einer geringen Buße geahndet wurde. So mußte der Förster auf einen großen Triumph vor dem Gesetz verzichten. Allein er erlebte dennoch eine Genugtuung. Der Jagdpächter wagte sich nach dem Prozeß, in welchem, von dem Förster und seiner zweifellosen Sicherheit aufgehetzt, auch die Bauern gegen ihn gezeugt hatten, nicht mehr nach Lugenau. Er verschwand sang- und klanglos aus diesem Jagdgebiet und tauchte auch in keinem anderen wieder auf. Sein Lugenauer Bauernhaus vertauschte er gegen ein Gut in einem anderen Teile des Landes und widmete sich dort der Kleintierzucht. Und der Förster erzählte am Biertisch immer von neuem mit Behagen, er habe erfahren, daß jener dort auf das edle Haushuhn und den echten Stallhasen pirsche. —

Der Jagdpächter fiel damals buchstäblich auf den Rücken, wie dieser so plötzlich von seiner Last befreit wurde. Er sprang zwar wieder hoch, starrte aber den Knaben wie ein Gespenst oder wie einen Teufel an, und erst, als er sich überzeugt hatte, daß er beides nicht, sondern nur der lebendige Pankraz war, brach er in die Worte aus: „Ja, du sakrischer Spitzbub, glaubst du denn, ich hätte dich zu meinem Vergnügen aufgesackt?“

Jetzt lachte der Förster aus vollem Halse, er lachte über das Hinpurzeln und das verdutzte Benehmen des Verhaßten, über seine dumme Frage und über Pankraz, daß der lebte, ja, obschon verwundet, jenem durch seine offensichtliche Verstellung einen Streich gespielt hatte und ihn nun seines Jagdfrevels überführte. Er hatte die Zigeuner vergessen, ihren Warnungs- und Prophezeiungsspruch und Pankrazens ihm noch vor kurzem unverzeihlich dünkenden Verkehr mit ihnen, und schloß den Knaben überwallend in die Arme.

Der Jäger aber machte sich mit einigen Schimpfereien und höhnischen Sprüchen wie: „Gleich und gleich gesellt sich gern“, „Hier ist Mitleid schlecht am Platze“ und „Ich hätte eher wissen sollen: Unkraut verdirbt nicht!“ aus dem Staube, er schlug sich querfeldein, und bald hatte ihn, da es nun vollends dunkel geworden war, die Nacht verschlungen.

Sofort untersuchte der Förster den Knaben, der stark am Oberschenkel blutete. Die Kugel hatte ihn glücklicherweise nur gestreift. Dennoch war es nötig, daß man die Wunde schon hier verband, daß man ein großes Taschentuch um das Bein wickelte, damit wenigstens das strömende Blut zurückgedämmt wurde. „Es war dein Glück, Pankraz, daß du dich von dem Halunken schleppen ließest. Jetzt mache ich mit dir Huckepack.“

Allein der Bub weigerte sich standhaft, noch einmal getragen zu werden. Er versicherte, sich völlig wohl zu fühlen, und schritt tapfer an der Seite des Försters aus. Erst als ihm infolge des reichlichen Blutverlustes, den er hinter sich hatte, die Sinne schwanden, kam er dennoch auf die starken Arme seines Begleiters. Aber da merkte er es ja nicht mehr. Und er konnte sich später aus den ganzen nun folgenden Stunden nur noch ungefähr eines Traumes erinnern.

In diesem Traume hütete er wie sonst seine Herde. Die Weide indessen befand sich unterhalb der Höhlen und zog sich von ihnen bis zur Waldach hinab. Der Wald

war nicht mehr da, bis auf einige freistehende Buchen, deren mächtige Kronen, grüne Sommerzelte, breit den üppigen Grasboden überwölbten. Es war eine seltsame, feierlich einfache Landschaft, die bunte, zerklüftete Felswand droben ragte nackt in den Himmel, und Pankraz saß auf einem der Steinblöcke, die, ehedem herabgestürzt, vereinzelt in dem Grase zerstreut lagen. Eine große Stille herrschte, selbst die Glocken der Herde läuteten unhörbar, und nur das starke, immergleiche Rauschen des Flusses füllte die Luft. Die Augen der Tiere, alle auf den kleinen Hirten gerichtet, gingen oft in einen träumerischen Rehblick über, auch drehten und gabelten sich ihre Hörner manchmal für Augenblicke wie Geweihe, und aus den noch glatten Stirnen der jüngsten Rinder zuckten die Spitzen von Rehgehörn hervor, um gleich wieder zu verschwinden. Mit einem Male aber waren alle die Tiere, ohne daß der Knabe sich wunderte, in Rehe, Hirsche und Gemsen verwandelt. Weiteres Wild flutete in Scharen über die Felsen herab und vermehrte so die Herde, die sich teils in munteren Sprüngen erging, teils ruhig wie Kühe graste, teils an den klaren Wellen des Wassers trank und teils um Pankraz und seinen Sitz herum am Boden lagerte. Alle hatten sie an enzianblauen Halsbändern moosgrüne Glocken umhängen, deren Geläute dem Klang von Waldquellen glich und sich harmonisch mit dem Rauschen der Waldbach mischte. Da kam aus der Teufelsküche der Jagdpächter gekrochen und gleichzeitig vom Fluß herauf mit seinem Dachshündchen der Förster gestiegen. Vor diesem bildete das Wild in Reih und Glied Spalier und öffnete ihm auf solche Weise eine Gasse, während es vor jenem zu einer dichten Wand zusammenrückte. Der Jagdpächter jedoch schlüpfte, immer in der gleichen kriechenden Haltung, in der er aus der Höhle geklettert war, unter den Bäuchen der Tiere weiter und lockte mit einem Köder in der Hand das Hündchen des Försters. Es schnappte lüstern danach, doch, statt zuzubeißen, fletschte es nur ein starkes und spitzes Raubtiergebiß und schlug zornig mit einer roten, buschigen Fuchsrute. Da das den Jäger nicht abschreckte, weiter sein Lockmittel anzubieten, kroch nun auch der Förster zwischen den Beinen des Wildes durch, packte den Gegner und wälzte sich mit ihm unter dem Bauch eines starken Rehbocks in einem erbitterten, stummen Ringkampf. Pankraz wollte ihm beispringen, allein der Bock hinderte ihn, indem er, ganz mit Art und Gebärde eines jungen, wilden Stieres, eine Angriffsstellung gegen ihn einnahm und ihn von unten her mit dem Geweih in den Oberschenkel stieß, immer in dieselbe Stelle. Eine kristallhelle Flüssigkeit ergoß sich aus der Wunde, um deren Ränder alsobald Thymian zu sprossen begann, sie schmerzte nicht, sondern erregte in Pankrazens Körper nur ein Gefühl immer größerer Leichtigkeit. Ein weiterer Stoß des Gehörns warf ihn wie einen Ball in die Luft, er flog — und sank dann auf die Wolken des Himmels nieder. Er lag auf ihnen wie auf Daunen, und es federte weich und nachgiebig unter ihm, sobald er sich ein wenig bewegte.

Pankraz erwachte. Und er ruhte wirklich in Wolken, nämlich zum ersten Mal in seinem Leben in einem richtigen weißen Bett, denn auch bei den Bauern schlief er immer nur auf einem Strohsack und unter einer farbigen Decke. Über ihm hingen zahlreiche auf Brettchen genagelte Geweihe, die Sonne schien zwischen Ästen und Zweigen eines alten Nußbaumes durch das offene Fenster herein, Lichter und schwankende Schatten spielten auf den blanken, zierlich gravierten Läufen alter Jagdbüchsen, die an den Wänden hingen. Und als nun gar aus einer Uhr ein Vogel sprang und mehrmals Kuckuck rief, glaubte der Bub sich bestimmt überzeugt zu haben, daß er noch träume, und schloß selig die Augen, um weiter zu erleben, wie schön es im Himmel sei.

Da aber trat in Pantoffeln und mit einer langen Pfeife der Förster aus dem Nebenzimmer. Er hatte den Hirtenbuben gestern abend gleich mit ins Forsthaus genommen und hier gebettet. Sein Pflegling rieb sich die Augen, erkannte ihn, fand

sich in die Wirklichkeit zurück und begriff auch langsam, wo er war. Er drückte sich nur tiefer in die Kissen, schloß von neuem die Lider und fühlte sich so stolz, glücklich und geborgen, wie noch nie in seinem Leben. Doch plötzlich fuhr er hoch und rief: „Mein Vieh! Mein Vieh! Ich muß sofort zu meinem Vieh!"

„Still, still, Pankrazl", begütigte der Förster. „Je ruhiger du dich hältst, desto eher kannst du wieder auf die Weide. Ich habe dafür gesorgt, daß dich ein anderer dort vertritt, solange du noch krank bist. Bald bist du wieder munter."

Ein schöner zweispänniger Wagen hielt vor dem Forsthaus, der Kutscher saß mit flottem Schnurrbart und schmucker Schildmütze auf dem Bock, und vom Trittbrett sprang ein feingekleideter Herr. Es war der Arzt. Der wohnte mit Frau und Kindern in einem der alten Klostergebäude in Raitenbuch, von Bildern und Büchern umgeben. Er kam weit und breit über Land und widmete sich bei Tag und oft genug auch bei Nacht mit strenger Sorgfalt und Treue den Kranken. Da er kaum freie Zeit hatte, benutzte er die weiten Wagenfahrten, um, in den Sitz zurückgelehnt, seine geliebten großen Dichter zu lesen, von denen er nur aufblickte, wenn er die Landschaft betrachten wollte.

Jetzt fühlte er dem kleinen Verwundeten den Puls, beschaute dessen Wunde und noch mehr ihn selber, mit klugen, blauen Augen, die durch blanke Gläser lächelten und öfter auch den Förster und die Wände des Zimmers streiften. Er fragte nach dem Befinden und mehr noch nach den einzelnen Umständen vor und bei der Verwundung und sah mit Behagen einen kleinen Dorf-, Wald- und Jagdroman entfaltet. Pankraz konnte die Ehre kaum fassen, von dem Herrn Doktor behandelt zu werden, und hätte sich ohne Besinnen das Bein von ihm abnehmen lassen. Es wurde jedoch nur frisch und kunstgerecht verbunden. Der Arzt erklärte jede Gefahr für ausgeschlossen und sagte bei Bettruhe und Pflege schnelle und sichere Heilung zu.

Allein der Kranke lag kaum eine Woche, als es ihn in dem paradiesischen Bett und Zimmer nicht länger litt. Er wollte und mußte zu seinen Rindern und Pferden zurück. Der Förster vermochte ihn auf keine Weise zu halten und konnte ihm nur, dies zwar ohne Mühe, das Versprechen abgewinnen, noch eine Zeitlang zum Abendessen zu kommen, wo es dann jedesmal Wildbret, Eier und Gemüse gab.

Pankraz fand seine Herde vernachlässigt und verwildert. Sie hatte sich an den stellvertretenden Hüterbuben nicht gewöhnt und begrüßte nun freudig ihren rechten Hirten, mit dem sofort ihr Gehorsam und ihr Wohlbefinden wiederkehrten. Dieser selbst erholte sich rascher in der Luft des Auberges als bei der besten Menschenpflege, und seine Wunde heilte, mehr als unter den Verbänden, am Strahl der Sonne aus.

Am nächsten Sonntag war Schützenfest, und der Förster nahm persönlich seinen Schützling mit dorthin.

Den Festplatz bildete seit alters eine Wiese, unter der halben Höhe des Aubergs und näher als die Viehweide dem Dorfe zu gelegen. Ihr Besitzer, selbst ein begeisterter Schütze, mähte ihr Gras vor dem Tage, obwohl die allgemeine Heuernte noch nicht begonnen hatte. Die Wiese senkte sich sanft den Hang hinab und war von jenen gemischten Baumsäumen umgeben, die hier vielfach, ehemals niedrige Grenzhecken, als hohe und dichte Tannen-, Laub- und Buschreihen die Felder durchwandern. Zwei Kegelbahnen waren aufgestellt, unter einer Eichengruppe war der Schenktisch errichtet, wo die Wirtin heut selber zapfte, während ihre Leute daheim bedienten, und ringsum standen Tische und Stühle, die man auf Wagen hergefahren hatte. Über dem Eingang aber, einer Lücke der waldhohen Hecke, wehte ein lustiger Wimpel von hohem Mast ins Land und grüßte ein Willkommschild mit bunt gemalten Schützenabzeichen.

Die Schützen waren, die Zimmerstutzen geschultert, mit Blechmusik an der Spitze, durch die Felder aufgezogen, lauter Burschen und, meist jüngere, Bauern der Gegend,

und waren von der Festwiese her mit Böllerschüssen empfangen worden. Von ihren grünen Hüten nickten Spielhahnfedern, Gamsbärte und Adlerflaum, Hirschhornknöpfe zierten die Joppen, die grellfarbigen Krawatten schlangen sich durch hörnerne Spangen, die das Bildnis des Königs trugen, an den Uhrketten hingen blitzende Festtaler, Denk- und Schaumünzen, Schießauszeichnungen und silbergefaßte Tierzähne.

Das Preisschießen war vorüber, bunte Scheiben waren reichlich erbeutet worden: Schildereien mit allerlei Jagdszenen, mit Hochgebirgslandschaften, mit balzenden Birkhähnen oder mit Wildenten, die aus Sumpf und Röhricht in Sonnenauf- und untergänge flogen, mit dem heiligen Hubertus und mit schmucken Sennerinnen; und der hölzerne Adler war in vielen Fetzen von seiner Stange heruntergeschossen. Der Förster, heut in seiner forstgrünen Galamontur mit dem Hirschfänger an der Seite, hatte als Vorsitzender des Preisgerichts, dem auch der Wirt und der Bürgermeister angehörten, an einem besonderen Tischchen seines Amtes gewaltet.

Schon zwischen das muntere Knallen dröhnte der Spundhammer, aber er klang noch fleißiger, wie nun alles dichtgedrängt an den Tischen saß, wo bisher nur die Zuschauer Platz genommen hatten. Auch Frauen und Mädchen mischten sich, Zutrunk und Bescheid tuend, unter die Sieger und Zecher, ferner alte Leute und fremde Gäste. Statt der Büchsen knallten jetzt die Kegel, die Musikanten bliesen ins schmetternde Blech, und jugendliche Spiele entfalteten sich auf dem grünen Boden, Blindekuh, Wett- und Sacklaufen und dergleichen mehr. Auf den Brettern eines Tanzbodens, der aufgeschlagen war, tanzten die Paare schwitzend in der Sonne, blitzblanke Jodler schlugen aus dem Getümmel in die Luft, unter dem Schuhplattler krachten die Bohlen, die Tänzer umwarben, indem sie taktmäßig in die Hände, gegen die genagelten Stiefelsohlen, an die Schenkel und auf die gamsledernen Hosenböden klatschten, ihre Tänzerinnen, die sich drehten, daß die Röcke wie Glocken und Teller um sie standen, und schwangen die Dirnen schließlich juchzend hoch. Und die tollsten Burschen gaben ein Solo zum Besten, gleichzeitig tanzend und Mundharmonika blasend, in immer rasenderem Wirbel, bis sie umzufallen drohten und dann doch noch zum Beschluß einen Luftsprung machten.

Der Hirtenbub saß an der Seite seines neuen Gönners, der in allen Tönen sein Lob sang. Die allgemeine Stimmung begünstigte Pankrazen plötzlich, zumal sein Vater glücklicherweise nicht zugegen war, da er heut wieder über Land zog; er wurde geradezu ein bißchen gefeiert, und der kleine Nichtschütze, sondern Angeschossene, bildete einige Augenblicke beinahe den Mittelpunkt des Festes.

Indes, ebenso schnell hatte sich dieses Interesse erschöpft; denn lagen den Dörflern Weidmannswerk und Jagdgeschichten trotz ihrem Zimmerstutzenwesen im Grunde nicht doch zu ferne? Diejenigen, die dafür wirklich Neigung hatten, mußten sie heimlich hegen. Das waren die Wilderer, allen voran der lange, hagere Guglbauer. Er war reich und trieb sein lichtscheues Jagdhandwerk also nicht aus Notdurft, sondern aus Leidenschaft und aus jenem häufigen Bauernstolz und -trotz, der nicht einsieht, daß ihm wohl das Pflanzenleben in seinen eigenen Wäldern und Feldern, das Tierleben aber nicht gehören, daß er vom Wilde nur den Schaden tragen soll. Weil er so viel Geld hatte, besaß er auch Macht und Einfluß, und er war obendrein gefürchtet. Frech und verschlagen, ließ er sich nie ertappen, mochten der Förster und seine Leute auch noch so viel Verdachtsgründe gegen ihn haben.

Dieser war es, der die erlahmende Teilnahme für Pankraz neu belebte, aber in einem verstohlen feindlichen Sinne.

Während des ganzen Nachmittags, soviel an Unterhaltung und Abwechslung er auch brachte, ging unentwegt das sogenannte Bockstechen weiter. Eine Papiertafel war aufgestellt, auf dieser war ein Ziegenbock gemalt und wie eine Schießscheibe mit numerierten Ringen versehen. Die Spielteilnehmer mußten mit verbundenen

Augen, eine Stange in der Hand, auf den Bock in drei Gängen losmarschieren und ihn innerhalb der Ringe zu treffen suchen. Es war ein großer Spaß, denn auf der ziemlich langen Strecke und bei dem unebenen Gelände, das namentlich an einer Stelle unmerklich abtrieb, verloren die meisten völlig die Richtung und stachen, fernab vom Ziel, in die Luft, selber höchst verdutzt, wenn man ihnen die Binde dann von den Augen nahm.

Der Weg der Bockstecher ging bei den Tischen vorüber. Der Hirtenbub folgte ihnen mit seinen Augen immer von neuem, es gelüstete ihn sehr, weniger nach einem der Preise, die auf einem Tischchen lagen, und an die er gar nicht zu denken wagte, als danach, seine Kunst zu erproben. Der Förster hatte ihm versprochen, drei Gänge oder auch sechs für ihn zu bezahlen. Und dennoch war Pankraz oft froh, daß jener es wieder vergessen zu haben schien. Wenn er sich nämlich vorstellte, daß er blind den Weg antreten und vollenden sollte, so schwand ihm vor den Blicken aller Menschen und vor dem Gelächter, das sich jedesmal erhob, wenn jemand das Ziel verfehlte, aller Mut.

Da sagte aber sein Freund auch schon: „Ja, was ist denn, Pankraz? Wollen wir nicht endlich den Ziegenbock erlegen?“ „Das ist nichts für den Buben,“ rief der Guglbauer, „geh her, stell' lieber die Kegel auf!“

Das war dem Pankraz aus den angeführten Gründen für den Augenblick wirklich lieber, zumal er es auch ohnehin mit Vorliebe tat, und er sprang auf den anbefohlenen Posten. Doch während er sich dabei eines Gnadenbeweises von seiten des mächtigen Bauern zu erfreuen glaubte, runzelte der Förster die Stirn. Es war ein Schlag gegen ihn, daß man den Buben, den *er* ein wenig zum kleinen Helden des Tages machen wollte, zu kindlichen Handlangerdiensten berief. Die anderen am Tische empfanden das ebenfalls. Und so hatte es der Guglbauer auch gemeint. Der war gewiß dem Jagdpächter nicht grün, indes dem Förster genau so wenig, und am meisten wurmte ihn der naseweise Bub, der sich nun vielleicht auch anmaßen könnte, wie dem einen Jäger, so auch anderen auf die Finger zu sehen.

„Ich muß Ihnen offen sagen, Herr Förster,“ wandte sich der Bauer an diesen, wie Pankraz fort war, „daß man meiner Meinung nach nicht so viel Aufhebens von dem Buben machen dürfte. Auch ich gönne zwar dem protzigen Stadtfrack eine Lektion, aber wo soll das hinaus, wenn sich Kinder in die Angelegenheiten der Erwachsenen mischen?“

Dem Förster war schon während des ganzen Festes nicht so behaglich zumute, wie es doch den Anschein haben mochte. Er war Ehrenvorsitzender des Zimmerstutzenvereins, er mußte hier in Gala den Preisrichter machen und sich schön tun lassen, er konnte dem allen nicht ausweichen, allein es nagte an ihm, daß er dabei den Hanswurst abgab. Wohl glaubte er gern, daß die meisten Vereinsbrüder rechtlich und untadelhaft waren und das Spiel nur als Spiel betrieben. Aber die Seele des Ganzen steckte, ihnen unbewußt, ganz wo anders. Auf was deuteten denn diese Schießfreude und diese bunten Scheiben, diese Abzeichen, diese Federn, diese Wildzähne? Auf was anderes als auf das unausrottbare bäuerliche Wildererwesen? Das eben war heimlich Seele und Antrieb der ganzen Unterhaltung, die viel zu verbreitet war und sich viel zu harmlos gab und es zum Teil auch war, als daß der Förster sich dem entziehen konnte, sie mitzumachen und ihr gar Vorschub zu leisten.

Er hatte mit den Geschichten vom Jagdpächter einen Warnungszettel abgeben wollen an alle, die es anging, und er hatte den Buben in der Nebenabsicht gefeiert, mit ihm gleichsam einen Finger zu erheben. Man sollte wieder einmal sehen, daß seine Rechte und die des Gesetzes unvermindert gewahrt wurden, der Bub aber sollte als die Verkörperung des Geistes wirken, der die Wälder gegen Frevler und Eindringlinge schützt. Der Förster war innerlich geladen; mit dem vielen Bier, das er

scheinbar so gemütlich hinunterschüttete, goß er nur Öl ins Feuer. Und wie er nun sah, daß seine Herausforderung, und noch dazu von dem Verdächtigsten, verstanden, aufgenommen und erwidert wurde, schwoll ihm die Ader.

„Sie stehen längst obenan auf der schwarzen Liste", brüllte er den Guglbauer an. „Warum ist es Ihnen wohl nicht recht, wenn dem Buben die Ehre zuteil wird, die ihm gebührt? Weil Sie selber ihn fürchten! Weil Sie selber am längsten und meisten Dreck am Stecken haben!"

Er sprang auf, einige Umsitzende gleichfalls, man glaubte Schlimmes und Schlimmstes verhüten zu müssen. Aber der Guglbauer blieb sitzen und sprach seelenruhig: „Ich verstehe Sie nicht, Herr Förster, und glaube, daß auch kein anderer einen Sinn in den Worten unseres verehrten Herrn Ehrenvorsitzenden finden kann. Was macht das? Heut soll's fidel hergehen, und ich hoffe, daß auch uns anderen bald die Zunge ein wenig lallt. Prosit, Herr Förster!"

Und „Prosit, Herr Förster!" ging es fröhlich, laut und begütigend durch die ganze Runde der Tische, daß dem Ehrenvorsitzenden nichts übrig blieb, als wieder gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Nichts für ungut, Herr Förster", fuhr der freche Mensch fort. „Es scheint Sie beleidigt zu haben, daß ich den Buben aufstellen lasse. Das tut mir herzlich leid, und ich wollte gegen den wackeren Burschen an sich nichts gesagt haben. Komm her, Pankraz! Auch ich will dir drei Gänge im Bockstechen zahlen. Aber vorher sollst du dich an einer frischen Maß stärken. Der Herr Förster, unser hochverehrter Herr Ehrenvorsitz, er lebe hoch! hoch! hoch!".

Pankraz stimmte in das allgemeine Hoch harmlos und von Herzen ein. Er machte sich mit glänzenden Augen über den Maßkrug, und das ungewohnte Getränk fuhr ihm in die Beine. Darauf hatte es der heimtückische Spender abgesehen. „Platz, Platz für unseren braven Hirtenbuben!", rief er, damit dieser sofort außer der Reihe zum Stechen gelassen wurde. Er führte ihn an der Hand hin und verband ihm selber die Augen.

Der Knabe hatte plötzlich Mut, es würde ihn nicht gestört haben, wenn der König ihm zugesehen hätte. Doch o weh, seine Füße schwankten, wie er seinen Weg begann, und alle lachten über ihn. Dennoch traf er den Bock, ja, er traf mitten ins Zentrum.

„Brav, brav!" rief der Guglbauer wieder. „Aber einmal ist keinmal. Und Glück und Zufall allein schaffen's nicht!"

Der Bub hingegen stach auch das zweite und dritte Mal ins Schwarze. Mochte er stolpernd und im Zickzack gehen — sein Ortsgefühl und Richtungssinn, in den Wäldern und auf den Weiden des Aubergs tausendfach erprobt und geübt, ließen ihn nicht im Stich und waren stärker als der Dexierteufel in seinen Beinen. Das Lachen machte bewundernden Rufen Platz. „Hoch, Pankraz!" erscholl es über die Wiese. Er erhielt den ersten Preis, eine Uhr mit Kette. Bei ihrem Anblick wurde er wieder nüchtern, um sofort in einen neuen Rausch zu versinken, diesmal in einen Freudenrausch.

Die Schwammerl-Babett

Ein altes Weib kam zu allen Jahreszeiten nach Raitenbuch und auf den Auberg. Es war die Schwammerl-Babett, wie man sie allgemein nannte. Schwämme suchen bildete allerdings ihr Hauptgeschäft, sie nahm und sammelte indes auch alles Übrige, was ihr im Walde zuwuchs: im Sommer, außer den Pilzen, erst Erdbeeren, dann Himbeeren und Heidelbeeren, dann Preißelbeeren, dann Brombeeren, im Herbst, der bei den letzteren schon begonnen hatte, auch Berberitzen- und andere Beerenzweige, im Winter Moos und Mispeln und im Frühjahr Enzian, Primeln, Schnee- und Maiglöckchen.

Das alles verkaufte sie in der großen Stadt, wo sie wohnte. Ziemlich in der Mitte des Steinmeeres, da, wo die Kauf- und Fremdenpaläste und, Zeile an Zeile, die Zinshäuser ragen, hatte sie rückwärts in einem Höfchen ihre Behausung. Dort grünte und fruchtete einst in einem Garten ein mächtiger Birnbaum, so alt, daß er noch wußte, wie alles ringumher Wiesen, Felder und Gärten gewesen war. Er war weniger hoch, als daß sich vielmehr sein knorriger Wuchs schon beinahe vom Boden aus in die Breite dehnte und sich mit Stämmen, Nebenstämmen und starken Ästen vielverschlungen gabelte. Er sah Häuser, Straßen, Stadtviertel wachsen und andringen, die näher rückende Steinflut drohte ihn zu verschlingen, und schließlich stand er nur noch in einem Schacht aus starrenden Wänden. Kinder turnten auf seinen Gliedern und gruben im Spiel zwischen seinen Wurzeln, die fast ebenso breit und reich verästelt wie seine Krone waren. Nur hier nämlich gab es noch natürlichen Boden, sonst würgte und drosselte ihn überall eine Decke aus Stein. Dann bauten sich die Kleinen Sitze und Zelte in die Zweige, die Erwachsenen machten Hütten daraus, und Bretter, Laufstege und Brücken liefen kreuz und quer. Der Baum starb allmählich ab, teils aus Alter, teils weil seine Wurzeln, die einen zu sehr bloßgelegt, die anderen unter Stein erstickt, keine Nahrung mehr fanden oder aufnehmen konnten. Aus den Hütten wurden Verschläge und Schuppen, Nägel und Pflöcke fuhren in das immer noch harte Holz, Wäscheleinen spannten sich zwischen den toten Ästen, während Kalk und Mörtel das teils natürliche, teils künstliche Gerüste und Gerippe zu stützen und zu versteifen begann und mehr und mehr in Wände verwandelte, in welchen man, um Licht einzulassen, viereckige Luken aussparte.

So fand die Babett, als arme Landstreicherin, wie sie einmal von Haus zu Haus zog, das Gebilde und nistete sich gegen Geld und gute Worte darin ein, von den lachenden Nachbarn neugierig beobachtet. Aber ehe die Polizei sie vielleicht vertrieben hätte, wandelte sie das Ganze eigenhändig in eine Behausung um, die, wenn sie gleich phantastisch blieb, doch nicht mehr beanstandet wurde. Sie flickte und erneuerte Bretter, schuf überall einen festen, ob auch oft wirr gestuften Boden, setzte alte Fensterstöcke und Scheiben in die vorhandenen und in neugebrochene Luken, verstopfte, verstärkte und dichtete die Wände, ziegelte und mörtelte weitere und schloß die Schächte und Löcher zwischen dem Wurzelwerk als kleine Kühl- und Kellerräume mit einer Falltür. Wenn sie nicht unter lebenden Bäumen ihre Nahrung und ihre Ware suchte, so hauste sie also in dem mehrräumigen und verwinkelten Geschachtel des toten, künstlich versteinerten.

In der ertragreichsten Jahreszeit fuhr sie mit ihren Körben und Säcken zwischen Stadt und Land ständig hin und her. Sie erschien dann meist einen über den anderen Tag auf dem Auberg. Die Nacht verbrachte sie in der oberen Raitenbucher Mühle, und nur wenn ihre Suche einmal zu unergiebig geblieben war oder wenn sich bei kühlem, trockenem Wetter ihre Beute genügend frisch zu halten versprach, blieb sie mehrere Nächte. Die Müllerin, eine Frau in reifen Jahren, mit ihrem schönen, braunen, wie holzgeschnitzten Gesicht und ihrer strengen, blitzsauberen Tracht eine Vertreterin des besten ehrlichen und menschenfreundlichen Bauernschlages, wie er den eigentlichen Stamm der Bevölkerung bildete, nahm das Weiblein aus Gutherzigkeit, und natürlich ohne Geld zu erheben, bei sich auf. Dabei war die Kost- und Quartiergängerin längst wohlhabend geworden. Allerdings häuften sich die Sümmchen nur zu einem so hübschen Alterspfennig, weil sie, unter dem Deckmantel der Armut, sparte und knauserte und sommers wie winters, bei Wind und Wetter die harte Arbeit nicht scheute.

Pankraz kannte sie schon lange. Und er schloß mit ihr ein Bündnis, als sie einmal gleichzeitig in der Mühle übernachtet hatten und in der Morgendämmerung zusammen auf den Auberg stiegen, er, um sein Vieh zu holen, und sie, um Schwämme

zu sammeln. Sie wuchsen dieses Jahr sehr zeitig, denn der Frühling war nicht zu kühl, nicht zu heiß und nicht zu trocken.

Die Babett wachte eigensinnig über ihre Plätze. Sie suchte immer wieder die nämlichen auf, meist versteckte und entlegene, die sie seit Jahren kannte. Die Bauern fahndeten nicht nach Pilzen, weil sie keine aßen, aber da war der Briefträger, der Lehrer, auch hier und da ein Fremder, die ihr ins Gehege zu kommen drohten. Darum ging sie vor Tag, um ihnen höchstens die Nachlese zu gönnen. Sie gönnte ihnen im Grunde freilich auch diese nicht und machte beim Heimweg ihre Runde noch einmal rückwärts, weil es ja da oft nach Stunden schon wieder frisch aus dem Boden schoß. Es galt, ihre Plätze niemals entdecken zu lassen, sich ins Gebüsch zu verkriechen, wenn jemand in die Nähe kam. Und wenn man dennoch ihre Bahnen kreuzte und auf ihrem Felde erntete, so zielten ihre Augen giftige, zornwütige Blicke auf den Eindringling. Mit schlohweißen Haaren, ob sie auch gar so alt noch nicht war, und mit krummem Rücken schlich sie durch die Wälder; ihre Finger krochen, ihr voraus, wie Wurzeln am Boden hin, und ihre graubraune Haut glich genau der festweichen Lederhülle der Schwämme.

Der Hirtenbub, der alles kannte, kannte auch die wilden, natürlichen Pilzbeete der Babett. Und er wußte auch noch andere, die niemand kannte, nicht einmal die findige, erprobte und waldheimische Schwammerlfrau.

Mit ihm mußte man sich gut stellen, ihm mußte man sogar — hol' es der Teufel! — eine gewisse Freiheit zugestehen, selber zu sammeln, oh, und auch zu verkaufen, ja, ihn mußte man als Mitarbeiter förmlich anstellen. Gegen Bezahlung! — so hatte das Weib in schlafloser Nacht unter schweren Seufzern herausgegrübelt und dabei im Dunkeln in ihrem abgegriffenen Geldsäckchen herumgefingert, bis sie Gewinn und Verlust lange genug gegeneinander abgerechnet hatte, um den letzteren verschmerzen zu können, da der erstere recht erklecklich blieb, wenn Pankraz während ihrer Runde eine andere machen würde. Bezahlte sie nicht, so fand der schlaue Bub bald nichts mehr, denn er besann sich dann auf bessere Abnehmer.

Dennoch hätte sie ihren Vorschlag nicht so schnell über die Lippen gebracht. Indes der Knabe bot sich ihr selber zur Hilfe an, und zwar ohne Nebenabsicht auf Gewinn. Da sie diese jedoch, von sich auf andere schließend, als einzige Triebfeder vermutete, rückte sie mit ihrem Geldangebot heraus und ärgerte sich, wie sie die völlige Überraschung wahrnahm, mit der jener denn doch freudig darauf einging. Er sah nämlich eine Gelegenheit, sich auf diese Weise Geld für ein Feiertagsgewand zu seiner gewonnenen Uhr zu verdienen und zusammenzusparen, damit er dann, mit beidem geschmückt, würdig in die Kirche gehen könne. So wurde er der Gehilfe des Schwammerlweibes und blieb ihr als solcher auch treu, als er noch andere und weit freigebigere Käufer fand. Das war zunächst seine Taufpatin, die Wirtin, die ihn reichlich bezahlte, und bald noch ein anderer.

Der Maler, der diesen Sommer wieder am Auberg verbrachte, ärgerte sich über die alte Waldhexe und den Hirtenbuben. Zwar hatte er die beiden Naturwesen auch wieder gern, aber er war ein leidenschaftlicher Pilzfreund, und sie brauchten denn doch nicht zu glauben, daß sie die Wälder und ihren frei für jeden wachsenden Ertrag allein gepachtet hätten.

Eines Morgens stieg er wie so oft zu Berg; Feldstuhl, zusammenlegbare Staffelei und ein mit Leinwand bespannter Rahmen schauten ihm aus dem Rucksack. Er war heut besonders früh aufgestanden, um vor der Arbeit noch Schwämme zu suchen. Schon von weitem sah er den Hirtenbuben und wurde auch von ihm gesehen. Der schlenderte laut singend und pfeifend dahin, und so hoffte der Maler ihm desto sicherer entgehen zu können, indem er sogleich im Walde verschwand und sich unsichtbar aus der Richtung der Töne möglichst entfernte.

Allein plötzlich stand Pankraz vor ihm, wie aus dem Boden gewachsen, und sprach ein freundliches „Grüß Gott."

Da er nun schon einmal da war, ließ sich der Maler die Störung nicht anmerken und sagte: „Nun, gibt's Pilze?"

„Pilze? Pilze?" fragte der Kleine mit dummem Gesicht und fuhr nach einer langen Pause, als könnte er nur langsam und mühsam begreifen, fort: „Sie meinen, ob es Schwämme gibt?"

„Gewiß, Pankraz."

„Nein, Herr Maler" — Pankraz behielt die dumme Miene, die halb verstockt, halb traurig aussah, und kratzte sich hinter dem Ohr — „man findet schwer welche. Sehr wenige nur. Jetzt überhaupt keine."

Der Maler lachte. „Komm, Pankraz. Führ' mich zu deiner Herde und trag' mir ein wenig das Gepäck. Du kommst dafür auch auf mein Bild." Und hiermit lud er dem Knaben, immer noch lachend, seinen schweren Rucksack auf.

Pankraz ging voran, und sie kamen an eine erhöhte Stelle der Weide, wo die Rinder zum Teil, unter den kräftigen Geräuschen des Rupfens, umhergrasten, zum Teil wiederkäuend über dem Hange lagerten.

Der Mann packte sein Arbeitszeug aus, klappte und zog die Staffelei auseinander, pflanzte sie vor sich hin und wies dem Hirten einen Platz an, wo er sich niederzusetzen hätte. Dann öffnete er den Malkasten und entnahm ihm blanke Blechtuben, aus denen unter einem leichten Druck seiner Hand die leuchtenden Farben auf die Palette quollen, lauter Vorbereitungen und Anstalten, welche der Sitzende, der das alles bisher höchstens aus der Ferne zu beobachten gewagt hatte, mit höchster Teilnahme und Spannung verfolgte.

Verstohlen konnte er von der Seite mit halben Blicken wahrnehmen, wie zunächst unverständliche Striche auf dem weißen Grunde der Leinwand entstanden, wie sie sich in erstaunlichster Weise allmählich zu Umrissen zusammenfügten, aus denen man Gegenstände und Tiere erkennen konnte, wie wirre Farbtupfen und -striche des Pinsels das alles wieder zudeckten und verwischten, um es dann doch mit größerer Deutlichkeit, und nun auch in bunter Fülle, auferstehen zu lassen: den zarten Duft der blauen Alpen, hauchig hingeschwungen, von Wolken reglos gekrönt, den Samt der Vorhügel, das Hellgrün und Dunkelgrün des Landes, die hellen Flecken der Gehöfte und kleinen Ortschaften, die braunen Gestalten der Rinder. Nur erschrak Pankraz, als der Maler bei dieser schönen Arbeit oft zornige und dumpfe Laute ausstieß, die wie kaum unterdrückte, gotteslästerliche Flüche klangen, so daß man seine Hantierung denn doch fast für ein schreckliches Zauber- und Satanswerk ansehen mußte, und wie er dabei oft unverständliche Sätze in den Bart murmelte und knirschte: „Sakrament! Das soll der Teufel herausbekommen! Wie Schlacke sind diese Berge da! Die fernsten wie aus Flugsand gehäuft! Elende Patzerei mit Öltunke!"

Aber schließlich siegte in dem Buben denn doch die Beglückung, da er auch sich selber leibhaftig auf dem Bilde sitzen sah, mit seinem Hut und seinem Stecken und inmitten seines geliebten Viehs. Er sprang außer sich vom Boden auf: Nein, das war denn doch ein guter Mensch!

„Sapperlot, Bürscherl," schrie der Maler, „bleibst du wohl sitzen! — Aber du hast recht: Zwei Stunden am Boden hocken und zwei Stunden ununterbrochen pinseln, das ist genug. Ich werde es zu Hause fertig machen." Dabei glaubte Pankraz, die ganze unerhörte Hexerei habe kaum länger als zwei Minuten gedauert.

„Wünschen Sie jetzt Schwammerl?" fragte das Bübchen und lächelte verschmitzt. „Sie bekommen, so viel Sie wollen!" fügte er errötend hinzu.

„Kreuztürken!" rief der Künstler aus. „Du hast es dick hinter den Ohren.

Aber ich habe dich gleich durchschaut, du Spitzbub!" Und damit packte er seine Sachen zusammen, barg sie, vor allem die frisch bemalte Leinwand, in einem dichten Gebüsch, wo kein Rind eindringen konnte, und wo er sie auf dem Heimweg abholen wollte, nahm nur den leeren Rucksack an die Hand und folgte dem Knaben.

Er hatte den Auberg seit Jahren in allen Hauptrichtungen durchstreift und meinte, in allen seinen Teilen zu Hause zu sein. Allein der voranschreitende Bub machte kleine, überraschende, kaum nachzuprüfende Wendungen in Weg und Richtung, und alles bekam ein anderes Gesicht, alles war unbekannt, neu und fremd, Überraschung und Entdeckung, Verwandlung und Verzauberung.

Gewiß, hier war der grüne Teppich, der allenthalben, den wandernden Füßen voraus, wellenförmig hinaufrollte. Und mit dem Gang des Bodens und des Anstiegs führte der altvertraute Reigen der freistehenden Fichten empor. Und wenn man zurückschaute, hatte man die Hauptrichtungspunkte an den Gegenständen der Tiefe. Aber wie verwirrend wechselten gerade diese Rückblicke. Da war bald Lugenau, bald Raitenbuch, bald Schönblick, bald Wiesleiten, bald Waldleiten, bald Pillach woanders, als man es suchte, bald erschien ein einzelnes von ihnen zwischen, bald unter, bald über den dunklen Baumpyramiden, bald eine unvermutete Gruppierung von mehreren. Und ebenso narrten einen die bekannten Gipfel und Zacken des Gebirges mit diesem Versteck- und Wechselspiel der Verschiebungen und Durchblicke zwischen den niemals endenden spitzen Baumkegeln.

Und was waren das alles für Schluchten, Mulden und Bächlein, Löcher und Schächte, Erlengebüsche, Waldsäume und Himbeerdickichte. Kleine Täler und torfige Hochmoore breiteten sich aus, oder eine Halde, nur mit Riedgras bedeckt und von krüppeligen Latschen durchdunkelt. Quellen sickerten in einsame, silbrig vermorschte Holztränken zwischen Geröll, bemooften Steinen und Felsplatten, die als Inseln und Brückchen inmitten der Nässe dienten, und in einem schlammigen Labyrinth von Hufspuren. Doch immer wieder schienen nadeldüstere Pyramidenhänge aufzusteigen und nadelbraune Schattenhöhlen unter ihnen den grünen Boden einzuschlingen.

Die einzeln stehenden Bäume schlugen nur kleinere Bannkreise aus Waldboden in die Grasmatten. Aber oft schlossen sie sich zu kleinen Hainen zusammen, die dann mit der nackten, von dürrem Reisig wild durchwirrten und harzduftenden Dunkelheit ihrer Gründe streckenweit das Almengrün unterbrachen. Hier stand ein uralter Wacholder, zypressenstolz im Wetteifer mit den Fichten und Tannen hochstrebend. Und dort rankte die blühende Heckenrose, ihren Stamm fast armdick und wie Gelenke abgebogen, kreuz und quer durch die Zweige einer Tanne emportreibend, bis in deren höchsten Wipfel.

Sie kamen durch ein Stück Wald, in dem die Pferde waren, und dessen sumpfigen Grund sie durchwühlt und zertrampelt hatten. Der Bub panschte mit seinen bloßen Beinen unbekümmert durch Kot und Nässe, während der Maler über die Lachen von einem Erdballen und Grasbüschel zum anderen springen mußte, wie sie inselhaft in dem Morast stehen geblieben waren. Er konnte oft nicht mehr recht vor und zurück und war zwischen Stämme und Pferdeleiber eingeklemmt. Die runden Tümpel der Huflöcher blinkten wie schwarze Moderaugen der Erdtiefe, Roßäpfel bildeten türmende Haufen geballten Kräuterschlamms und dampften, giftbunte Fliegenschwärme wirbelten orgelnd hoch wie heiße Windhosen eines Samums. In den Dickichten schnaubte und stampfte es unsichtbar, Glocken schlugen an reibenden Hälsen gegen die Bäume, daß die Stämme selber zu läuten schienen. Auf moorbadende, rote, braune und schwarze Pferderümpfe schlugen breite Sonnenflecke, in den Nacken des Malers blies ein Atem aus warmen Nüstern, und zwischen Tannenbärten traf ihn der Blick eines Schimmels wie der des scheckigen Einhorns.

Der Maler war geübt im Pilzsuchen. Aber jedesmal, wenn er einen gefunden hatte, so hatte Pankraz schon drei oder vier. Der kannte jeden Baum und jeden Strauch und alle Räume zwischen ihnen so genau, wie der ortskundigste Stadtbewohner, durch Straßenschilder und Hausnummern unterstützt, das Labyrinth der Gassen und Gebäude. Er hob die untersten Fichtenzweige hoch, die sich oft tief bis auf den Boden drückten, und griff einen Steinpilz oder mehrere. Und wenn es der Maler ihm bei anderen Bäumen gleichzutun suchte, so fand er nichts.

Allein das war nicht nur Kenntnis der Plätze. Der Bub sah wie die Füchse und Raubvögel, und mehr: er witterte, roch und spürte die Schwämme. Hier langte er zwischen die Spinnweben eines krausen Dornes auf einem Maulwurfshügel, dort hinter einen wimmelnden Ameisenbau, dort in ein nachgiebiges Moospolster. Bald durcheilte er zielsicher ein Fichtendunkel und bückte sich an dessen Ausgang, bald ging er in einem anderen auf die Mitte zu, bald streifte er an der verheißungsvollsten Lichtung achtlos vorüber, wo dann der Maler krampfhaft suchte und nichts entdeckte, bald machte er Kehrt, wie wenn er hinten Augen hätte, und griff hinab. Es war, als ob sich die prallen lederbraunen Rundgestalten der Steinpilze, diese verkörperten Wichtelgeister der duftigen Waldkrume, unter seinem Griffe erst bildeten.

Dabei belehrte er seinen Begleiter ständig über Vorteile, Anzeichen und Kniffe für den Sammler, indem er ihn etwa aufmerksam machte auf eine Siedlung dunkelgefiederter Habichtschwämme, welche die Nähe von Steinpilzen ankündigen sollten, und gab ihm immer sofort, was er gefunden hatte.

Die Rinder strömten oft läutend herauf und traten die heimlichen Viehsteige zwischen Tannicht und Gebüsch. Manchmal tauchte ein gehörntes Haupt zwischen Zweigen auf, und manchmal grüßte eine Stimme wie ein muscheldumpfer Hornruf aus naher Tiefe. Pankraz rief Namen in Dickichte, in denen der Maler nichts sah, und tat plötzlich einen Sprung unter niederhängende, alles verbergende Äste, um scheltend und schlagend ein Rind zu vertreiben, das nach einem Steinpilz maulte, oder er wies andere an die reichlich vorhandenen Täublinge, mit denen sie sich begnügen sollten.

Alle Rocktaschen des Malers und ebenso die Seitentaschen seines Rucksackes waren gefüllt. Er hatte zwar noch einen Leinenbeutel bei sich und wollte ihn ebenfalls zum Sammeln öffnen, aber er selber konnte nicht mehr, verwirrt von den Traum- und Irrgängen des Zauberwaldes, und beobachtete nur noch den unscheinbaren Knaben.

Dieser war ihm früher häßlich erschienen mit seinem gedrungenen Körper, seinen etwas abstehenden Ohren und seinen verschmitzten und ein wenig geschlitzten Äugelchen. Nun erschrak er mehr und mehr über eine wilde Schönheit, ja, über eine verräterisch heimliche und dämonische Gewalt, und wußte nicht, ob das der Bub, der Wald oder der Mittag sei . . .

Wo war und was war denn dieser Bub? Huschte er nicht eben, selber ein Schatten, zwischen die Waldschatten? Schnellte er nicht aus dem Strauch, den er zur Seite bog? Lachte nicht sein Leib selber als Pilz kauzig aus harzigem Dunkel? Sein Auge war bald braun wie das schaukelnde Gold auf dem Nadelboden, bald glänzte es wie der tropfende Bernstein des Fichtenspalts; es verschwamm mit den samtenen Tupfen des Mooses und den Lichtern, die aus hereinbrechender Himmelsbläue darüber sprenkelten. Verschlafen wie der dumpfe Traumblick des Rindes, barg es in der nächsten Sekunde das Märchengeheimnis des goldenen Krötenauges, und immer trug es ein heimliches Schlangenkrönlein in seinem blinzelnden Stern . . .

„Ich habe genug, Pankraz, und danke dir schön", sprach der Maler. „Führe

mich zu meinem Gerät." Abwesend und fast verstört packte er seine Sachen auf, und nachdem er dem Buben ein größeres Geldstück in die Hand gedrückt hatte, verschwand er eilig, nur noch zurückrufend: „Du kannst meiner Frau manchmal weitere Pilze bringen."

Das tat denn Pankraz auch. Der Maler wohnte in Pillach in einem Bauernhäuschen, das an der Landstraße im Schatten einer fünfhundertjährigen Linde stand. Wenn der Bub in Raitenbuch oder Pillach einquartiert war, so trieb er des Morgens hier vorüber, und dann saß jedesmal das blonde Kindchen der Leute hinter dem Gartenzaun in einem hohen Stühlchen, in all seiner Kleinheit reizend in der weiten Landschaft verloren. Er ließ die Rinder, indem er sie lustig scheuchte, am Zaun vorüber recht hüpfen und springen. Dann jauchzte das Kind mit erhobenen Händchen: „Kuhkuh! Kuhkuh!"

Aus dem Garten aber grüßte ihn mit freundlichem Lächeln Frau Klothilde, die schöne junge Mutter. Und einmal ging sie am Rande der benachbarten Wiese hin und pflückte sich einen großen Strauß. Pankraz blieb einen Augenblick staunend stehen. Feldsträuße kannte er noch nicht. Und das war denn hier doch, als wenn ein Engel an einem farbigen Meer hinschritt, in die Wellen griff und aus ihnen ein bunt leuchtendes Geschmeide wand.

Die Schwammerl-Babett fand ihren Gehilfen jetzt manchmal etwas säumig und träge.

Sonnwend

Die Heuernte war in vollem Gange. Die grünen und bunten Schwaden, feucht vom Tau, sanken unter der Sense, oft schon bevor der Tag, und noch, wenn der Abend graute. Und so klang das lustige Dengeln und Wetzen mit dem ersten Morgengruß der Lerche und mit dem letzten Abendgruß der Wachtel um die Wette. Die Arbeit drang Schritt für Schritt vor in das volle Meer des Frühlingsgrüns. Erst waren es nur kleine Punkte, die spitzen Strohdächelchen der Männer und die weißen oder grellfarbigen Kopftücher der Frauen, die hier und da und allenthalben auf den Wiesenwogen schwammen, langsam weiterrückend in sirrendem Schaukeltakt und über kurzen Blitzen. Immer mehr trat die Flut zurück. Niedergestreckt und ausgebreitet, mehrmals gewendet und auf hölzernen Gestellen in Reihen gehäufelt, trocknete das Gras und duftete kühl und berauschend. Dann kamen die Pferde- und Ochsengespanne und standen auf den nackten Breiten majestätisch vor der Linie der Berge, sie wuchsen selber zu Bergen hoch, wie eine Gabel nach der anderen, höher und höher langend, die Fülle hinaufluh, und braune Schnitter, Schnitterinnen und Kinder lagerten schließlich auf der getürmten Fracht, wenn sie nun langsam heimschwankte unter den ersten Sommerwolken, denen sie an duftiger und gebauchter Rundung glich.

Die Sonne hatte den höchsten Punkt ihrer Bahn erreicht, sie stand, ein strahlendes Kronjuwel, auf dem Scheitel des Jahres, und das Tor des Sommers sprang auf, während sich doch der Bogen des wandernden Lichtes schon anschickte, seinen Weg zu senken und zu kürzen.

Und der kleine Pankraz schickte sich an, die Sonnenwende auf seinem Auberg zu feiern, und schleppte an dem längsten Tage unermüdlich im Schweiße seines Angesichts Lasten von dürren Zweigen, entwurzelten Stümpfen und Reisig zusammen. Dort, wo die Halde am weitesten und höchsten gegen Reitling vorspringt, schichtete er den Holzstoß, um ihn nach Einbruch der Dunkelheit zu entzünden. Hier weilte das scheidende Licht am längsten, und hier sollte ihm, nach seinem Untergange, der Dank in den Himmel flammen.

Der Hirtenbub holte, wie es gegen Abend ging, seine Herde und brachte sie für die Nacht auf die Weide. Es war neuerdings ein weißes Rind darunter, welches dem Talmüller gehörte, der es auswärts gekauft hatte. Nie war ein schöneres gesehen worden: das Fell war wie Schnee, ohne ein einziges Fleckchen, das Maul rosig wie Apfelblüte und das Auge anders wie das aller übrigen, ins Rötliche spielend, zugleich sanft und feurig, scheu und wild, gleich dem der Antilope.

Sobald der Knabe die Tiere ruhig und versorgt wußte, stieg er wieder zum Walde hinauf, wo dieser breit und dicht die Weidehänge von der Halde trennt. Er schlenderte langsam, um sich die Zeit bis zum Dunkelwerden, die ihm heut zu lange währte, zu vertreiben. So war er erst bei beginnender Dämmerung auf dem Gipfel, aber noch immer im Wald, dort, wo er seinen letzten Zipfel gegen den Platz mit der Höhenbank und den Rand der Waldachschluchten vorstreckt.

Er entsann sich nicht, jemals einen solchen Abend erlebt zu haben. Die Luft kühlte heute, wie sonst doch immer, überhaupt nicht ab, sie blieb warm wie am Tage, der dunkelnde Himmel blickte durch die Tannenzacken herein, ein grüner Schmelz; die späte Dämmerung, die, so schien es, heut überhaupt nicht Nacht werden wollte, floß wie mattes Gold in den schmalen braunen Gängen der Stämme, in deren Tiefen der magische Purpur der Fliegenschwämme leuchtete, als hüteten sie, giftig drohend und doch lockend, ein unergründliches Geheimnis.

Plötzlich war es dem Knaben, als erblickte er dort zwischen den Bäumen das weiße Rind. Ja, er sah es deutlich sich durch die Stämme fortbewegen. Leise lief er in eine andere Richtung, um ihm den Weg abzuschneiden und es einzufangen. Aber vor einer Waldwiese, die er, abkürzend, überqueren wollte, stutzte er und hielt den Fuß und den Atem.

Auf der Lichtung sah er eine Frau. Es mußte die Waldfee sein, denn sie hatte keine Kleider an, und das offene blonde Haar floß über ihren Nacken gleich Gold und leuchtete wie von innen her und aus sich selber. Dem Buben stockte das Herz, niemals hatte er etwas so Schönes gesehen. Zwischen den schwarzen Tannen stieg die schmale Sichel des Mondes auf, bald schwebte sie, leicht auf ihrer unteren Zacke ruhend, als ein Diadem über dem Haupte der Frau. Zartes Licht füllte die sanfte Mulde der Lichtung, in ihrer Mitte stand die lichte Gestalt wie in einer großen silbernen Muschel, sie selber aber noch silberner.

Die Büschel des hohen Grases, in das sich ihre Füße drückten, hatten silberne Ränder. Zwischen ihnen leuchteten Glühkäfer wie grüne Edelsteine, andere erhoben sich in einem lautlos irren Tanz, bald zuckten sie auf und bald erloschen sie — es war, als ob sich die Luft an den Haaren der Frau zu Lichtpunkten entzündete, um für Augenblicke wie ein dünnes Geschmeide darin zu ruhen, oder wie wenn das Haar selbst leichte Funken sprühte, die um den Leib in wirrem Taumel Flimmerkreise zögen, um davonzustieben und überall im Dunkel andere schillernde Geisterreigen zu wecken, Sterntänze, die nun mit einem Male auch silbern über den Himmel zündeten . . .

Pankraz hielt sich an einem Baumstamm fest. Und sieh', da tauchte wieder das Rind auf, diesmal hinter der Frau, und glitt nun, auch eine silberne Erscheinung, langsam dahin. Er wollte hinzueilen, allein er wagte ja nicht, sich zu rühren, geschweige denn an der Gestalt der Fee vorüberzulaufen. Diese sah nicht auf das Rind, doch sie hob die weißen Arme, an denen das Mondlicht niederfloß, und nun hörte Pankraz deutlich das Glöckchen, das an dem Hals des Tieres hing.

Aber im nächsten Augenblick war es nur noch das Läuten der Unken in dem nahen Tümpel, den der Knabe wohl kannte — das Rind verschwand, jene feuchte Stelle schien es wie einen weißen Rauch hinabzuziehen, und auch das Geläute, Glöckchen- und Unkenruf, war verstummt. . . . Nur das Rauschen der Waldach aus

der Tiefe und die Grillen ringsum waren in der lauen, spiegelglatten Luft stärker vernehmlich. Und das stumme Bild der bloßen Frau auf der mondbeschienenen Waldwiese erstrahlte noch schöner. Es hing wie eine Wunderblüte am Traumbaume der Nacht über dieser lichten Höhe. Die kleinen silbernen Sägen der Grillen feilten heimlich unsichtbare Wurzeln durch, daß die Blüte in den Himmel schwebte, von dem Rauschen der Gründe feierlich emporgetragen. . . . Da erhob sich ein Wehen, Wolken verdunkelten den Mond und löschten das Bild . . .

Nun floh der Bub. Er wollte so schnell wie möglich aus dem Walde heraus zu der benachbarten Stelle, wo im Offenen und Freien sein Holzstoß ragte und mit Licht und Feuer alle Geister bannen und verscheuchen würde. Aber er kam bei der Bank vorüber, und dort saß der Maler, die Stirn, mit den Händen darunter, auf die Tischplatte gesenkt.

Pankraz erschrak zuerst vor der unerwarteten neuen Gestalt in dieser Einsamkeit. Wie er indes den Freund erkannte, und wie er sah, daß hier noch eine letzte Röte den Himmel über dem Waldachtal freundlich säumte, machte sich sein beklommenes Herz fast wider Willen Luft. „Ich habe die Waldfrau gesehen, Herr Maler", flüsterte er. „Es war schön, so wunderschön. Aber sie hat mir mein weißes Rind verhext. Sie hob nur die weißen Arme, und da verschlang es der Unkenteich." Und er brach in einen Strom von Tränen aus.

„Guten Abend, Pankraz", sprach der Maler. „Was ist denn? Was weinst du denn so? Komm, setz' dich ein wenig zu mir. Ja, nun versteh' ich dich. Der Zauber der Schönheit ist mächtig. Und wenn er m i c h bei d i r einmal verstört hat, so habe i c h, wie ich sehe, also doch wenigstens auch einen bereit, der einen kleinen Buben in Bann schlägt und mich nun rächt." — Dabei lächelte er ein beinahe trauriges Lächeln.

„Nein, Herr Maler" — Pankraz trocknete sich die Augen — „Sie verstehen mich nicht. Und i c h verstehe S i e nicht. Die Waldfrau! Die Waldfrau!"

„Die Waldfrau ist es nicht, Pankraz", entgegnete jener. „Es ist die Mondgöttin. Sie weidet in diesen Nächten ihre Herde, ihr bleiches Horn steht am Himmel. Und warum soll nicht ihr liebstes Rind, weiß wie sie selber, durch die Wälder streifen?"

Er stand auf, trat an den Abhang vor, und der Bub folgte ihm, unheimlich angezogen, mit unverständig fragenden Augen. Drunten schäumte das Silber des Gebirgsflusses, es züngelte manchmal mit schmalen Blitzen zwischen den Tannen herauf. Hier oben standen Arven über der Schlucht, diese mächtige Kiefernart, die, sonst im Hochgebirge heimisch, nur über diesem gähnenden Abgrund wuchs. Ihre knorrigen Äste spreiteten weite Fächer aus kurzen Nadeln über der Tiefe, ihre Wurzeln sprangen verworren und wie Krallen um die Felsen, an die sie sich klammerten, und gewundene Stämme, als Leichen hingestreckt, hingen schwindelnd an der jähen Wand, bereit, zu stürzen, wenn die emporkletternden Fichten, Tannen und Ahorne sie nicht aufhielten.

„Heut ist Sonnwend, Pankraz", fuhr der Maler fort. „Wo die Bahn des Lichtes sich schon senkt, kommt erst der Sommer und bringt die volle Wärme. Und doch zünden wir zugleich das Feuer an und erheben mit ihm den schmerzlichen Schwur, die heilige Flamme in den dunkler und länger werdenden Nächten zu hüten. Noch steht meine Sonne auf ihrem höchsten Punkt, noch und erst jetzt. Aber in jedem Noch ist schon ein Nicht-mehr, in jedem Erst-jetzt ein Vorbei. Jetzt erst reifen die Früchte, jetzt schwillt der Segen des Getreides. Ich werde alle Hände voll zu tun haben, um die Garben zu binden und die Ernte einzuführen. Doch Neues aus ersten Keimen wächst nicht mehr, und ich sehe die Mondgöttin am Himmel stehen.

„Es ist m e i n e Göttin, Pankraz. Sie ist schön, und schön ist ihr Kind. Ich

werde sie so malen, wie sie in der Luft der lauen Mondnacht badet. Aber auch Göttinnen sind sterblich, Pankraz, und am sterblichsten, wenn sie, wie in diesen lauen Nächten, am schönsten sind. O, daß sich die Bahn unseres Gestirns, und sei es zuerst auch noch so unmerklich, schon senkt, wenn sie die Höhe erreicht hat, und wenn es seine längsten und feurigsten Strahlen sprüht."

„Herr Maler," rief Pankraz leise, „o, wie können Sie nur gar so heidnisch daherreden. Feen, das weiß ich nun, gibt es; aber Göttinnen gibt es nicht. Göttlich ist von allen Frauen nur unsere allerheiligste Jungfrau Maria, und im hohen Himmel droben lebt sie ewig."

„Schon recht, Pankraz", und nun lächelte der Maler wieder. „Aber wenn es Feen gibt, warum gibt es dann keine Göttinnen? Oder sollten Feen und Göttinnen nicht dasselbe sein? Genug. . . . Sag', brennst du kein Sonnwendfeuer?"

„Ich wollte eines dort drüben auf der Blöße brennen," erwiderte der Knabe, „und hab' schon das Holz geschichtet. Doch nun weiß ich nicht, ob ich es noch tun, und ob ich nicht lieber nach meinem weißen Rind suchen gehen soll, mir ist so bang' darum."

„Ich will h i e r ein kleines Feuer brennen", sagte der Maler. „Der Platz am Hang ist groß genug, daß die Bäume rings nicht Funken fangen, und im Mondlicht finde ich dürres Holz. Du könntest mir ja freilich suchen helfen, oder noch besser wäre es, ich käme mit zu deinem großen Stoß. Aber nein, geh' nur schnell und zünde ihn alleine an. Denn hier könnte denn doch die Waldfrau wiederkommen, ganz gewiß, sie wird mich aufsuchen, und du würdest erschrecken. Gute Nacht, Pankraz. Viel Glück zur Sonnwend! Und sei ruhig wegen deines Rindes. Du wirst es in der Frühe sicherlich unversehrt bei deiner Herde finden."

Pankraz entfernte sich gern und schnell. Was war das für eine Nacht, die selbst seinen Freund irr wie einen Trunkenen reden ließ! Die meisten Worte hatten keinen Sinn gehabt, erst zum Schluß waren sie wieder verständlich, aber zum Teil nur um so unheimlicher geworden. Einzig das letzte Wort über das Rind hatte in Pankraz Glauben und Zuversicht geweckt. Ja, es war nur ein Spuk gewesen.

Er ging zu seinem Holzstoß vor. Bald schlug die Lohe knisternd und funkensprühend gen Himmel. Und von einem Hügel bei Reitling und von den weiteren Anhöhen über jenem fernen Flußtal antworteten ebensolche Flammenzeichen durch die Nacht. Das war tröstlich für den verstörten Buben; ja, er empfand es im ersten Augenblick noch beruhigender, als nun in der Nähe auch das Feuer des Malers auf der waldigen Plattform aufloderte. Allein bald erblickte er mit Grauen zwischen jenen Bäumen eine zweite Gestalt, die genau derjenigen der Waldfrau glich. Sie umschlang den Maler, beide tanzten wild um das Feuer, sprangen durch die Flammen, ohne daß diese die Kleider entzündeten, und dazu schallten verwirrende Gesänge von dem Felsen herüber . . .

Da hielt es den Hirtenknaben nicht länger. Immer wieder das Kreuz schlagend und das Vaterunser murmelnd, verließ er die Halde. Und doch kamen ihm beim Abstieg allerlei Gedanken. Nun, bei dem Tanz, hatte die Fee mit einmal Kleider getragen, und sie war ihm bekannt erschienen . . .

Noch verwirrter denn zuvor und zwischen klaren Vermutungen, dunklen Ahnungen und tollen, erhitzten Träumen hin- und hergeworfen, wälzte er sich schlaflos im Heu seiner Liegestatt. Einmal trat er vor die Hütte. Der blühende Holunder an ihrer Seitenwand sah aus wie ein weißer Leib und duftete heiß. Von düsterem Gewölk war der Mond verschlungen, droben herrschte Finsternis. Dennoch hatte die Nacht unzählige Augen: tausend kleine blinkten und wimperten aus dem schwülen Tannendunkel, größere zuckten da und dort auf den Bergen auf, zitterten und schlossen sich, und große, feurige Blicke schlugen über den Himmel wie aus

schweren, halb geöffneten oder zwinkernden Lidern. Dann folgte ein fernes, verhaltenes Grollen, aber dazwischen klang ein weibliches Lachen und ein wanderndes Saitenspiel . . .

Das weiße Rind

Der Sommer gelangte auf seine Höhe. Die Wiesen, die der Grummeternte entgegensahen, standen weder so bunt noch so hoch, wie vor dem ersten Schnitt. Nur wenige ihrer Blumen waren, spärlicher und kleiner, noch einmal gewachsen und erblüht, besonders der Schierling, die Margueriten und die blauen Glocken. Dafür kündigten an manchen Stellen schon die Zeitlose und der buschige Spät-Enzian von ferne den Herbst an, die vereinzelte Wiederkehr des Himmelsschlüssels war mit ihrem späten, täuschenden Frühlingslächeln ein erster, leiser Vorbote des Abschieds, und in den Bauerngärten erschienen neben dem Flox und den übermannshohen Malven bereits die Blumen, die sich am längsten und letzten halten, prunkvoller und leuchtender als alle, doch auch strenger, kälter und duftlos: Astern und Georginen. In den Wäldern rankte und blühte die Waldrebe an den Bäumen, und zwischen ihnen hielt das überall hochwuchernde Johanniskraut an den kürzer werdenden Tagen in seinen strahlenden und strähligen Blüten das Gold der Sonne fest, während an Rändern und auf Lichtungen die Erika rötlich blaute. Auf der Erdbeerhalde traten Disteln, Pfefferminz und Springkraut die Vorherrschaft an, das Gras auf dem benachbarten Teil des Auberggipfels war gemäht und in den Stadeln dort oben geborgen, um im Winter auf Schlitten zu Tal geführt zu werden, und diese Höhenwiesen flossen nun so sanft dahin wie ein geschorener Parkrasen. Schaute man aber hinab, so sah man in allen Schattierungen vom Dunkelsten bis zum Hellsten nichts als Grün, ein Grün, das früher wohl lachender, jedoch noch nie so satt und strotzend gewesen war. Es überschwemmte, nur von dem Hochblond der reifenden Kornfelder unterbrochen, das ganze Land, und die wandernden Bänder der Straßen liefen als die einzigen Furten hindurch.

So war doch alles Glück der Erfüllung, und zwar der strahlenden Erfüllung der heißen Mitte, vor der letzten Reife. Waren wirklich schon Zeichen der Späte da, so gab es doch auch noch die der Frühe: über allem vollen Sommer reicht der Herbst dem Frühling die Hand zurück. Und auch Pankraz hätte glücklich sein können.

Seine Begünstigung durch die mächtigsten Persönlichkeiten des Dorfes, die Wirtin, den Pfarrer und den Lehrer, sein Verhalten dem mißliebigen Jagdpächter gegenüber und seine Verwundung, sein Sieg im Bockstechen, die weitere Gönnerschaft von seiten des Försters und auch der beiden Städter, der Babett und des Malers, und vor allem die Umstände, daß man ihn nun den ganzen Sommer fern vom Vater sah und ihn nicht nur immer zusammen mit jenem dachte und nannte, und daß die Tiere sich sichtlich wohler fühlten und besser gediehen denn je — das alles hatte nacheinander und mehr und mehr die Vorurteile gegen den Hirtenbuben zerstreut und die Allgemeinheit für ihn eingenommen.

Zwar gab es immer noch solche, die an dem Mißtrauen gegen ihn festhielten und dafür aus den genannten und aus anderen Dingen neue Nahrung gewannen. Diese waren entweder neidisch auf die Freundschaft, die der Kleine bei den Größten genoß, oder sie hatten jene oder den einen und anderen von ihnen aus irgendeinem Grunde auf dem Strich und wollten die Gönner treffen, wenn sie mit Worten gegen den Günstling zielten. Sie oder wieder andere trauerten dem durch den Buben vertriebenen Jagdpächter nach, von dem man nur Nutzen gehabt hätte, während sie den Schaden, den er angerichtet, und alles, was man gegen ihn einwandte, nicht wahrhaben wollten. Die Babett sollte ein hergelaufenes Weib sein,

mit welchem im Bündnis zu stehen nur verdächtig machte, und der Maler sei auch nicht besser, sondern ein Tagedieb und Phantast. Auch die Vorliebe Pankrazens für die Einsamkeit und für das Übernachten in der Hütte mußte als Beweis für seine Zweifelhaftigkeit herhalten, für Anlage zum Stromern, für Menschenscheu und schlechtes Gewissen. Der Apfel falle eben nicht weit vom Stamme. . . . Was ein Haken werden wolle, krümme sich beizeiten. . . . Er kenne sicher schon jetzt vom Alten die Zaubersprüche. Und wenn er das Vieh, zum eigenen Vorteile, kräftig und gesund spreche, so könne er es ebenso schnell mit Seuche und Siechtum schlagen, wenn ihm das einmal nützlich dünke . . .

Es war nicht nur der Guglbauer, der, seiner falschen Gunstbezeigungen ungeachtet, Urheber solcher Reden und Meinungen war. Und doch verfing das alles nicht mehr, auch wo und wenn es von jenem Einflußreichen ausging. Pankraz stand bei allen Gerechten, Anständigen und Wohldenkenden in Ansehen, und die vereinzelten Stimmen gegen ihn drangen nicht mehr durch, ja, wagten schließlich nicht mehr laut zu werden.

Das alles ließ sich dergestalt an, bis vor einer Reihe von Wochen — bis zu dem schrecklichen Ereignis, das allen seinen Gegnern die Sprache wiedergab, auch den heimlichsten, ihnen zu einem offenen Triumph verhalf und ihnen allen plötzlich recht zu geben schien. . . . Seitdem lief der Knabe unstet und traurig auf den Gipfelwiesen herum. Vergeblich hüpften die Heupferdchen in Scharen um seine Füße und schwangen die Grillen, Rot aus Schwarz, im Sprunge ihre lustigen Knarren — seine Blicke irrten suchend an allen Hängen des Aubergs hinunter und kehrten immer wieder trostlos zurück.

Seit der Sonnwendnacht war das weiße Rind verschwunden und blieb verschwunden.

Das war ein Fall, der sich noch niemals ereignet hatte, an so viele Hirten und Hüterbuben man sich in Lugenau und Raitenbuch erinnern konnte — und es waren doch auch ungeschickte, leichtsinnige und nachlässige darunter gewesen. Gewiß war einem Pferd oder Rind gelegentlich auf der Weide etwas zugestoßen, eine Krankheit oder ein Unglück, vielleicht sogar ein tödliches; aber daß eines einfach verschwand, das war unerhört.

Prankrazens Gönner und Freunde suchten ihn auf alle Weise zu entschuldigen und zu verteidigen — am Ende verstummten sie kleinlaut, so heftig traten ihnen die Stimmen der Gegner, alle Unentschiedenen mit sich reißend, entgegen, und so bündig blieb ihr Urteilsspruch, der Bub sei untauglich zum Hüterdienst.

Daß er nicht sofort entlassen und gar mit Schimpf und Schande davongejagt wurde, hatte, wie alles Tun und Lassen der Bauern, verschiedene, schwer durchschaubare Gründe. Glaubte man selber nicht so ganz dem eigenen Verdammungsurteil? War es mehr aus Rechthaberei und Haß gefällt, als aus Überzeugung — aus Haß gegen den Vater? Und fürchtete man von dem Vollzuge doch Schaden, weil das prächtige Gedeihen der Herde, von dem einen Unglück abgesehen, wirklich außer Frage stand? Oder fürchtete man die Rache des Buben, dem man auch schon dunkle Künste nachsagte, oder die des hinkenden Schusters, der bei einer so entscheidenden Gelegenheit vielleicht doch einmal die Sache des Söhnchens zu der seinigen machte? Hatte man so schnell keinen Ersatz für den Buben? War das Verhalten dessen ausschlaggebend, den einzig und allein der Verlust des Rindes traf?

Der Talmüller nämlich, dem das Rind gehörte, der es aus Leidenschaft für sein herrliches Äußere auf fernem Markte von einem unbekannten Händler gekauft hatte und mit großer Trauer sein Verschwinden mehr noch, als nach dem Wert des Geldes, nach dem unersetzlichen Wert der Liebe berechnete — der Talmüller hielt dem Hirtenbuben zur Überraschung aller die Hand über den Kopf.

Sein Geschlecht saß seit Jahrhunderten auf der stolzen, einsamen Mühle, welche Mehl mahlte und mit einem Sägewerk Bretter schnitt. Ihm gehörte der fischreiche Lugenausee, mit dessen Wasser er, die Schleuse öffnend, in trockenen Sommern den Mühlbach speiste. Doch er war nicht nur Müller, sondern in erster Linie ein reicher Bauer. Wie alle seine Vorfahren den Bart geteilt um das glattrasierte Kinn tragend, barg er, nicht in einem klugen Kopfe, aber in einem kindlich milden Herzen, die aufgespeicherte Weisheit der Ahnenreihe, eine Familienweisheit, die in diesem Tälchen, abseits von den Menschen und von den Dorfhändeln, Stürme und Kriege überdauert hatte und beim Unglück weniger nach fremder Schuld suchte, denn es als Geschick aus Gottes Hand entgegennahm.

Pankraz glaubte alles Schlimme noch verschlimmert, da er, in der Reihenfolge der Quartiere, unmittelbar nachdem das Rind abhanden gekommen war, bei seinem Eigentümer essen und schlafen mußte. Allein der Müller zog ihn freundlich an seinen Tisch und sprach: „Pankraz, es hat keinen Zweck, daß du dir ungerechte Vorwürfe machst und dich verzehrst. Du kannst bei dem Vieh nicht überall zugleich sein, ja, du darfst und mußt es manchmal sogar allein lassen, da der Mensch auch Ruhe braucht. Du bist tüchtig und gewissenhaft, das weiß ich längst, dich trifft keine Schuld. Es gibt schlechte Menschen, und wir könnten annehmen, daß jemand das schöne Tier gestohlen hat. Aber wir wollen niemanden, auch keinen Unbekannten, grundlos verdächtigen. Es wird durch den Zaun gebrochen und in die Waldach gestürzt sein."

Und er legte dem Buben das beste Stück vor. Die niedrige holzgetäfelte Zimmerdecke breitete sich wie tröstend aus, um alle Wände und um den braunen Kachelofen lief traulich die grüne Bank, an den Fenstern standen freundliche Blumen, draußen redete begütigend der geschwätzige Bach, und in der Ecke, über dem Sitz des Knaben, beteten die kleinen, geschnitzten und bemalten Gestalten eines Abts und einer Äbtissin mit verschränkten Armen zur Gottesmutter, die mit dem Kinde auf hölzernen Wölkchen thronte.

Die Güte des geschädigten Bauern und der unschuldige Friede seiner Stube beschwerten indes das Gewissen des Buben, statt es zu entlasten, noch mehr. Nur er selbst, außer dem Maler, wußte ja von der Sonnwendnacht. Wie hatte er, bloß um sein Vergnügen mit dem Feuer zu haben, von der Herde fortgehen können? Zwar er ließ sie auch sonst manchmal allein, ohne Bedenken und mit ruhigem Herzen, und er hätte ja sogar das Recht gehabt, von dem andere Hüter stets Gebrauch machten, zum Übernachten ins Dorf zurückzukehren. Allein das neue Rind war scheu und eigen gewesen, es hatte sich an seine neue Gesellschaft noch nicht gewöhnt, es hatte sich überhaupt schwer eingelebt, hatte sich gern von den übrigen abgesondert und war eigene Wege gegangen mit überraschender Schnellfüßigkeit. Das alles hatte er gewußt und es doch über der freudigen Erregung der Sonnwende vergessen oder nicht mehr beachtet.

Und, was noch ärger war: er hatte das Rind später gesehen und es doch nicht verfolgt und eingefangen. Durch eine Frau hatte er, ein kräftiger Bub und künftiger Mann, sich davon abhalten, und durch den Maler, der nichts vom Hüten verstand, hatte er sich in Ruhe wiegen lassen, daß er das, was er doch mit seinen eigenen scharfen Augen erblickt hatte, für eitel Spuk und für Blendwerk der Sommernacht hielt . . .

Er wollte sich immer wieder einreden, die Waldfrau habe das Rind und ihn selber verhext — ihn selber schon, bevor er sie gesehen. Aber er glaubte ja nicht mehr recht an die Fee. . . . Dennoch suchte er den Unkentümpel auf. Er wühlte ihn mit Stangen durch, ohne das tote Rind oder eine Spur von ihm darin zu finden

und ohne sich zu überzeugen, daß sich auf dem Grunde des kleinen Sumpfes eine Tür oder ein Einschlupf zu unterirdischen Reichen befand . . .

Dagegen entdeckte er Hufspuren in dem feuchten Boden rings um den Teich, Spuren, die ihn weiterführten, Spuren an allen möglichen Plätzen und in den verschiedensten Richtungen des Waldes. Aber sie liefen kreuz und quer, leiteten irre, verschwanden plötzlich wieder, und am nächsten Tage hatte sie alle der Regen gelöscht.

Da begann denn Pankraz eine ziellose Suche. Er kam nur noch zum Aus- und Heimtreiben nach Lugenau und Raitenbuch, die ganze übrige Zeit verbrachte er, kümmerlich von mitgenommenem Brot und von wenigen Beeren lebend, auf und an dem Auberg. Er war bei Tag und bei Nacht auf den Beinen, um das Rind oder wenigstens seinen Leichnam zu finden, durchbrach mit wunden Füßen die dichtesten Dickichte und Dornen, drang in alle Gründe und stieg in alle Schluchten, kletterte an den steilsten Hängen und lief an beiden Seiten weit und breit die Ufer des Flusses ab.

Und wie er es endlich verzweifelt aufgeben wollte, da bemerkte er frische Spuren, die er genau von denen des größeren Wildes unterschied. Ja, er hörte das Geläute des Rindes und sah schließlich seine weiße Gestalt, bald ferner, bald näher, bald in den Höhen, bald in den Tiefen, bald auf Blößen auftauchend, bald zwischen Bäumen und in Büschen verschwindend, bald ruhig grasend und ebenso schnell unsichtbar im Unwegsamen verloren. Doch niemals erreichte er es und sank, immer wieder nacheilend und rufend, immer wieder ermattet hin, überzeugt, von seinen eigenen Ohren und Augen, den fieberhaft überreizten, genarrt zu sein, bis ihn doch das erste Glockentönchen und der erste weiße Fleck wieder hochschreckten und vorwärts hetzten.

In einer Gewitternacht, als er in einem der untersten Heustadel, schon nahe bei Wiesleiten, gegen den strömenden Regen Schutz gesucht hatte, sah er beim Schein der Blitze das Rind plötzlich draußen auf den Wiesen weiden.

Er sprang ins Freie, sich unter dem Mantel der Dunkelheit an das Tier heranzupirschen. Aber Blitz auf Blitz riß die Nacht auf, so hatte jenes ihn bald bemerkt und ergriff die Flucht. Pankraz, verzweifelt entschlossen, diesmal nicht eher zu ruhen, als bis er das flüchtige erreicht hatte, machte sich an die Verfolgung und trieb es auf dem Fußpfad, der um den Auberg herum in Richtung nach Reitling an den Hauptsteg der Waldach führte, vorwärts. Mochte das Rind so flink sein, wie es wollte — hatte er erst seine Fährte, so hoffte er es mit seinen behenden Beinen bestimmt einzuholen, zumal sicherlich kein Stück Vieh, auch kein verwildertes, bei Nacht den Berg und seine Umgebung mit allen Schleichwegen und Abkürzern so kannte wie er.

Es gelang ihm, durch Kreuz- und Quersprünge jedes Ausweichen des Tieres abzuschneiden und es auf dem Pfade zu halten. Wenn es nur so lange darauf blieb, bis der Weg in den Wald und damit in eine „Jugend" führte, so mußte er es fangen. Und wirklich scheuchte er es in jenen Tunnel des dichten Stangenholzes glücklich hinein. Dort konnte es, da der Gang eng und außerdem vielfach gewunden war, nur langsam von der Stelle. Er indessen sprang in der kürzesten Linie mitten durch den Wald, um dem Rind zuvorzukommen und es in dem dunklen Schlauch des Engpasses zu stellen.

Er lief ihm denn auch überraschend entgegen, und schon hörte er sein Stampfen und Schnauben, hier vermochte es nicht zu wenden, es konnte also weder mehr vor noch zurück. Allein es rannte mit gewaltiger Kraft die Wand des dichten Jungholzes auf der einen Seite ein und knickte, losstürmend, die starken Stämmchen wie Binsen. Durch die Gasse, die es brach, stürzte Pankraz hinter ihm her, doch

gelangte er in dem Gewirr der zertrümmerten und zersplitterten Buchenschößlinge nur stolpernd und fallend vorwärts. Es herrschte dickste Finsternis, der Regen rann ihm in Sturzbächen ins Gesicht und am Nacken hinunter, das Knattern des Donners lähmte sein Gehör, und der Sturm benahm ihm fast den Atem. Als er endlich im offeneren Walde war, tat es plötzlich einen schmetternden Knall, Lichter stoben ihm wie Funken taghell in die Augen, und eine riesige Fichte krachte, vom Blitz getroffen, vor ihm nieder. Halb betäubt von einem fremden Schlage, der durch sein Inneres zuckte, sah er in dem aufspringenden Schein, der schwefelige Dämpfe zerriß, doch das weiße Rind, und blieb unaufhaltsam auf seiner Spur.

Hier stieg der Hochwald steil empor, das Tier schlug eine schräge Richtung, ungefähr gegen die Höhlen, ein, der Bub blieb ihm immer auf der Ferse. Blitze erhellten Zuck auf Zuck die Nacht, und, selber ein weißer Blitz, schlang sich die flüchtende Erscheinung durch die Stämme. Der Verfolger glaubte sie jeden Augenblick einzuholen, fast ohne darüber nachzudenken, wie er sich der wilden Kreatur, die dumpf in den Donner brüllte und flockigen Schaum aus Maul und Nüstern stieß, wohl bemächtigen, und wie er ihrer Herr werden könnte.

Der Boden dieses Hanges war seit langem in einer bogenförmigen Abwärtsbewegung, wie Pankraz schon oft beobachtet hatte. Dieser Erdrutsch hatte die alten Buchen längst mit einem Teil ihrer Wurzeln herausgeschraubt. Nun packte und schüttelte der Sturm ihre Kronen, und die oben und unten abgedrehten Stämme fielen donnernd um. Das Gewurzel der herausgerissenen Bäume stand hoch, Mauern aus Flechtwerk und Lehm, wie Zeltwände wilder Völker, mit dem Gehörn urweltlicher Auerochsen geschmückt. Nach jedem der Schläge, die den Wald erbeben ließen, wunderte sich der entsetzte Knabe, daß er nicht zerschmettert war, und schaute doch sofort, wenn sich die Wirbelwoge von Laub und Staub, Steinen und Splitterregen verzog, ob der Sturz das Rind nicht begraben hatte.

Dieses entwich nach unten dem verderbendrohenden Bereich, und jenem gelang ein Gleiches. Seit der Sonnwendnacht hatte Pankraz das Tier insgeheim Klothilde getauft, und obwohl es diesen Namen noch nicht kannte, rief er ihn doch jetzt mit dem Angstschrei der kaum überstandenen Todesgefahr durch den tobenden Aufruhr der Elemente, während das flüchtende sich nun, in veränderter Richtung, gegen die Blößen und Strauchterrassen kehrte, die unterhalb der Gipfelhalde liegen. Beide rannten um die Wette, und der Verfolger, bisher nur durch Hindernisse aufgehalten, konnte es mit dem Verfolgten an Schnelligkeit wohl aufnehmen.

Aber es ging gegen den steil emporspringenden letzten Hang, über dessen Rande sich die zerfetzte Fichte wie eine gespreizte Hand dunkel in den aufscheinenden Himmel reckte. Hier stand der Knabe dem Vierfüßler an Behendigkeit der Kletterkünste nach. Und doch folgte er ihm in verzweiflungsvoller, schwindelnder Wagehalsigkeit, stürzende Wände nehmend, die noch nie ein menschlicher Fuß betrat.

Keuchend kam er droben an, wo ihm das Rind einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen hatte. Allein noch sah er es im flirrenden Wetterstrahl, wie es sich mühsam durch das Gerank der Halde einen Weg zum Walde bahnte. Er konnte flinker in der vertrauten Wucherwildnis vordringen und tat es mit federnden Hoch- und Weitsprüngen, des Blutes nicht achtend, das durch gerissene Dornenbahnen an seinen Beinen niederrann.

„Klothilde! Klothilde!“ rief er in herzbrechenden Tönen. Um des Himmels willen, nur nicht zum Unkenteich! dachte er hinzu. Dann lieber in die Waldbachschlucht hinab, dort würde sein Wagemut besinnungslos folgen. Aber schon nahm das weiße Rind den Lauf auf die Stelle, die dem Knaben plötzlich wieder Unglücksstelle und teuflischer Zauberkreis war. Trotzdem machte er nicht halt, eine kopflose Tollkühnheit ließ ihn alle Mächte herausfordern. Da siehe, die Stelle brannte

wie die flammenden Pforten der Hölle, Glut fiel zischend in den Tümpel, der im Sturme kochte und brodelte und, wie Pankraz meinte, im nächsten Augenblick seinen Schlund feurig auftun mußte, um das Rind wieder zu verschlingen. Gewiß, der Abgrund nahm es immer wieder auf, um es wieder auszuspeien . . .

Indessen: jenes floh, durch das Feuer gescheucht, mit einer scharfen Wendung, und ein Wolkenbruch löschte wie mit Sankt Florians vollen Kübeln die Sträucher und das dürre Unterholz um den Teich. Flucht und Verfolgung gingen nun wieder durch den Wald, das Tier stürmte, durch den Flammenschein noch scheu, einige Augenblicke weit schneller als der verstörte Hirtenknabe, und galoppierte mit gerecktem Schweif aus den Bäumen und frei über die Gipfelwiesen. Die Augen, weiß aufgerissen und glimmend wie Kohle, sprangen gleichsam der Flucht des Leibes voran, der wie ein sturmgepeitschter Nebelstreifen den Höhenkamm fegte.

Flog es so weiter, so geriet es wieder gegen Wiesleiten hinunter, der Ring des furchtbaren Rundlaufes war geschlossen und drohte von neuem zu beginnen. Wie wenn das Rind dies jedoch ahnte, bog es vorher hangab und stürzte schräg, in Richtung auf die Weiden, zu Tal. Der Bub hoffte es schon vorher einzuholen, wo Zaun und Gatter seinem Lauf eine hohe Schranke entgegenstellten. Allein jenes setzte in ungeheuerm Sprunge hinüber.

Pankraz kam schnell nach. Jetzt waren sie wenigstens im Bezirk der Weide, und es ging an seiner Hütte vorüber.

Da donnerte mit einem Male der Boden, es kam wie Stöße eines Erdbebens näher — die ganze Pferdeherde raste über die Hänge. Von den Blitzen aufgescheucht und vor dem weißen Rinde erschreckend, hetzte ihre tolle Massenflucht mit einem Schimmel an der Spitze. Die triefenden Mähnen und Schweife flogen, als ob sie knisterndes Feuer stäubten, die Hälse, an denen die Schellen wimmerten und schrillten, bäumten sich mit umgebogenen Häuptern, die weißen Spiegel der geblendeten Augen warfen die Blitzbündel zurück, welche wie sprühende Garben niedersausten, die Mäuler waren fletschend umgestülpt, und während die pflügenden Hufe, hochgerissen, Funken und Erdschollen säten, prasselte ein Chor von Schreien wie ein wieherndes Verzweiflungsgelächter durch das Gellen der Himmelswölbung.

Nachdem sich Pankraz vor der stiebenden Donnerwoge in Sicherheit gebracht und sie vorübergelassen hatte, nahm er die Verfolgung wieder auf. Aber nun waren auch die Rinder aufgeschreckt, brüllten und rannten hangauf, hangab durcheinander. In ihrer wirren Mitte sah er das weiße und glaubte einen Augenblick, daß sie es stellen und umringen würden. Allein sie flohen entsetzt, da jenes wie toll geworden sich auf die Hinterfüße hob und hochgebäumt in einem wilden Schaukeltanze hin und her pendelte. Das war nur der schwingende Auftakt zu einem neuen Ansturm, mit dem es stumm, als der Kreis sich öffnete, den Durchschlupf ersehend, von neuem das Weite suchte, von dem eine Strecke zurückgebliebenen Pankraz kaum noch zu erreichen.

Es hatte immer noch die Richtung hangab und lief, obwohl es zu stoppen und zu wenden suchte, gegen den Ausgang, gegen das Hauptgatter, welches das festeste und höchste ist. Hier holte es der Knabe endlich ein und warf sich mit seiner ganzen Kraft aufweinend um seinen Hals. Nun hatte er es doch! Nun fühlte er es doch! Und es war kein Schemen! Und es bestand aus Fleisch und Bein! Aber es schüttelte ihn mit einem furchtbaren Stoße ab, er konnte im Fallen eben noch das Gatter ergreifen, das sich dadurch auftat und dem Tier die Bahn freigab. Und Flucht und Verfolgung begannen von neuem.

Sie führten an Waldleiten vorüber und Pillach zu. Dicht bei den Häusern dieses Dorfes und mitten durch dessen Wiesen erstrebte das weiße Rind den Waldrand über der Waldach. „Klothilde! Klothilde!“ schrie der Knabe schluchzend, es drang durch

Regen, Sturm und Donner, der Maler erwachte in seinem Häuschen unter einem Alp, er langte, von kaltem Schweiß bedeckt, nach der Hand seiner schlafenden Frau, deren Namen die schauerliche Nacht gerufen hatte. Indessen waren das Rind und Pankraz schon wieder unter sturmgeschüttelten Bäumen verschwunden.

Die gestörte Hochzeit oder Der Teufelssteg

An demselben Tage und in derselben Nacht fand im Lugenauer Gasthause eine Hochzeit statt.

Der Bräutigam war der zweite Sohn eines Holzleitener Bauern und die Braut die Tochter einer Wiesleitener Witwe, und man hatte den beiden große Schwierigkeiten gemacht, zusammenzukommen. Die Witwe stammte ursprünglich nicht vom Lande; da sie in den Hantierungen der Bauern und in der Art ihrer Geldgeschäfte niemals völlig bewandert wurde, konnte sie, als ihr der Tod unerwartet den Gatten entrissen hatte, den Hof mit ihrer einzigen Tochter unmöglich allein bewirtschaften, zumal sie sich bei einem Knecht nicht in den gehörigen Respekt zu setzen vermocht hätte, und ihr natürlicher Wunsch war daher, einen tüchtigen Bauernburschen bei sich einheiraten zu lassen. Sie begünstigte also die Neigung ihrer Tochter zu einem solchen, aber mancherlei Mitmenschen suchten das Bündnis zu hintertreiben. Da waren andere Burschen von nah und fern, die sich ebenfalls in das gemachte Nest zu setzen wünschten, die sich bei Mutter und Tochter empfahlen und den eigentlichen Liebhaber auf alle, oft auch unlautere Weise auszustechen trachteten. Aber nähere und fernere Nachbarn wollten überhaupt jede Einheirat vereiteln. Sie hofften, nachdem ihnen das gelungen wäre, auf den Augenblick, wo die arme Witwe ihren Besitz, den sie nicht mehr bestellen und verwalten könnte, verkaufen müßte, und waren für diesen Fall bereit, ihr mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, das heißt die Unerfahrenheit der guten Frau zu benutzen, um für einen Spottpreis deren Haus, Vieh und Land als Beute ihrer Machenschaften an sich zu bringen. Sie scheuten nicht Verdächtigung und üble Nachrede zu dem Zwecke, die Bäuerin gegen den in Aussicht genommenen Schwiegersohn, diesen gegen jene und das Paar gegenseitig aufzuhetzen. Die Beeinflussung der ahnungslosen Witwe gelang so gut, daß sie, obwohl nicht wissend, auf welchen der Einflüsterer, die sich bei ihr hinterrücks auch untereinander bekämpften, sie eigentlich hören sollte, doch bald an die Nützlichkeit des Verkaufes und an das ihr vorgegaukelte gute Leben für das bißchen Geld glaubte und außerdem an dem Bewerber zwar nicht die behauptete Schurkenhaftigkeit, aber immerhin allerlei Schatten zu sehen begann.

Das Paar jedoch blieb treu und standhaft. Allein es konnte sich bald nirgendwo mehr zusammen blicken lassen, weder bei der Mutter, noch bei den übrigen Leuten. Denn überall hatte die Wühlarbeit Spuren hinterlassen, überall, selbst bei den Guten, hatte irgendein Wort verfangen oder zum mindesten abgefärbt, und so begegneten ihnen allenthalben, wenn auch in versteckter Form, Schimpfrede, Spott, Drohung und Warnung oder doch wenigstens Achselzucken, Stirnrunzeln, bedenkliche Mienen oder kühles Schweigen. Da warb der Bursch den Hüterbuben zum Boten und Beschirmer der Liebe. Dieser brachte mit stets erfolgreicher Heimlichkeit Nachrichten hin und her, gewährte dem Paare Unterschlupf auf seiner Weide und in seiner Hütte, paßte auf, daß sich niemand näherte, und lenkte Vorüberkommende unmerklich ab, war aber auf keine Weise zur Annahme von Geld oder Geschenken für diese Ritterdienste zu bewegen, die ihn, Lohn genug, mit einem Hochgefühl erfüllten, ihn, der selber allzu lange von der allgemeinen Meinung geächtet worden war, um dies Los für stets verdient zu halten.

An der Festigkeit der Liebenden scheiterten schließlich die Anschläge und der

Widerstand der Welt. Und nun, wo die Hochzeit gefeiert wurde und das Siegel auf eine nicht mehr rückgängig zu machende Tatsache drückte, erschienen auch die Feinde mit freundlichen Gesichtern und Glückwünschen, niemand wollte es gewesen sein, es hatte höchstens am anderen gelegen. Alle waren geladen, denn die Feier war von dem Paare als ein Triumph gedacht, bei dem es hoch hergehen, und den jeder der Mißgünstigen mit ansehen sollte.

Vor der Trauung gab es als Frühstück Nudelsuppe mit Bratwürstchen. In der Kirche erhielten die Festgäste Wein, vom Hochzeiter gestiftet und vom Pfarrer gereicht: Ehrvater und Ehrmutter drei Schluck, Kranzeljungfrauen und Kranzeljungherren zwei und die übrigen einen. Danach begann in dem Saale, der im oberen Stockwerk des Gasthauses lag, das Mahl, das sechs Stunden dauerte und zwischen dessen Gängen, vom ersten bis zum letzten, getanzt wurde, damit die Verdauung nicht stockte und der Hunger frisch blieb.

Der Hochzeitslader machte die Tischordnung, Ehrvater und Ehrmutter bedienten den Hochzeiter und die Hochzeiterin beim Essen und legten ihnen die größten und besten Stücke vor. Nach der Leberknödelsuppe gab es in streng herkömmlicher Speisenwahl und -folge zuerst das Voressen, das, zerkleinert in einer Tunke schwimmend, aus Magen, Lunge, Kutteln, Euter und Füßen besteht, sodann Rindfleisch mit Blaukraut und gelben Rüben, dann saure Nieren, und nachdem nun süßes Gebäck in Herzform, Kaffee und Kuchen eingeschoben waren, begann eine neue Reihe von Fleischspeisen, Aufschnitt, Braten, Fleisch in dunkler Beize, bis zum Schluß noch einmal Braten kam, aber nun eingewickelt zum Mitnehmen.

Es erfolgte das Abdanken durch den Hochzeitslader, er dankte im Namen der Brautleute den Eltern, den Gästen und, für die gute Versorgung, dem Wirt und der Wirtin, die zu diesem Zweck im Saale erschienen, obwohl heut sichtlich eine Beklemmung auf ihnen lastete. Ein prächtiges Füllen war ihnen erkrankt, es wälzte sich unter Krämpfen im Stall, sie hatten nach dem Tierarzt geschickt, und der war, nach seiner Art, wie ein Reiter in Wildwest auf jagendem Pferd und mit wehendem Schlapphut von Raitenbuch herangesprengt, indes seine Mittel hatten nicht geholfen. Die Krankheit eines Tieres aber ist beim Bauern ein Familienunglück, das die Mienen nicht verbergen können.

Der Hochzeiter kassierte nun ein, jeder hatte sein Essen zu bezahlen; was einer ihm darüber hinaus gab, wurde von dem Hochzeitslader in eine Liste eingetragen, es war genau so viel, wie der Betreffende bei seiner eigenen Hochzeit von dem Bräutigam erhalten hatte oder, wenn er noch Junggeselle war, später zu erhalten hoffte, so daß es sich also hierbei um eine Leihgabe handelte. Hierauf wurden in einem Korb die Geschenke gesammelt und dem jungen Paar überreicht.

Noch während des Mahles war das Küchenmädchen erschienen, mit einem Schöpflöffel und mit verbundener Hand, und hatte einen Spruch hergesagt, daß sie sich im Eifer für die Gäste verbrannt habe, die ihr dann lachend ein Trinkgeld gaben. Und weißgekleidete Kinder hatten dem Hochzeitspaar von der Post-Olga verfaßte Verse vorgetragen, welche mit Anspielungen auf die böse Welt, die das Bündnis nicht gewollt, und auf die treue Liebe, die alle Schlechtigkeit der Menschen besiegt habe, nicht kargten und mit einmütigem Beifall und voller Zustimmung aufgenommen worden waren.

Der allgemeine Tanz begann, bei dem die Kranzeljungfrauen und Kranzeljungherren den ehrenvollen Vortritt hatten. Eingeleitet wurde er durch den Ehtanz; ihn tanzten der Ehrvater mit der Braut, der Bräutigam mit der Ehrmutter, und es fehlten nicht die herkömmlichen Späße: die Musik brach mehrmals mit einem mißtönigen Seufzer ab, die Musiker suchten die Braut zu fangen, die vorgab, sich den Fuß verletzt zu haben, und es lief auch hier unter Gelächter auf ein Trinkgeld hin-

aus, obwohl die Musikanten ebenfalls schon wacker eingesammelt hatten. Sie mußten allerdings die Hauptarbeit leisten: vom Morgen bis womöglich zum Anbruch des nächsten Morgens saßen sie auf der langgestreckten Pultbank, Männer, die sonst noch einen anstrengenden Beruf als Taglöhner und Handwerker im Dorf ausübten, und bliesen, was die Lungen nur hergaben, in das Blech, das sie nur in kurzen Pausen mit dem Maßkrug vertauschten.

Nach dem Mahle waren auch alle nichtgeladenen Dorfbewohner oder Fremde willkommen. Jeder Tanz war vom Tänzer zu bezahlen, der außerdem für sein Bier und für das seiner Tänzerin die Rechnung begleichen mußte.

Inzwischen hatte der Wirt nach einem Weibe geschickt, das seit einiger Zeit in der Gegend kranke Tiere und gelegentlich auch Menschen behandelte. Er war zwar ein aufgeklärter Mann, der selbst der Kirche frei gegenüberstand und sich das leisten konnte, weil er der am längsten eingesessene und reichste Bauer war, und hielt sich von allem Aberglauben und Wunderdoktern sonst fern. Aber da seine eigenen Kenntnisse und die Vorschriften des Tierarztes nichts genützt hatten, so konnte ein anderweitiger Versuch wenigstens nichts mehr schaden.

Die Kurpfuscherin war die blonde Seffa, die früher mit den Zigeunern zog. Sie hatte ihren Mann plötzlich durch den Tod verloren und sich vor Lugenau, draußen im Moor, ein Häuschen gekauft. Das hatte ein armer Weber bewohnt, der an seinem Webstuhl den Bauern weit und breit für ein geringes Geld ihre Teppiche und Läufer fertigte, einzig mit den Fäden, die er aus den von ihnen zu liefernden Stoffresten und Lumpen zog, und sich im übrigen seinen Torf stach. Er war gestorben, und die Seffa hatte mit Tabakpfeifen, Flaschen, Salben, Schläuchen, Zangen, Spritzen und etlichen Büchern ihren Einzug gehalten in dem Häuschen dort zwischen den braunen Torfstichen, wo die Birken silbern im goldenen Riedgras gegen die flötenblauen Berge standen und sich in den Herbstnebeln die Latschen krümmten.

Während die Tanzmusik mit dem Donner des Gewitters kämpfte, hatten der Wirt und die Wirtin für eine Weile traurig zwischen den älteren Hochzeitsgästen Platz genommen, Trost und Teilnahme suchend. Da kam, auf der Suche nach ihnen, die bestellte Seffa in den Saal. Sie trat freimütig in ihren Männerhosen und hohen Ledergamaschen ein, schüttelte die Nässe aus ihrem Lodenhütchen und rauchte eine kurze Holzpfeife. Mit erhobener Stimme begann sie zu sprechen, so daß Tanz und Musik bald aufhörten und auch die Jungen sich neugierig zu ihrer Rede drängten.

„Ich betrete Euern Stall nicht eher, Wirt," so lauteten ihre bestimmten und wohlgesetzten Worte, „bis ihr alle das Unrecht wieder gut macht, das an meinem kleinen Freunde, eurem Hirtenbuben, geschieht. Ich war lange Zeit fast immer abwesend bei weit entfernten Kundschaften und erfuhr daher erst jetzt, daß ihr ihn wegen des abhanden gekommenen weißen Rindes verdammt, und daß er, Speise und Trank beinahe ganz verschmähend, seither den Auberg kaum verläßt, um das verirrte zu suchen und zurückzubringen. Ihr, Wirtin, seid seine Taufpatin und war't bisher seine Beschützerin. Wie konntet Ihr zulassen, daß man dem trefflichen Buben eine Schuld zur Last legt, die er nicht hat? Aber ihr seid ja alle nicht weiter in die Welt gekommen als vom Ofen bis zum Tisch, und so muß ich euch wohl erst belehren, daß ihr euer Unrecht einseht. Der Fall ist auch sonst schon vorgekommen, daß in einem Haustier die wilde Grundnatur sich regt, namentlich bei den Rindern, und daß ein solches, wenn man ihm die halbe Freiheit der Weide gewährt, die ganze sucht. Einer dieser Fälle liegt hier vor. Der Pankraz kennt das Vieh und weiß es zu behandeln, fast so gut wie ich, ihr schuldet ihm den größten Dank, aber ihr seid seiner nicht wert. Er ist schuldlos an der Wildheit des Rindes, das ein Unbekannter dem Müller wohl nur deshalb aufhängte, weil er seine unbändige Art bereits

kannte. Der Bub würde nie mit dem Tier fertig werden, das könnte höchstens ein ausgewachsener Mann. Wenn nicht der stärkste Bursch dieser Gesellschaft sofort auf den Auberg steigt, den Buben sucht, bis er ihn findet, und ihn mit allen Ehren aus dieser furchtbaren Wetternacht heimholt oder ihm hilft, das Rind einzufangen, falls Pankraz seine Spur haben sollte, so werde ich nicht Euer krankes Füllen, Wirt, und überhaupt niemals mehr ein Tier oder einen Menschen einer so undankbaren, hartherzigen Gemeinde behandeln."

Diese entschiedene Ansprache machte ersichtlichen Eindruck. „Du kannst mir glauben, Seffa," rief die brave Wirtin, „daß ich meinen Pankrazl nicht im Stich gelassen habe. Aber ich verstehe nicht viel vom Vieh und vom Hüten und muß das, besonders als Wirtin, den Mannsbildern überlassen, die mich denn auch glücklich tot geredet haben."

Nun aber schwiegen die Mannsbilder, sie hängten die Köpfe oder murrten und maulten höchstens, wenn sie nicht krampfhaft zu lachen versuchten. Der Hochzeiter jedoch hielt sich für den stärksten Burschen des Dorfes, weshalb sich auch niemand seinen Freierswegen und -absichten offen und ehrlich entgegengestellt hatte, weil jedem die eigenen Knochen lieb waren. Er gedachte außerdem im stillen der treuen Dienste, die ihm Pankraz geleistet hatte, sprang kurzerhand auf, erbat sich die älteste Joppe des Wirts und stürmte in den Regen hinaus.

Man rief ihm sogar ein Bravo nach und beglückwünschte die Braut zur Hilfsbereitschaft ihres Mannes, dessen Verschwinden an ihrem Ehrentage ihr freilich durchaus nicht ganz recht war und sie mit einiger Angst erfüllte. Aber man drängte sie zum Tanze, das Fest ging weiter, das Blech schmetterte, und auf dem Boden scharrte und dröhnte es wieder, die meisten vergaßen sich so, daß sie auf die Abwesenheit des Hochzeiters und deren lange Dauer nicht acht gaben.

Endlich stürzte er wieder herein, von Nässe triefend und von Angst verstört. Die Braut schrie auf bei seinem schreckensbleichen Anblick, diesmal brachen Tanz und Musik mitten im Takt jäh ab. Jener konnte zunächst kaum Atem, geschweige denn Worte finden, und schließlich kam seine Erzählung teils stockend, teils fliegend heraus.

„Ich suchte den Pankraz erst in seiner Hütte, dann bei der Herde, dann auf dem ganzen Auberg. Ich suchte und rief überall vergeblich, und erst als ich auch durch die Wälder lief und schrie, kam von der Waldach herauf, unterhalb Waldleiten, eine Antwort. Da fand ich ihn denn. Er rannte hinter dem Rind her, das er heut aufgespürt und schon über den ganzen Berg verfolgt hatte. Er war in einem unbeschreiblichen Zustand. Den Hut hatte er verloren, die Kleider waren zerrissen und klebten in Fetzen an seinem Leibe, das Wasser rann ihm aus Lumpen, Haaren, Augen, Ohren, Nase und Mund, sein Odem keuchte, und der Schein der Blitze fuhr über seine totenbleichen Züge. Aber er hielt nicht an, als er mich sah, und ich mußte gleich mit ihm laufen drunten am Fluß entlang. Es war eine Schreckensnacht dort unten. Der ganze Jägersteig und der Grasstreifen bis hinauf in den Wald waren unter Wasser, das zischend in jede Lücke zwischen den Stämmen fuhr und krachend die mitgeführten Sträucher und donnernd die mitgerissenen Balken absetzte. Alles Wild war aufgescheucht, teils durch das Unwetter, teils durch die tolle Flucht und Verfolgung, die den ganzen Berg schon durchschreckt hatte. Ich sah Hirsche, Rehe, Gemsen, Hasen und Füchse durch die Zweige brechen und Eulen herumflattern. Wir rannten durch weißen Gischt, nun erblickte ich bei den Blitzen auch das Rind, das, so schien es, matter und langsamer im Laufe wurde und wohl eingeholt werden konnte. So gelangten wir, während der Zwischenraum zwischen ihm und uns schon ganz kurz wurde, an den Teufelssteg.

„Und hier geschah das Schreckliche. Vom anderen Ufer kam der leibhaftige

Gottseibeiuns über den Steg, man sah deutlich seinen Pferdefuß, die Höllenhunde folgten ihm, sie sprangen an ihm hoch, heiser und doch so laut bellend, daß es den Donner übertönte, ihre roten Zungen hingen ihnen aus dem Halse und ihre feurigen Augen sprühten Funken. Das Rind war verschwunden, aber Pankraz — Pankraz — er sprang der fürchterlichen Erscheinung entgegen, ihr geradeswegs in die Arme, und ich sah noch, wie es sie alle in den Strudel unter dem Steg hinabriß."

Der Bräutigam schwieg erschöpft und schlug das Kreuz, die Braut klammerte sich laut schreiend an ihn, so daß seine Nässe ihr schönes seidenes Hochzeitsgewand aufweichte, und einen Augenblick herrschte atemlose Stille vor ehrlichem Grauen, denn der Hochzeiter galt nicht nur als stark, sondern auch als unerschrocken, und aufgeschnitten hatte er nicht, das merkte man an der furchtbaren, echten Erregung seiner Mienen und seiner Worte.

Erst die Post-Olga brach das Schweigen. „Leut', seid doch vernünftig", fuhr sie mit ihrer breiten und ruhigen, tiefen Stimme hinein. „Unser Hochzeiter ist gewiß ein forscher Bursch, und er hat etwas Schreckliches erlebt, das muß wahr sein. Aber an den Teufel, den er gesehen haben will, glaube ich nicht, bei Blitz und Donner meint man oft alles Mögliche zu erblicken. Ich getraue mich seit langem zu jeder Stunde und bei jedem Wetter in den Wald. Und da es zu regnen aufgehört hat, werde ich um so lieber gleich an die Unfallstelle aufbrechen und untersuchen, ob dem Pankraz etwas zustieß, und was es ist."

Da hatten plötzlich alle Mut, den Massenmut, der nichts kostet. Sämtliche jüngeren Leute, selbst viele Frauen und Mädchen, wollten mit, und der Bräutigam, der sich von keiner Frau, geschweige denn von mehreren beschämen lassen wollte, betonte, daß er noch nie ein Hasenfuß gewesen sei, und drang darauf, daß man ihm die Führung übertrage. Die Braut jedoch warf sich ihm entgegen, laut heulend, sie dulde es unter keinen Umständen, daß er noch einmal gehe; er komme ein zweites Mal nicht wieder oder doch sicherlich heute Nacht nicht mehr, und es sei jetzt durchaus Zeit für sie beide, heimzugehen, sie habe ein Recht, das als Hochzeiterin zu verlangen.

Man lachte und spaßte darüber, so sehr war die Stimmung schon wieder zurückgekehrt, die nur insofern gedämpft blieb, als vielleicht den Buben, an dem man nun doch ernstlich ein Unrecht gut machen wollte, wirklich ein Übel getroffen hatte. Manche freilich sahen darin die gerechte Strafe für ein Höllenbündnis, für welches sich nun sicher bald der Beweis erbringen ließ, so daß die Gegner des anstößigen Knaben dann doch recht behielten.

Die Musik blies für das Hochzeitspaar einen Tusch zum Scheiden, und der wenig heldenmäßige Abzug des Bräutigams, der wenigstens seine begossene Erscheinung durch den Festrock wieder aufgebessert hatte, wurde von den keckſten Burschen noch mit derben Sprüchen gesegnet. Die übrige Jugend versah sich mit einigen Stöcken und Stallaternen und brach, unter Olgas Führung, zum Teufelssteg auf, die Musikanten mußten bleiben und, für die Fortsetzung des Tanzes, ihrer Rückkehr harren, die, so hoffte man, nicht allzu lange auf sich warten lassen würde.

Ein kleiner Held

Der hinkende Schuster war schon seit längeren Tagen wieder einmal unterwegs. Pankraz hatte zwar auch diesmal, als das ganze Dorf über ihn herfiel, kein Mitgefühl bei ihm gefunden, sondern der Alte hatte nur gesprochen: „Dummer Bub, es geschieht dir ganz recht. Warum gibst du auch nicht besser auf dein Viehzeug acht? Komm mir nur nicht wieder unters Dach, wenn sie dich jetzt von deinem Posten verabschieden."

Dennoch sehnte sich der Knabe nach dem Vater. Er dachte mit schmerzlich heißer

Erinnerung an die arme winterliche Schusterstube, an das Klopfen des Hammers, an den Glanz der Glaskugel, an seine Ofenbank, wenn der Sturm im Kamin heulte, der Frost draußen krachte und der Schnee fiel, und er wünschte sich solche Stunden zurück, wo niemand als sein Vater schalt, der eben doch sein Vater war, und er wenigstens vor der Welt geborgen blieb. Jener kam diesmal später als sonst wieder. Zu allem Kummer um das Kind erfüllte den Buben eine unbestimmte, aber desto quälendere Sorge um ihn.

Es ist nie aufgeklärt worden, ob der hinkende Schuster wirklich je innerhalb seiner Heimatgemeinde eine Katze oder gar einen Hund an sich gebracht hat. Wenigstens hat er hier nie um eine Katze ausdrücklich gebeten, was er auswärts allenthalben tat, und mit viel Erfolg, da man deren oft im Überfluß hatte und sich aller möglichen Gegendienste von seiten des anderen zu versichern wußte. Allein ein Diebstahl, und gar ein Raub von Hunden, wurde ihm auch sonstwo nie nachgewiesen — allenfalls gab man ihm vielleicht freiwillig irgendeinen altersschwachen Köter, der sonst zum Schinder gewandert wäre, obwohl Bestimmtes darüber nicht verlautete. . . .

So blieb manches an den folgenden Vorkommnissen für immer im Dunkel. Wenn der Schuster wirklich Hundefleisch aß und die Tiere dies witterten, so daß sie ihn darum haßten — warum verfolgten sie ihn nicht auch in Lugenau? Es wird behauptet, er habe Vorsicht angewandt, unterwegs keine Hundemahlzeit gehalten und daheim nach jedem derartigen Essen tagelang das Haus nicht verlassen. Auf seiner letzten Streife aber habe er dem Gelüste nicht widerstanden, und Augenzeugen wollten ihn wirklich gesehen haben, wie er im Walde etwas an einem Feuer briet. Jedenfalls war auf seinem Karren, den man später, von ihm unterwegs zurückgelassen, fand, kein Hundeleichnam.

Und so mußte es doch die Witterung eines schon genossenen Mahles vom Fleische der Brüder und eine daraus entspringende Raserei und Wut sein, was ein ganzes Rudel von Hunden an die Fersen des Schusters heftete, als er auf dem letzten Heimweg begriffen war. Sie müssen ihm durch ihre Verfolgung, von der sie kein Mittel abstehen ließ, derart zugesetzt haben, daß er schließlich, mit einem letzten verzweifelten Versuch, die Meute loszuwerden, trotz Nacht und Unwetter von Raitenbuch auf weitem Umwege den Jägersteig benutzte. Wenn sie auch hier seine Fährte nicht aufgaben, so konnten sie auf dem schmalen Felsenpfad doch wenigstens nicht so dicht an ihn heran.

Pankraz erkannte sofort den Vater und die furchtbare und unentrinnbare doppelte Gefahr, in der er schwebte, entweder von den Hunden zerfleischt zu werden oder mit seinem Klumpfuß vom Teufelssteg in das Grab des Flusses zu stürzen. Er eilte ihm, seinen Begleiter und das Kind und alles vergessend, zu Hilfe, als das erste Gebiß in ihn schlug und er das Gleichgewicht verlor, das blutgierige Tier mit sich in die Tiefe reißend. Der Hund muß ertrunken sein, während die anderen nun doch die Flucht ergriffen. Der Bub aber sprang dem Vater nach, er faßte ihn im Wasser und klammerte sich an ihn fest. An Schwimmen war in den von Wolkenbrüchen geschwellten Wogen nicht zu denken, sie konnten einen nur mit sich reißen, überschwemmen, ersticken, zerschellen. Aber Pankraz dachte unter lauten Stoßgebeten an den Strudel, der wirbelte beide Körper rundum, wie tief und wie lange, das wußte der Kleine später nicht mehr, schluckte sie in seine Tiefen ein, doch schließlich warf er sie wieder aus und in breitem Schwunge dem Ufer zu, nicht dem Raitenbucher, an dessen Felsen sie zerschmettert wären, sondern dem flachen Lugenauer, an das der Knabe sich und den Vater rettete.

Der Schuster jedoch, den Sohn erkennend, brachte nur noch die Worte „Bete für mich!“ über die Lippen, dann war sein letztes Lebenszeichen ein Kreuz, das ihn der

Knabe zum ersten und letzten Male schlagen sah. Laut die Stimme im Vaterunser erhebend, merkte er das Hinscheiden des Vaters, den kein Ruf, kein Weinen, kein Schütteln mehr erweckte.

In diesem furchtbaren Sturme, unter diesen bleichen Blitzen, in diesen unaufhaltsam strömenden Regengüssen durfte die Leiche nicht bleiben — das war Pankrazens einziger Gedanke noch. Allein konnte er sie nicht lassen; sie nach Hause zu tragen, dazu reichte seine Kraft nicht, die Bäume aber gewährten bei diesen stürzenden Himmelsfluten keinen Schutz. Da besann er sich auf die Höhlen und darauf, daß von hier ein abkürzender Holzweg mitten durch den Wald zu ihnen führte. Mit einer letzten Anstrengung lud er sich den Vater auf den Rücken und schleppte ihn dorthin. Nun mochte das Rind laufen, wohin es wollte — er, der Verwaiste, wollte ohne Trost und ganz verlassen sein.

Er kroch, mehr als daß er ging, mit seiner Last bei der Teufelsküche vorüber. Hier wollte er wahrlich den Vater nicht bergen, sondern in der nächsten gut schirmenden Felsennische. Indes klang deutlich aus der Höhle das Glöckchen des Rindes, und durch den Spalt des Eingangs glaubte er im Aufschein eines Blitzes den weißen Tierkörper in der schwarzen Tiefe drunten zu sehen. Pankraz legte den toten Vater zu Boden. „In des Dreieinigen Namen gegen die höllischen Mächte!“ schrie er laut, mit der Todeskühnheit der äußersten Verzweiflung entschlossen, dem immer neuen Spuk nun endlich auf den Grund zu gehen, wenn er auch selber dabei zugrunde ginge, und kroch hinab in den engen Schacht.

Bald darauf hatte sich draußen das Unwetter gelegt und näherte sich die Hochzeitsgesellschaft. Olga hatte den Weg über den Gipfel des Aubergs und hier vorüber zum Teufelssteg als den kürzesten gewählt und machte sich trotz allem Ernst der Sache, der sie tief durchdrang, außerdem ein kleines, heimliches Vergnügen daraus, die mehr und mehr kleinlaut gewordenen Begleiter an der Teufelsküche vorbeizuführen. Sie folgten, zum Teil ängstlich und einsilbig genug.

Allein als aus der Höhle ein Schluchzen und Wimmern drang und dazwischen ein unterirdisches Glöckchen anschlug, da ward es doch auch der tapferen Olga unheimlich. Aber sie ließ sich nichts anmerken, biß die Zähne zusammen und kletterte mit ihrer Laterne in die Tiefe.

Sie taucht nach einer längeren Weile erschüttert wieder empor und ruft und winkt den anderen, die zumeist in furchtsamer Entfernung harren. Sie bedeutet ihnen mit wenigen Worten so viel, daß sich niemand mehr besinnt, daß alle hinunterkriechen und Menschen und Lichter alsbald den unterirdischen Schacht erfüllen.

Wild klopfenden Herzens hatte Pankraz, wie er hinuntergestiegen war, das Sprühlicht des nächsten Blitzes abgewartet und das Rind erkannt, das an allen Gliedern zitterte. Es war droben ausgeglitten und auf einer Schuttmasse, alle Viere von sich gestreckt, mit dem Kopf voran, hier heruntergerutscht, es hatte vergeblich gearbeitet und gekämpft, um wieder hinaufzugelangen, es hatte umsonst nach irgendeinem Ausgang gesucht, es war im Dunkel verzweifelt hin- und hergerannt, über Steine und Geröll gestolpert, hatte sich an den niedrigen Stellen den Kopf gestoßen und mußte sich schließlich lebendig begraben geben.

Am Boden der Höhle liegt der hinkende Schuster tot. In ihrem äußersten Winkel aber schmiegt Pankraz seine Arme um das weiße Rind, das in seinem Verfolger nun seinen Retter erblickt und dem Knaben, der es mit Tränen benetzt, dankbar die Hände und die Wangen leckt. Der gibt so viel Aufschluß, wie nötig ist, und achtet im übrigen der Menschen wenig genug, um sich in dem zärtlichen Geben und Empfangen jener versöhnenden Liebesbezeigungen nicht unterbrechen und stören zu lassen. Wie er mit der Kreatur, so hat sich der Vater durch ihn mit dem Himmel versöhnt — und das ist mit dem Tode nicht zu schwer bezahlt.

Soweit die Decke der dem Ausgang zu immer niedriger werdenden Höhle nicht die Anwesenden schon gegen den Boden und auf die Knie drückt, tut es der unerwartete Anblick in der Tiefe des Inneren. Bald jedoch mahnt man leise den Knaben zum Aufbruch und bietet Hilfe an. Die Leiche des hinkenden Schusters wird hinaufbefördert, das Tier, das sich nicht sträubt, mit großer Vorsicht ebenfalls durch den Spalt geschafft.

Die offene Weite unter dem dämmernd ergrauenden Himmel, in den der nun wieder schweigende Wald seinen Dom ohnegleichen baut, befreit alle Herzen und Zungen zu Dank, Abbitte, Trost und Preis, die man dem Hirtenbuben reichlich und überschwenglich zu leisten und darzubringen nicht müde wird. Man flicht eine Bahre aus frisch geschnittenen Zweigen und legt den Schuster darauf. Und doch ist der Leichenzug der hochzeitlich gekleideten, vielfach Lichter tragenden Gestalten mehr noch ein Feier- und Triumphzug für den abgerissenen und durchnäßten Knaben, der hinter der Leiche und neben dem weißen Rinde einhergeht, die Hand um dessen Nacken gelegt.

Er würde sich am liebsten nicht von dem Tiere trennen, aber der Sohn des Talmüllers ist unter der Gesellschaft, und ihm muß er die Führung in den Heimatstall denn doch überlassen. Es ist ja auch alles zur Lösung, zur Ordnung, zur Ruhe gekommen, die Seele des Vaters ist bei Gott, seinen Leib müssen, eh' er bestattet wird, diejenigen versorgen, die dazu bestellt sind — er, der Knabe, wird an der bald wieder scheinenden Sonne trocknen und erwärmen, bedürftig ist seiner nur die Herde, die, nicht allzu lange nach Sonnenaufgang, wie alle Tage heimgetrieben werden muß. Pankraz stiehlt sich in noch dunkelnden Waldgründen heimlich von dannen, ohne daß die anderen es zunächst merken, welche vielmehr fortfahren, sein Lob zu singen.

So gelangen sie schließlich über die mehrhundert Stufen auf den Gipfel des Aubergs. Sie vermissen jetzt erst ihren kleinen Helden, rufen und suchen nach ihm, um so lauter und eifriger, je mehr sie, über die Weidehänge kommend, inmitten seiner Herde vorrücken.

Sie halten an einer waldigen Stelle und setzen die Bahre nieder, da die Sonne aufgeht und das Frühmettenglöcklein von Lugenau heraufdönt. Der Boden ist schlicht. Gras und Thymian wachsen, Silberdisteln sticken ihn, ein wenig Erika blaut auf kleinen Erdhaufen, ein paar Stengel Hornklee blühen, einige dunkle Kuhfladen und verlassene Steine liegen darum. Aber hier weiden die Kühe der Armen, wie in dem holden und schützenden Bannkreis einer trauten Nähe, und das weiße Rind löst sich unmerklich von dem Zuge, um still mit den anderen und mitten unter ihnen zu grasen.

Die Männer und Burschen haben die Hüte abgenommen. Es geschieht unter der Gebetsmahnung des Kirchenglöckleins, aber man kann seine fromme Stimme nicht mehr unterscheiden in dem Chor des vieltönigen Glockenspiels, welches zu dem Rupfen erklingt, mit dem die Kühe — von der läutenden weichen Bewegung der Häupter abgesehen, starr und eckig wie Felsen — Gras und Kräuter in den ewigen Kreislauf aufnehmen, der sie zunächst in die schäumende Lebensmilch wandelt.

„Heil, Pankraz! Pankraz, wo bist du?" erschallt es, gleichfalls wie Chöre, aus harten Bauernmündern. Sehen sie ihm denn nicht mitten ins Gesicht, ohne ihn zu bemerken und zu erkennen? Oder ist es der vermummte Koboldleib eines Wacholders, was dort in der feurigen, morgenroten Goldnische des Fichtenkreises wie inmitten eines weihraucherfüllten Thronsaales bescheiden leuchtet?

„Heil, Pankraz! Pankraz, wo bist du?"

Jedenfalls eilen Ruf und Frage mit dem Zuge weiter und schallen vom Gipfel des Aubergs in die erwachenden Dörfer hinab.

Recht und Staat

Von

Heinz Brauweiler

I

„Die Frage nach dem Begriff des Staates ist untrennbar verbunden mit der Frage nach dem Begriffsverhältnis von Staat und Recht." Mit diesem Satze beginnt der Wiener Staatsrechtslehrer Hans Kelsen seine unlängst erschienene Untersuchung über den soziologischen und den juristischen Staatsbegriff. Seine These ist: es gibt nur einen Staatsbegriff, nämlich den juristischen, und dieser ist identisch mit dem Rechtsbegriff. Die Beweisführung widerlegt zunächst die Selbständigkeit des Staatsbegriffs der Soziologie (im Sinne Simmels) und des sozialen Staatsbegriffs der allgemeinen Staatslehre (im Sinne Jellineks) mit dem zutreffenden Beweisgrund, daß diesen beiden Begriffen des Staates durch das Wesensmoment der rechtlichen Verbundenheit der den Staat bildenden Gesellschaft tatsächlich der juristische Staatsbegriff zugrunde liege. Ausgehend von den beiden Grundthesen der herrschenden Lehre: daß der Staat ohne Recht nicht möglich, selber eine rechtliche Ordnung sei, und daß es außerhalb des Staates kein Recht gebe, weil nur das vom Staate gesetzte Recht das Wesensmoment der Erzwingbarkeit besitze, gelangt Kelsen zu dem Schlusse: Staat und Recht sind identisch, weil Staat eine normative Ordnung ist, die mit der Rechtsordnung zusammenfällt. Die mit vielem Scharfsinn durchgeführte Untersuchung ist sehr verdienstlich, obwohl oder richtiger: weil ihre Ergebnisse den schärfsten Widerspruch herausfordern. Denn dadurch, daß sie mit unerbittlicher, vor nichts zurückscheuender Logik die Folgerungen aus den Grundthesen der herrschenden Lehre zieht und sich zu den krassesten Konsequenzen des Rechtspositivismus bekennt, zwingt sie, jene selbst anzugreifen.

Kelsen erklärt: Der Staat kann als Einheit nur verstanden werden, wenn man ihn als normative Ordnung auffaßt, genauer: als die Einheit eines Systems von Normen, die regeln, unter welchen Bedingungen ein bestimmter Zwang von Mensch zu Mensch geübt werden solle. Da nun auf das Recht dieselbe Definition zutrifft, weiterhin die herrschende Lehre dem Staate eine rechtliche Natur zuschreibt, so muß der Staat ein Rechtsbegriff sein. Kelsen vertritt nachdrücklich die Lehre, daß durch Rechtsbegriffe nur Rechtsnormen erkannt werden können und Rechtsbegriffe von der Rechtswissenschaft dadurch gebildet werden, daß sie Inbegriffe von Rechtsnormen sind. Es ist ihm durchaus beizustimmen, wenn er von der Rechtswissenschaft fordert, aus dieser Erkenntnis die Konsequenzen zu ziehen für die Begriffe der Rechtspersönlichkeit, des Rechtssubjekts, des subjektiven Rechts usw., insbesondere für die Einheit des Begriffes der Rechtsperson, die Wesensgleichheit und damit die Unhaltbarkeit des Unterschiedes der sog. „physischen" und der juristischen Personen. Er sagt: „Die Rechtsperson oder das Rechtssubjekt ist die aus Gründen der Veranschaulichung vollzogene anthropomorphe Personifikation eines Rechtsnormenkomplexes. Die Person des Staates ist die Personifikation der Gesamtrechtsordnung, die übrigen

Personen Personifikationen von Teilrechtsordnungen, Normenkomplexen, deren Abgrenzung, deren Individualisierung von wirtschaftlichen, religiösen, kurz rechtsinhaltlichen Gesichtspunkten aus erfolgt. Die sog. physische Person ist die Personifikation aller das Verhalten eines Menschen beinhaltenden Rechtsnormen" (S. 134). Muß es nicht auffallen, daß alle übrigen Personen ihre inhaltliche Bestimmung außerhalb der Rechtsordnung finden, daß dagegen der Staat nur als Rechtsordnung, als Normensystem, als ein Gedanke existieren soll? Ist da nicht gerade umgekehrt zu folgern, daß wie alle anderen Personen so auch der Staat seine inhaltliche Bestimmung außerhalb der Rechtsordnung finden muß? Es legt sich die Vermutung nahe, daß ebenso wie der Mensch als solcher, so auch der Staat als solcher außerhalb der Rechtsordnung existieren muß, m. a. W. daß der Staat primär kein juristischer Begriff ist.

„Die Vorstellung eines Staates als einer Voraussetzung des Rechts", meint Kelsen, „ist nur aufrecht zu erhalten, wenn es gelingt, einen Begriff des Staates unter Abstraktion von allen Rechtsnormen im Wege einer auf das Natur- oder (diesem gleichgestellte) gesellschaftliche Sein gerichteten Forschung zu gewinnen." Er hat es unterlassen zu fragen, ob nicht ein solcher Staatsbegriff existiert, sondern sich mit der Widerlegung des soziologischen Staatsbegriffs und des sozialen Staatsbegriffs der allgemeinen Staatslehre begnügt. Da nun die allgemeine Staatslehre sich als Ableger der Staatsrechtslehre entwickelt und die Soziologie wieder die Thesen dieser allgemeinen Staatslehre benutzt hat, so kann es nicht überraschen, daß sie von dem Wesensmoment der rechtlichen Verbundenheit sich nicht freigemacht haben. Hätten sie anstatt dessen den Staatsbegriff der Politik, der Lehre vom Staate als der prima sedes materiae aufgenommen, so hätte Kelsen nicht so leichtes Spiel mit ihnen gehabt, und er hätte nicht die Möglichkeit eines von allen Rechtsnormen abstrahierenden Staatsbegriffs in Abrede stellen können. Mit Recht hat Kjellén [1]) auf jene Schwäche der herrschenden Lehre vom Staate hingewiesen und eine selbständige Wissenschaft der Politik gefordert. Wenn er den politischen Begriff des Staates „Staat ist Macht" zugrunde legt, so stimmt er, der Geograph, mit dem Nationalökonomen — vgl. Friedrich Lenz, „Staat und Marxismus" — und dem Historiker — vgl. Dietrich Schäfer, „Staat und Welt" — völlig überein. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß bei ihnen die Bedeutung des Verhältnisses von Staat und Recht durchweg nicht genügend beachtet [2]) und dadurch der einseitigen juristischen Betrachtungsweise immer wieder Vorschub geleistet wird.

Denn es scheint Kelsen doch zugegeben werden zu müssen, daß die Frage nach dem Begriff des Staates untrennbar verbunden ist mit der Frage nach dem Begriffsverhältnis zwischen Staat und Recht. Wir können nämlich uns den heutigen Staat nicht ohne Beziehungen zum Recht denken.

Diese Beziehungen können folgende sein: der Staat als Gesetzgeber, der Staat als Gerichtsherr, der Staat als rechtlich geordnete Herrschaftsausübung, der Staat als Mitglied der Völkerrechtsgemeinschaft.

Von ihnen ist die letztgenannte, je nach dem Standpunkte der Betrachtung, die wichtigste oder die unwichtigste. Es ist die Auffassung erlaubt, daß es Staaten erst gibt, seitdem eine Völkerrechtsgemeinschaft besteht; man kann auch sagen, daß einer Macht, die im übrigen als Staat anzusprechen wäre, nicht deshalb der Charakter als Staat abgesprochen werden müßte, weil sie kein Völkerrecht gekannt hat oder anerkennen will. Die rechtliche Ordnung der Herrschaftsausübung ist für den Begriff

[1]) Der Staat als Lebensform, S. 2 ff.; Grundriß zu einem System der Politik, S. 11 ff.

[2]) Charakteristisch ist, daß Kjellén (Grundriß, S. 102) dieses Problem als eigentlich „ganz außerhalb" seines Systems stehend empfindet.

des Staates nicht wesentlich, denn ein Staatsrecht entsteht erst dann, wenn die den Staat leitende Herrschergewalt in rechtliche Schranken gebracht wird. Zwar meint Kelsen, daß auch im absolutistischen Staate und in der Despotie eine „Rechtsordnung" sei, gelte doch zum mindesten die eine Grundnorm, daß dem Herrscher gehorcht werden müsse. Das ist nur die logische und unentrinnbare Konsequenz seines krassen Rechtspositivismus, der staatlichen Befehl und Recht gleichsetzt, eine Auffassung, die jede Selbständigkeit des Rechtsgedankens unmöglich macht. Was die Rechtsschutzaufgabe des Staates angeht, so sind wir gewöhnt, sie in ganz besonderem Maße ihm zuzuschreiben. Indessen braucht nur an den Selbsthilfe-Rechtsschutz der Blutrache und der Femgerichte erinnert zu werden, um nahezulegen, daß zum Wesen des Staates auch die Rechtsschutzaufgabe nicht zu rechnen ist. Der Rechtsschutz könnte auch von andren sozialen Gewalten — Familienverbänden, Gemeinden, Stammesverbänden, ständischen Korporationen, religiösen Instanzen — übernommen werden, ohne daß deshalb die Existenz und die selbständige Aufgabe einer über ihnen stehenden Staatsgewalt geleugnet zu werden brauchten.

Für die Gesetzgebung schließlich ist eine Unterscheidung zu machen. Sofern der Staat Gerichtsherr ist und eine rechtliche Ordnung der Herrschaftsausübung, eine sog. Verfassung besitzt, ist es selbstverständlich, daß er selbst und nur er selbst dafür die Normen gibt (*Herrschaftsrecht*), und insoweit ist staatlich gesetztes Recht und Recht allerdings notwendig identisch. Anders steht es für das Recht, das das soziale Leben der Volksgenossen regelt (*Genossenrecht*). Wie dieses Recht ursprünglich Volksrecht gewesen ist und nicht vom Staate ausging, wie es noch heute im angelsächsischen Recht nicht allein durch staatliche Gesetzgebung, sondern auch durch die Rechtsprechung unabhängiger Gerichte fortentwickelt wird, so ist es denkbar und möglich, daß der Staat auf diese Rechtssetzungsaufgabe auch wieder einmal verzichten wird. Der Staat hat heute diese Aufgabe nicht aus eigenem und notwendigem Recht, sondern als Beauftragter des Genossenverbandes, nicht anders als auch der Juristenstand nach dem angelsächsischen Recht als solcher Beauftragter erscheint.

Es ergibt sich, daß weder der Staat eine rechtliche Ordnung ist, noch das Recht eine staatliche, vom Staate gesetzte Ordnung zu sein braucht. Schon der Hinweis auf das angelsächsische Recht zeigt, daß die Gleichsetzung von Recht und staatlich gesetztem Recht keineswegs selbstverständlich ist. Fällt der formale Ausgangspunkt des staatlich gesetzten Rechts fort, so tritt sofort das Problem der Selbständigkeit des Rechts gegenüber dem Staate auf. Zwar scheint Kelsen geneigt zu sein, in allen Fällen, wo Recht anders als durch die staatliche Gesetzgebung gesetzt wird, Delegation seitens der Staatsgewalt anzunehmen; aber diese Auffassung ist historisch und sachlich unhaltbar. Erst der moderne Staat des Festlandes hat mit dem Auftreten des Absolutismus als Praxis und der Souveränitätslehre als Theorie die alleinige Gesetzgebungsgewalt des Staates ins Leben gebracht. Man vermißt, daß Kelsen, der so energisch und mit Recht die Einmischung politischer Motive in die Staatsrechtslehre zurückweist [3]), sich

[3]) Es ist erfreulich, daß die Erkenntnis von dem politischen Ursprung so vieler staatsrechtlicher Theorien und Begriffe immer mehr durchdringt. Vgl. Hans Maier, Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der konstitutionellen Theorie, S. 3: „Die deutsche Theorie vom konstitutionell-monarchischen Staate ist nicht historisch begründet, sie ist rein politischen Ursprungs. Die Theorie ist nicht etwa entstanden als die zusammenfassende Darstellung gegebener staatsrechtlicher Verhältnisse — sie ist vielmehr aufgestellt worden als ein Zielpunkt, nach dem sich die zum Konstitutionalismus strebenden verfassungsrechtlichen Zustände orientieren sollten." Heller, Hegel und der nationale Machtstaatsgedanke, will „juristische Begriffe nicht als ein a priori Gegebenes, sondern entweder als die nachträgliche Konstruktion vorhandener Machtinteressen oder oft auch als die Antizipation gewünschter Machtzustände" begreifen. Daraus erklärt sich denn auch, weshalb die staatsrechtlichen „Begriffe" so gern mit den Normen des Staatsrechts in Konflikt kommen. Demgegenüber vertritt Kelsen den richtigen Standpunkt, daß die (dogmatische) Rechtswissenschaft

nicht die Frage vorgelegt hat, ob nicht auch seine Voraussetzungen sowohl der juristischen Einheitsnatur des Staates, als auch des Rechtspositivismus politischen Ursprungs sind — was in Wahrheit der Fall ist.

II

Wie entstand der Rechtspositivismus? Praktisch durch den Sieg des Fürstenabsolutismus, nachdem die Souveränitätslehre ihm die alleinige Gesetzgebungskompetenz zugeschrieben und die Kodifikationsaufgaben sie zur Notwendigkeit gemacht hatten. Die Souveränitätslehre war eine politische Lehre. Ihr gegenüber hielt die Rechtslehre noch lange und zähe an dem Primat des Rechts fest: das Naturrecht [4]). Daß dieses den tödlichen Stoß von Hegel empfangen hat, und daß die heute herrschende Staatsrechtslehre von Hegel den Machtstaatsgedanken mit der Konsequenz des Rechtspositivismus übernommen hat, ist in der schönen Untersuchung Hellers („Hegel und der nationale Machtstaatsgedanke in Deutschland") nachgewiesen worden. Heller stellt dabei fest, daß die historische Rechtsschule von Hegel nur wenig beeinflußt worden ist, „trotz mancher nahen Verwandtschaft". Sie stimmte zwar in der Ablehnung des Naturrechts mit Hegel überein, aber in dem Punkte des Bekenntnisses zum Rechtspositivismus stand sie zu ihm im schärfsten Gegensatz. Hegel erklärte, daß alles Recht vom Staate ausgeht, und wurde dadurch der Vater des heute herrschenden Rechtspositivismus. Die historische Rechtsschule dagegen leitete das Entstehen alles Rechts aus dem stillwirkenden irrationalen Volksgeiste ab. Während Hegel unter Volk die zur staatlichen Gemeinschaft organisierte Nation verstand und dem Staate deshalb die Rechtssetzungsaufgabe zuerkannte, betonte die historische Rechtsschule immer die überkommenen, unwillkürlich entstandenen und fortlebenden Rechts- und Sittlichkeitsüberzeugungen, die sie der Macht stets als Schranken setzte. „Während Hegel die Staatsmacht als absoluten, unbewegten Selbstzweck definiert und das Recht nur als Mittel dazu begreift, hat diese Schule den historisch entstandenen religiös-ethischen und sozialen Mächten das Primat zuerkannt."

Der „Volksgeistpositivismus", meint Heller, hätte die historische Rechtsschule folgerichtig zur Machtstaatstheorie Hegels führen müssen, wenn sie, „was sie nicht war, logisch und philosophisch beschlagen gewesen" wäre, denn: „Die nationale Gemeinschaft als die letzte materielle und ideelle Quelle alles Rechts muß notwendig der Organisation dieser Gemeinschaft, dem Staate, das absolut höchste Recht, die innere und äußere national-imperiale Omnipotenz zuerkennen." Sollte es nicht richtiger sein, eine andere Erklärung zu suchen als „unklare romantische Vorstellungen" und den Mangel an logischer und philosophischer Fähigkeit? Die historische Rechtsschule beschränkte sich vornehmlich auf das Privatrecht, während Hegel, wie Heller zeigt, vornehmlich aus politischen Antrieben zu seiner Staats- und Rechtslehre kam. Liegt nicht darin die Erklärung? Hegel betrachtete vornehmlich das Herrschaftsrecht des Staates und forderte deshalb mit gutem Grunde die Alleingewalt des Staates als des höchsten Herrschaftsverbandes; die historische Rechtsschule betrachtete vornehmlich das Genossenrecht und forderte die Rechtssetzung durch die Gesamtüberzeugung der Volksgenossen. Die Lösung wäre also diese: für das Herr-

es lediglich mit dem Recht als Inbegriff der positiv allein gültigen Rechtsnormen zu tun habe und diese als ein einheitliches System zu verstehen sich bemühe. Alles Politische in der Staatsrechtslehre gehört eben nicht in diese, sondern in die Politik.

[4]) Lowell, Die englische Verfassung, Bd. II, S. 460, macht darauf aufmerksam, daß die Rechtssetzungskompetenz des englischen Richters zum Teil die Erklärung dafür gibt, weshalb in England die Unterscheidung zwischen Naturrecht und positivem Recht niemals aufgekommen ist.

schaftsrecht des Staates ist das Staatsrecht ebenso selbstverständlich primäre Rechtsquelle wie für das Genossenrecht das Volksrecht [5]). Es ist wohl nicht ohne Belang, daß die Beispiele, die Kelsen anführt, ausnahmslos der Sphäre des Herrschaftsrechts angehören. Der Volksgeistpositivismus ist etwas ganz anderes als der Staatsgesetzpositivismus.

Erkennt man die Unterscheidung zwischen der Rechtssetzung für das Herrschaftsrecht, die notwendig dem Staate gehört, und der Rechtssetzung für das Genossenrecht, die primär dem Genossenverbande gehört und nur heute dem Staate „in Auftrag gegeben" ist, als berechtigt an, so wird das Problem des Verhältnisses von Staat und Recht der Lösung nahe gebracht. Es ergibt sich, daß staatlich gesetztes Recht und Recht identisch sind, soweit das Herrschaftsrecht in Betracht kommt. Aber damit ist die logisch notwendige Gleichsetzung begrenzt. Und wenn auch heute für die deutsche Rechtswissenschaft, soweit sie sich mit dem „geltenden" Rechte beschäftigt, vom Staate gesetztes Recht und geltendes Recht gleichgesetzt werden müssen, weil der Staat die alleinige Rechtssetzungsgewalt besitzt und die Gerichte zwingt, lediglich das von ihm gesetzte Recht zur Anwendung zu bringen, so darf doch für die allgemeine Rechtslehre keineswegs staatlich gesetztes Recht und Recht gleichgesetzt werden. Vor allem aber: Diese Erkenntnis gestattet die bedeutsamsten rechtspolitischen Ausblicke.

Ist die Rechtssetzung für das Genossenrecht nicht notwendig Staatsaufgabe, so kann sie ohne Beeinträchtigung der Staatsgewalt und ihrer wesentlichen Aufgaben wieder ihrer primären Quelle, der Gesamtüberzeugung der Genossen, zurückgegeben werden. Praktisch gesprochen: wir haben ein neues Agrarrecht notwendig, weil das staatlich gesetzte Privatrecht in seinem Wesen Verkehrsrecht ist, das BGB. nicht minder wie das HGB. — es kann die Schöpfung dieses neuen Agrarrechts dem Berufsstande überlassen werden. Wir haben ein Arbeitsrecht notwendig, und es soll die Schöpfung desselben aus der Gesamtüberzeugung der Berufsstände — in Gemeinschaft von Arbeitgebern und Arbeitnehmern — hervorgehen, nachdem die Tarifverträge bereits die Entwicklung eingeleitet haben. Die wahre Bedeutung der Freirechtsschule liegt nicht darin, daß sie dem Richter mehr Freiheit in der Rechtsanwendung geben will, sondern daß sie für den Richter als den Beauftragten des Volksgewissens Rechtssetzungskompetenz fordert, ähnlich wie sie der Richter im angelsächsischen Rechte besitzt.

Der Staatsgesetzpositivismus tötet die Unabhängigkeit der Gerichte. Denn die Gesetzgebungsomnipotenz tötet den Rechtsgedanken. Wie ganz anders ist die Stellung des Richters nach angelsächsischem Recht, der auch unter Umständen ein Staatsgesetz als verfassungswidrig und rechtswidrig erklären und unwirksam machen kann, wie ganz anders das Recht des Bürgers nach angelsächsischem Recht, der jeden Staatsbeamten, auch den höchsten, wegen Amtsverletzung vor dem ordentlichen unabhängigen Richter belangen kann [6]). Erst durch eine solche Unabhängigkeit der Gerichte erhalten die Grundrechte einer Verfassungsurkunde wirksamen Schutz und damit praktischen Wert — während heute unser Parlament sich vornehmlich damit beschäftigt, die Grundrechte durch die Gesetzgebung zu beseitigen.

[5]) Im Sinne der historischen Rechtsschule hat Gierke das Recht nicht das Ergebnis eines Gesamtwillens, sondern einer Gesamtüberzeugung genannt und die Selbständigkeit des Rechts gegenüber dem staatlichen Gesetz und die Möglichkeit eines Konflikts zwischen dem materiellen oder theoretischen und dem formellen oder praktischen Recht behauptet. Seine Lehre hat sich gegenüber dem Rechtspositivismus nicht durchsetzen können, zum Teil wohl deshalb, weil er die Unterscheidung zwischen dem Herrschaftsrecht, dessen Ordnung allein und notwendig dem Staate zusteht, und dem Genossenrecht dabei nicht scharf hat hervortreten lassen.

[6]) Über die Vorzüge dieses Systems vgl. Lowell a. a. O. S. 472: „. . . weil es keine Fragen der hohen Politik gibt, in denen die Regierung freie Hand hat und nicht der Kontrolle der Gerichte untersteht"; auch Hatschek, Englisches Staatsrecht, Bd. I, S. 93: daß es den Polizeischutzmann oder Steuereinnehmer davor bewahre, sich als eine Inkarnation der Staatsidee zu fühlen.

Der Richter soll, wenn er sein hohes Amt im höchsten Sinne auffaßt, Diener des Rechts und Diener des Volkes sein, nicht Diener der Staatsgewalt. Er ist bei uns zu sehr Diener der Staatsgewalt geworden. Wolfgang Heine hat in einem Aufsatze „Berufsrichter und Volksrichter“ [7]) zutreffend darauf hingewiesen, daß die Autorität des Richters darunter leidet, daß er sich so stark als Vertreter der Staatsautorität fühlt und als solcher vom Volk angesehen wird. Das Verlangen nach Volksrichtern ist zum guten Teile daraus zu erklären, daß der Richter nicht als Beauftragter des Volkes, als „Schöffe“ des Volksrechts, sondern als Vertreter der Staatsgewalt und Vollstrecker der staatlichen, im Gegensatz zum Rechtsempfinden des Volkes stehenden Rechtssetzung auftritt.

Staatsgewalt und Recht sind Gegensätze, die aber nicht sich befehden, sondern in Einklang gebracht werden sollen. Der jetzige Staat, der angeblich Volksstaat im Gegensatz zum früheren Obrigkeitsstaat sein soll, hat durch die Überantwortung der Gesetzgebungsomnipotenz an das Parlament des Massenwillens den Gegensatz zwischen Staat und Recht nicht gemildert, sondern verschärft. Die politischen Gegensätze, die unser Volk heute zerreißen, haben ihre Wurzel viel mehr, als gemeinhin angenommen wird, in dem Widerstreit von Staatsgewalt und Rechtsgedanken. Wenn das erkannt wäre, würden wir rascher zum inneren Frieden kommen. Dafür ist notwendig, daß die Schranken der Gesetzgebungsgewalt im Rechtsgedanken klar erkannt werden, daß die Schöpfung des Genossenrechts wieder mehr dem Genossenverbande übertragen wird, daß endlich die Gerichte als die Hüter des Rechts die Unabhängigkeit erhalten, die sie in die Lage versetzt, Diener des Rechts und des Volkes zu sein.

Olympia

Von

Theodor Däubler

Unterm Rauschen von Kladeos und Alpheus hat Olympia geschlummert; nun ist der Mensch zu seinen Ruinen gekommen. Helle Fichten überschimmern, soweit der Seewind feuchte Frische bringt, schlimme Fiebergefilde. Die Idee Olympia flügelt über die Welt, aber nur Trümmer der Marmortürmungen zu Tempel und Stätten der Vollendung des menschlichen Leibes sind übrig. Doch bei Mond entzaubert sich dem Besinnungssanften noch der Hain der Untereinanderkunft aller Hellenen: wer innig Dasein fühlen kann, vermag im Fichtendicht die Leisigkeiten des zeitbestimmenden Olympia, aus dem Windwehen im Wald und dem Flüstern der Flüsse, bei Mildlicht, als Erinnerungen zu erfädeln. Auf dem Olymp sind Götter unerreichbar, doch zu Olympia kehrten die Hellenen in Heiligtümer bei Zeus und Hera, Stiere dem Kroniden, Kühe seiner Gattin opfernd, ein. Hier galt es Wettkampf, Ruhm durch Spiel: die Sieger hat man feierlich gewürdigt; Zeus war Schützer hoher Eide und der Ehre, der Ehe aber waltete, aus Tiefe der Seele, Hera ob. Als Hera Hippias Tag in Elis Niederung begann, sprang Hippodameia den Jungfrauen zu Lauf voran. Hera hat das Weib, bei Tanz und Tand, in edler Zucht gehalten und wehrte die dionysischen Mänaden ab. Sie war nicht Fliegerin im Mond wie Artemis, glich aber dem Gestirn bei Neumond, badete sie doch in der Quelle Kanathos bei Nauplion, um

[7]) In „Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland“ (1916), S. 57 ff.

plötzlich wieder keusch und freundlich als Jungfrau zu erstehn. Doch da gebar sie oft den Sturm; ihre weißen Nebelschimmel, mit Poseidons Rossen ein Gewimmel, stürzten dem Mond, der zart heranwuchs, wütend nach. Der Hera-Tempel zu Olympia ist so alt wie das Erwachen Hellas'! Mit Heras lieblichen Sternblumen aus Argos, Tiryns und Mykene umwanden Mädchen ihre eignen Arme und des Heiligtumes Säulen: sie stellten Blumenkörbe vor die Stufen und schlangen sich auch blühende Gewinde um die Lenden.

Der Stolz von Zeus, seines Tempels hochgeteilte Säulen, ist dahin: riesenhafte Trommelblöcke liegen noch zerschlagen auf dem einst großgeweihten Boden, zu Füßen des Kronoshügels. Doch erscheint nun der Gefildegebieter vom Gipfel des Olymp aus, als unsichtbarer Einsetzer eignen Willens, im Einklang mit den Moiren, bei der Vorbereitung des Wagenrennens zwischen Pelops und Oinomaos. Heute kann ein Sterblicher seine Gestalt auf dem Ostgiebel des Olympiatempels noch gewahren! Nichts hat der Gott, unter den Menschen, anders als es das Schicksal vorbestimmt hat, gefügt: er ist zum erstenmal, in Stein, als letzte Wahrhaftigkeit, wenn auch von den beteiligten Helden vielleicht nicht geahnt, da. Durch ihn sind die irdischen Gestalten, kosmisches Geschehen auf Erden entfaltend, im Augenblick der Lösung ihrer unendlichen Aufgabe, verwirklicht. In Riesenklötzen aufgebaut, erwarten sich die Helden, vom Geschick her als Bringer eigner Sage. Heiter weiß jeder, ob Sieg oder Untergang, ihn erharrt Ewigkeit. Beunruhigter ist ein Seher, der den Gang des Verhängnisses vorgewahrt. In keiner Urgruppe der Kunst ist so die Einzelheit dargestellt. Auf jeden Zoll kam es, bei Emporreckung dieser Riesen, an, um den Hiatus von Hochatmendem zu Hochatmendem bei Zeus, der Allinhalt ist, rhythmisch so ergreiflich zu steigern, daß der Großgott hintre Geschicksbündlung erdeutliche. Dieser Gang vermenschlichter Aufgaben der Sterne, von und zueinander, bleibt, trotz aller Versuche einer kühnen Aufstellung dieser ihr Griechentum kündenden Trümmer, verschollen. Rosse formten die großen Abstände auf der in Stein gehauenen Ostbühne des Hochheiligtums. Zuschauende Flußnumen lagern in den Giebelecken. Zu Besinnungen erweht, überkommt Hippodameia erschautes Hoffen: schon regen sich ihre Arme, zum Trauerspiel gefaßt. In göttlicher Unberührtheit starrt noch Sterope, auch Oinomaos besitzt nur unerwiesnes Wissen, also bleibt er fast starrer Stein. Doch Pelops ist bereits entschlossen, die Tat, die doch urberuht, aus seinem Wesen in die Welt ihrer Ereignisse zu tragen. Wohl trifft Zeus Pelops mit einem Blick, der ihn, wenn auch bloß als innrer Wink erkennbar, doch in seinem Abenteuer aufzutreten zwingt. Myrtilos mag das Tückenmüssen, erst auf dem Gespann, in Raserei, erfassen. So entfaltet der Ostgiebel, in ausgeprägten Einzelgebilden, zu Beginn großen Geschehens unter Menschen, bereits zusammengegriffne Beschlossenheit.

Durch den Westgiebel ringt sich Sage, als Erwahrheitung von Schicksal, in ihren bekräftigten Tonfällen des Daseins, von beiden Seiten, zum unsichtbaren Apollo, in der Mitte der herrlichen Gruppe heran. Der Gott hat den Kampf der Lapithen und Kentauern, zugunsten der Gerechten mit sonnenerhobnem Gang und Aufrechttum des Geistes, entschieden. Die ausgestreckte Rechte, richtende Ausdrucksgebärde seines hellen Siegerblickes, vollbringt und gestaltet das göttliche Wissen vom Edelsinn in der Seele der Hellenen. Zu Peirithoos' Hochzeit mit Deidamia ist der Frauen- und Knabenraub von den Kentauern versucht worden. Braut und ringendem Bräutigam sind die Blicke Apollos zugewandt: der Sieg muß dem Halbgott Theseus und einigen Lapithen gelingen. Wenig Trümmer menschhafter Gebilde bleiben uns so ehrfurchtkündend, wie die paar Steine, die vom Riesenleib des Gründers von Athen übrig blieben. Die Mädchen, der Hilfe ihrer erlauchten Helden gewiß, brauchen sich kaum zu verteidigen. Die Lieblichkeit von Antlitz und Leibesschmiegungen ist bei

einem so kräftigen Werk einzig! Trifft man überhaupt derartigen Zauber der Jungfräulichkeit bei irgendeiner herben Großgruppe jemals wieder? An diesem Giebel ist viel Wunderbares: beispielsweise die Einzelbehauptung jenen Teiles, dabei das rhythmenfestigende Zuspringen des Künstlers, um die Gesamtheit der zusammengebäumten Standbilder naturwahr zu bewältigen. Die Stileinheit der gegebnen Aufgabe überrascht: ein riesenhafter Vorgang wird durch Hochbetonungen der Hauptereignisse gebunden. Vorkommnisse hat man hier, vom Geist erfaßt, als eine Freiheitstat des Menschen, künstlerisch zu fesseln gewußt. Meisterhaft und endgültig eingesetzt sind die bewegtesten Einzelheiten in bestimmten heldischen Bildnissen: daher bäumt sich noch dieser Westgiebel jedem pergamenischen Barock voran.

Gar einfach und so menschlich, doch aus einigen reichsten Einfallsreihen schöpferisch herausgeprägt, sind die Metopenreliefs des Zeustempels: sie stellen die Arbeiten des Herakles, im Dienst Eurysteus', König von Tiryns, dar. Der Nemëische Löwe (weggeschleppt) ist ein rührendes totes Tier: Herakles bedenkt, jung und darum bartlos, seine erste Vollbrachtheit. Im Traum erscheint ihm seine Göttin, denn Herakles ist entschlummert. Grade die Trümmer, die uns bleiben, sind bedeutungsreich: des Helden Fuß auf dem besiegten Königstier, das Haupt in der eignen Rechten, dem einzigen Kissen, vor noch so vielen unbestandnen Kämpfen, ruhend! Der linke Arm fällt wirklich ermüdet aus den für uns verschollnen Schultern nieder, der rechte war wohl aufs Knie gestützt. Wie oft hat man diese hohe Friedensstellung wieder-, doch niemals überholt. Der Arm der Athena zeigt sich uns hilflos; er bleibt dem Träumenden bloß ein Versuch zu himmlischem Beistand. Auf andern Metopen, bei spätern Taten des Herakles, ist freilich Athena da, und es ergibt sich wohl: des Helden Hinaussender in Kämpfe, jener unersättliche Tirynsbeherrscher, ist bloß des Schicksals Vorwand auf Erden, damit Herakles, in heiligster Liebe zur Jungfrau entflammt, seine riesenhaften Siege heimbringe; unendliche Beseeltheit, feierliche Nötigung der Götter, herab zu den Menschen, erwirklicht sich bei dieser Schau der Hilfreich-Herrlichen, in der Nähe des, zum frühestenmal in Hellas, arbeitenden Halbgottes. Großkönnen ragt in den Metopen von Olympia bis zu uns empor! Was Herakles da tun muß, geschieht schlicht und lächelnd, er weiß die keusche Göttin anwesend: um sie, für keinen Fürsten, geschieht die Befreiung Griechenlands von unsäuberlichen Ungeheuern. Beinahe humorvoll bändigt der Bildner seine Aufgabe der Augiasstall-Angelegenheit. Auch in der schafft Herakles, mit gutem Ruck, sein Werk der Erlaucht-Erscheinenden. Vor dieser Metope staune ich ebenfalls, wie in den Jahrtausenden die Zerbröcklung geschah. Pallas Athena, die traumgesichtete Idee, besteht noch mehr, Herakles, ihr körperlich Vollbringender, wird nur noch aus Zerstücklungen, für uns Zu-ihm-Sinnenden, gewinnbar. Die aufrechteste Gestaltung der Athena, als Bild der Gefestigtheit im Geist, neben dem ins Weltverkrümmte ausholenden Herakles, verbietet noch auf Jahrhunderte das Barock. Zu dieser barocken, sogar Krauses geistig packenden Art der Bändigung von Chaos konnte wohl die Darstellung der Lernäischen Schlange verführen, doch die Trümmer des Werkes sind ebenfalls noch ohne Spur von Barock und ganz weit von den großartigen Schlingungen etwa der Laokoongruppe: furchtbar lebendig oder entseelt verbleiben uns die verstümmelten Greifer des Untiers. Hier ist Sterben da; uns stumpfweis erhalten: vom Bezwinger kaum die Standbildruine, aber noch trotzt sie lebendigst. Und zwar durch den Stil in jeder Zuckung des Steines: der ist dem aufrechtschreitenden Menschen edelste Begabung gegen seine In-die-Welt-Verzettlung. Auf den Bruchteilen des herbeigerafften Kerberos fehlt für uns Athena, auf der Metope des Kretischen Stieres ist sie bestimmt nicht vorhanden gewesen: Höllenhund und Gottheit der Minoër waren mehr als Ungeheuer: hier genügte der mythische Vorgang zwischen Bewältiger und

zu Bewältigendem. Die Friedensdreiecke um den Wuthund sowohl, als im breitzurückgewandten Stier halten so, im Bann eigner Ewigkeit, der gesamten Herakleskraft, die auch nicht besiegt werden kann, die Wage. Vollendung in Stille gibt uns die Metope mit den von Herakles Athena dargebrachten Stymphalischen Vögeln. Da ist der Held weder in Überkraft ausladend, noch ermüdet: Athena erscheint neben ihm fast wie ein gleichgestelltes Mädchen: ja, ist nicht er der die Göttin Überragende? Im Kampf mit Geryones sehn wir einen von den Steinen des Deukalion abstammenden Mann, um eigne Würdigkeit, in Stein geprägt zu werden, ringend. Schicksal, Not, Kraft zu leben sind Geklüft: Herakles war der erste Vergeistiger von Gebirge. In der Metope Herakles bei Atlas gelingt das unglaubliche Unterfangen: drei Gestalten tragen das Wolkengewölbe des Ewigen: Athena geistig, Atlas, in diesem Augenblick, von den Hesperiden über den See kommend, seelisch, Herakles aber leibhaftig! So wurden höchste Bergspitzen der Erde menschlich ins Unbegreifliche gesteigert.

Im Heiligtum der Hera fand Hermes, der arkadische Gott, weil Sohn des Geklüftes von Kyllene, Gastrecht: dort stand sein Altar. Praxiteles hat ihn, als Besinger der Botschaft ewiger Jugend an die Welt, in Marmor geschaut und vollendet. Noch schaudert uns, wenn wir solche Schönheit beblicken, zu Olympia. Vom Altar des Hochpeloponnesiers Hermes, in Gemeinschaft mit Apollo, wissen wir durch Pindar. Auch vor der Stadionpforte stand eine Herme. Der Sohn von Zeus und der Maja ist flinker Festiger der vom Allgott freigewordnen Beseeltheiten als Welt. Sein Fuß betrat, aus dem Uratem (er scheint Windgestalt), zuerst Ferne und Fremde: Hermes ward auch als erster Fertiger von Faßbarkeiten gefeiert. Um ihn bleibt die Zuflucht aus der Seele ausgesprochen: in Hermes ist das Wort, noch erhalten, bis tief zu uns gelangt: also dem Menschen, durch Vernunft, erreichbar! Er ist Gott der Gelenkigkeit und Geübtheiten: weil keiner griechischer als er, haben wir sein herrliches Standbild zu Olympia überkommen. Als Heranhauch des Hades gebar Hermes die Sprache, unser erster Ausspruch war nämlich Versuch der Verhauchten, zwischen Menschen zu kommen. Hermes erfand aber auch das Lied und verspielte uns dadurch im Hier, in den Verliebtheiten von Wind und Gewölk. Dann berauschte sein Sang und begleitete die Beseligten zum innersten Atem der Gemeinschaften, doch nicht bloß durch Hermes geschah so Großes: schon trug der Gott der Schlanken das schwere Dionysoskind zu Rasenden um Rast. Drum ereignet sich uns der Götterbote mit dem Söhnchen zu Olympia. So zaubert ein Augenblick des Glückes! Eines Himmlischen hergelegtes Gewand wird belebteste Wirklichkeit: das erste heilige Stilleben voll vom Frieden des Marmors. Ewige Jugend ist das holdeste Geschenk an Olympier: Hermes, der flügge Jüngling, ward damit urher begabt. Eine Idee offenbart sich in wenigen Menschen als Schöpfertum. Wen solcher Zufall erreicht, ist ein Genie. Der Knabe Dionysos, Sohn Semeles durch den Funken, ist Eingebung; Hermes, als Geschicktester, mehr der Vollkommenheit Begründer. Er bringt oft den Schlaf, Dionysos ist der Traum, als Verheißung. Wie stilgeboren sind Werke der Hellenen, zu den Göttern emporgerichtet; bloß der Hermes des Praxiteles bleibt im Fluß! Sanfte Sehnsucht, achtsame Traurigkeit verklären uns den griechischen Jüngling, selbst Hermes entstrahlt behutsamer Wehmut, unter Sterbliche gekommen, kaum. Er aber, allein, verirdischt uns die Klänge der Gestirne, die unsre Sinne nie vernehmen: in des Gottes Leib leben sie so herrlich, auch heiter, wie in einer Melodie von Mozart. Bei andern Wunderschöpfungen der Hellenen sind das Knie, Gelenke, federnder Gang, die Wucht der Schultern unerreicht gestaltet, beim Hermes des Praxiteles gibt es keinen Mangel: er wird Offenbarung der Vollständigkeit. Und wäre jedes Glied, durch Schau, der Natur abgefordert, in dieser Zusammenschmelzung, die ihresgleichen weder in Fleisch noch Form hat, bliebe

jeder Naturalismus überwunden. So ein dereinst farbiges Meisterwerk ist also Erfüllung der Idee, besonders aber heute, in seiner weißen Unnahbarkeit! Fast jedes andre Gebilde hat Lücken: (und die Kunst schafft darüber Brücken,) es zeigt daher Unfähigkeiten, seinen Inhalt zu umschließen. Schon vor seiner Zertrümmrung konnte drum jedes Standbild bloß Scherbe sein, höchstens geeignet, Gebrechlich-Sterbliches, keine Götter, zu bedeuten!

Dieser Hermes will uns nicht zu Ehrfurcht zwingen, Herzen soll er keine bedrohen; bloß wer es vermag, gerate, vor so großem Anblick, in Verzückung. Er hat keine Flugschuhe an, nirgends Flügel mit; wo fächelt Wind um sein Antlitz? Hermes entledigt die Welt von Schwere, wenn er heimlich zu Herz und Hirn gerät. Er kümmert sich nicht um den Menschen; Bringer der Hermetik aus dem Nilland, weilt er abgeeinsamt unter uns: wer dazu ausreicht, begreife ihn, besser: sei miterschlossen zur Beseligung heiliger Werke. Hermes tändelt jedoch mit Seinesgleichen: dem kindlichen Halbbruder Dionysos. Diese Gleichgültigkeit des Herrlichsten muß aber alle weiblich ausgefallnen Wesen des menschlichen Geschlechts, bis zur Verzweiflung, reizen. Jungfrauen gehen an solcher Schönheit, seitdem Hermes wieder zu Olympia sichtbar wurde, ohne ihrer Traurigkeiten Woher zu wissen, wehmütig zugrunde. O Götter! Ruft der Mund einer Schmachtenden: warum seid ihr, zeigt euch sogar, doch unbekümmert? Des Praxiteles Hermes stand also nicht in eignem Heiligtum, sollte er selbst Opfer der Irdischen verschmähen? Und doch Männer, so wie sie uns Athens Gestalter von Zartheit als Gott formte, werden des Menschen letzte Offenbarung sein. Ihr werdet einst, Ihr als Er, der Erde entfliegen: in eigne Vollendetheit zurücktreten.

Athen, im November 1921.

Shakespeare am Hofe Friedrichs des Großen

Von

Gustav Berthold Volz

„Die Italiener als geborene Spaßmacher und sogar ein bißchen Possenreißer eignen sich am meisten für Schwänke, die Franzosen für das feine Lustspiel und die Engländer, wie ich glaube, für das Drama; denn etwas Düsteres liegt im Grunde ihres Charakters, das ihnen alle Energie verleiht in der Darstellung von Mordtaten und Metzeleien." Mit diesen Worten spricht König Friedrich sein Urteil aus über die schauspielerische Begabung der einzelnen Völker[1]). Die deutschen Schauspieler nannte er nicht. Von der deutschen Bühne dachte er Zeit seines Lebens gering, da sie ihm noch auf dem Niveau der Hanswurstiaden zu stehen schien.

So bereit Friedrich auch ist, die Befähigung der Engländer für das tragische Fach anzuerkennen, das englische Drama lehnte er kurzweg ab. Sein Verdammungsurteil über dessen größten Vertreter, über Shakespeare, hat er in seinem „Litteraturbrief" niedergelegt. Die bisherige Forschung weist eine doppelte Lücke auf: nicht nur, daß es an einer Zusammenstellung der nicht einmal zahlreichen Äußerungen Friedrichs über das englische Drama fehlt, sondern auch, was

[1]) An Königin Ulrike von Schweden, 15. Februar 1773 („Politische Correspondenz Friedrichs des Großen", Bd. 33, S. 277).

noch schwerer wiegt und geradezu entscheidend ins Gewicht fällt, man hat für seine Anschauung den Einfluß Voltaires ganz unberücksichtigt gelassen.

Beginnen wir mit Voltaire. Als sein unbestrittenes Verdienst darf es gelten, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt des Festlandes auf Shakespeare gelenkt zu haben. Er selbst hatte ihn während seines Aufenthaltes in England (1726—1729) näher kennen gelernt. Die Beschäftigung mit Shakespeare und zumal mit seiner Tragödie „Julius Cäsar" hatte ihn selbst zu dem Drama „Brutus" angeregt, mit dessen Niederschrift er noch auf englischem Boden begann.

Über den Eindruck, den Shakespeares Trauerspiel auf ihn machte, legt er in der Widmung seines „Brutus" an Lord Bolingbroke Rechenschaft ab. Er sagt: „Mit welchem Vergnügen sah ich nicht in London die Tragödie „Julius Cäsar", die schon seit 150 Jahren das Entzücken Ihrer Nation bildet. Mir kommt es gewiß nicht in den Sinn, die barbarischen Verstöße gegen die Regeln, von denen sie wimmelt, gutzuheißen; erstaunen muß man nur, daß ihrer nicht mehr sind in einem Werke, das in einem Jahrhundert der Unwissenheit und von einem Manne verfaßt ist, der nicht einmal Latein verstand und keinen Lehrer hatte als sein Genie. Aber wie war ich doch trotz aller groben Verstöße von Brutus' Anblick hingerissen, als er, noch den von Cäsars Blut gefärbten Dolch in Händen, das römische Volk um sich versammelte und von der Rednerbühne herab anredete: Römer, Mitbürger, Freunde usw.! Nach diesem Auftritt weiß Antonius das Mitleid eben derselben Römer zu rühren, denen Brutus soeben seine grausame Strenge eingehaucht hatte. Unmerklich stimmt Antonius mit kunstvoller Rede diese stolzen Geister um, und als er sieht, daß sie weich geworden sind, da zeigt er ihnen Cäsars Leichnam und stachelt sie mit leidenschaftlichen Redebildern zur Rache und Empörung auf. Vielleicht würden sich die Franzosen nicht gefallen lassen, daß auf ihrer Bühne ein Chor aus römischen Handwerkern und gemeinem Volke auftritt, daß Cäsars blutiger Leichnam öffentlich ausgestellt und dem Volke von der Rednerbühne herab der Aufruhr gepredigt wird. Aber Gewohnheit ist die Königin der Welt: in ihrer Macht liegt es, den Geschmack der Völker zu wandeln und zu bewirken, daß wir einmal mit Vergnügen sehen werden, was uns heute abstößt [2])." Wir sehen, Voltaire beugt sich vor der Größe des Genius, aber zugleich übt er scharfe Kritik. Diese erstreckt sich zunächst auf die „barbarischen Verstöße" der Tragödie, d. h. die völlige Nichtbeachtung der für die französische Bühne gültigen Regeln der dreifachen Einheit von Ort, Zeit und Handlung. Das zweite Moment, an dem Voltaire Anstoß nimmt, ist der Verstoß gegen den französischen Geschmack. Nur die Persönlichkeiten, die auf der Menschheit Höhen wohnen, Fürsten und Helden, durften in dem klassischen Drama der Franzosen die Bühne betreten; der Bürger und das niedere Volk blieben davon ausgeschlossen. Außerdem durfte kein Blut auf der Szene fließen; nur der Selbstmord des Helden war erlaubt.

Auch König Friedrich stand völlig im Banne der französischen Anschauungen. Schon in der „Histoire de mon temps" von 1746 erklärt er in der Übersicht über die Kultur- und Geistesentwicklung Europas, daß eine Fülle von Dramatikern, von denen er nur die hauptsächlichsten anführen wolle, einem Sophokles, Euripides, Terenz „an Gesetzmäßigkeit, Wahrscheinlichkeit, Pathos und rührenden Situationen, vielleicht auch an Adel des Gefühls" überlegen sei. „Man lese", fährt er fort, „Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, Molière, Destouches, und man wird Werke sehen, wo das Genie von Gesetzmäßigkeit geleitet, von Geschmack und Grazien verschönt ist." In der Neubearbeitung des Werkes (1775) trägt er kein Bedenken,

[2]) Vgl. »Oeuvres complètes de Voltaire: Théâtre«, Bd. 1, S. 316ff., hrsg. von Moland (Paris 1877).

Racine den Preis zu erteilen: „Racine übertrifft alle seine antiken Nebenbuhler [3])." Die Dramen dieses französischen Dichters bedeuteten in seinen Augen die Krone tragischer Kunst.

Wird die dramatische Literatur Englands und damit auch Shakespeare in der „Histoire de mon temps" völlig mit Stillschweigen übergangen, so gedenkt Friedrich ihrer kurz in dem komischen Epos „Das Palladion", das er drei Jahre später (1749) in toller Karnevalslaune niederschrieb. Seinen Helden läßt er im Verlaufe seines abenteuerlichen Lebens nach England verschlagen werden und über das dort Gesehene berichten:

Wild sind noch die Leute in ihren Sitten;
Auf ihrem Theater wird nicht gelitten,
Daß eines Dichters Stück agiert wird,
In dem nicht alles massakriert wird [4]).

Ein ähnliches Urteil, wie es der Rheinsberger Tischgenosse und spätere Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte, Baron Bielfeld, der 1740 als Legationssekretär nach London gekommen war, in seinen „Vertrauten Briefen" niederlegte, indem er Shakespeares Werke als „reichlich düster, grausam und maßlos in ihren Leidenschaften" charakterisierte [5]). Bezeichnend ist indes, daß bereits damals eine deutsche Übersetzung des „Julius Cäsar" entstand. Ihr Verfasser war der 1747 gestorbene preußische Kabinettsminister Caspar Wilhelm von Borcke.

Um die Mitte der siebziger Jahre war es, als die Ankunft einer englischen Schauspielertruppe im Haag den König wieder auf das Thema des englischen Theaters brachte. Nach einigen abfälligen Äußerungen über die englische Sprache, die ihm noch rauher und unharmonischer als die deutsche scheint, erklärt er seiner Nichte, der Erbstatthalterin Wilhelmine [6]), er könne sich wohl vorstellen, daß ihr die Schauspiele nicht gefallen hätten; denn um Genuß zu haben, müsse man erstlich verstehen, was gesprochen wird, und zweitens müsse man etwas Gutes hören. Er fährt fort: „Ich kenne das englische Theater nur aus Übersetzungen, die ich gelesen habe; die meisten englischen Stücke haben mir einen schauderhaften Eindruck gemacht. Man findet da weder Beachtung der Regeln, noch Geschmack, noch Kunst, hier und da zwar starke Redewendungen, aber sie entschädigen nicht für die daneben hergehenden Dummheiten. Man muß Engländer, betrunken und spleenig sein, um Gefallen daran zu finden." Er schließt wieder mit dem Bekenntnis, daß er das französische Theater allen anderen vorziehe, indem er seinen Standpunkt begründet: „Es beobachtet alle Regeln, und keine Sprache hat Verse, die die von Racine und Voltaire übertreffen." Welche Shakespeare-Übersetzung Friedrich gelesen hat, wissen wir nicht. In seiner Bibliothek in Sanssouci findet sich nur eine deutsche Ausgabe der Schauspiele des Engländers von Johann Joachim Eschenburg aus dem Jahre 1777 [7]).

Von den Shakespeare-Dramen war bisher erst „Romeo und Julia" in Berlin gespielt worden, und zwar 1768 von der Döbbelinschen Truppe. Dann folgten 1775 „Othello" und 1777 „Hamlet". Namentlich das letztere Stück, das mit dem Hamburger Schauspieler Brockmann in der Titelrolle gegeben wurde, erregte großes Aufsehen. Graf Lehndorff, der frühere Kammerherr der Königin, der damals gerade

[3]) Vgl. Publikationen aus den Kgl. Preuß. Staatsarchiven, Bd. 4, S. 195 (Leipzig 1879) und »Oeuvres de Frédéric le Grand«, Bd. 2, S. 37; deutsche Ausgabe der Werke, Bd. 2, S. 45.
[4]) Vgl. »Oeuvres de Frédéric le Grand«, Bd. 11, S. 220.
[5]) Vgl. »Lettres familières«, Bd. 1, S. 345 (Haag 1763).
[6]) Am 17. und 25. Oktober 1774 („Politische Correspondenz", Bd. 36, S. 83 und 102).
[7]) Vgl. Hohenzollern-Jahrbuch, Jahrg. 1913, S. 143.

in Berlin weilte, berichtet darüber: „Brockmann setzt die ganze Stadt in Bewegung. Es herrscht ein unglaublicher Enthusiasmus im ganzen Volk; alles will ihn sehen und hören. Ich gehe hin wie alle anderen und werde von der Menge beinahe zerdrückt. Er spielt den Hamlet von Shakespeare. Ich bin recht befriedigt, aber ich finde ihn nicht so hervorragend, wie der Enthusiasmus des Publikums glauben machen könnte [8])."

Den künstlerischen Niederschlag dieser Aufführung bedeutet eine Reihe von Blättern, in denen Chodowiecki die wichtigsten Vorgänge des Dramas im Bilde darzustellen suchte. Voransteht die Wiedergabe der Theaterszene, die Berger hernach in Kupfer stach: die Szene, in der Hamlet seinen Stiefvater, König Claudius, durch die Aufführung der „Mausefalle" auf die Probe stellt. Zwei weitere Blätter fertigte Chodowiecki 1778 für Wevers „Literatur- und Theaterzeitung" und eine ganze Folge von Monatskupfern, wie 1770 aus Lessings „Minna von Barnhelm", nun aus dem „Hamlet" für den Berliner Genealogischen Kalender von 1779. Dabei suchte der Künstler nach Möglichkeit die Porträtähnlichkeit festzuhalten; er gab Brockmann treu in Maske und Bewegungen wieder: fett, glatzköpfig mit Locken, mit origineller, seltsam realistischer Aktion [9]).

Ihren literarischen Wiederhall fand jene Aufführung des „Hamlet" aber 1780 in dem Literaturbrief des Königs. Doch ehe wir die Worte Friedrichs anführen, hören wir, wie Voltaire bereits in der „Abhandlung über das alte und moderne Drama", die er seiner „Semiramis" (1748) voraufschickte, sich über Shakespeares Drama ausgesprochen hatte. Von der Erscheinung des Geistes von Hamlets Vater ausgehend, die er als höchst bühnenwirksam bezeichnet, fährt er dann fort: „Sonst bin ich wahrlich weit entfernt, das Drama „Hamlet" in allem zu rechtfertigen; es ist ein rohes, barbarisches Stück, das in Frankreich und Italien nicht von dem niedrigsten Pöbel ruhig hingenommen werden würde. Hamlet wird im zweiten Akt verrückt, und seine Geliebte im dritten. Der Prinz ersticht ihren Vater unter dem Vorwand, eine Ratte umzubringen, und die Heldin geht ins Wasser. Man bereitet ihr Grab auf offener Szene; die Totengräber machen mit Totenschädeln in der Hand Späße, die ihrer würdig sind; der Prinz antwortet auf ihre abscheulichen Roheiten mit nicht minder ekelhaften Possen. Unterdessen vollbringt eine der handelnden Personen die Eroberung Polens. Hamlet, seine Mutter und sein Stiefvater trinken zusammen auf der Bühne; man singt bei der Tafel, man zankt sich, duelliert sich und bringt sich um. Nach alledem möchte man glauben, dieses Werk sei die Frucht der Einbildung eines betrunkenen Wilden. Aber unter diesen groben Verstößen, die das englische Theater noch heute so abgeschmackt und barbarisch machen, finden sich im „Hamlet" zu unserer doppelten Überraschung erhabene, des größten Genies würdige Züge. Es ist, als hätte sich die Natur darin gefallen, in dem Kopfe Shakespeares das Stärkste und Größte mit dem Niedrigsten und Abscheulichsten zu vereinigen" [10]).

Wie äußerte sich nun der König? Er schreibt: „Um sich von dem Mangel an Geschmack zu überzeugen, der bis auf diesen Tag in Deutschland herrscht, brauchen Sie nur ins Schauspiel zu gehen. Da sehen Sie die abscheulichen Stücke von Shake-

[8]) Vgl. „Des Reichsgrafen Ernst Ahasverus Heinrich Lehndorff Tagebücher nach seiner Kammerherrnzeit", hrsg. von K. Ed. Schmidt-Lötzen, Bd. 1, S. 79 (Gotha 1921). Wie Lehndorff ferner erzählt (S. 119 und 136), führte sein Haustheater, das sich aus seiner Dienerschaft zusammensetzte, zu seinem Geburtstag 1779 und 1780 ebenfalls den „Hamlet" auf; sein Kammerdiener gab die Titelrolle. Die Aufführung, schreibt Lehndorff, „gelingt über alle Erwartung gut. Es ist erstaunlich, wie die Leute ihre Rollen richtig erfaßt haben".

[9]) Vgl. W. v. Oettingen, Daniel Chodowiecki, S. 201 und 270 (Berlin 1895).

[10]) Vgl. »Oeuvres complètes de Voltaire: Théâtre«, Bd. 3, S. 501 ff., hrsg. von Moland (Paris 1877).

speare in deutscher Sprache aufführen, sehen alle Zuhörer vor Wonne hinschmelzen beim Anhören dieser lächerlichen Farcen, die eines kanadischen Wilden würdig sind. Ich nenne sie so, weil sie gegen alle Regeln des Theaters verstoßen. Diese Regeln sind nicht willkürlich. Sie finden sich in der Poetik des Aristoteles. Dort sind Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung als die einzigen Mittel vorgeschrieben, ein Trauerspiel packend zu machen. In den englischen Stücken dagegen umspannt die Handlung den Zeitraum von Jahren. Wo bleibt da die Wahrscheinlichkeit? Da treten Lastträger und Totengräber auf und halten Reden, die ihrer würdig sind; dann kommen Fürsten und Königinnen. Wie kann dies wunderliche Gemisch von Hohem und Niedrigem, von Hanswurstereien und Tragik gefallen und rühren? Man mag Shakespeare solche wunderlichen Verirrungen verzeihen; denn die Geburt der Künste ist niemals die Zeit ihrer Reife." Darauf folgt der Hinweis auf Goethes „Götz von Berlichingen", der in Berlin bereits 1774 über die Bretter gegangen war, den Friedrich als „scheußliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke" bezeichnet, um kopfschüttelnd zu schließen: „Das Publikum klatscht Beifall und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten" [11]).

Aus der Gegenüberstellung der Ausführungen Voltaires und Friedrichs erhellt, daß sie auf dem gleichen Boden der Anschauung stehen, daß die gleiche Kluft sie von Shakespeare und seinen Werken trennt, die der eine als „Frucht der Einbildung eines betrunkenen Wilden" bezeichnet, der andere nicht minder drastisch als „lächerliche Farcen, die eines kanadischen Wilden würdig sind". Doch während Friedrich bei der bedingungslosen Verurteilung stehen bleibt, erkennt Voltaire zugleich die Macht des Genius an, der sich ihm in jenen Dramen offenbart.

Mit dem „Litteraturbrief" war für den König das letzte Wort über Shakespeare und das englische Theater gesprochen.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Zukunft der Deutschen in Ungarn

Das heutige Ungarn hat eine schlechte Presse.

Seine natürlichen Feinde, die Slawen und Rumänen, lassen natürlich an dem eben ausgeraubten Nachbar kein gutes Haar. Aber auch die liberalisierenden westlerisch gerichteten Blätter des übrigen Europas und erst recht die sozialistischen von schwachrosa bis hochrot — also alles, was einst offen oder heimlich mit Karolyi oder mit Bela Kuhn sympathisiert hatte — malt Horthy-Ungarn, den weißen Terror und die blutbefleckte Reaktion in den grellsten Farben. Bernsteins unprovozierter, nur durch Tatsachenunkenntnis erklärbarer, den deutschen Namen schädigender Angriff auf Ungarn bei der Wiener Tagung der Interparlamentarischen Union ist nur ein Symptom. Lediglich aus Italien und aus konservativ gerichteten Kreisen des sonstigen Auslandes begegnete der jetzigen Regierung Ungarns Verständnis, ja bisweilen Anerkennung und Sympathie. Nationale und Zentrumskreise des Reiches nehmen gewöhnlich das heutige Ungarn in Schutz.

Teilweise ergriffen sie sogar in der Burgenlandfrage gegen das stammesgleiche Österreich und für Ungarn Partei. Österreich dürfte, so führte man aus, kein Ge-

[11]) Vgl. »Oeuvres de Frédéric le Grand«, Bd. 7, S. 108 f.; deutsche Ausgabe der Werke, Bd. 8, S. 88.

schenk aus der Hand der Entente nehmen, das historische Recht spreche für Ungarn. Ferner würde das Deutschtum in Restungarn durch die Abtrennung des Burgenlandes so geschwächt, daß sein Untergang zu erwarten sei; endlich wünschten die Burgenländer selbst bei Ungarn zu verbleiben. Die beiden letzten Argumente wurden in der deutschnationalen und alldeutschen Presse vorgebracht als Folge einer wohl durch die ungarische Regierung patronisierten Deutschlandreise der Führer des ungarländischen Deutschtums, des Bacskaer Schwaben, Prof. Jakob Bleyer, ehedem deutschen Landsmannschaftsministers im Kabinett Teleki, und der Burgenländer Notabeln Dr. Huber und Scholz.

Seit einigen Wochen ist nun in der Rechtspresse eine Wandlung eingetreten, und zwar seit den jüngsten ungarischen Reichstagswahlen. Keinem deutschen Wahlbewerber gelang es nämlich, obwohl die Deutschen noch immer etwa 8 Prozent der Bevölkerung ausmachen, und obwohl es überwiegend deutsche Wahlbezirke gibt, einen Sitz im Parlament zu erlangen, wenn man nicht einen Sozialdemokraten, der in einem vorwiegend magyarischen Wahlkreise der Pester Gespanschaft gewählt wurde, also einen Oppositionellen, wegen seiner sächsisch-siebenbürgischen Herkunft als Deutschen einreihen will.

Es ist leicht verständlich, daß gerade jene Kreise, die sich vor der Ödenburger Abstimmung für Ungarn eingesetzt hatten, enttäuscht worden sind. Diese Enttäuschung fand ihren Ausdruck in scharfen Angriffen gegen die Unterdrückung des ungarländischen Deutschtums nunmehr auch in der Rechtspresse. Daß die übrige reichsdeutsche und die österreichische Presse mit Fingern auf Ungarn wies, ist selbstverständlich und dürfte deshalb in Budapest ziemlich kalt gelassen haben. Besondere Aufmerksamkeit aber erregten die Aufsätze des Herrn von Heimburg, des früheren außenpolitischen Schriftleiters der „Deutschen Zeitung", der vor kurzem aus Ungarn zurückkehrte, und zunächst noch wie vordem für Horthy und das Kabinett Bethlen sehr freundliche Worte fand. Im „Tag" jedoch und, was noch wichtiger, in der amtlichen Monatsschrift der Deutschnationalen Volkspartei, „Der deutsche Führer", führte er bittere Klage über die Vergewaltigung der Deutschen in Restungarn. In sehr umfangreichen Ausführungen, die im einzelnen zu wiederholen wir keinen Anlaß haben — wer sich unterrichten will, mag in Nr. 13 der genannten Monatsschrift nachlesen — brachte er zahlreiche Beschwerden vor. Sie gipfeln in der Behauptung, die ungarische Regierung und Verwaltung entgermanisierten noch immer planmäßig, statt den seit 1868 gesetzlich festgelegten Minderheitsschutz loyal zu gewähren.

Das mußte natürlich in Budapest verstimmen. Hat Ungarn sich durch den berühmten Vorstoß seines Ministerpräsidenten, des Grafen Stephan Bethlen, auf der Konferenz von Genua an die Spitze der internationalen Minderheitsschutz fordernden Staaten gestellt, und wird ihm nun mit einigem Recht die fortgesetzte Vergewaltigung der ihm gebliebenen Minderheiten von etlichen 100 000 Deutschen (und einigen 10 000 Slowaken) nachgewiesen, wird es als Verächter der von ihm geforderten Grundrechte und -sätze hingestellt, so besteht Gefahr, daß alle jene Bemühungen scheitern, und daß das harte Schicksal der 3 300 000 Magyaren, die unter fremdes Joch gekommen sind, ungemildert bleibt. Und um so schlimmer, wenn dies von einer Seite aus geschieht, die offen mit dem heutigen Regime sympathisiert. Wer diesen Dingen auf den Grund gehen will, der muß bei den burgenländischen Deutschen anfangen. Durch den offensichtlichen Verfall Österreichs ist zudem die burgenländische Frage in gewissem Sinne wieder akut geworden. Durch den Machtspruch Frankreichs und die Aspirationen Italiens und der vereinigten Tschechen und Südslawen wird zurzeit die einzig vernünftige und dauerhafte Lösung des österreichischen Problems, der Wiederanschluß an das Reich — und wäre es vorerst nur der wirtschaftliche — verhindert. Die von Dr. Seipel zur Diskussion gestellte Zoll- und Münzunion mit

einem der beiden Nachbarstaaten, der Tschechei und Italien, dürfte gleichfalls scheitern, und zwar an der gegenseitigen Eifersucht beider. Wenn also auch ein „selbständiges" Fortbestehen, ein verbessertes Weitervegetieren des unglücklichen Alpenstaates Deutschösterreich vorerst wahrscheinlich ist, so muß doch der endliche Zerfall Österreichs befürchtet, muß diese Möglichkeit ins Auge gefaßt werden. Denn die Vorbedingungen für den Zerfall bestehen wegen der inneren Lage unverändert weiter. Daß slawische Begehrlichkeit Österreichs Unterjochung und spätere Teilung anstrebt, wissen die Leser dieser „Rundschau" aus Hanuš Kuffner-Beneschs Plänen, die im Januarheft 1922 eingehend dargelegt wurden. Bei der heutigen Weltkonstellation sind freilich Ungarns Aussichten, Österreichs Anteil am Burgenland zu erben, gering, jenem Lande, aus dem die Tschechei und Südslawien in St. Germain so gern einen ihre Staaten verbindenden Korridor gemacht hätten.

* * *

Wie soll sich das gesamtdeutsche Volk, wie soll sich das Reich dazu stellen? Vorerst gilt es, jene Argumente nachzuprüfen, die Bleyer und seine Freunde für die ungarische Lösung vor der Ödenburger Abstimmung vorbrachten. Haben die abgelaufenen 13 Monate ihre Bestätigung gebracht? Folgende Fragen sind erneut zu stellen:

1. Gewährt das heutige Ungarn seinen Minderheiten die Möglichkeit, zu leben und sich wohl zu fühlen?
2. Welches ist und war der Wille der deutschen Minderheit?

Die Frage, wie die Bevölkerung der Gebiete denkt, um die der politische Handel geht, mutet auf den ersten Blick heute — vier Jahre nach der Verkündung des Selbstbestimmungsrechtes und drei Jahre nach dem Vertrage von Versailles — veraltet an. Und doch ist sie für Ungarn von ausschlaggebender Bedeutung für die nahe Zukunft. Den Willen und die Wünsche des ungarländischen und ehemals ungarländischen Deutschtums zu erkennen, war und ist schwer. Denn es ist, mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen, im Ablauf der letzten 50 Jahre schriftlos und damit fast stumm geworden. Erst neuerdings besitzen wir wieder schriftliche Zeugnisse. Denn die Ödenburger Abstimmung hat neben zahlreichen Zeitungsaufsätzen zwei inhaltlich recht wichtige Schriften nachträglich gezeitigt. Dr. Miltschinsky, der zum Kreise des Ödenburger Heimatdienstes gehört, vertritt in seinem „Verbrechen von Ödenburg" (s. Septemberheft 1922) den austrophilen, Alfred von Schwartz dagegen mit einem schmalen Heftchen „Die Zukunft der Deutschen in Ungarn, Epilog zur Ödenburger Volksabstimmung", Ödenburg 1922, den magyarophilen Standpunkt.

Dr. Miltschinsky erzählt die Begebenheiten vor, an und nach dem Abstimmungstage, dem 14. Dezember 1921. Er schreibt Tagesgeschichte. Mit aller Leidenschaft des völkischen Streiters, aber auch mit dem Rüstzeug eines sehr umfangreichen Materials. Er sieht im Abstimmungsergebnis eine Fehlentscheidung, da den österreichischen Kommissaren die Prüfung der Stimmlisten verweigert wurde und diese daher auf Tage von der Abstimmung abberufen wurden. Die Abstimmung habe sich also ohne Kontrolle vollzogen, österreichisch Gesinnten sei in weitem Umfange das Stimmrecht entzogen worden, während ungarisch Gesinnte mehrfach gestimmt hätten usw. Trotzdem Ungarn formell siegte, hält er das Ergebnis für Ungarn für kläglich. Er kommt (S. 106) zu der Folgerung, daß sich bei unparteiischer Abstimmung mindestens 70 Prozent, wahrscheinlich sogar 80 Prozent der Stimmen zugunsten Österreichs ergeben hätten.

Wer den Schein der Parteinahme vermeiden will, muß auch die Äußerungen der Gegenseite hören und wird sich erst dann ein Urteil bilden. An solchen fehlt es nicht.

Der ehemalige ungarische Abgeordnete Denes von Pázmondy, der während der Abstimmung in Ödenburg weilte, schrieb am 23. Dezember 1921 im Budapester „Dirradat": „Vor allem muß ich die Hörer der Ödenburger Forst- und Bergakademie (die erst kurz vor der Volksabstimmung von Schemnitz nach Ödenburg verlegt wurde. D. Verf.) dem Dank der Nation empfehlen. Diese begeisterten Jünglinge haben Übermenschliches geleistet. Ich weiß nicht, um wie viel schlechter ohne sie das Ergebnis gewesen wäre. In Gruppen geteilt, durchzogen sie die Stadt und die Dörfer, trugen Legitimationen aus, gingen in jedes Haus, kapazitierten und begeisterten, fingen die österreichischen Agitatoren ab und konfiszierten die von diesen verbreiteten Schriften. Sie wachten über die Bevölkerung und leiteten die Stimmen."

Graf Sigray, der ungarische Oberkommissar für das Burgenland, berichtete am 19. Januar 1922 (laut „Pester Lloyd" vom 19. Januar 1922) der ungarischen Nationalversammlung, er habe ohne Vorwissen der Interalliierten Kommission zwei „Gendarmerie"-Bataillone (Ostenburg und Ranzenburger) ins Abstimmungsgebiet geschafft: „Ich wollte (damit) ein fait accompli schaffen." Auch darin folgte er Korfantys Beispiel, daß er sich rühmte, der Interalliierten Kommission, als sie die Entfernung der Bataillone von ihm forderte, geantwortet zu haben: daß er dies zu seinem lebhaftesten Bedauern weder tun könne, noch tun werde. So seien sie bis über die Abstimmung in Ödenburg und Umgebung geblieben.

Wichtiger als diese beiden Zeugnisse, die schließlich nur von Nebenerscheinungen berichten, ist die Bewertung des Abstimmungsergebnisses im ungarischen Lager. Der Verfasser der „Zukunft der Deutschen in Ungarn", Herr von Schwartz, dessen Persönlichkeit uns noch beschäftigen wird, rechnet mit 63,6 Prozent für Ungarn und 34,1 Prozent für Österreich abgegebenen Stimmen. (Miltschinskys Büchlein weist etwas andere Zahlen auf, was aber bei der Gesamtbeurteilung keine Rolle spielt.) In Ödenburg (Stadt) seien 71,2 Prozent für Ungarn, 26,7 Prozent für Österreich, in allen acht Landgemeinden 44,3 Prozent für Ungarn, 53,2 Prozent für Österreich abgegeben worden. Um die Stellungnahme der Deutschen zu ermitteln, scheidet Schwartz nun das rein magyarische und an Restungarn angrenzende (also im ethnographischen Sinne nicht zum Burgenland gehörende Dorf Großzinkendorf mit 1026 ungarischen und 5 deutschen Stimmen) aus. Dies gehöre zweifellos zu Ungarn, eine Abstimmung sei hier unsinnig gewesen. Für die verbleibenden Landgemeinden errechnet Schwartz nunmehr

61,2 Prozent der Stimmen für Österreich,
35,6 Prozent der Stimmen für Ungarn.

Das bedeute, da die letzte Volkszählung 1910 70 Prozent Deutsche ergeben habe, die fast völlige Abwendung der ortsansässigen Deutschen vom ungarischen Staate; „. . . auch in der Stadt (Ödenburg) hat mehr als die Hälfte der deutschen Wähler erklärt, daß sie Ungarn verlassen und zu Deutschösterreich kommen will" (S. 21). Er kommt schließlich zu folgendem Schlußergebnis, das mit Miltschinsky, dessen Schrift er offenbar noch nicht kennt, übereinstimmt: „Die Burgenländer haben sich in ihrer Mehrheit und in freier Entschließung gegen Ungarn erklärt."

Schwartz nennt deshalb das Ergebnis der Abstimmung, deren Zeitumstände, wie er auf S. 21 ausführt, für Ungarn „die denkbar günstigsten" waren, einen „Pyrrhussieg". „Alle diese Umstände sprachen dafür, daß die Abstimmung ein glänzender Sieg Ungarns werden müsse. — Nun, es wurde ein knapper, zahlenmäßiger Sieg und eine große moralische Niederlage."

Der schon erwähnte Herr von Pázmondy nennt das Ergebnis, „da Pessimisten 75 bis 80 Prozent, Sanguiniker 90 Prozent erwartet hätten", niederschmetternd. Es ist ihm unbegreiflich, warum allein in Ödenburg 4500 Personen „ihre Nation ver-

leugneten und ihren Anschluß an ein fremdes Volk, an eine fremde Staatsmacht" forderten. „Dies entsetzliche Ergebnis muß besondere und vielfältige Gründe haben. Die allgemeine Unzufriedenheit und die Not sind keine genügenden Gründe zur Erklärung einer solchen Rebellion. In Westungarn müssen eine Unmenge Fehler und Verbrechen geschehen sein, damit eine solche Antipathie gegen uns entstehen konnte („Virradat", Pest, 23. Dezember 1921)."

* * *

Über die Vorgänge vor und bei der Abstimmung und vor allem über die Wertung der Abstimmungsziffern bestehen demnach in beiden Lagern wesentliche Auffassungsunterschiede nicht. Für diejenigen, die mehrere Abstimmungen aus der Nähe miterlebt haben, die also gewöhnt sind, die Darstellung der Ergebnisse durch beide Parteien richtig zu werten, ist das äußere Bild der Ödenburger Abstimmung heute schon recht klar. Ein neutraler Historiker könnte beginnen, ihre Geschichte zu schreiben. Herr von Pázmondy hat mit Recht auf die große Anomalie hingewiesen, welche die Ödenburger Abstimmung zeitigte. Mit Ausnahme der Nordschleswigschen, die in einem für Deutschland sehr ungünstigen Zeitpunkt, gegen einen voll konsolidierten, sehr wohlhabenden Staat, unter Beihilfe der Franzosen und nach jahrzehntelanger, mit reichsten Geldmitteln vorbereiteter dänischer Propaganda durchgeführt wurde, haben sich die strittigen, fremdsprachlichen Minderheiten stets mit ihrer Mehrheit für den alten und gegen den neuen Staat ausgesprochen. Für Oberschlesien hat dies Dolz, für Kärnten Wutte in wissenschaftlichen Einzeluntersuchungen nachgewiesen. In Ost- und Westpreußen mit ihren erdrückenden Majoritäten waren solche Untersuchungen überflüssig. Wie kommt es nun, daß das Burgenland mit seiner deutschen, also denkbar staatstreuen und keineswegs von alters her österreich freundlichen Bevölkerung eine Ausnahme machte? Diese Frage ist nicht nur eine wissenschaftliche, sondern von hoher Bedeutung für die Politik der Stunde: Für die Eingliederung der ohne Abstimmung zu Österreich gelangten übrigen Burgenländer. Für die Auffassung der öffentlichen Meinung Europas über die Ödenburger Abstimmung. Für Ungarns Verhalten gegenüber seinen Minderheiten.

* * *

Alfred von Schwartz antwortete uns darauf; daß wirtschaftliche Erwägungen eine wesentliche Rolle gespielt hätten, verneint er. Denn Österreichs Not sei ja viel größer als die Ungarns. Auch die Propaganda habe die schwer zugänglichen deutschen Burgenländer nicht von Ungarn abspenstig gemacht. Eher die Ungeschicklichkeiten der ungarischen Propaganda, welche die deutsche Sprache und das deutsche Lied völlig vernachlässigt habe, welche die Burgenländer dadurch vor den Kopf gestoßen hätte, daß eine private Kommission den Stimmberechtigten die schriftliche ehrenwörtliche Erklärung abgepreßt hätte, für Ungarn zu stimmen. (Also unpsychologische Propaganda und Propagandaausschreitungen! Das hat es auch anderswo reichlich gegeben und auf beiden Seiten.)

Nach Schwartz liegen aber die letzten Ursachen tiefer und sind aufs engste verknüpft mit der ungarischen Geschichte der letzten fünfzig Jahre. Ungarn, der Nationalitätenstaat *κατ' ἐξοχήν*, war seit seiner Gründung vor tausend Jahren ein Hort der Freiheit seiner acht Völker. Die Suprematie des an politischer Begabung alle andern überragenden magyarischen Stammes, dessen Siedlungsgebiete zentral liegen, und der eine relative Mehrheit stets besaß, war niemals bestritten. Die übrigen Stämme erkannten diese an und genossen dafür Freiheit der Sprache, wirtschaftliche Blüte usw. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde das anders,

und zwar nach dem Ausgleich von 1868, mit dem gleichzeitig Franz Déak, nach Schwartz der letzte wirklich große Staatsmann Ungarns, durch ein höchst liberales Nationalitätengesetz die Freiheit der Völker der Stephanskrone gesichert zu haben glaubte. Zwar wurde dieses Gesetz niemals aufgehoben, im Gegenteil, man berief sich oft, nur zu oft darauf. Aber es wurde durch die Praxis außer Gebrauch gesetzt, ja niemals durchgeführt. Statt dessen setzte in Ungarn eine Unterdrückung der Nationalitäten, eine scharfe Magyarisierung ein. Nicht mit offener Gewalt, nicht plump, sondern mit anderen, kleinen, aber um so wirksameren Mitteln. Die Formel des ungarischen Nationalismus — Schwartz sagt meist Chauvinismus — lautete:

„Nyelvében él a nemzet",

wörtlich übersetzt: „In ihrer Sprache lebt die Nation." (Diese wörtliche Übersetzung bedarf für alle, die des Ungarischen nicht kundig sind, noch einer Erläuterung. Der Sinn ist etwa: Die Sprache ist die Seele der Nation, ihre Quintessenz. Alle Äußerungen der Nation — Schule, Theater, Verwaltung, Justiz usw. — müssen sich in ihr vollziehen. So war wenigstens die praktische Auslegung dieses Dichterwortes. Unter Nation wurde — ob dem Sinne nach zu Recht oder Unrecht ist gleichgültig — die Gesamtheit aller ungarischen Staatsbürger, also alle acht Nationalitäten, nicht nur die magyarische verstanden.) Schwartz hat diesen Satz — jetzt — als falsch erkannt und meint nunmehr, er müßte eigentlich lauten: „In ihrer Sprache lebt die Nationalität." Er schildert die verderblichen Folgen, welche die Durchführung dieses Grundsatzes hatte, an dessen Befolgung die Vaterlandsliebe auch des einzelnen gemessen wurde. Wer nicht die ungarische Sprache unter Zurücksetzung seiner Muttersprache bevorzugte, war kein Patriot, galt als Pangermane, Panslawe, Panrumäne usw. Der deutsche Intellektuelle im Burgenlande, schreibt Schwartz, und gibt damit sein politisches Glaubensbekenntnis ab, wollte nach dem alten Worte: „Deutsch sein heißt treu sein!" dem ungarischen Vaterlande treu sein, setzte seine Muttersprache zugunsten der magyarischen zurück, gab wenigstens seinen Kindern eine völlig magyarische Erziehung. Konnte er anders? Schwerlich, wenn er seine Kinder nicht nach Österreich schicken wollte, nachdem das ganze Schulwesen magyarisiert worden war. Das hätte ihm aber Amt und öffentliches Ansehen gekostet, ihn tausend Quälereien ausgesetzt. „Trotzdem es hier kaum eine bodenständige Familie gibt, die nicht mit Wien und Österreich nahe verwandtschaftliche und intime geschäftliche Beziehungen hat, so ist es uns doch nie eingefallen, dort völkischen und politischen Anschluß zu suchen, obwohl wir seitens des ungarischen Staates wahrlich nicht verwöhnt und von den führenden, chauvinistischen Elementen trotz aller unserer Hingabe nur als Patrioten zweiter Klasse behandelt wurden." „Wohl hatten viele Zweifel und Bedenken, ob die rücksichtslose Beseitigung des deutschen Unterrichts der richtige Weg zum Aufbau des modernen Ungarn sei. Viele sahen mit tiefstem Schmerze, wie Schritt für Schritt in der eigenen Familie die seelische und kulturelle Entfremdung größer wurde. Aber dagegen Stellung zu nehmen, wagte niemand. Das Schlagwort von der patriotischen Pflicht war entscheidend. Da wollte keiner zurückstehen."

1892 gab es in Ödenburg 17 300 Deutsche und 8100 Ungarn, 1914 nur noch 17 000 Deutsche und 15 000 Ungarn. Die Abnahme der Deutschen und der Zuwachs der Magyaren werden von Schwartz nur durch die Magyarisierung und zum Teil durch den Druck, der bei der statistischen Erhebung ausgeübt wurde (S. 17), erklärt.

Die einschneidendsten Folgen dieser planvollen Entgermanisierung erblickt Schwartz nicht nur, wie man annehmen sollte, auf politischem Gebiet, sondern auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem. Ödenburgs Struktur wandelte sich mit der Magyarisierung seiner ursprünglich rein deutschen Bürgerschaft. Früher führten

die Werktätigen, Gewerbetreibende, Fabrikanten und Landwirte, heute Advokaten und Beamte. Früher schuf die Bürgerschaft großartige öffentliche Anstalten ohne Staats-, ja ohne städtische Hilfe; „heute erwartet jeder alles allein vom Staate oder der Kommune". Das wirtschaftlich so hervorragend tüchtige deutsche Bürgertum ging unter, und mit ihm Handel, Gewerbe und Industrie, soweit sie nicht von Juden übernommen werden, weil der magyarisierte Sohn eines deutschen Bürgers mit seiner „höheren magyarischen Bildung nur Advokat, Beamter usw. werden wollte". (Die im Jahre 1871 gegründete Soproner (= Ödenburg) orthodoxe Gemeinde beging kürzlich die fünfzigste Jahreswende des Amtsantrittes ihres ersten Rabbiners, unter dessen Leitung die frühere Zwerggemeinde zu einer der größten, angesehensten und konservativsten orthodoxen Gemeinden des Landes angewachsen ist. Oberrabbiner Emanuel Grünwald wurde in Czecze (Komitat Fejér) im Jahre 1843 geboren. Einer seiner Söhne ist Rabbiner in Luzern (Schweiz) und einer Oberrabbiner der Südtiroler israelitischen Kultusgemeinde in Meran. („Pester Lloyd", 26. August 1922.) Gleichzeitig mit dem wirtschaftlichen Verfall trat als wahre Folge der kulturelle ein. Die Kunst wanderte aus. „Das Vereinsleben, besonders die ehemals blühenden deutschen Gesangvereine stagnieren" (S. 16). „Die Auflassung der deutschen Lehrerseminare hatte den rapiden Verfall der Musikpflege zur Folge." (Ödenburg war einmal eine Hochburg der Tonkunst. So ist z. B. Liszt *), den die Magyaren so gern für sich in Anspruch nehmen, ein rein deutscher Burgenländer.) Gleichzeitig verfiel mit der Unterdrückung des deutschen Theaters auch das magyarische.

Gerade hier mag Schwartz manches falsch einschätzen. Denn die Epoche der Magyarisierung fiel in eine Zeit allgemeinen künstlerisches Verfalles. „Die öffentlichen und Privatgebäude zeigen Fabrikstil und Kitsch" (S. 9). Das ist sicherlich der Magyarisierung nicht zur Last zu legen. Der Laudator temporis acti vergaloppiert sich hier. Er fühlt dies selbst und sucht diesem Vorwurf folgendermaßen zu begegnen: „Trotzdem ist es zweifellos, daß bei uns die große Veränderung in Gesittung und Kultur aufs engste mit dem Wechsel der Sprache zusammenhängt. Der Beweis ist einfach: Dort, wo man bei uns die deutsche Sprache aufgab, ist die Weltanschauung und Lebensauffassung eine total andere geworden, während sie in jenen Kreisen, wo man an dem Deutschtum festhielt, im großen und ganzen dieselbe geblieben ist." An Verwandten und Freunden stellt er fest, die magyarisierten Abkömmlinge rein deutscher Eltern hätten mit der Sprache alles verloren, „was mir in Sitte, Art, Gesinnung, Lebensanschauung und Betätigung vom deutschen Wesen unzertrennlich ist", während sie andererseits gewisse, dem Deutschen mangelnde Vorzüge erworben haben. „Aber da ist es wieder höchst seltsam, daß gerade bei jenen, die die nationale Eigenart nicht mit der Muttermilch eingesogen haben, auch die nationalen Tugenden nicht recht zur Blüte gelangen. Meist sind sie unausgeglichen, bizarr, übertrieben und chauvinistischer, als die Vollblutmagyaren. Es ist wie mit der Pflanze, die im ungewohnten Boden ungewöhnliche Blüten treibt."

(Fast ist man anzunehmen versucht, daß dem Verfasser des Schriftchens bei dieser Schilderung jene magyarisierten Burgenländer, wie der frühere Generalstabhauptmann und spätere Staatssekretär Gömbös, vorgeschwebt haben, die heute die treibenden Kräfte der Entgermanisierung sind. Seine Schilderung in dieser treuherzig-altväterischen Sprache ist meisterhaft. Schwartz glaubt eine örtliche Einzelerscheinung abzumalen, gibt uns aber das Bild aller Renegaten, eines Bursche in Polen, eines Bucher und Wetterlé im Elsaß usw. Zuverlässig, weil in dieser Hinsicht unbefangen

*) Goldmark, Hummel, Hans Richter, Nikisch und andere bedeutende Musiker waren burgenländische Deutsche.

und ohne sich der Allgemeingültigkeit seiner Ausführungen bewußt zu sein, entrollt Schwartz das seelische Problem der völkisch bedrohten und entdeutschten deutschen Einzelmenschen. In diesem Zusammenhange mag die Frage aufgeworfen werden, ob die Magyaren nicht noch an anderen Früchten erkennen werden, daß die früher betriebene Politik falsch war: in der Karolyi- und der Rätezeit zeigte sich, daß die restlos gelungene Magyarisierung eines anderen Stammes, der Juden, viele gute Eigenschaften des alten konservativen Judentums vernichtet hatte. Die Folge dieser Erkenntnis ist, daß man im heutigen Ungarn die Entmagyarisierung des Judentums anstrebt.)

War also, wie Schwartz berichtet, in 50 Jahren die deutsche Oberklasse vollständig entdeutscht, daß nicht 100 unter den jüngeren Intellektuellen im Burgenlande für deutsche Kultur überhaupt noch ein Verständnis hatten, so wurde trotzdem kein ehemaliger Deutscher im Burgenlande als Beamter angestellt. „Ja, unsere jungen Leute aus urdeutschen Familien, denen der Chauvinismus in der Mittel- und Hochschule eingeimpft wurde, kehren überhaupt selten in ihre Heimat zurück. Es scheint, als ob ihnen die Heimat nicht genug patriotisch wäre. Sie finden keinen rechten Zusammenhang mehr mit dem Volke, das in Stadt und Land deutsch geblieben ist" (S. 17).

Hier ist der große Riß zum ersten Male klargelegt, der durch das ungarländische Deutschtum geht. Hie Oberschicht — hie Bauern und Kleinbürger. Denn deren Entdeutschung scheiterte nach Schwartz an praktisch-technischen Gründen. Die Wirkung der magyarisierenden Volksschule war so oberflächlich, daß sie den konservativen Sinn der Landbevölkerung nicht zu ändern vermochte. Gleichzeitig trat eine unerwünschte und unerwartete Nebenwirkung ein. Weil der Unterricht magyarisch erteilt wurde, die Kinder zu Hause aber nur deutsch sprachen, war er fast wirkungslos: heute können die meisten Deutschen weder deutsch noch magyarisch lesen und schreiben. Mit dem gesunkenen Bildungsstande verwilderte das Volk vollkommen.

So lebte denn eine geschlossene deutsche Bevölkerung von mehr als 300 000 Seelen ohne Oberschicht. Sie wurde von magyarischen, also wesensfremden Elementen regiert, verwaltet und auch politisch vertreten. Schwartz rügt dies ausdrücklich. Weil es an gebildeten, dem Volke nahestehenden Deutschen fehlte, und weil der einfache Mann sich fürchtete, hervorzutreten, gab es niemanden, der die kulturellen Wünsche der Deutschen der Öffentlichkeit, dem Parlament usw. mitgeteilt hätte. „So konnte und kann es geschehen, daß die kulturellen Postulate und Wünsche der deutschsprachigen (!!) Bevölkerung offiziell überhaupt nicht zur Kenntnis der Regierungskreise gelangen, ja selbst von der Diskussion in der Presse ausgeschlossen sind" (S. 14). Hier drückt sich Schwartz, dessen Freimut sonst durchaus anerkannt werden muß, recht gewunden aus. Was heißt denn das, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens? Doch nur, daß man den Deutschen erst die Bildungsschicht weggezogen hatte, die allein befähigt gewesen wäre, ihre ach so unendlich bescheidenen Wünsche im Parlament, in der Gespanschaftsversammlung und der Presse mit der nötigen Klugheit zu vertreten, und daß man sie dann durch allerhand andere Methoden mundtot machte, weil sich eben kein deutscher Bauer fand, der gewagt hätte, zu sagen, was alle anderen deutschen Bauern denken und verlangen. Es herrschte also äußerlich Friedhofsruhe im burgenländischen Deutschtum.

„Wenn jemand heute unsere Behörden und Funktionäre, vom Obergespan angefangen bis zum letzten Dorf-Notär, befragte, welche Wünsche unsere deutsche Bevölkerung in völkischer oder kultureller Beziehung hegt, so wird er ausnahmslos die Antwort erhalten: „Solche Wünsche sind weder amtlich noch auf privatem Wege zu unserer Kenntnis gelangt!" Das Allermerkwürdigste ist nun das, so schreibt Schwartz, und er dürfte recht haben, „daß diese Auskunft loyal und wahr ist" (S. 14).

Freilich, was Schwartz über die Ursachen dieser angeblichen Passivität der Deutschen schreibt, ist reichlich naiv. Weil die Ungarn 900 Jahre keinen Chauvinismus kannten und seit 1868 die Gleichberechtigung aller Nationalitäten so und so oft feierlich verkündet hätten, ferner weil dem Deutschen die Scheu davor, seine heiligsten Gefühle zur Schau zu tragen, angeboren sei, habe die burgenländische Bevölkerung eine fast krankhaft erscheinende Passivität gezeigt. (Über diese Argumente darf man wohl hinweggehen und getrost aus seinen Darlegungen folgern, daß die Deutschen, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, seit vielen Jahren schon nicht mehr wagten, das Maul aufzumachen.) Die Folgen dieser Zustände, die bis zum Kriegsende andauerten, faßt Schwartz auf S. 16 zusammen: „Die deutsche Landbevölkerung und das deutsche städtische Volk, soweit es nur Volksschulbildung hat, steht dem Magyarentum gleichgültig, ja an vielen Orten mit passiver Resistenz gegenüber.

Nach dem Zusammenbruch 1918 schien es zunächst besser zu werden. Ein Autonomiegesetz verkündete die Gleichberechtigung der Minderheiten. Es wurde in Aussicht gestellt, daß die Staatsgrundgesetze von 1868 restlos durchgeführt werden sollten. Das Horty-Regime hob jedoch schon ein Jahr später die Autonomie wieder auf, „und auch von dem Versprechen für den Schutz der deutschen Minorität wurde fast nichts erfüllt" (S. 20). Dem einzelnen stand es wohl hinfort frei, die Unterrichtssprache seiner Kinder in der Volksschule zu bestimmen, aber man errichtete weder deutsche Schulen, noch sorgte man für deutsche Lehrer und Lehrbücher. Einzelne Gerichte „gaben deutsche Bescheide hinaus, das ist aber auch alles". Statt dessen setzte eine wüste chauvinistische Propaganda für das Magyarentum ein, die Schwartz, wie schon erwähnt, für besonders unglücklich hält. So kam es, daß die Deutschen Ungarns, die das Vertrauen in die magyarische Herrschaft, in die Regierung und vor allem in die Verwaltung verloren hatten, zur Überzeugung gelangten, „daß es ihnen in Ungarn nicht länger möglich sein wird, ihr Deutschtum zu bewahren. Hätten sie nur noch den geringsten Hoffnungsschimmer bewahrt, so wäre es ihnen nie eingefallen, sich an Österreich oder Deutschland anzuschließen, selbst dann nicht, wenn diese Staaten die mächtigsten und blühendsten gewesen wären." Schwartz empfindet dies als ungarischer Patriot um so schmerzlicher, weil gerade sie die treueste und verläßlichste Nationalität Ungarns waren, und weil die Burgenländer alle übrigen ungarländischen Deutschen an Loyalität übertrafen, die wie vor allem die Sachsen Siebenbürgens mehr oder weniger Hang zur Selbstverwaltung zeigten. Die Burgenländer hatten niemals solche Ambitionen und befolgten „mit fast hündischer Treue alle Weisungen aus Budapest".

Schwartz legt sich nun die für einen Mann seiner Erziehung, seiner politischen Hinneigung gewiß sehr schmerzliche Frage vor, ob dies Verhalten der Burgenländer berechtigt gewesen sei, und bejaht sie.

„Seit 50 Jahren war die Politik Ungarns uns Deutschen im Burgenlande gegenüber die der nicht eingehaltenen Versprechungen und des gewaltlosen Terrors. Ohne äußeren Zwang, aber unter dem Deckmantel der patriotischen Pflicht wurden uns — langsam, aber sicher — alle wesentlichen Bildungsmittel und Kulturbehelfe, Schule, Theater, Vereine usw., entweder ganz entzogen oder doch wesentlich eingeschränkt. Knapp vor Ausbruch des Weltkrieges wurde uns sogar verboten, das Wort Ödenburg oder sonst eine der alten deutschen Ortsnamen im Firmenwortlaut zu gebrauchen. Keine Appellation, kein Rekurs half dagegen. Aber Hinweise auf die Gesetze, welche die liberalsten in ganz Europa seien, und feierliche Versprechungen aller Regierungen bekamen wir schockweise! Im Anfang war das Wort, und selbst am Schlusse nur das Wort, und nie die Tat" (S. 23). „Fünfzig Jahre warteten die Deutschen ‚sehnsüchtig' auf den Minister, der endlich einmal dem rüden Chauvinismus

Halt gebieten" würde. Umsonst. Nirgends auch nur der Schein der Besserung. Schwartz erwartet im Gegenteil nach Ödenburgs Verbleiben bei Ungarn verstärkte Magyarisierung im schnellsten Tempo, besonders durch die k. ungarische Armee, nachdem mit dem k. u. k. Heere das stärkste Hemmnis fortgefallen sei. Das Deutschtum stehe vor der völligen Vernichtung.

Ein erschütterndes Bild, vor dem uns schaudert.

* * *

Schwartz ist, wie er selbst sagt, kein zünftiger Politiker. Erst die Not des Burgenlandes veranlaßte ihn, Politik zu treiben: er verfaßte antiösterreichische Gedichte in der Zeit vor der Abstimmung, und ermahnte seine Landsleute, Ungarn treu zu sein. Sie fanden in den Propagandaheften der ungarischen Gebietschutzliga und ihres westungarischen Ablegers zuerst Aufnahme, also in Kreisen, die ausgesprochen magyarisch gesinnt sind. Um so mehr werden wir Schwartz Glauben schenken dürfen.

Trotz dieser Gesinnungsgenossen darf Schwartz nicht als restlos Entdeutschter angesehen werden. Er ist eine problematische Figur. Sein Empfinden ist geteilt. Von Hause aus gehörte er, der gebürtige „deutschsprachige" Burgenländer, der heute noch auf die früheren kulturellen Leistungen der deutschen Burgenländer stolz ist, jener älteren, heute fast ausgestorbenen Generation von Volksdeutschen fremder Staatsangehörigkeit an, die, ohne den deutschen Kulturbesitz aufzugeben, treu zum (fremdvölkischen) Staate, zu ihrem Vater„lande" standen. Vom gesamtdeutschen Standpunkte aus muß dieser Typus jedem Billigdenkenden, der nicht ein verbohrter Chauvinist ist, oder der gedankenlos „deutsch" mit „reichsdeutsch" gleichsetzt, sympathisch und logisch erscheinen. Der ungarländische Deutsche muß seinem Vaterlande ebenso treu sein, wie der Deutschschweizer dem seinigen, und kann dabei doch für das gesamtdeutsche Kulturleben Großes leisten. Siebenbürgen und die vormaligen Ostseeprovinzen haben zahlreiche Männer dieser Denkungsart hervorgebracht, die fest in ihrem Volkstum standen und dabei als Soldaten, Staatsmänner, Verwaltungsbeamte oder Forscher für den Staat und das Land Hervorragendes leisteten. Nicht aus Schuld der Deutschen ist dieser Typus der letzten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts seltener und immer seltener geworden. Der höchst reizbare, dabei blind unverständige Chauvinismus, der damals alle Völker, sicherlich aber am wenigsten die Deutschen, ergriff, tötete ihn fast restlos. Das gleiche, was Schwartz uns aus Ungarn berichtete, geschah und geschieht noch in Rußland, in dessen und in Österreich-Ungarns Nachfolgestaaten, in Elsaß-Lothringen usw. Entgermanisiert wird dort freilich mit roher Gewalt und ohne die gewiß nicht gering einzuschätzende Anziehungskraft des ungarischen Staatsgedankens und des sympathischen ungarischen Volkscharakters.

Schwartz sind offenbar erst durch das Ergebnis der Abstimmung, als er, völlig durch die Stellungnahme seiner bäuerlichen und kleinbürgerlichen Landsleute überrascht, zu forschen anfing, die Augen aufgegangen. Er hatte das Gefühl am Tage nach der Abstimmung, als sei ihm der Boden unter den Füßen fortgezogen, und suchte nun wieder, Boden zu fassen. Dies Büchlein ist das Ergebnis seiner Forschungen. Erst legt er die Tatsachen mit Ehrlichkeit bloß, und dann sucht er die beiden Quellen seines Seins — sein deutsches Volkstum und sein ungarisches Vaterland, die er beide liebt — wieder in ein Rohr zu fassen. Das ist das Aufbauende in seiner Schrift, das, was sie trotz unverkennbarer Mängel an politischer Bildung, Schulung und Literaturkenntnis weit über politische Gelegenheitsschriften, die sonst aus ähnlichen Anlässen entstehen, erhebt.

Nicht das, was Schwartz seinem Vaterlande vorschlägt — Rückkehr zu Franz Deáks Grundgesetzen von 1868 und deren ehrliche Durchführung — nicht die Versicherung, eine gerechte Nationalitätenbehandlung würde auf die durch den Frieden von Grand Trianon abgetrennten Gebiete und deren Nationalitäten einen so großen Eindruck machen, daß sie wieder Vertrauen fassen und freiwillig zu Ungarn zurückkehren würden, gibt ihr Tageswert und dauernde Wirkung. Das haben schon andere, auch Magyaren, besser begründet, und Jaszis Gesetze, die nur den Fehler hatten, um 30 Jahre zu spät und gerade von ihm und seinen Freunden zu kommen, wollten ja die gleiche Wirkung ausüben. Schwartz' unvergängliches Verdienst ist vielmehr, daß er mit schonungslosem Eifer nachgegraben und mit seinem Herzblut seine gefundenen Wahrheitsschätze dargeboten hat. Mindestens ebenso sehr, wie die Liebe zu seinen Landsleuten, trieb ihn sein Patriotismus. Nur einer, der glühend sein Vaterland liebt, und der es am Rande des Verderbens sieht, durfte und konnte das sagen. Jeder Deutsche und jeder Magyare, welchen Standpunkt er auch einnimmt, muß das anerkennen. Vom deutschen Standpunkt aus muß ausgesprochen werden, daß Schwartz, ebenso wie Bleyer und seine Freunde, und damit auch jener Teil der reichsdeutschen Presse, der für den ungarischen Standpunkt eingetreten war, in einem Irrtum befangen gewesen ist über den Willen der überwiegenden Mehrheit der deutschen Burgenländer. Für Österreich ist es bitter, daß Schwartz ihm bescheinigt, daß eine Abstimmung im gesamten Burgenlande zweifellos eine sehr große Mehrheit gegen Ungarn ergeben und das Burgenland ungeteilt erhalten hätte.

Aber wir wollen nicht länger zurückblicken und uns daher fragen, was Ungarn zur Abstellung der von Schwartz noch vor den jüngsten Reichstagswahlen — gerügten Übelstande tat. Eine Antwort ist zurzeit noch nicht zu erteilen, wenn man nicht in der amtlichen Beschlagnahme der Schwartzschen Schrift und im Verbot des „Pester Sonntagsblattes", des einzigen, letzten Organs der loyalen ungarländischen Deutschen, eine Ablehnung, ein Verharren bei der bisherigen Politik sehen will.

Wir können nicht glauben, daß diese Antwort endgültig ist. Ungarns eigenstes Interesse scheint eine andere zu erheischen.

Inzwischen hat sich Graf Bethlen zu einem Vertreter der „Münchner Neuesten Nachrichten" über die Lage des Deutschtums in Ungarn und über die Stellungnahme der gegenwärtigen Regierung zu ihm in einer Unterredung geäußert, die in den „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 5. September 1922 wiedergegeben ist:

„Ich kann es nicht gut verstehen, wie es möglich ist, daß noch immer die irrige Auffassung lebendig sei, als ob in Ungarn die politischen und kulturellen Rechte der Deutschen gewaltsam unterdrückt würden. Auch ich habe allerdings kürzlich in reichsdeutschen Blättern ähnliches gelesen, und ich muß offen meinem Staunen darüber Ausdruck geben, daß ernste deutsche Preßorgane solchen tendenziösen Vorstellungen Raum geben. Es ist unzweifelhaft, daß auch diese Unwahrheiten aus derselben Verleumdungsfabrik stammen, die auch andere über Ungarn verbreitete Lügengerüchte in die Welt setzt. Der vorhin erwähnten Beschuldigung gegenüber verweise ich bloß auf jene Erklärung, die ich nach der Ödenburger Volksabstimmung vor der bei mir erschienenen Ödenburger Deputation abgab. Ich machte ihr nämlich darin von dem Entschluß der ungarischen Regierung Mitteilung, daß sie jetzt, nachdem durch die Volksabstimmung die weitere Zugehörigkeit Ödenburgs und Umgebung zu Ungarn entschieden sei, in noch höherem Maße für die kulturellen und moralischen Güter des ungarländischen Deutschtums zu sorgen und seine volle politische Freiheit zu sichern wünsche. Zu diesem Zweck hat die Regierung an Stelle des wieder aufgelassenen „Ministeriums für Nationalitäten" im Rahmen des Ministerpräsidiums für die deutsche Bevölkerung ein besonderes Regierungskommissariat geschaffen, an dessen Spitze eine bewährte, führende politische Persönlich-

keit steht, nämlich der auch als Vorkämpfer des südungarischen Schwabentums bekannte Staatssekretär Georg Steuer. — Ich kann Sie dessen versichern, daß die ungarische Regierung in jedem einzelnen Fall, in welchem ein derartiger Wunsch zum Ausdruck gelangt, auch Opfer zu bringen gewillt ist, um solche Wünsche erfüllen zu können. Es wäre ja die größte Kurzsichtigkeit unsrerseits, wenn sich das heutige Ungarn, wo sich die Nationalitäten in einer kaum mehr nennenswerten Zahl vorfinden, dagegen verschließen würde, die sprachlichen und kulturellen Bedürfnisse der Deutschen zu befriedigen. In Ungarn denkt heute niemand mehr daran, in bezug auf die Rasse, die Nationalität oder die Religion einen Unterschied zwischen Bürger und Bürger zu machen."

Graf Bethlen wendet sich gegen Heimburgs Behauptung, die Regierung unterdrücke die Deutschen planmäßig. Wir glauben, daß man ihm zutrauen darf, daß er solche Anweisungen nicht gegeben hat. Sicher ist aber, daß die Unterorgane die Politik der letzten fünfzig Jahre fortsetzen, und daß die Regierung sie nicht daran hindert, ja, daß sie, solange Gömbös und andere einen großen Einfluß ausüben, ihre Unterorgane, die Gespanschaftgewaltigen und die Dorfnotäre gar nicht hindern kann. Ganz Ungarn, bis auf ein paar Internationalisten, ist zudem in einer Ideologie befangen, welche die Magyaren verhindert, als Unrecht und als Torheit zu empfinden, was ihnen die Herzen ihrer Nationalitäten entfremdet hat. Magyarisierung auch mit „gewaltlosem Terror", mit dem Druck der öffentlichen Meinung, wird noch heute in allen nationalen Kreisen (das ist die gesamte Intelligenz) als das natürlichste Ding der Welt empfunden. Gömbös, der Prototyp der Schilderungen des Herrn von Schwartz, ist einerseits Magyarisator, andererseits nennt er sich einen Freund Deutschlands, deutscher Kultur usw. Minister a. D. Stephan Bärcy schrieb am 20. August 1922 im „Pester Lloyd" in einem Aufsatz „50 Jahre Budapest", der die seit der Vereinigung von Pest, Ofen und Altofen geleistete Arbeit verherrlichen sollte, ganz unbefangen:

„Die Hauptstadt hat in diesem Halbjahrhundert nicht nur hinsichtlich der Zahl ihrer Einwohner und ihres äußeren Bildes eine bewunderungswürdige Entwicklung genommen, sie erzielte unter der Leitung wackerer Patrioten auch bedeutsame Resultate vor allem auf dem Gebiete des Schulwesens, der Magyarisierung ihrer Bevölkerung und der Hebung ihres Kulturniveaus. Die rapide Vermehrung der Einwohnerzahl ist in erster Reihe nicht das Ergebnis des Geburtenüberschusses, sondern des Massenzuzuges aus der Provinz. Diese Einwanderer rekrutierten sich aus den Arbeit und Verdienst suchenden armen und kulturell niedriger stehenden Bevölkerungsschichten der ungarischen Provinz. Diesem Jahr für Jahr sich erneuernden Zuzug gegenüber hatten die Führer der angestammten Bürgerschaft wahrlich eine Sisyphusarbeit zu verrichten, immer neuere Kreise zu magyarisieren und in diesen Kultur zu verbreiten. Aber diese Hindernisse waren den Männern, denen diese Arbeit oblag, nur ein Ansporn, und so muß ihnen die Nachwelt aufrichtigen Dank und ehrliche Anerkennung zollen."

(Diese Darstellung ist bezüglich der „angestammten" Bürgerschaft keineswegs zutreffend, soll aber unwidersprochen bleiben.) Für uns genügt die Feststellung, daß ungarisch national empfinden und magyarisieren identisch ist, daß vor 50 Jahren 32 Prozent der Bevölkerung Groß-Ungarns Magyaren waren und bei Kriegsausbruch 55 Prozent, obwohl die Ungarn selbst das kinderärmste unter den Völkern Ungarns sind, daß vor Einsetzen der Magyarisierungsperiode alle Nationalitäten des eigentlichen Ungarns (mit den Kroaten stand es anders) promagyarisch waren, daß der ungarische Staatsgedanke, der Zauber der Stephanskrone und ihres Mysteriums, ja, der liebenswürdige und mit so vielen Vorzügen ausgestattete

magyarische Volkscharakter eine große Anziehungskraft auf alle Nationalitäten ausübten und noch heute ausüben, auch über die Grenzen von Klein-Ungarn hinaus.

Diese beiden Pressestimmen widersprechen einander. Wir sind gespannt, ob Graf Bethlen nunmehr den „Pester Lloyd" verbieten und die Schrift von Alfred von Schwartz freigeben wird. Jedenfalls erwarten wir Taten. Geredet ist genug. Zu dem Staatssekretär Georg Steuer, der ein korrekter Beamter sein mag, hat kein Mensch mehr Vertrauen. Dafür können Beweise gebracht werden.

Zu Bismarcks Zeiten, ja bis 1918, kümmerte sich weder die Reichsregierung noch die öffentliche Meinung in Deutschland um das Deutschtum in Ungarn. Das politische Bündnis hinderte das. Inzwischen ist das Bündnis den politischen Entwicklungen zum Opfer gefallen. Acht Millionen Deutsche, 3½ Millionen Ungarn sind gegen ihren Willen fremden Staaten ausgeliefert worden. Diese 8 und 3½ Millionen sind einer brutalen Entgermanisierung bzw. Entmagyarisierung fast schutzlos ausgesetzt. Da auch Optimisten mit einer baldigen Durchführung des Selbstbestimmungsrechts nicht rechnen werden, erwächst der Regierung und der Öffentlichkeit in Restdeutschland und in Restungarn die Pflicht, für international garantierten und natürlich auf Gegenseitigkeit beruhenden Minderheitsschutz einzutreten. Wer aber solche Forderungen aufstellt, und Graf Bethlen tut es, muß mit Minderheitenschutz im eigenen Lande beginnen. Das Land muß zeigen, daß es ihm Ernst damit ist. Während Deutschland an Minoritäten nur noch einen Bruchteil eines Hundertstels besitzt, hat Ungarn etwa 8½ vom Hundert Minoritäten. Es ist also Gelegenheit, das englische Sprichwort: „Charity begins at home" anzuwenden. Tut es das nicht, so verletzt es neben den Interessen seiner eigenen Minderheiten in Südslawien, Rumänien und der Tschechei die des Reiches und der vom Reiche abgerissenen Deutschen. Dann könnte von einem Zusammengehen der Ungarn und der Deutschen in Fragen des Minoritätenrechtes nicht mehr die Rede sein.

Diese Stellungnahme ist zwangsläufig und völlig unabhängig davon, ob irgendein Deutscher in Ungarn lebt oder nicht. Wären die Minoritäten in Ungarn nicht deutsch, sondern nur slowakisch, rumänisch und serbisch, unsere Stellungnahme wäre die gleiche, vom politischen, vom staatlich reichsdeutschen Standpunkte aus.

Wir lieben die Ungarn. Wir fühlen uns mit ihnen in tausendjähriger Tradition, in Kultur- und Schicksalsgemeinschaft verbunden, trotz aller gegenwärtigen Schwierigkeiten. Darum müssen wir es deutlich aussprechen: So geht es nicht mehr. Ein Schriftchen wie das von Alfred von Schwartz in der Hand der ungarnfeindlichen, tschechischen, südslawischen oder rumänischen Vertreter bei der Interparlamentarischen Union, bei der Union der Völkerbundligen oder beim Völkerbunde in Genf ist ein vernichtender Schlag gegen alle unsere gemeinsamen Minderheitsschutzbestrebungen. Aufsätze wie der von Herrn von Heimburg im „Deutschen Führer" dürfen nicht mehr erscheinen. Mit Ableugnungen, Versprechungen, Beschlagnahme, Verboten und ähnlichen Mitteln läßt sich dagegen nicht mehr vorgehen. 1922 liegen die Dinge anders wie 1880 bis 1918. Die Teilnahme am Schicksal der Deutschen in fremden Staaten steigt unaufhaltsam und wird sich immer wieder Luft machen, trotz aller Sympathie für das heutige Ungarn.

Es gibt nur ein Mittel: Loyale Durchführung der Versprechungen. Damit wird die Axt an die Wurzeln der Staaten gelegt, welche Ungarn ausgeraubt haben. Damit wird die Rechtsgrundlage für ein gemeinsames und erfolgreiches Vorgehen der Ungarn und der Deutschen gelegt, das keines politischen Bündnisses bedarf. Es ist höchste Zeit, fünf Minuten vor Mitternacht.

Uns ist es voll bewußt, wie schwierig die Lage der ungarischen Staatsmänner ist. Sicherlich fehlt es ihnen nicht an Erkenntnis der Lage, an politischem Verstande. Aber sie sind Gefangene der politischen Anschauungen, die 50 Jahre herrschend

in Ungarn waren, die heute noch alle unpolitischen Köpfe, Regierungs- und Verwaltungsorgane, Presse und Gesellschaft in Bann halten. Während die Außenpolitik ein Einstellen der Magyarisierung im Innern gebieterisch fordert, ist die öffentliche Meinung, der consensus omnium im Innern noch davon überzeugt, daß Magyarisierung die erste politische Pflicht des Patrioten ist. Diese Diskrepanz zu überbrücken, ist das Problem der ungarischen Politik. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als radikal die Folgerungen der Lage zu ziehen, als die Innenpolitik der Außenpolitik unterzuordnen, als der innerungarischen Öffentlichkeit mit schonungsloser Klarheit den Schleier von den Augen zu ziehen. Ein politisch so hoch begabtes Volk wie die echten Magyaren wird das begreifen, wird sich entschlossen hinter seine Führer stellen. Natürlich ist das nicht in wenigen Tagen zu machen. Eine planmäßige Aufklärung der ungarischen Öffentlichkeit müßte den Boden vorbereiten.

Dann aber wäre der Weg frei zum Wiederaufstieg des tausendjährigen Reiches der Söhne Arpads. Deutsche und Ungarn könnten sich ehrlich ins Auge sehen.

Sylvanus.

Literarische Rundschau

Trebitsch und Blüher über die Judenfrage*)

Wenn es zutrifft, daß wir unter dem Wort, mit dem wir einen Gegenstand bezeichnen, immer eine Leistung verstehen, die wir entweder dem Gegenstand zuschreiben, oder die wir mit ihm ausüben, so ist es sicher, daß sowohl derjenige, der einen Stiefel verfertigt, wie derjenige, der ihn trägt, als auch derjenige, der mit Stiefeln handelt, dem Wort Stiefel eine verschiedene Bedeutung unterlegen muß. Man kann sagen, daß die Aufmerksamkeit eines jeden dieser Drei auf eine andere Leistung fixiert ist.

Dies ist zum Verständnis nötig, wenn man Trebitsch folgen will, der dem Händler eine „sekundäre Fixation" zuschreibt, die sich nicht eigentlich auf den Gegenstand selbst bezieht, sondern auf das Bedürfnis der Leute nach einem Gegenstand.

Da es in einem geordneten Staatswesen sowohl Produzenten, wie Konsumenten, als auch Händler geben muß, ist an sich mit der Behauptung, die Juden besäßen einen sekundär fixierten Geist, nichts anderes ausgesagt, als daß sie eine ausgesprochene Beanlagung für den Handel besitzen, was ihnen gewiß niemand abstreiten wird.

Trebitsch geht aber weiter und behauptet, die Juden hätten durch ihr Jahrhunderte währendes Leben im Ghetto, das sie von der produktiven Tätigkeit ihrer Wirtsvölker ausschloß, die Fähigkeit der primären Fixation (auf den Gegenstand selbst) eingebüßt und wären ganz unfähig geworden, Gegenstände selbst zu erzeugen, worin sie eine untergeordnete Beschäftigung erblickten. Dafür hätten sie aber in hohem Maße die Fähigkeit gewonnen, die Bedürfnisse der Leute einzuschätzen, sogar bevor diese sich über ihre eigenen Bedürfnisse im klaren sind.

Das Talent, in anderen Menschen Bedürfnisse zu wecken und ihnen den Weg zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu weisen, ist aber gleichbedeutend mit dem psychagogischen Talent überhaupt.

In seinem ersten Buch „Geist und Judentum" zeigt Trebitsch in geistreicher Weise,

*) A. Trebitsch: Geist und Judentum. Wien 1919, Ed. Strache. A. Trebitsch: Deutscher Geist und Judentum. Berlin 1921, Antaios-Verlag. Hans Blüher: Secessio Judaica. Berlin 1922, Der Weiße-Ritter-Verlag.

wie das rein händlerische Denken und Empfinden auf die Seelenbildung der Juden eingewirkt hat, was am jüdischen Witz besonders hell beleuchtet wird.

Die merkwürdige Erscheinung der jüdischen Mimikry, die sich darin äußert, daß viele Juden nicht als Juden erkannt werden wollen, setzt Trebitsch in Parallele mit der gleichen Erscheinung bei der Sklavenemanzipation der Römer. Auch dort wollte der freigelassene Sklave für einen Freigeborenen gehalten werden.

In seinem ersten Buch vertritt Trebitsch die Ansicht, man solle den Juden nur Zeit lassen. In drei Generationen würden sich die unangenehmen Übergangserscheinungen verflüchtigen. Durch die Teilnahme an der Produktion ihrer Wirtsvölker würden die Juden ihre ausgesprochen sekundäre Einstellung verlieren und sich ihren Wirtsvölkern angleichen. Er beruft sich dabei auf das Beispiel seiner eigenen Familie, denn er selbst ist jüdischer Herkunft.

Diesen Optimismus hat Trebitsch in seinem zweiten Buch „Deutscher Geist und Judentum" völlig aufgegeben und ist zur Überzeugung gelangt, daß die Juden in ihren führenden Schichten sich den Wirtsvölkern gar nicht angleichen wollen, sondern nur deren Beherrschung im Auge haben.

Die durch die sekundäre Fixation genährten psychagogischen Fähigkeiten machten sie den Durchschnittsdeutschen, die statt Augen „Traumglotzkugeln" besitzen, unendlich überlegen.

Dazu käme die eigentümliche Organisation der Juden in Freundschaftsbünden (Chowrusse), die sie befähigte, alle für einen und einer für alle zu handeln.

Daß es derartige Bünde in Rußland gegeben hat, kann ich bestätigen. Folgende ergötzliche Geschichte habe ich aus dem Munde des Betroffenen selbst gehört. Graf Tiesenhausen war als revidierender Senator gegen Ende der Regierung Alexanders des Dritten nach Minsk gesandt worden. Am Bahnhof wurde er vom Gouverneur empfangen, der ihm beim Besteigen des Wagens einen Juden im roten Barte zeigte und sagte: „Dieser Jude hat Sie gekauft, Exzellenz." „Ich lasse mich von niemandem kaufen", erwiderte Tiesenhausen. „Na, Sie werden ja sehen", meinte der Gouverneur trocken. Kaum war Tiesenhausen in seiner Wohnung angelangt, da ließ sich der Jude melden und fragen, ob der Herr Senator keine Befehle für ihn habe. Tiesenhausen ließ ihn hinauswerfen. Am folgenden Tage ging Tiesenhausen in den ersten Friseurladen der Stadt, um sich rasieren zu lassen. Als er schon eingeseift vor dem Spiegel saß, sah er, wie der Rotbart am Laden vorbeiging und dem Friseur einen Wink gab. Plötzlich schrie der Friseur auf und klagte, er habe sich in den Finger geschnitten und sei daher nicht imstande, Seine Exzellenz zu rasieren. Tiesenhausen begab sich zum nächsten Friseur, der ihm mit dem Ausdruck höchster Bestürzung entgegeneilte und sagte, er habe soeben die Todesnachricht seines nächsten Verwandten erhalten und müsse seinen Laden schließen. Die anderen Friseurläden fand Tiesenhausen bereits geschlossen. Es war auch unmöglich, einen Friseur aufs Schloß kommen zu lassen, ein jeder war verhindert. Auch in den anderen Läden erging es Tiesenhausen nicht besser. Wenn er etwas kaufen wollte, war dieser Gegenstand gerade ausgegangen oder schon verkauft. „Schließlich am vierten Tage," erzählte mir Tiesenhausen, „als ein Wald von Borsten aus meinem Gesicht herausgewachsen war, ergab ich mich und ließ den Juden, der sich täglich bei mir melden ließ, vor. Von nun an verlief alles glatt. Alles war zu haben, und jeder stand mir zu Diensten." Der Gouverneur lachte sehr über Tiesenhausens Niederlage und erklärte ihm, er sei als „étranger de distinction" vom Rotbart gesteigert worden, und kein Geschäftsmann dürfe ohne dessen Vermittlung ein Geschäft mit ihm machen.

Wenn man bedenkt, über welche Machtbefugnisse ein revidierender Senator in Rußland verfügte, so muß man über die Dreistigkeit des jüdischen Bundes erstaunen.

Trebitsch spricht sich des breiteren über Freundschaftsbünde aus und beruft sich immer wieder auf die vielumstrittenen Protokolle der Weisen von Zion. Immer und immer wieder predigt Trebitsch den Kampf gegen die unheimlichen jüdischen Bünde, die Deutschland von allen Seiten bedrohen sollen. Leider bringt er nur ungenügendes Material bei, an dem die Leser seine Behauptungen prüfen könnten. Wenn sein Buch infolgedessen schweren Zweifeln begegnen wird, so kann sich doch niemand dem Eindruck entziehen, daß hier ein Mann spricht, der Deutschland mit seiner ganzen glühenden Seele liebt und bereit ist, jedes Opfer für das geliebte deutsche Volk zu tragen.

Zweifellos sind die Juden, die gleich Trebitsch eine heiße Liebe für Deutschland im Herzen tragen, in weit tieferem Sinne Deutsche als all die vielen Tausende reinblütiger Arier, die dem internationalen Wahngebilde nachstreben. Denn deutsch sein heißt das deutsche Ideal im Herzen tragen, das himmelweit von den Beglückungsplänen unserer großen Weltverbesserer entfernt ist, mögen sie nun Steiner oder Keyserling heißen.

Während Trebitsch die größten Gefahren für Deutschland noch herannahen sieht, ist nach Blüher die Hauptgefahr bereits überwunden. „Jehuda patet — Juda ist offenbar!" ruft er aus. Wie ein auf einen Apfelbaum gepfropftes Birnenreis sich nach einer gewissen Zeit ablöst und dabei einerseits sich auf sich selbst zurückzieht, andererseits vom Apfelbaum als Fremdling erkannt und abgestoßen wird, so ziehen sich jetzt die Juden im Vollgefühl ihrer nationalen Eigenart von den Deutschen zurück und werden zugleich von den Deutschen als Fremdlinge zurückgestoßen. Die Zeit der Mimikry ist vorbei, das Birnenreis will nicht mehr einen Apfelzweig darstellen. Die Mimikry war nötig und als tiefer Wesenszug im Judentum begründet, bis die Zeit der Reife herannahte. Auf der anderen Seite hat die Zeit auch das Heranreifen des deutschen Ideals gebracht, nämlich eines neuen heiligen Deutschen Reiches, befreit von jedem römischen wie jüdischen Einfluß.

Fern liegt es Blüher, die eigene Nation über die andere zu stellen. Ja, er behauptet sogar, unter den Juden gäbe es mehr edle Menschen als unter den Deutschen. Aber sie folgen einem anderen nationalen Magneten wie die Deutschen, und das muß zur Trennung führen.

Ob Blüher recht hat, wird die Erfahrung lehren. Eines scheint mir Blüher zu übersehen, daß nämlich die Juden viel leichter durch ihr nationales Ideal magnetisierbar sind, als die Deutschen durch das deutsche Ideal.

Als in der Revolution das alte Reich zugleich mit der Kaiserkrone versank, blieb nur ein morscher Staat übrig, der nur noch eine zerbrechliche mechanische Einheit bildet; weil mit dem Untergang seiner politischen Ideale auch das deutsche Volk unterging und nur eine zusammenhanglose Masse von Leuten, die sich gegenseitig hassen, übrig blieb, die durch kein gemeinsames Ideal, kein gemeinsames Heiligtum zu einem Ganzen verbunden sind.

Das Ideal eines eigenen heiligen Reiches, das den Deutschen verloren ging, ist in den Juden immer noch lebendig. Mögen auch Tausende von Juden der jüdischen Sache untreu geworden sein, das Gros hält noch zur Fahne. Zweifler mögen nur die kleinen jüdischen Händler auf dem Lande befragen.

Selbst die Gründung der Sowjetrepublik in Rußland durch den Abschaum der jüdischen Bevölkerung, in der die Niedertracht zum System erhoben wurde und jedem menschlichen Gefühl Hohn gesprochen wird, hat die Juden Europas nicht im Glauben an ein heiliges jüdisches Reich erschüttert.

Zeigt dieses Beispiel nicht zugleich, wie viel wichtiger für das Fortbestehen der Völker die nationalen als die rein menschlichen Fähigkeiten sind?

J. von Uexküll.

Abenteurer-Romane

An alle möglichen Wiedergeburten wollen wir glauben, aber daß noch einmal einer kommt, der ein Buch von der gleichen inneren Spannung wie den „Grafen von Monte Christo" schreibt, das können wir uns nicht vorstellen. Es wäre gar zu schön. Dem Germanen scheint diese Form der Literatur nicht zu liegen, so oft und so gern er sich darin versucht. Auch in der Sensation wälzt er noch Probleme; Karl May kommt ohne Christentum nicht aus. Sherlock Holmes macht's mit der Spitzfindigkeit, die auf die Dauer wie die schlimmste Didaktik wirkt. Andere holen die Erotik zu Hilfe, wieder andere mühen sich an sozialistischen Ideen. Man muß an die Feigenblätter aus Blech oder Gips denken, die einen wesentlichen Eindruck in den vatikanischen Museen hinterlassen. Durch dies Ankleistern von „Höherem" wird es nicht besser. Gepriesen, der endlich einmal den Mut zum reinen, uneigennützigen, grandiosen Kitsch hätte. Hier, wo wirklich einmal Gelegenheit wäre, von den Franzosen zu lernen, versäumen wir.

Begierig griffen wir drum zu dem Buch des Dänen Ejnar Mikkelsen „John Dale" (Berlin, Gyldendalscher Verlag, 1921). Auch hier war die Ausbeute gering. Ein Tunichtgut kommt nach der Nordküste von Alaska unter die Eskimos, wird ein Squawmann, bringt die Ansiedlung hoch und schafft eine Station für die Walfischfänger. Da erfaßt ihn der Goldhunger. Doch als er nach einer schweren Enttäuschung endlich in sein Vaterland zurückkehrt, kann er nicht mehr Boden fassen, seine Söhne werden schief angesehen, und so segelt er wieder hinauf zu seinen Eskimos. Diese schlichte und hübsch gesponnene Fabel gibt Gelegenheit, mancherlei aus dem Leben des wunderlichen Eskimovolkes zu erzählen. Wir erleben auch ein wenig Robinsonade, Stürme auf den Eisbergen — aber das konnte doch Theodor Mügge auch schon. Das Problem des entwurzelten Menschen ist nicht gelöst, ja nicht einmal recht angeklungen, denn der Held ist bereits entwurzelt, wenn wir ihn kennen lernen, ein Mensch, der nach einigen Probestückchen wohl mit gutem Fug von seinem Vater verstoßen wurde. Die Übersetzung ist leider sehr holperig.

So eilten wir zu einem deutschen Buche, das in der Serie „Der Abenteurerroman" der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschien. Er ist von Hans Christoph und heißt „Die Fahrt in die Zukunft". Untertitel: „Ein Relativitätsroman." Richtig, Einstein tritt, wenn auch nicht handelnd, so doch dozierend, persönlich auf. Eigentlich müßte ein Techniker dieses schnurrige Buch besprechen. Ich will versuchen, die Idee wiederzugeben. Ein junger Techniker verfertigt ein Flugschiff, den Gravitator, mit dem er sich — um einer geliebten Frau willen, die er mitnimmt — so hoch über die Erde hebt, und mit dem er Lichtgeschwindigkeit erstrebt, daß der Globus sich rasend unter ihm dreht. Während er nun oben nur ein paar Stunden verweilt, verfließen auf Erden viele Jahrhunderte. Er landet mit seiner Geliebten in einem kommunistischen Staate, der überaus stumpfsinnig ist und nur durch heftige Freiheit in Liebesdingen einige Erregung erhält. Im übrigen sprechen die Leute meist in komischen Versen. Den beiden Menschen des 20. Jahrhunderts gefällt es in dieser veränderten Welt nicht besonders, und sie steigen wieder auf. Sie fahren wieder zurück und landen etwa 60 Jahre nach ihrem Aufstieg — für sie sind es nur ein paar Stunden wieder — bei Merseburg. Der Held, der ehedem nicht nur um der Geliebten willen aufstieg, sondern zugleich die Menschheit von einer neuen Fron der Technik, seiner eigenen Erfindung, befreien wollte — baut doch wieder einen Gravitator. Diesmal geschieht es auf Anregung eines Gelehrten, um eine relative Lichtgeschwindigkeit zu erzeugen zwischen dem Gravitator und einem Elektron, das dann die Dimensionen eines Sonnensystems annehmen müßte. Obwohl er einen Blick in die Zukunft getan hat, beginnt er jetzt zu glauben, daß die Technik den

Menschen befreien soll von der Materie, von Zeit und Raum. Er fährt nicht mit auf. Der Gelehrte verschollt und wird wohl erst in einigen Jahrhunderten wiederkehren. — Gegen Ende zu versagt das Buch durchaus. Der Hauptreiz liegt in den technischen Tüfteleien. Allein, es wäre wohl zu denken, daß die Relativität von Raum und Zeit ergötzlichere und wildere Szenen gebären möchte. Bellamy und Jules Verne sind tatkräftige Paten, und außer einigen guten Gedanken ist wesentlich Neues nicht geleistet. Doch es ist recht schnurrig, sich einmal verträckte Pfade führen zu lassen. Wolfgang Goetz.

Der Lyriker Hans Böhm

Buchtitel sind meistens Etiketten, selten Wesensausdruck. Beim Roman und im einzelnen Drama werden sie unvermeidlich, bei Gedichtbänden ist es eigentlich guter Sachstil, die Gedichte seiner Jünglingsjahre „Gedichte" und die Ernte seiner Manneszeit „Neue Gedichte" zu nennen, so, wie es Hans Böhm tut *).

Aber hinter dieser schlichten Fassade darf man deshalb doch das Wichtigere verlangen: eine Gedichtsammlung, die nicht nur eine Zusammenhäufung von Bausteinen, sondern ein gegliederter Bau ist, in dem sich seelisch wohnen läßt. Lange schon hat mir darin kein Gedichtband so genug getan, wie Böhms „Neue Gedichte". Auch seine ersten Gedichte, in denen, von Ferdinand Avenarius eingeführt, unsere kritischen Sachkenner originale Künstlerkraft erkannten, sind schon gebaute Jugendwelt. Aber hier und da zerreißt doch ein erratischer Block das geformte Bild. Das neue Buch gliedert sich, leitet weiter, steigert, trägt, gipfelt. Die Fülle ist zu bleibenden Gebilden geformt.

„Mit den tausend Blättern rauschend
Hältst du Wind und Sonne still,
Und du trau'st durch Tod und Wetter
Dem, der in dir werden will."

Diese letzte Unzerstörbarkeit ist ein tiefstes Geistesartzeichen unseres Dichters. Nicht der Schmerzschrei der Zerrissenheit — er kennt ihn auch — löst ihn ganz: „Höchstes Sein ist hell und heiter — Und das letzte Wort ist Kraft."

Der erste Satz der Sinfonie ist weitgegliedert: „Christina", ein schweres Liebesschicksal, hat den Untertitel „Von Gottes- und Frauenliebe." Böhms Erotik ist ganz germanisch. Denn leuchtende Sinnlichkeit und männlich ernste Pflichtethik ringen im harten Innenkampf um den Ausgleich. Glück und Qual heißer Seelenzeiten rufen ihn zum Hohen, vor Gott, ergreifen, durchgestalten seinen ganzen Menschen, wecken Wärme und Güte. In keiner der Phasen: Heiligung, Seligkeit, Verdüsterung, Schmerz, Höllenfahrt, Lösung, durch die uns sein Eros führt, ist etwas von jener durch unselige geistige Rassenkreuzung auch deutschem Wesen eingeimpften, schamverratenen Sexualschwüle, die nur den Reiz auskostet.

Nur ein im Kern Reiner und Durchgeläuterter kann sich mit so offener Tiefe in die „Natur" einruhen, wie in der nächsten zahlkleinen, aber reichen, hellen Reihe, kann daraus so viel Wonne der Wehmut saugen, wie in der einen Strophe des letzten Gedichtes „Melancholie":

Der süßen Schwermut hast du mich entbunden,
Sie saugt an mir und liebend herz' ich sie:
Ich kenn' dich, Kind der heimlich hohen Stunden,
In Tränen tränk' ich dich, Melancholie.
Wie ich im Wechselstrom der Wonn' und Wunder
Im Schauerdrang dein glühend Atmen zieh'!
Und quellengleich springt nun das tiefste Leben,
Und will dich haben und will dir sich geben.

*) Beide München 1906 und 1921, Georg D. W. Callwey.

„Edela", ein Scherzo, ein leichterer, sinnenfroher Liebesspielring, in dem ein paarmal ein zärtlicher Humor aufblitzt, bindet mit ernstem Schluß, indem das von Böhms Jugendbuch oft gestaltete Todesthema hart anklingt, an die größte Abteilung des Buches: „Traum und Schicksal." Traumschauen zieht aus dem wirklichen Traumerleben Frucht oder läßt eigenwüchsige Visionen aufblühen. Das persönliche Schicksal aber ist Lebenserfüllung durch Liebe, das im wohl seelenmächtigsten Gedicht des Bandes „Individuation" sich heiligt. Dann aber füllen Schicksalsgestaltungen diese Reihe, die an objektiven Stoffen die großen Kunstkräfte meist mit höchster Formknappheit bewähren. Seelenbilder wie „Der Orgelspieler", wuchtige Balladen wie der „Kaiser von Byzanz", Eddaklängen verwandte Stücke wie „Der Heldensänger", die unendlich zart gepinselte Legende „Beï-Lü's Abschied" sind vieltöniger Reichtum. Das schwerste Schicksal: „Deutschland", Böhms einziges politisches Gedicht, ist warm durchblutet von jenem deutschen Idealismus, der selbstlos, mit fast freudiger Entsagung auf persönliches Wohlgehen, die großen Kräfte für die Tage der nach uns Kommenden rege erhält, und der bei klarstem Pessimismus, bei vollkommener Illusionslosigkeit über die nahen Zeitläufte heute unsere Besten kräftigt.

Die zwei schließenden Gedichtringe sind ganz objektive Gestaltungen. Im „Liebesgarten" formt die reiche Liebeserfahrung des Dichters aus biblischen, klassischen, mittelalterlichen und orientalischen Gestalten ein breit und tief schimmerndes Mosaik der Arten des Eros. Man meint doch, in einer solchen Reihe, die Themen und Töne anschlägt, die also von Kultur und Wille, wenn auch noch so kunstsicher geformt ist, müsse Mehreres sein, was nur als Glied in der Kette, als Ton im Zusammenhang lebt, aber, da es nicht um seiner selbst willen entstanden ist, auch nicht aus sich selber atmet. Aber ich fand unter den zwanzig Gedichten nur „Don Juan" nicht so ganz lebendig gemacht, der unserem Dichter nun wirklich auch nicht liegt, so gescheit er ihn auch reden läßt. Selbst der heilige Antonius, der, während er sich tapfer zuspricht, durch unreine und tolle Reime grotesk seine Verwirrung verrät, ist schaubar geworden.

In dem Schlußkreis „Überwelt" sind in dieses Dichters eigenem Lichte hohe Gestalten, die Sibylle, Johannes der Täufer, Ahasver, Jesus, aufgestanden. Ein großes Ausläuten.

Hans Böhm ist weder Naturalist, noch Impressionist, noch Neuromantiker, noch Expressionist, aber auch nicht Nachklassiker, Eklektiker oder Epigone, so sehr ihn das zeitfrei gewordene Kulturgut der Menschheit stärker genährt hat, als geistige Zeitspeise. Er ist in sich ganz lebendig, aus sich wirkend, Einer seiner Art. Wir spüren nicht Dehmelsche Töne oder Holz- oder George-Anklänge, wir hören Originalmusik. Mörike und Keller halfen beim Formfinden, am tiefsten Goethe. Aber so nichts Modisches, so wenig „Modernes" in Böhms Sprache und Schauen ist, so deutlich sind sie doch gegenwartsgeschaffen. Und so geistig hoch und gefühlsverfeinert eine Mehrzahl der Gedichte ist: ich fand doch vierzehn Stücke in dem Buch, die das Volk singen könnte, da sie ganz schlicht typische Empfindungen geben.

Friedrich Gundolf schrieb: „Die Sprache ist das innerste Bollwerk des Geistes in einer Welt der Dinge, sie ist die letzte Zuflucht des Gottes im Menschen, wenn es keine durchseelte Kirche, keine öffentliche Magie und kein Geheimnis mehr gibt." — In Böhm lebt — und auch das ist germanisch und in dieser Zeit schamlosen Alles-ausdrücken-könnens erlesen selten — das Gefühl solcher Mission.

Gerne mocht' ich manches sagen,
Was mir Herz und Geist erregt,
Doch ein gottgeheimes Zagen
Ließ die Lippen unbewegt.

Worte gibt's, zu früh gesproch'ne,
Tot und tödlich jedem Raum;
Früchte gibt's, unreif gebroch'ne,
Sich zum Schaden und dem Baum.

Hütet mich, ihr heiligen Mächte,
Die ich ahnend in mir trag',
Daß ich nur in eurem Rechte
Sprechen oder schweigen mag.

Anders als beim Dramatiker und Epiker wird des bedeutenden Lyrikers gesamtkulturell-wichtiges Lebenswerk in der Stille getan, ohne lauten Lohn. Aber das Gefühl der Gemeinde, des erwärmten Kreises braucht auch, der echt, stark und still ist. — Dies soll werben. Carl Meißner.

Politische Rundschau

Nachdem sowohl die Politiker wie die Vertreter der Banken die Monate hindurch fruchtlos beraten haben, hat die Industrie die Führung übernommen, um nun ihrerseits zuzusehen, ob sie die verfahrene Lage Europas noch bessern kann. Ungefähr gleichzeitig wurde ein Abkommen zwischen Stinnes und dem Marquis de Lubersac über den Wiederaufbau Nordfrankreichs und ein Abkommen zwischen Krassin und dem Präsidenten der Anglo-Russischen Bank, Urquhart, über die Wiederherstellung der Besitzrechte bekannt, welche die Bank in Rußland vor dem Kriege erworben hatte. Die Industrie packt die Aufgabe nicht von oben her und nicht beim Kern des Wiederherstellungs- oder des osteuropäischen Problems, sondern gleichsam an der Wurzel und nur in einer Teilfrage an. Sie hat deshalb für den Anfang geringere Widerstände als die Banken und die Regierungen zu überwinden. Stinnes kam noch zugute, daß sich alle Welt veranlaßt fühlte, sein Abkommen mit dem ein Jahr älteren Wiesbadener Abkommen Rathenaus über die Sachlieferungen an Frankreich zu vergleichen. Auch die Widerstrebenden mußten nach einigen Tagen einräumen, daß es den genialen industriellen Organisator von seiner besten Seite zeigt. Der Politiker weiß ebenfalls gegen das Abkommen kaum etwas Triftiges einzuwenden. Der deutsche Unterzeichner erscheint darin dem französischen als ebenbürtig. Die Initiative ist bei dem deutschen Teile. Hatte das Rathenausche Abkommen seiner Ausnutzung für die französische Umwerbung der rheinischen Wirtschaft unzweideutig Vorschub geleistet, so ist dem in dem neuen Abkommen vorgebeugt. Darüber dürfen wir aber nicht vergessen, daß die Hauptschwierigkeiten des industriellen Vorgehens erst auf seiner Endstrecke liegen. Wird die wirtschaftliche Verständigung über ein Teilgebiet allmählich die allgemeine Beruhigung herbeiführen und auf solche Art dankenswerte Vorarbeit für die spätere Bereinigung des ganzen Knäuels auch der politischen Streitfragen leisten? Und wer wird zuletzt den politischen Vorteil aus der gemeinsamen industriellen Arbeit ziehen? Wer diese beiden Fragen durchdenkt, wird schwerlich zu der Entscheidung kommen, daß wegen der Ungewißheit der Antwort die Abkommen besser unterblieben wären. Dafür wird er um so bereiter sein, zu verstehen, daß sich die Stinnessche Zeitung, die „D. A. Z.", heftig gegen das längere Verbleiben der politischen Leitung in den bisherigen Händen wehrt. Der Wirtschaftsführer verlangt im Bewußtsein, daß sein Handeln auf wirtschaftlichem Boden ein Handeln auch auf politischem Boden auslösen wird, nach einem politischen Führer an Stelle der Dilettanten oder Routiniers, die jetzt am Ruder sitzen.

Die Mitte August gescheiterte Londoner Konferenz fand ihre gradlinige Fortsetzung darin, daß sich die führenden Mitglieder des Wiederherstellungsausschusses nach Berlin begaben. Die deutsche Regierung schlug als Gegenleistung für die vorläufige Stundung ihrer Barzahlungen eine Haftung der Industrie für die Aufbringung der Leistungen in Kohle und Holz vor. Am 31. lehnte der Wiederherstellungsausschuß diesen Vorschlag gegen die englische Stimme ab und regte dafür an, daß in unmittelbaren Besprechungen zwischen der deutschen Regierung und Belgien als dem

Gläubiger Deutschlands, der den Anspruch auf die nächsten Zahlungen hat, die Ausgabe von Schatzscheinen zur Deckung seiner fälligen Barleistungen verabredet werden möge. Die Belgier erschienen nunmehr ebenfalls in Berlin, eine Vereinbarung wurde jedoch wiederum nicht erzielt. Unter dem Drucke Frankreichs, das die deutsche Zahlungsfähigkeit in der Zeit, wo es selbst an die Reihe kommt, nicht vermindert wissen will, lehnten die Belgier ab, den Schatzscheinen eine Umlauffrist von mehr als sechs Monaten zuzugestehen. Die deutsche Regierung hatte achtzehn Monate beantragt. Der Reichskanzler schickte darauf den Präsidenten der Reichsbank nach London, um wenigstens für einen Teilbetrag der Scheine eine Bürgschaft der Bank von England zu bekommen. Die Bank war dazu nur gegen Abschluß eines Geheimabkommens bereit. Kundgeworden ist davon bisher, daß die Reichsbank die Regierung zur Vorlage neuer finanzieller und volkswirtschaftlicher Maßnahmen an den Reichstag verpflichtet hat, damit die Vorschüsse an Belgien Zug um Zug durch Abgaben des deutschen Volkes selber abgedeckt werden können. Man fragt sich immer wieder, warum die Regierenden von heute es regelmäßig erst auf den Zwang von außen ankommen lassen, ehe sie an die „Erfüllung" ernsthaft und nicht nur mit Worten herangehen. Der drückendste Preis, der diesmal gezahlt werden mußte, war die Herabdrückung der auf englischen Befehl „autonom" gemachten Reichsbank zur Filiale der Bank von England. Ihr neues Statut ist dem der Bank von England nachgebildet; die Nachbildung wirkt sich nun aus.

Unterdessen arbeitet der Wiederherstellungsausschuß, wie es sein Entschluß vom 31. August ausdrückt, an dem „Entwurf einer durchgreifenden Reform der öffentlichen Finanzen Deutschlands. Diese soll mit sich bringen: a) das Gleichgewicht des Budgets; b) falls die in dem Wiederherstellungsausschusse vertretenen Regierungen ihre vorherige Zustimmung geben, die etwaige Ermäßigung der äußeren Lasten Deutschlands in dem Maße, das zur Wiederherstellung seines Kredits für notwendig erachtet werden sollte; c) die Währungsreform; d) die Ausgabe äußerer und innerer Anleihen zwecks Befestigung der Finanzlage." Da die deutschen Zeitungen die Mitteilung des Ausschusses bestenfalls abgedruckt haben, aber ihr nirgendwo über den Tagessorgen Beachtung geschenkt wurde, sei sie hier zum einstweiligen Nachdenken und zum späteren Verweise darauf im Wortlaut wiedergegeben.

In die Abwicklung des Wiederherstellungsproblems griff Ende August plötzlich die ferne, aber feste Hand Kemal-Paschas. Im Vertrauen darauf, daß die Moral der tatlos in Kleinasien stehenden Truppen Griechenlands nicht mehr standhielte, und in offenbar richtiger Ausdeutung des wenige Wochen vorher beabsichtigten, jedoch sogleich wieder aufgegebenen griechischen Anschlags auf Konstantinopel als eines Schrittes der Verzweiflung, schlug er los und rannte die Griechen über. Schon nach einigen Tagen zog er in Smyrna ein. Zugleich marschierte er an die Küste des Marmarameeres und verkündete unterwegs als Ziel dieses Marsches die Wiederbesetzung Konstantinopels und Thraziens. Damit traf er auf unmittelbar englische Interessen. Damit drohte er aber auch, das ganze von unseren Feinden im letzten Menschenalter balkanisierte Gebiet bis hinauf an die deutsche Grenze wieder in Bewegung zu bringen. Der Emir von Afghanistan beglückwünschte ihn. Die Mohammedaner in der Vertretung Indiens bei der englischen Regierung warnten England davor, Kemals Vormarsch auf die Stadt des Kalifen Halt zu gebieten. Kemal besaß die Klugheit, indem er für den Islam den Anspruch auf Konstantinopel erneuerte, nach der andern Seite hin den Verzicht der Türken auf Mesopotamien auszusprechen. Allmählich bemächtigt sich die Erregung wider die Engländer auch des Arabertums im Irak. Sie verschaffte sich Ende August, am ersten Jahrestag des Königreichs Irak, wiederum Ausdruck und kommt heute der Gesamtstellung des Islam in Vorderasien schon mit zugute. Sodann stellten sich die Bolschewisten sofort hinter

Kemal. Der Widerhall der Ereignisse in England war außerordentlich laut und gewaltsam. Vielleicht in der Überlegung, daß Frankreich kein Zweifel an dem Ernst der englischen Auffassung gelassen werden dürfe, verkündete die englische Regierung am 16. September halbamtlich, daß sie ein starkes Truppenaufgebot an den Bosporus werfen und auch die Dominien auffordern werde, Teile davon zu stellen. Sie rechne außerdem auf die Hilfe der christlichen Balkanstaaten. Die Freiheit der Meerengen müsse gewahrt bleiben. Nur über die Räumung Konstantinopels von fremden Soldaten lasse sich reden, da sie von Anfang an in Erwägung gezogen worden sei. Die Erklärung ist weder in England selbst noch von Englands Verbündeten freundlich aufgenommen worden. Diese drängen darauf, daß die schon länger geplante Konferenz zur Verhandlung des Friedens im Osten schleunigst zusammentrete. Sie war in Venedig vorgesehen. Vielleicht kommt sie nun nach Paris. Zu ihr verlangen auch die Russen eingeladen zu werden. Sie spielen schon wieder ein ähnliches Spiel wie im letzten Winter vor Genua. Sie wollten, aber konnten damals nicht die Franzosen gegen England festlegen. Wiederum deuten sie an, daß sie einer Befriedigung Frankreichs auf unsere Kosten zustimmen würden. Unsere im Maiheft niedergelegte Ansicht, daß die Russen bald uns, bald die Franzosen als Hebel benutzen und danach auch der Wert des Vertrages von Rapallo zu beurteilen sei, dürfte auf diese Art eine neue Rechtfertigung finden.

Wie wird das ruckweise immer stärker werdende Schwelen des vorderasiatischen Brandes auf den Rhein zurückwirken? Für die große Menge unserer Politiker haben sich die Zusammenhänge, in die der Weltkrieg uns, Österreich-Ungarn und die Türken brachte, längst wieder gelöst. In der weltpolitischen Entwicklung dagegen wirken sie sich nach wie vor aus; denn sie sind von der Natur gegeben. Die „Chicago Tribune" meldete schon am 15., daß sich England die freie Bahn am Bosporus von Frankreich durch seine Zustimmung zur Aufhebung der Besatzungsfristen am Rhein erkaufte. Frankreich sei also am Rhein ans Ziel gelangt. Seit dreihundert Jahren hat Frankreich die Wahl, ob es im Orient oder am Rhein, wo es je mit einem Fuße aufsteht, vollends zum festen Stehen kommen will. Die beste deutsche Politik war immer, Frankreich nach dem Orient hinüberzulenken. Stimmungsmäßig drängt es aber zum Rhein, und seit langem drückt England dabei hinterher. Auch weiß Frankreich, daß der staatliche Wille, auf den es im Orient trifft, der Wille Englands, zäher ist als der deutsche am Rhein. So ist es wahrscheinlich, daß es sich heute wiederum für den Orient mit dem Rhein abfinden läßt. Da es rein festländisch europäisch denkt, wie wir hier schon wiederholt hervorgehoben haben, so ist es einer weltpolitischen Einsicht, wie etwa der Bismarcks, unzugänglich, daß der Machtkampf zwischen Frankreich und Deutschland jede Bedeutung verliert, wenn der Orient Rußland oder England endgültig anheimfällt, weil dann eben die andern die Herren der Welt werden. Unser großer Staatsmann sprach sich so um das Jahr 1880 gegenüber dem Franzosen Saint Vallier aus. Er sprach in den Wind, und es ist zu vermuten, daß jeder Deutsche, der ihm nachspricht, auch jetzt noch vergeblich redet.

Wenn aber Frankreich, nachdem es bisher Kemals Stütze gewesen ist, vor England im Orient zurückwiche, bliebe die Frage dennoch offen, wie sich der Balkan auf Kemals Erscheinen am Bosporus hin verhalten wird. Kemal pflegt sich die Zeit zu nehmen, deren es bedarf, um seine Maßnahmen reifen zu lassen. Er wird hoffentlich auch jetzt nichts übereilen. Die Unbedingtheit des englischen Widerspruchs gegen die Wiederaufrichtung der türkischen Herrschaft an den Dardanellen muß allen Anhängern des Islam erst nachdrücklich zum Bewußtsein kommen. Der Kampf mit den Waffen um die Meerengen bietet vielleicht für Kemal nicht viel Aussicht. Seit der bolschewikischen und der Northcliffeschen Propaganda wissen wir aber, daß die kriegerische Leistungsfähigkeit der Technik ihre Schranke in der Fähigkeit findet,

Stimmungen zu schaffen. Eines Tages mag die englische Vormachtstellung in ihrer ganzen Breite von Konstantinopel bis Indien und Ägypten einen sie aufreißenden Ruck erfahren. Inzwischen mag sich auch die Lage, die Kemals Vorstoß auf dem Balkan und bis ins Bereich der österreichischen Nachfolgestaaten schuf, langsam klären und auswirken.

In dem zusammengebrochenen Griechenland kämpft König Konstantin um seine Behauptung. Er scheint es auf eine Volksabstimmung ankommen lassen zu wollen, die entscheiden soll, ob ihm die Bevölkerung noch vertraut oder ob sie ihm seinen Sohn vorzieht. Unterdessen wirbt er um die Unterstützung Rumäniens und Jugoslawiens, womit ihn seit kurzem schwägerschaftliche Bande verbinden. Unser letzter Gesandter in Athen vor dem Kriege, Graf Quadt, hat dem Auswärtigen Amte in seinen Berichten während des Balkankrieges immer wiederholt, daß es für die Griechen kein Halten mehr gebe, bis sie den Versuch Groß-Griechenlands gemacht hätten. Er hielt daraufhin den von Herrn von Jagow unterstützten Wunsch des Kaisers, zugleich mit den Türken und den Griechen gut Freund zu sein, für ein Traumbild. Der Weltkrieg ging uns großenteils darum verloren, weil die deutsche Politik an dem Traumbilde festhielt und deshalb weder nach Saloniki ging noch die Türken richtig ansetzte. Dem griechischen Volke haben wir damit nicht geholfen. Heute ist sein Rausch verflogen und das Land verdorben, wie unser Land verdorben ist. Der griechischen Dynastie droht das Los der Hohenzollern. Auch wenn Konstantin stürzt, werden wir weder ihm noch seinem Volke die Achtung versagen, die sie in uns durch ihre Standhaftigkeit den Zumutungen unserer Feinde gegenüber weckten. Gern und dankbar gedenken wir dessen. Wir müssen uns aber Rechenschaft darüber geben, daß die griechische Politik, als sie von der Verteidigung gegen die Westmächte zum Angriff auf Kleinasien überging, fehlgriff. Daß die Griechen sich dabei auf die Engländer verließen, hat ihre Aussichten keinen Augenblick lang verbessert.

In England regte sich beim Zusammenbruche Griechenlands sofort die Furcht, daß sich Bulgarien wieder erheben werde. Die bulgarische Regierung erklärte darauf ihre Neutralität. Ihr Gewicht im Lande ist indessen nicht mehr groß; sie hat es schwerlich in der Hand, dafür gut zu sagen, was die noch von der nationalen Bewegung ergriffenen Bulgaren tun werden. In Tirnowa ist es schon zu Unruhen gekommen. Freilich scheinen die Kampfmöglichkeiten für die Bulgaren gering. Nur als Glied in einer Kette dürften sie mit Erfolg tätig werden können.

Ungarn haben die Westmächte schleunigst in den Völkerbund aufnehmen lassen, und Österreich sieht sich von hilfsbereiten Nachbarn wie noch nie umgeben. Der Bundeskanzler Seipel reiste gegen den 20. August nach Prag, Berlin und Verona, um dort die verzweifelte Lage seines Landes den Regierungen zu deutlicherem Bewußtsein zu bringen und irgendeinen Ausweg aus ihr vorzubereiten, nachdem sich die Londoner Konferenz in den letzten Minuten ihres Zusammenseins ebenso unfähig erklärt hatte, Österreich zu helfen wie Deutschland, und für eine Beschäftigung des Völkerbundes mit den österreichischen Nöten eingetreten war. Wir müssen es Herrn Seipel danken, daß er den Mut fand, auch in Berlin vorzusprechen. Die Gebärde war um so freundschaftlicher, je gewisser er sein durfte, daß ihn in Berlin nichts als gute Worte erwarteten. Das Hauptziel seiner Reise war Verona. So tief ist Österreichs Lebenskraft gesunken, daß es bei dem alten Erbfeinde die Rettung zu finden hofft, die alle andern ihm verweigern. Italien hatte jedoch die Sorge vor jeder anderen Sorge, daß ihm der Besuch Verlegenheiten beim kleinen Verbande bereiten könnte. Sein Außenminister stellte zusammen mit dem tschechischen und dem jugoslawischen Außenminister fest, daß die drei Staaten an ihren Vereinbarungen, namentlich denen zwischen der Tschechoslowakei und Italien, vom Februar 1921 nichts zu ändern beabsichtigten. Seipel hatte schon in Berlin erklärt, daß Gerüchte, als

ob Österreich in den kleinen Verband hineinstrebe, unrichtig seien. Mit der italienisch-tschechisch-jugoslawischen Feststellung entschwand auch die Möglichkeit einer näheren Verbindung Österreichs und Italiens, im besonderen einer Zollunion. Seipel erreichte zunächst nur, daß ihn sowohl Italien als auch der kleine Verband unterstützte, als er danach Anfang September in Genf erschien, und daß unmittelbar hinterher die Nachbarstaaten, neben Italien und der Tschechoslowakei nunmehr auch die Schweiz, mehr Ernst wie bisher bei der Gewährung von Krediten an den Tag legten. Der Schrecken vor Kemal kam ihm unversehens zugute.

Die Stimmung unserer österreichischen Volksgenossen hat sich daraufhin beträchtlich gehoben. Sie glauben, daß sich das Dunkel vor ihnen zu lichten beginnt. Tatsachen, die ihre Zuversicht stützen, sind freilich noch nicht sichtbar geworden. Wenn wir uns erinnern, welche Bedeutung Seipel beim Antritte der Bundeskanzlerschaft der Errichtung einer Notenbank beilegte, und damit vergleichen, wie gering die Aussichten für sie mittlerweile geworden sind, und zwar vor allem durch das Verhalten der beiden den Westmächten ausgelieferten österreichischen Banken, so wird außerhalb Österreichs der Zweifel an Österreichs Zukunft nach wie vor obwalten müssen. Sollte es vollends im Laufe des Herbstes zum Zusammenbruch der deutschen Währung und damit der deutschen Industrie kommen, und dann der Bolschewismus in Berlin, Thüringen und an der Ruhr sich wieder regen, so ist nicht abzusehen, wie von Prag und Rom aus die Republik in Wien gehalten werden soll. Halten wir uns noch einmal, so ist es allerdings möglich, daß auch Österreich sein Leben weiterfristet. Bei dieser Sachlage ist es dankenswert, daß der österreichische Bundespräsident Hainisch am 21. August in einer Ansprache den Entschluß zur Aussprache der vollen Wahrheit gefunden hat. Er sagte, daß die Schwierigkeiten Österreichs nicht so sehr finanzieller, schon gar nicht valutarischer Natur seien. Österreich kranke an der Passivität seiner Volkswirtschaft, da es weniger erzeuge und mehr verbrauche als im Kriege. Die Massen müßten mehr arbeiten und ihre Lebenshaltung so sehr als möglich einschränken. Genau so liegen die Dinge bei uns. Die Empörung gegen die Lasten des Versailler Friedens tut gewiß not, weil es uns ohne deren Verminderung nichts nutzen kann, wenn wir uns im Innern wieder straffen. Aber umgekehrt ist auch mit ihr allein nichts gewonnen. Österreich zahlt heute schon seinen Beamten und Arbeitern mehr, als es einnimmt. Wir sind nicht mehr weit von demselben Ziele. Hierauf ist der Finger zu legen. Die kommenden Wintermonate werden unsere Wirtschaft voraussichtlich zum ersten Male in ihrem ganzen Ernste vor die Frage stellen, ob sie die Lohnerhöhungen dem Lebens- oder dem Luxusbedarf ihrer jugendlichen Arbeiter und Angestellten anpassen und ob sie den Unterhalt für ein beständig anschwellendes Heer bloßer Verbraucher noch länger aufbringen will. Die Vorbereitungen, die sozialistischerseits für die Anwendung von Gewalt bei Teuerungsschwierigkeiten getroffen werden, drängen die Industrie dazu, dem Kernproblem unseres Währungselends nicht nochmals aus dem Wege zu gehen. Vielleicht ermutigt sie gleichzeitig der den bürgerlichen Parteien günstige Ausfall der Selbstverwaltungswahlen in Thüringen und die Selbstauflösung des sächsischen Landtages unter bürgerlichem Drucke. Voraussetzung für eine entschlossene Haltung der Industrie ist aber, daß die Regierung rechtzeitig wechselt. Das innerpolitische Bedürfnis und das vorhin schon gekennzeichnete außenpolitische Bedürfnis nach einer von stärkerem politischen Willen erfüllten Regierung begegnen sich. Selbsthilfe allein kann Mitteleuropa noch retten. Kemals Beispiel weist uns darauf hin. Wo ist der Mann, der ihn nachahmt, indem er die Arbeitskraft und die Selbstzucht der deutschen Nation wiederherstellt?

Der Völkerbund, vor dem Seipel als Bittsteller erschien, wendet auch in seiner neuen Tagung fast seine ganze Aufmerksamkeit den russischen Randstaaten zu, um die Hilfsstellung, die sich Frankreich dort baut, zu verstärken. Diesmal gelten die

Bemühungen vornehmlich der Auslieferung Danzigs an Polen. Der Franzose Hanotaux hielt die Entwicklung für reif, um ihr offen das Wort zu reden. In Danzig hat der englische Oberkommissar, nachdem er lange Zeit Schritt für Schritt vor den Polen zurückgewichen war, ein einziges Mal gegen sie zu entscheiden gewagt, als sie behaupteten, daß sich ein auswärtiges Kriegsschiff im Danziger Hafen in einem Hafen der Republik Polen befinde. Darüber ist die Entrüstung in Warschau wie in Genf groß. Mit vollendeter Kasuistik wies der Völkerbund eine Beschwerde Litauens wegen der polnischen Vergewaltigungen bei den Wahlen zum Sejm in Wilna zurück. Auch Wilna ist damit den Polen endgültig preisgegeben worden. Die Gefahr für Memel, die wir schon im letzten Bericht erwähnten, ist also dringend. Inzwischen haben die Russen ihr Interesse an der Njemenschiffahrt bei Litauen geltend gemacht. Wir hoffen, daß sie es zur Sicherung Memels gegen die Polen wahrnehmen werden. So wider alles Recht, wie Litauen Wilnas wegen abgewiesen wurde, so wurden auch die Saarländer mit ihren Klagen ungehört nach Hause geschickt. Ihre Abfuhr nahm der Engländer Balfour auf sich, der seine Frankreich freundliche Politik damit um einen neuen Beleg vermehrte. Das saarländische Regierungsmitglied, das von den Vertretern der Bevölkerung des Saargebiets fast einmütig abgelehnt wird, bekam vom Völkerbunde ein besonderes Belobigungsschreiben.

In Polen selbst wird heftig darum gekämpft, ob die Neuwahlen noch hinausgeschoben werden sollen, wie es der Wunsch Pilsudskis ist, oder ob sie Anfang November stattfinden werden. Das neue Ministerium hat sofort die Beziehungen zu den Staaten des kleinen Verbandes fester geknüpft und sie in die Form eines Vertrags gebracht. Er datiert von Ende August. In Finnland ist eine langwierige Ministerkrisis ausgebrochen.

Wie sehr der Völkerbund in seiner gegenwärtigen Verfassung, soweit er sich praktisch betätigt und nicht nur völkerrechtliche Fragen studiert, lediglich als Verbindungsglied zwischen Frankreich einer-, Polen und dem kleinen Verbande andererseits gewertet werden muß, lehrt auch die Abwehr des schon angekündigten Besuches Lloyd Georges in Genf. Er war bestimmt vorgesehen und dürfte trotzdem nicht stattfinden. Statt dessen hat Frankreich in Genf eine Entschließung eingebracht, die den Völkerbund auf den französischen Standpunkt in der Wiederherstellungsfrage festlegt. Nicht die englischen Vertreter, sondern nur der Sprecher der kleinen Schweiz, Herr Motta, entwickelte die Tatkraft, den Franzosen zu widersprechen, obwohl es aussichtslos war. Ihnen gebührt dafür derselbe Dank, wie Herrn Seipel für seinen Berliner Besuch.

Während Frankreich auf dem Boden der Schweiz seine politischen Interessen wahrnimmt, zeigt es auch immer unverhüllter dort sein Bestreben, nach Straßburg Genf an sich zu ziehen. Der Aufhebung des Zonenabkommens hat es das Ansinnen folgen lassen, den Spiegel des Genfer Sees durch ein Stauwerk zu heben, um die Rhoneschiffahrt in Gang zu bringen. Die Entwicklung der Rhoneschiffahrt ist aber in Verbindung mit dem Kanal den Oberrhein entlang das entscheidende Stück in dem französischen Plan, die Schweiz ins Hinterland der französischen Wirtschaft zu drücken und um alle wirtschaftliche Selbständigkeit zu bringen. Genf muß Frankreich wie eine reife Frucht zufallen, wenn der Plan gelingt. Zürich und namentlich Basel sind dann trocken gelegt, ähnlich wie nachher das mehr westschweizerische als deutsche Mülhausen an die Stelle des deutschen Straßburg als Verkehrsknotenpunkt zwischen Rhein und Rhone, zwischen der Schweiz und Lothringen—Belgien treten wird.

Wir werfen noch einen flüchtigen Blick auf den Stillen Ozean. Entgegen ihren Erklärungen in den Blättern haben die Japaner die Moskauer Regierung doch zu ihren Verhandlungen mit Tschita in Changchun zugelassen. Aber schon am dritten Tage, am 6. September, legten die Moskauer die Konferenz lahm. Die Aussichten

für ihre Fortsetzung werden als trübe bezeichnet. Andererseits ließ Japan die Beruhigung Chinas nicht weiter fördern. Es hielt seinen Einspruch gegen eine Anleihe aufrecht. Politische Streiks, Zwistigkeiten zwischen den Häuptern der Pekinger Regierung zehren an den Kräften, über die das soziale und staatliche Leben Chinas noch verfügt. Inzwischen hat sich der durch die Washingtoner Konferenz erhöhte Einfluß der Vereinigten Staaten um ein weiteres Stück auch in Mittelamerika ausgewirkt. Auf einem amerikanischen Kriegsschiff haben Honduras, Nicaragua und Salvador einen Friedens- und Freundschaftsvertrag von 1907 erneuert. Die Bemühungen des vorigen Winters, die fünf mittelamerikanischen Republiken in einen Staatenbund zu vereinigen, sind damit wohl als von den Vereinigten Staaten abgewehrt zu bezeichnen. Das Angelsachentum dringt gegenüber dem Spaniertum wieder vor, wie gegenüber der gelben Rasse. Pertinacior.

Der neue Nationalismus und die Schuldfrage. Wider Friedr. Wilh. Foerster. Von Gregor Huch. Berlin 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, G. m. b. H.

Diese Auseinandersetzung mit den bekannten Ideengängen des ententophilen Pazifisten Prof. Foerster gehört unstreitig zu den anregendsten und lehrreichsten politischen Veröffentlichungen der letzten Jahre. Sie gelangt zu einer vernichtenden Kritik am Foersterschen Selbstbezichtigungsverfahren gerade von geistigen Voraussetzungen aus, die denen Foersters sehr nahe verwandt sind. Die ungeheure Bedeutung dieser Schrift liegt daher in einer gewissermaßen immanenten Selbstkritik des deutschen Pazifismus und in einer neuartigen nationalistischen Durchdringung von Gedankenwelten, die sich einer solchen nationalen Einstellung bislang krampfhaft entzogen. Das freimütige, ja leidenschaftliche Anerkenntnis bestimmter deutscher Schuldmomente und der klare Blick für gewisse Verkümmerungen der deutschen Wesensart in den letzten Jahrzehnten gibt dem Verfasser, der ein selbständiger Denker von ungewöhnlichem Wahrheitsmut und bemerkenswerter Denkschärfe und Erkenntnistiefe ist, die neue Plattform für einen frontalen Angriff gegen das Foersterschen Vorgehen. Huch führt dieses darauf zurück, daß Foerster in der Schuldfrage der Mentalität eines fremden Volkes, und zwar der Franzosen, verfallen ist und nun — von dem vorgetäuschten Absolutheitsmaßstabe und der beanspruchten Objektivität weit entfernt — mit ungeheuerlicher Folgerichtigkeit als ein aus der eigenen Volksgemeinschaft Ausgeschiedener einer verhängnisvollen Verschiebung aller Maßstäbe, Verzerrung aller Wirklichkeiten und Fälschung aller Werte schuldig wird. Diese Kritik an der deutschen Selbstbezichtigungsideologie weitet sich dann allerdings — und darin liegt ein weiteres großes Verdienst des Buches — zu einer ebenso scharfen Kritik an der Entgeistigung und innerlichen Verödung des deutschen Nationalismus der letzten Jahrzehnte aus. Auch hierfür hat Huch eine glänzende Plattform gefunden, indem er den Nationalismus als solchen bejaht, verinnerlicht und vertieft. Durch diesen tapferen Zweifrontenkampf gewinnt Huch denselben Standort, den heute die jungnationale Jugend inne hat. Sein Buch ist eine Waffe, aber kein plumpes Schlagwerkzeug für jedermann, sondern eine kunstvolle Wehr für einen neuen deutschen Menschen, der nationale Pflicht und nationale Ehre in einer ganz anderen Weise innerlich tief und ernst nimmt, als der vulgäre Nationalismus. Die Schrift von Huch stellt höchste Anforderungen an den Leser, eröffnet aber Blickweiten und vermittelt Einsichten, die wir für eine dauernde Bereicherung unserer politischen Ideologie ansehen. M. H. Boehm.

Peter Tschaadajew. Schriften und Briefe. Übersetzt und eingeleitet von Dr. Elias Hurwicz.

Iwan W. Kirejewski. Drei Essays. Übersetzt und eingeleitet von Harald von Hoerschelmann.

Russische Kritiker (Belinskij, Dobroljubow, Pissarew). Ausgewählte Schriften mit einer Einleitung versehen von Efraim Frisch.

Wladimir Solowieff. Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit. Der Sinn des Krieges. Deutsch und mit einer Einleitung von Karl Nötzel.

Sämtlich in der „Bücherei für Politik und Geschichte" des Drei-Masken-Verlages.

Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte. Herausgegeben von Karl Stählin.

Erstes Heft: Jacob von Stählin, Ein biographischer Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Karl Stählin.

Zweites Heft: Die Fahrt des Athanasius Nikitin über die drei Meere. Reise eines russischen Kaufmannes nach Ostindien 1466—1472. Aus dem Altrussischen übersetzt, mit einer Einleitung, Anmerkungen und einer Kartenskizze versehen von Karl H. Meyer, Privatdozent für slawische Philologie in Leipzig.

Drittes Heft: Der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen mit dem Fürsten Kurbskij (1564—1579). Eingeleitet und aus dem Altrussischen übertragen unter Mitwirkung von Karl H. Meyer und Karl Stählin.

Viertes Heft: Reise von Petersburg nach Moskau (1790). Von A. N. Radischtschew. Aus dem Russischen übersetzt von Arthur Luther.

Sämtlich im Historia-Verlag Paul Schraepler in Leipzig.

Die im rührigen Drei-Masken-Verlag in München erschienenen neuen Ausgaben führender russischer Publizisten füllen eine Lücke unseres Schrifttums aus, die jeder schmerzlich empfindet, der ohne Zugang zu russischen Originalwerken ein intimeres Verhältnis zum modernen Russentum anstrebt. Die deutsche Literatur über osteuropäische Verhältnisse steht in ihren ersten Anfängen. Die gewaltige Mehrzahl der russischen Quellenwerke ist unerschlossen. So kommt es, daß von den im Titel aufgezählten Autoren höchstens Solowieff wenigstens dem Namen nach bekannt ist. Tschaadajew dagegen, der Schellingschüler mit der seltsamen Mischung von Aufklärertum, verhohlener Slawophilie und romantischem Katholizismus ist bei uns fast unbekannt. Der Herausgeber bietet in der Einleitung ein zureichendes Bild dieser merkwürdigen Persönlichkeit. Aus dem Inhalt sind besonders die „Philosophischen Briefe" hervorzuheben, die das Verhältnis Rußlands und Europas behandeln. Mit demselben Grundproblem des modernen Russentums ringt auch Iwan W. Kirejewski, der zu den ersten Slawophilen, den Vorläufern des späteren Panslawismus, gehört. Die geistesgeschichtlichen Ursprünge dieser epochemachenden Lehre werden vom Herausgeber fein gezeichnet. Politisch ist besonders der zweite Aufsatz von Interesse, der ebenfalls das Verhältnis der russischen und der europäischen Zivilisation mit einer eigentümlich russischen Mischung von Tiefsinn und illusionärer Verzerrung behandelt. Der Sammelband „Russische Kritiker" bringt uns drei in Europa fast unbekannte Publizisten nahe, von denen vor allem Belinski bahnbrechend gewirkt hat. Sie stehen sämtlich als Gegner der Slawophilen im Lager der europäisierenden Aufklärer, zeigen aber trotzdem so eigentümlich russische Züge, daß dem fremden Betrachter häufig das Trennende hinter dem Gemeinsamen zurücktritt. Der Herausgeber dieses Bandes hat sich in seiner Einleitung die Aufgabe etwas leicht gemacht. Eigentümlich berührt in diesen Aufsätzen die Lebensnähe der schönen Literatur Rußlands, der politische Ernst, mit dem Romanprobleme weiter gesponnen und praktisch aufgenommen werden. Diese „Realisten" sind damit in der Tat die Vorläufer jener radikalen Kritiker, die heute am todwunden Rußland herumkurieren. Und dieser moderne Radikalismus wiederum ist nicht zu verstehen ohne Kenntnis von dem beispiellosen Martyrium aller russischen Geistesführer, das uns in sämtlichen Lebensschilderungen entgegentritt. Urrussische Menschlichkeit verkörpert sich auch in Solowieff. Sein persönliches Schicksal zeigt Berührungspunkte mit dem Tolstois, sein Standpunkt erinnert an Tschaadajew in der synthetischen Verbindung westlicher und östlicher Denkelemente. Von den Genannten verfügt er über die am stärksten ausgeprägte und am weitesten ausgebaute Systematik. Im Herausgeber hat er einen besonders hingebenden Deuter russischen Wesens gefunden.

In einen früheren Zeitraum der russischen Entwicklung führen uns die bisher erschienenen Hefte der Stählinschen Sammlung. Der abenteuerliche Reisebericht von Nikitin und der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen mit seinem ungetreuen Feldherrn sind vorwiegend von antiquarischem Interesse. Dasselbe gilt von der kurzen Lebensbeschreibung des im 18. Jahrhundert von Memmingen nach Petersburg verschlagenen schöngeistigen Magister Jacob von Stählin, die sittengeschichtlich nicht ohne Reize ist. Die bedeutsamste der vorliegenden Quellenschriften ist Radischtschews „Reise von Petersburg nach Moskau". In dieser Schrift zollt auch die russische Literatur der europäischen Sterne-Mode des 18. Jahrhunderts ihren Beitrag. Der sentimental-moralistische Aufklärungsroman hat große politische Bedeutung gehabt, auch sein Verfasser zählt zu den Märtyrern der russischen Geistesgeschichte, obschon sein Verhalten im Prozeß keine übergroße Charakterstärke bekundet.

M. H. Boehm.

Lebenserinnerungen von Leopold von Schroeder, Dr. phil. et theol. h. c., weil. Professor an der Universität Wien und Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Dr. jur. et phil. Felix von Schroeder, Oberregierungsrat. Leipzig 1921, H. Haessel.

Nicht ohne Wehmut kann man dies Erinnerungsbuch Leopold von Schroeders, des bekannten Indologen und Dichters, lesen. Vom deutschen Stammbaume hat der Krieg viele Äste abgehauen, darunter den starken Ast des Baltentums, dem anzugehören Schroeders größter Stolz war. Obgleich in russischem Boden wurzelnd, trugen die Ostseeprovinzen doch deutsche Früchte, deutsch war die Seele dieser Kolonie des alten Ritterordens der Deutschmeister, deutsch der Geist in den alten Hansestädten, deutsch die Religion, deutsch das Recht, deutsch die Sitte. Aber darin lag eben die Tragik, daß dieses Deutschtum unter russischer Fahne lebte, daß es Privilegium war und blieb, und zwar Privilegium der Gebildeten, während das Volk, Letten, Liven, Esten, Suren, in seinem Slawentum verharrte. Sehr hübsch sind die Schilderungen Dorpats, der alten berühmten Universitätsstadt, in der Schroeders Vater als Gouvernementsschuldirektor lange Jahre wirkte, Elternhaus und Verwandtenkreis, die Sommer auf dem Lande, wo die Natur das junge Dichtergemüt anregte, die ernsten Studien auf Gymnasium und Universität, das alles gibt den anmutigen Hintergrund für die spätere Schroedersche Charakterentwicklung, sein religiöses Empfinden, sein unermüdliches Schaffen und Forschen. Der in Rußland immer mehr um sich greifende Deutschenhaß hatte auch ihm den Wirkungskreis in der Heimat verschlossen, als Professor für indische Geschichte ging er zuerst nach Innsbruck, später wurde er als Nachfolger Bühlers an die Wiener Universität berufen; hier in Wien nahm ihm der Tod die über alles geliebte Frau, ein Verlust, den er nie ganz zu überwinden vermochte. Zwei Menschen, die sich spät gefunden und die doch, einer am andern, die Heimat liebten, die sich gemeinsam zurückträumten in die Sagen und Märchen des Baltenlandes. Dies Heimatgefühl hat für uns Deutsche beinahe etwas Beschämendes, wir Deutsche, die wir auf deutschem Boden stehen und leider oft so wenig deutsch urteilen und empfinden, wir sollten davon lernen. Lilly von Brandis.

Friedrich Weinbrenner, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Kurt K. Eberlein. Potsdam 1920, Gustav Kiepenheuer, Verlag.

Ein Neudruck, den es verlohnte. Der große Architekt, der „Karlsruher Schinkel", spricht von seinem Werden. Auf seine Studien geht er nur im allgemeinen ein, und im wesentlichen enthält das Buch eine Schilderung Italiens, insbesondere Roms gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Die Darstellung dieser Epoche wird alle anziehen, die in Rom auch ein Stück deutscher Geschichte zu lieben gewohnt sind. Allein dies macht den Reiz des Buches nicht aus. Auch nicht die Schilderung der berühmten Forestiere, ist doch auf der Hinreise Carstens, Kunscht-Meyer auf der Heimfahrt sein Gefährte; sie bleiben ein wenig blaß, und nur das groteske Begräbnis des toten Reitzenstein wird — sit venia — lebendig. Der Wert dieser Schrift liegt in der Erkenntnis eines solchen rund sich aufbauenden Lebens. Die beigegebenen trefflichen Bilder der ausgezeichneten Entwürfe und Bauten dieses vorzüglichen Mannes sind nicht sowohl Beispiele seiner Kunst, sondern Illustrationen seines Lebens. So und nur so konnte ein Mann bauen, der diese Sätze und Worte stellte. In dieser Beziehung ist es ein erzieherisches Buch. Kraft und Bescheidenheit, Duldsamkeit und Entschiedenheit paaren sich, und daraus erwächst ein tätiges, erfolgreiches Leben, dem nachzueifern es heute besonders gälte. Des feinen — vielleicht zu feinen — Nachworts von Eberlein sei dankbar gedacht. Wolfgang Goetz.

Das Tübinger Stift. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens. Von R. Julius Hartmann. Mit 46 Abbildungen. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Die altberühmte Pflanzstätte der württembergischen Theologen hat bis jetzt noch keinen Schreiber ihrer Geschichte gefunden. Was Hartmann in seinem Buche vorlegt, ist auch keine solche, will es auch nicht sein; vielmehr gibt der Verfasser eine für weitere Leserkreise berechnete Darstellung der inneren, der geistigen Entwicklung des Stifts unter starker Hervorhebung des Persönlichen, des Biographischen. Die äußere Geschichte tritt ganz zurück; nur nebenbei werden neue Studienordnungen erwähnt, durch welche etwa der Unterrichtsbetrieb oder der äußere Drill anders geregelt wurden. Die Entwicklung ist schematisch nach Jahrhunderten gegliedert, kein glücklicher Gedanke, da infolgedessen der geistige Fortschritt sich den mechanischen Zeitabschnitten fügen muß. Eine Disposition nach inneren Gesichtspunkten wäre besser am Platze gewesen und hätte die organisch fortschreitende Entwicklung in helleres Licht gestellt.

Aber was der Verfasser innerhalb des von ihm gespannten Rahmens geleistet hat, liest sich interessant und belehrend. Ein wichtiges Kapitel der deutschen Geistesgeschichte rollt an den Augen des Lesers vorüber. Durch alle Wandlungen der Zeiten ist doch der Grundgedanke des Stifts: eine Pflanzschule für die wissenschaftlich gebildete Geistlichkeit Württembergs zu sein, erhalten geblieben, und mit warmem, berechtigtem Stolz, den jeder Schwabe ihm nachfühlen wird, zeichnet Hartmann auf dem nur in schwachen Umrissen angedeuteten Hintergrunde der Staats- und Geistesgeschichte eine lange Reihe von markanten Charaktergestalten, deren geistige Überlegenheit sie nicht nur aus der Zahl ihrer Mitstiftler, sondern auch des gesamten Deutschlands heraushob. Theologen wie Andreä, Osiander, Baur, Astronomen wie Mästlin und Kepler, Poeten wie Frischlin, Hölderlin, Hauff, Mörike, Hermann Kurz, Philosophen wie Schelling, Hegel, Zeller, Vischer, Naturwissenschaftler wie Hochstetter, Nationalökonomen wie Schäffle — welch eine Fülle von Gelehrsamkeit, Kraft und Tiefe reiht in diesen Stiftsmagistern heran, welch eine Vielseitigkeit geistigen Strebens und Wissens tut sich da auf! Der deutsche Geist freier Wissenschaftlichkeit, gepaart mit schwäbischem, in die Tiefe bohrendem Denken und Sinnen, lebt in den Räumen des Stifts, „so daß auch die strengste Studienordnung niemals zur Dressur werden konnte, die strengste Hausordnung nur als ein Anreiz wirken mußte, sich soviel als möglich seine äußere und innere Freiheit zu wahren und des Rechts der eigenen Persönlichkeit vollbewußt zu bleiben". Wolfgang Stammler.

Notiz

Wir weisen darauf hin, daß die Erzählung von Willy Seidel „Das älteste Ding der Welt", die wir im Augustheft veröffentlichten, im Herbst mit Illustrationen von Alfred Kubin als Luxusdruck und in einfacher Ausgabe im Musarion-Verlag, München, erscheinen wird.

Vom Geiste der Völker

Wir bringen in diesem Hefte das Urteil eines Neutralen aus Schweden über die unsägliche Schande, mit der die Franzosen durch ihr Verhalten im besetzten Gebiet ihren Namen beladen. Als Ergänzung fügen wir das Urteil des amerikanischen Journalisten Fred W. Elven hinzu, der in „Die Umschau", der Wochenbeilage der Cincinnatier „Freien Presse" vom 27. August 1922 schreibt:

„Auf einer Rheinfahrt war es. Ich kam aus der Bordellatmosphäre des von den Franzosen besetzten deutschen Gebietes, hatte die unsäglichen Leiden der Bevölkerung geschaut, ihre Klagen gehört, ihre verzweifelte Stimmung begreifen gelernt. Sie weiß, warum sie traurig ist. Die Männer wissen es und die Väter, die ihr Liebstes, ihre Frauen und Töchter, von weißen und farbigen Unholden Tag für Tag bedroht sehen und sie nicht schützen können, weil man sie wehrlos gemacht hat. Die Mütter wissen es, die die Schande ihrer Töchter beweinen, und die Frauen und Mädchen wissen es, die, um einen übermütigen, brutalen Feind nicht zu reizen und zu immer neuen Gewalttaten neuen Vorwand zu geben, still ihre Schmach tragen. Man hat heute am Rhein das Empfinden, als ob die Lorelei aus ihrem goldenen Haar ungeheure Mengen Ungeziefer kämme, weißes, braunes und schwarzes, und ein Amerikaner, der nicht in hellem Zorn aufbegehrt, wenn er das Treiben dieses Ungeziefers sieht, hat den Beweis, daß er würdig ist, Bürger der größten Republik der Welt zu sein, noch zu erbringen. Ich bin im „Peterskeller" in Salzburg unter einfachem, derbem Bauernvolk gesessen, und habe mich an seiner Haltung erbaut. Ich habe beim Donisel in München eine gewisse Art altmünchener Lebens sich austoben sehen, die vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack ist, die ich aber verstanden habe. Ich habe das Berliner Kokottenunwesen in seiner abstoßendsten Form gesehen, habe mich von den Schlemmereien des deutschen Schiebertums anwidern lassen, habe mich über die großen und kleinen Ungezogenheiten meiner Landsleute geärgert — aber nirgendwo habe ich mich unbehaglicher gefühlt, als in der „Park-Bar" in Wiesbaden, wo man die französische Kultur riecht, nirgendwo mehr Ekel empfunden, als beim Anblick der farbigen Franzosen, die durch ihre Anwesenheit das Leben am Rhein und in der Pfalz zur Qual machen.

Wer, wie ich, diese Qual mitempfunden hat, wird es nimmer vergessen. Die ganze gesittete Welt müßte sich aufbäumen, wenn sie wüßte, was am Rhein geschieht, und was in der Pfalz. Aber sie weiß es nicht. Niemand sagt es ihr. Die im besetzten Gebiet erscheinenden Zeitungen dürfen es nicht verraten, wenn sie nicht ihre Existenz riskieren wollen, und was außerhalb des Gebiets gelegentlich verbreitet wird, weiß man in Paris vortrefflich zu diskreditieren, was den dortigen Machthabern durch Übertreibungen und andere Un-

genauigkeiten nur zu sehr erleichtert wird. Es gibt eine Stelle, die über alles Material verfügt, die Welt über diese unerhörten Zustände aufzuklären — die deutsche Regierung. Aber die schweigt. Angeblich, um den Feind nicht zu reizen. Aber das ist lediglich eine feige Ausrede. Zu der wahnsinnigen Erfüllungspolitik, auf welche man sich in Berlin festgelegt hat, gehört es nun einmal, achtlos auch an den Leiden der Rheinländer und der Pfälzer vorüberzugehen. Wenn Deutschland schuld am Kriege gewesen ist, dann sind die Rheinländer und die Pfälzer mitschuldig, dann sind die Franzosen mit Recht dort, und dann kann niemand es ihnen verargen, wenn sie diese Schuld zu rächen suchen. So sagt man nicht, aber so scheint man zu denken, denn nur unter dieser Voraussetzung ist das eisige Schweigen der amtlichen Berliner Kreise gegenüber der schwer heimgesuchten Bevölkerung am Rhein und in der Pfalz zu erklären."

An anderer Stelle schreibt Herr Elven weiter:

„Man ist im Besatzungsgebiet durchaus nicht überzeugt, daß die Neger schlimmer sind als die anderen farbigen Truppen; im Gegenteil, in manchen Städten hat man beispielsweise mit den Marokkanern schlimmere Erfahrungen gemacht, als mit den Negern, und die weißen Franzosen sind um kein Haar besser als die farbigen, vielfach sogar noch schlimmer. Die beiden ersten schweren Verbrechen, die zu meiner unmittelbaren Kenntnis gebracht wurden, wurden von einem weißen Franzosen und einem Belgier begangen. In Duisburg wurde ein fünfzehnjähriges Mädchen am Tage vor meiner Ankunft von einem belgischen Soldaten in brutaler Weise vergewaltigt; ich habe das Mädchen gesprochen, der Bericht des Arztes, der es unmittelbar nach dem Überfall untersuchte, befindet sich in meinem Besitz. Am Tage vorher wurde ein anderes Mädchen von einem weißen Franzosen überfallen, und auch in diesem Falle habe ich mir die Tatsache von dem Opfer selbst bestätigen lassen. Die Zahl dieser Verbrechen ist auch heute noch sehr groß. Sie kommen nur weniger häufig als früher zur Kenntnis der Behörden, weil die Opfer sich scheuen, mit der ihnen angetanen Schmach in die Öffentlichkeit zu flüchten, und weil sie die Drangsalierungen fürchten, denen Zeugen ausgesetzt sind, die vor den französischen Behörden zu erscheinen haben. . . ."

„Zurzeit sind in Langenschwalbach nur Marokkaner, vorher waren weiße Franzosen dort. Sie waren nicht besser als die farbigen. Als sie den in der Nähe des Ortes von dem Amerikaner Adolfus Busch eingerichteten Hirschpark entdeckten, trieben sie das Wild in eine Ecke des Parkes zusammen und schossen es mit Maschinengewehren nieder, so daß auch nicht ein Stück dem Gemetzel entging. Man sagt, die farbigen Franzosen seien wenigstens sauberer als die weißen; in Langenschwalbach waren die Quartiere der weißen Franzosen nach ihrem Abzuge so schmutzig, daß es einige Überwindung kostete, hineinzugehen; sie mußten, um den Ausdruck eines hochgestellten Beamten zu gebrauchen, regelrecht ausgemistet werden. . . ."

„Ich hatte Erfreuliches nicht erwartet, als ich mich zum Besuch des besetzten Gebietes entschloß. Was ich gesehen und gehört habe, übertrifft weit auch meine schlimmsten Befürchtungen. Eine übelriechende, drückende Atmosphäre liegt über dem französischen und belgischen Teil des Besatzungsgebietes; die Atmosphäre der Wiesbadener Park-Bar, wo die Franzosen sich mit Negerweibern bei schmutzigen Tänzen amüsieren. Bordellatmosphäre in des Wortes abscheulichster Bedeutung — die Lebensluft des immer mehr der Verniggerung anheimfallenden dekadenten Galliertums. In dieser Luft welkt blühendes deutsches Land. In ihr leben prächtige deutsche Menschen ein qualvolles Leben, führen die deutschen Behörden einen verzweifelten Kampf gegen die maßlosen Forderungen der fremden Unterdrücker, gegen unerhörte Anmaßung und brutale Willkür. Ungezählte Millionen haben die rheinischen und pfälzischen Städte geopfert, um den Wohnungsansprüchen der Besatzungsbehörden zu genügen, aber je zuvorkommender sie sich zeigen, desto unverschämter werden die Ansprüche. Die Städte sind verpflichtet, darüber zu wachen, daß den Franzosen für ihre Bordelle deutsche Mädchen geliefert werden. Es gibt keine Zumutung, die nicht an sie gestellt wird, keine Demütigung, die sie nicht über sich ergehen lassen müssen. So sieht der Frieden aus, den Versailles den herrlichen rheinischen Landen, dem ehedem so blühenden Saargebiet und der schönen Pfalz beschert hat — ein Gewaltfriede in des Wortes grausamster Bedeutung." Das ordentliche Gerichtsverfahren gegen die Franzosen ist eröffnet. Die Zeugen sind vernommen und vereidigt. Wann wird das Gewissen der Welt seinen Spruch fällen? Ringwaldt.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Univ.-Professor Dr. Martin Spahn, Köln. — Dr. Wilhelm von Kries, Berlin. — Ludvig af Petersens, Kgl. schwedischer Oberst a. D., Stockholm. — Hans Brandenburg, München. — Dr. Heinz Brauweiler, Düsseldorf. — Theodor Däubler, z. Z. Griechenland. — Professor Dr. E. Berthold Volz, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alliata. — Die Planetenanomalien im Weltbild der Äthermechanik von Giulo Alliata. 16 S. Leipzig 1922, Verlag Otto Hillmann. (Gbd. 7,50 M.)

Alliata. — Negative Elektronen von Giulo Alliata. 16 S. Leipzig 1922, Verlag Otto Hillmann. (Gbd. 7,50 M.)

Auernheimer. — Lustspielnovellen von Raoul Auernheimer. 181 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlagsanstalt. (Gbd. 100 M.)

Benett. — The Love Match by Arnold Benett. 256 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Vol. 4581.)

Boehm. — Begriffsbildung (Wissen und Wirken Bd. 2) von Prof. Dr. Karl Boehm. 46 S. Karlsruhe 1922, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. (30 M.)

Boßhart. — Zwei Erzählungen von Jakob Boßhart. Ausgewählt und eingeleitet von Hartwig Jeß („Die Schweiz im deutschen Geistesleben" 6. Band). 106 S. Leipzig 1922, H. Haessel Verlag.

Brehm. — Die Säugetiere von E. A. Brehm, herausgegeben von Carl W. Neumann. 85 S. Leipzig 1922, Verlag Philipp Reclam jun.

Collenberg. — Die deutsche Armee von 1871 bis 1914 von Frhr. L. Rüdt von Collenberg (Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Heft 4). 123 S. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn. (95 M.)

Dominik. — Die Macht der Drei. Roman von Hans Dominik. 359 S. Leipzig 1922, Verlag Ernst Keils Nachfolger. (Gbd. 120 M.)

Dörrer. — Tiroler Novellen des 19. Jahrhunderts von Anton Dörrer. 322 S. Leipzig 1922, Verlag Philipp Reclam jun.

Fechter. — Gerhart Hauptmann. Von Paul Fechter. 160 S. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag.

Gesemann. — Das Deutschtum in Südslawien von Gerhard Gesemann (Politische Zeitfragen, Heft 3). 21 S. München 1922, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. Verlagsgesellschaft m. b. H. (10 M.)

Glyn. — Man and Maid by Elinor Glyn. 287 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Edit. Vol. 4577.)

Höfler. — Logik und Erkenntnistheorie von Alois Höfler. I. Band: Logik. 936 S. Wien 1922, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. (500 M., gbd. 600 M.)

Hurwicz. — Die Orientpolitik der dritten Internationale von Elias Hurwicz. 100 S. Berlin 1922, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. (20 M.)

Kracauer. — Soziologie als Wissenschaft. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung von Siegfried Kracauer. 178 S. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag.

Kühn. — Die letzte Zarin. Ihre Briefe an Nikolaus II. und ihre Tagebuchblätter von 1914 bis zur Ermordung. Herausgegeben und eingeleitet von Joachim Kühn. 257 S. Berlin 1922, Ullstein-Verlag.

Leibrock. — Die volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Arbeitgeberverbände von Otto Leibrock I. Teil. 140 S. Berlin 1922, Otto Elsner Verlagsgesellschaft m. b. H. (100 M., gbd. 140 M.)

Lent-Befold. — Der Wels. Roman von Gertrud Lent-Befold. 174 S. Leipzig 1922, Verlag Ernst Keils Nachfolger. (Gbd. 70 M.)

Levin. — Die Großfürstin. Roman von Julius Levin. 328 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag A.-G.

Mediz-Pelikan-Mappe. — Herausgegeben vom Kunstwart. 20 Bildtafeln mit einl. Text. München, Kunstwart-Verlag Georg Callwey. (400 M.)

Merrick. — Mary-Girl by Hope Merrick. 296 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Edit. Vol. 4582.)

Meyer. — Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Ausgewählt und eingeleitet von Ed. Korrodi („Die Schweiz im deutschen Geistesleben" 3. Band). 116 S. Leipzig 1922, H. Haessel Verlag.

Moog. — Die deutsche Philosophie des 20. Jahrhunderts von Willy Moog. 280 S. Stuttgart 1922, Verlag Ferdinand Enke. (120 M.)

Morin. — Mönchtum und Urkirche von Dom Germain Morin O. S. B. („Der Katholische Gedanke" III. Band). 198 S. München 1922, Theatiner-Verlag. (Kart. 80 M.)

Müller. — Wolfgang-Müller-Mappe. Herausgegeben vom Kunstwart. 12 Bildtafeln mit einl. Text. München, Kunstwart-Verlag Georg Callwey. (180 M.)

Nawiasky. — Gesamtüberblick über das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen von Dr. Hans Nawiasky. 23 S. München 1920, Dr. Franz Pfeiffer & Co. Verlagsgesellschaft m. b. H. (10 M.)

Newman. — Sankt Philippus Neri. Zwei Vorträge über seine Mission nebst einer Novene u. Gebeten zu den Heiligen von John Henry Kardinal Newman. 112 S. mit Titelstich. München 1922, Theatiner-Verlag. (Gbd. 55 M.)

Nibelungenlied. — Übersetzt von Simrock, herausgegeben u. eingeleitet von Prof. Walter Frehe, mit 2 Beilagen. Zwei Teile. 342 S. Berlin 1922, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Papesch. — Der steirische Hammerherr. Ein Heimatspiel in zwei Aufzügen von Joseph Papesch. 68 S. Graz 1922, Deutsche Vereinsdruckerei.

Papesch. — Die Radkersburger. Ein Grenzerspiel in drei Aufzügen von Joseph Papesch. 103 S. Graz 1922, Deutsche Vereinsdruckerei u. Verlagsgesellschaft.

Rathenau. — Cannes und Genua. Von Walther Rathenau. 78 S. Berlin 1922, S. Fischer.

Schiedermair. — Mozart. Sein Leben und seine Werke. Von Ludwig Schiedermair. 495 S. mit 23 Einschalttafeln u. 70 Notenbeispielen. München 1922, C. H. Beck. (Leinen 300 M., Halbfrz. 450 M.)

Schleich. — Ewige Alltäglichkeiten von Carl Ludwig Schleich. 178 S. Berlin 1922, Ernst Rowohlt.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Rohstoffe und der wirtschaftliche Wiederaufbau Europas

Von

Alejandro E. Bunge-Buenos Aires

Die Weltwirtschaft

Kein Land und demgemäß auch kein Volkswirt, welcher Nation er auch angehören mag, kann die wirtschaftliche Lage Europas unbeachtet lassen oder gegenüber dem Problem seines Wiederaufbaus gleichgültig bleiben. Die ersten langsamen Schritte in der Richtung auf dem Weltfrieden, die in den letzten vier Jahren getan worden sind, haben gezeigt, was für viele eine Überraschung war, daß es eine Weltwirtschaft gibt, daß alle zivilisierten Nationen wirtschaftlich ineinander verflochten sind, und daß eine tiefe Krisis in einem Land unmittelbar auf alle übrigen zurückwirkt.

Wenn auch diese wechselseitige Abhängigkeit unter den Ländern Europas selbst weit größer ist als zwischen dem einzelnen europäischen Lande und den übrigen Ländern des Erdballs, so ist es doch klar, daß den Schwerpunkt der Weltwirtschaft durchaus die Gesamtheit der europäischen Länder bildet, und daß der Wunsch, ihn an einen imaginären geographischen Punkt zu verrücken, der nur eine Gruppe von Nationen mit Ausschluß aller übrigen umfaßt, entweder ein unmögliches Verlangen darstellen oder eine Verschiebung des Gleichgewichtes herbeiführen würde, die von verhängnisvollen Folgen für die Weltwirtschaft wäre.

Ebenso augenfällig ist es, daß diese große internationale Krisis schon nicht mehr droht, sondern bereits begonnen hat. Es ist nicht meine Aufgabe, die Aufmerksamkeit auf die Folgen zu lenken, die sie für das kulturelle Leben Europas und für die soziale Ordnung des Kontinentes haben kann. Ebensowenig habe ich bei den Wirkungen zu verweilen, welche dieser Rückbildungsprozeß auf den Rest der Welt ausüben würde. Diese Wirkungen haben schon Denker wie Keynes, Nitti, Cuno, Cassel, Harms und andere aufgezeigt.

Die Stellung Argentiniens

Argentinien, eines der moralisch und geographisch vom Weltkriege am weitesten entfernten Länder, hat gleichwohl aufmerksam den Ereignissen — mit schmerzerfülltem Herzen — folgen können, und es kann sich ebensowenig aus moralischen Gründen der Aufgabe des Wiederaufbaus entziehen, wie wenn es seine eigenen materiellen Interessen nicht gefährden will. Ehe nicht die Wirtschaft Europas gesundet, werden die wirtschaftlichen Fortschritte Argentiniens, die bis wenige Jahre vor dem Weltkriege ein schwindelerregendes Tempo angenommen hatten, ebenso gering sein wie während des Krieges, und wie sie es jetzt bis zu dem Grade sind, daß man fast — unter Benutzung der Klassifikation Pattens — davon sprechen könnte, daß Argentinien aus einer dynamischen Nation zu einer statischen geworden ist.

Es ist für mich eine Genugtuung, dartun zu können, daß Argentinien vom ersten Augenblick an die wirtschaftliche Solidarität der Welt richtig verstanden hat, und daß seine Regierung und sein Volk sich um den Wiederaufbau bemüht haben und noch bemühen.

Die Verteilung der Rohstoffe der Welt

Die finanziellen Zusammenbrüche, die Valutakatastrophen und die unrationelle Verteilung der Rohstoffe der Welt, die Schwierigkeiten der Bezahlung und die Notwendigkeit internationaler Kredite haben fortdauernd auf den Konferenzen der Alliierten eine wichtige Rolle gespielt.

Größere Bedeutung hat man vielleicht zu gewissen Zeiten Erscheinungen beigemessen, die nichts anderes sind als Folgen organischer Tatsachen des Wirtschaftslebens. Ich möchte behaupten, daß derjenige wirtschaftliche Faktor, der durch den Krieg und die erste Friedenszeit die größte Änderung erfahren hat, die rationelle Verteilung der Rohstoffe und Nahrungsmittel ist. Es handelt sich da um einen prinzipiellen Faktor, der die Grundlage des Wirtschaftslebens mehrerer Völker berührt. Die Währungskatastrophen einiger Länder sind wesentlich durch diese Desorganisation beeinflußt worden.

Ebensowenig wie man vom wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas sprechen kann, ohne von den Rohstoffen zu sprechen, ebensowenig kann man von der Verteilung der Rohstoffe reden, ohne von der Organisation des Kredits zu sprechen. Andererseits ist eine Erörterung über die Organisation des Kredits — leider — nicht möglich ohne Berücksichtigung der gegenwärtigen politischen Vorgänge und der künftigen Bedrohungen.

Wenn Rußland, Polen, Ungarn, Jugoslawien, Österreich und Deutschland *mehr* leiden als andere europäische Nationen, so ist der Grund der, daß sich zu dem schweren Irrtum der Reparationen, der jede Vernunft überschreitet, die Desorganisation bei der Produktion und Verteilung der Rohstoffe gesellt hat. Ich bin der Ansicht, daß diese Desorganisation nicht ausschließlich von den politischen Entschlüssen abhängt, sondern auch von dem Umstand, daß bisher die von den Verhältnissen gebieterisch verlangten Verteilungs- und Kreditorganisationen noch nicht geschaffen worden sind.

Es sind daher mit täglich wachsender Dringlichkeit erforderlich: eine zusammenfassende Erhebung über die Produktionsquellen des Erdballs (einschließlich der noch unerschlossenen Produktionskräfte) und die großzügige Organisation internationaler Kredite.

Politische und soziale Schwierigkeiten

Ich würde meiner Überzeugung untreu, wenn ich in diesem Thema fortführe, ohne wenigstens kurz auf die beiden großen Hindernisse hinzuweisen, die sich jeder kommerziellen Organisation und Operation großen Stiles entgegenstellen, die mit den europäischen Ländern im allgemeinen und mit den obengenannten im besonderen angesponnen wird; es sind dies die internationale Politik einerseits, die innere Politik dieser Länder andererseits.

Ich bin der Ansicht, daß es durchaus unmöglich ist, mit großen Kreditoperationen zu rechnen, solange diese beiden Gebiete der Politik, die vielleicht einander bedingen, nicht einen gesünderen, realeren und der internationalen und sozialen Wahrheit mehr entsprechenden Anblick bieten.

Wie wird das niederdrückende Reparationsproblem gelöst werden? Wie werden sich die politischen und wirtschaftlichen Probleme des Saargebiets, des Rheinlandes, Oberschlesiens, Polens, Österreichs und Rußlands entwickeln? Wie lange werden die Sanktionen dauern, welche Folgen werden sie haben, und wie lange wird mit

neuen zu rechnen sein? Welchen Einfluß auf die industrielle Leistungsfähigkeit, auf die Wirkungsmöglichkeit und auf die soziale Ordnung der Völker Europas werden die dauernde Geltendmachung theoretischer Ansprüche und die Bemühungen haben, diesen Verpflichtungen nachzukommen, die zum größten Teil unerfüllbar sind und damals entstanden, als man diese Ansprüche schuf? Alle diese Unbekannten und viele andere, die niemand verborgen sind, sind Hindernisse für die Organisation des Kredits.

Als ich sagte, daß die Schwierigkeiten der inneren Politik und die der äußeren Politik einander bedingen, habe ich zum Ausdruck bringen wollen, daß je verkehrter und schädlicher die äußere Politik gegen ein Land ist, um so schwieriger auch eine gute innere Politik desselben zu erreichen sein wird.

Befinden wir uns nicht schon gegenwärtig in den Anfängen einer sozialen Evolution in verschiedenen europäischen Ländern, wobei sich hinsichtlich der Männer, denen die Organisation der Arbeit und Verwaltung obliegt, eine Umschichtung vollzieht, bei der die negative Auslese emporsteigt? Schon jetzt ist es klar, daß die am stärksten unter der fortschreitenden Entwertung des Geldes und unter der inneren Politik leidenden Männer die Denker, die Begabtesten, die Opferwilligsten und die sittlich Höchststehenden sind. Besteht nicht die Gefahr, daß Männer von geringerem sittlichen Wert, die Unfähigen und die von Minderwertigen, Hysterischen und Entgleisten geführten Massen ständig wachsenden Einfluß auf die politische Leitung und Verwaltung gewinnen, wobei sie als Sturmbock die Schlagwörter des Einheitslohnes, einer neuen „Gleichheit" und einer neuen „Demokratie" benutzen?

Es ist unbestreitbar, daß die Drohung sozialer Unruhen und die Krisis der intellektuellen Klassen eine Gefahr und ein ernstes Hindernis für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas bilden würde.

Einige Projekte

Die bisher bekanntgewordenen Projekte, wie das Tittonis auf der Konferenz von Genua, sowie die Projekte von Cellier, Delacroix, Tornquist und Ter Meulen auf der Brüsseler Konferenz, bieten eine ausreichende Grundlage für eine allgemeine Organisation, aber eine systematische Verteilung in so vollkommener Form, wie sie in diesen Projekten gewünscht wird, ist für den Augenblick ganz unmöglich.

Ich glaube, daß eine Einrichtung zur Kontrolle der Rohstoffe, in der Form wie sie Tittoni in Genua vorgeschlagen hat, die Freiheit des Handels in einer Weise aufhebt, daß ihre Durchführung praktisch unmöglich ist. Wahrscheinlich wird aus diesem Grunde keine der Anregungen dieser Art ihre Verwirklichung finden. Ebensowenig hat bisher das minder undurchführbare Projekt Ter Meulens die Früchte gezeitigt, die es hätte bringen können, und zwar trotz der erhaltenen Ermächtigungen und ungeachtet der lebhaften Propaganda Sir Drumond Frasers.

Vielleicht bilden die zweckmäßigste Grundlage für Kreditoperationen gegenwärtig die Erfahrungen, die Nordamerika, Argentinien und andere Länder gemacht haben, als sie Frankreich, Belgien, Jugoslawien, Deutschland und Österreich Kredite gewährten zum Erwerb von Rohstoffen und zur Einleitung eines Austausches ihrer Produkte gegen Fertigfabrikate.

Die argentinischen Bemühungen

Die von Argentinien 1917/18 durchgeführte Operation, wobei die argentinische Regierung Frankreich und England durch Vermittlung der Nationalbank einen Kredit von 200 Millionen Goldpesos eröffnete, hatte ein durchaus befriedigendes Ergebnis. Die betreffenden Regierungen bezahlten mit dieser ihnen zur Verfügung gestellten Summe die Ankäufe von Getreide und anderen Produkten Argentiniens.

Mit einigem Erfolge ist seitens der argentinischen Regierung auch der Austausch von Produkten aufgenommen worden, wie im vorigen Jahre bei den Wollverkäufen an Deutschland im Austausch gegen Schienen. Zurzeit wird über weitere Operationen mit Deutschland verhandelt; eine betrifft die Lieferung von je hunderttausend Tonnen Lebendvieh und Gefrierfleisch, die auf deutschen Schiffen verfrachtet werden sollen. Für die Zahlung sind sowohl Barzahlungen und Warenlieferungen wie Konsignationssendungen in Aussicht genommen.

Voraussichtlich werden verschiedene Geschäfte dieser Art, die in mehreren Ländern schweben, binnen 12 bis 18 Monaten befriedigend getätigt werden können. Was die Dauer der Verhandlungen bis zum Vertragsschluß anbelangt, so möchte ich annehmen, daß der kürzeste Weg der sein würde, daß die Interessenten in Deutschland, Österreich, Frankreich usw. ihre Verhandlungen in Buenos Aires führen, da derartige Verhandlungen bei Argentiniens Regierung und Volk die willigste Aufnahme finden.

Es ist unbestreitbar, daß ohne eine Vorkehrung, welche die Rediskontierung der von den Käufern gezeichneten Dokumente ermöglicht, die Geschäfte sich in engen Grenzen halten werden. Wir müssen binnen kurzem zur Verwirklichung von Projekten gelangen, wie sie im Dezemberheft der „Revista de Economia Argentina" skizziert sind.

Die wichtigste Tatsache auf diesem Gebiet ist das Projekt einer Emissions- und Rediskontbank, das die argentinische Regierung dem Kongresse vorgelegt hat. Die Bank würde die Gewährung großzügiger Kredite an die Käufer argentinischer Produkte ermöglichen.

Eine andere Form, in der sich Argentinien im Rahmen seiner Kraft betätigt hat, besteht in der Saldierung von Handelskrediten und Hypotheken, deren Gläubiger in Europa leben (in Höhe von mehreren hundert Millionen Goldpesos), in der Repatriierung argentinischer Titel, die bis vor kurzem in Europa gehalten wurden, nach Argentinien und Kauf europäischer Titel. Alle diese Posten machen zusammen annähernd tausend Millionen Goldpesos aus. Das war Argentinien möglich aus Gründen, deren Erörterung zu weit führen würde, obwohl die Preise, die es während des Weltkrieges für seine Produkte erlöste, stets weit unter den Weltmarktpreisen blieben.

Unter die kleineren Mittel zum wirtschaftlichen Wiederaufbau kann auch eingereiht werden die Sendung von Lebensmitteln im Werte von fünf Millionen Goldpesos an die Stadt Wien. Dieser Tropfen Wasser war und ist für viele Wiener Familien der Tropfen, der sie vor dem Untergange rettete. Auf dieser Grundlage ist eine Einrichtung entstanden, die dank einer interessanten und durchdachten Organisation schon seit einem Jahre regelmäßig Liebesgabenpakete sendet und damit zur Erhaltung von 140 000 Personen beiträgt. Maßnahmen dieser Art, die in großer Zahl auch von nordamerikanischen Bürgern getroffen wurden, bilden trotz ihrer relativ geringen Bedeutung lehrreiche Erfahrungen für künftige Organisationen zur Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidung und Rohstoffen auf der Basis langfristiger Kredite.

Die argentinische Produktion

Die Wichtigkeit, die ich den Rohstoffen des äußersten Südens Amerikas beimesse, beruht nicht allein auf der Rolle, die sie ihrer Art und Menge wegen auf dem Weltmarkt spielen. Ich glaube, daß es bei jeder Bemühung um den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas angezeigt ist, die Aufmerksamkeit auf die außerordentliche Leichtigkeit zu lenken, mit der Argentinien dank einer bestimmten nationalen Wirt-

schaftspolitik in der Lage ist, sowohl seinen gegenwärtigen Exportüberschuß beträchtlich zu vermehren, als auch die Mannigfaltigkeit seiner Produktion an Rohstoffen des Pflanzen-, Tier- und Mineralreichs zu steigern. Der ungeheure, der Erschließung harrende Reichtum seines Bodens ist schon so nahe der Oberfläche, daß nur der letzte Spatenstich fehlt, um diese Überfülle zu erschließen. Aber dieser letzte Spatenstich erfordert Wissenschaft, Technik und Arbeitskräfte, die Argentinien bereits in seinen zahllosen inneren Anstrengungen ausgegeben hat (von denen einige jedes Maß überschritten), und über die andererseits Europa und vielleicht auch Nordamerika im Überfluß verfügen. Diese Tatsache ist ein weiterer Beweis für die Wichtigkeit und Notwendigkeit der internationalen Zusammenarbeit zum Besten der beteiligten Völker.

Die argentinische Produktion wird durch folgende Tatsachen gekennzeichnet:

a) sie umfaßt, wie allgemein bekannt, Produkte, die Europa weder in ausreichendem Maße produzieren kann, noch je wird produzieren können, um das gegenwärtige Niveau der Lebenshaltung seiner dichten Bevölkerung aufrechthalten zu können;

b) die argentinische Produktion wächst und kann mehrere Jahrzehnte hindurch mit größerer Schnelligkeit zunehmen als die argentinische Bevölkerung und ihr Konsum;

c) nicht nur können die Exportüberschüsse der gegenwärtigen Produktion gesteigert werden, es kann auch die Zahl der Produkte vermehrt werden.

Hinsichtlich der gegenwärtigen Bedeutung der argentinischen Ausfuhr genügt es, daran zu erinnern, daß sie jährlich 15 Millionen Tonnen beträgt im Werte von über 1 Milliarde Goldpesos (rund 1 Milliarde Dollars). Diese Ausfuhr eines Landes von nur 9 Millionen Einwohnern ist größer als die von Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland zusammen, größer als die Ausfuhr Rußlands oder Österreich-Ungarns vor dem Kriege, größer endlich auch als die von Frankreich und Belgien zusammen. Entsprechend steht es mit der argentinischen Einfuhr.

Achtzig Prozent unserer Ausfuhr bestehen aus folgenden Produkten (in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit): Fleisch, Weizen, Wolle, Mais, Häute und Leinsaat.

Wenn man in einer internationalen Untersuchung die Wichtigkeit der Produktion an Rohstoffen und Lebensmitteln zu betrachten wünscht, so dürfte es sich empfehlen, sie für die verschiedenen Gebiete der Erde unter mehreren Gesichtspunkten festzustellen: 1. die gegenwärtigen Verhältnisse; 2. die künftige Produktion; 3. die Verkehrsverhältnisse; 4. die Stellung des Landes im internationalen Handel.

Die gegenwärtige Lage der argentinischen Produktion ist allgemein bekannt. Aber es ist klar, daß vor Ablauf von zehn Jahren, wenn ganz Europa zu normalen Verhältnissen zurückgekehrt ist — sofern wir diesen glücklichen Zustand erhoffen dürfen — die Aufnahmefähigkeit der durch vegetative Vermehrung und Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse beträchtlich gewachsenen europäischen Bevölkerung erheblich größer sein wird als vor dem Kriege. Und eine kluge Voraussicht gebietet, schon jetzt an die Vermehrung der Rohstoffe und Nahrungsmittel zu denken.

Vor fünfzig Jahren importierte Argentinien Brot, weil es Weizen und Mehl nur in unzureichender Menge hervorbrachte. Andererseits brauchte England Getreide, Wolle und Fleisch. Die Engländer, Menschen von tiefem, praktischem Sinn und großem Weitblick in der Wirtschaftspolitik, begriffen, daß ein fruchtbares Land, das mit 300 Millionen Hektar sechsmal größer als Deutschland ist, annähernd 100 Millionen Hektar dem Ackerbau würde widmen können, und zwar ohne künstliche Bewässerung, ohne Düngung und ohne große technische Schwierigkeiten, und weitere 100 Millionen Hektar der Viehzucht; England erkannte, daß ein solches Land imstande sei, den Bedarf Großbritanniens an Brotgetreide, Fleisch und Wolle zu

decken. Im Jahre 1872, als Argentinien noch Getreide für sein Brot einführte, zählte es noch nicht 1000 Kilometer Eisenbahnen. Die Engländer bauten in Argentinien ununterbrochen Bahnen unter günstigen Bedingungen für das Land, so daß sie gegenwärtig über 36 000 Kilometer verfügen, wenn man die 5000 Kilometer Staatsbahn einschließt, d. h. über ein ebenso ausgedehntes Eisenbahnnetz wie dasjenige des Vereinigten Königreiches selbst. Was waren die wirtschaftlichen Folgen für Großbritannien? Die Gewinne der in den Bahnen investierten Kapitalien blieben immer klein, sie waren also nicht entscheidend. Einigen Nutzen brachte der englischen Industrie die Lieferung von Schienen, Lokomotiven und Wagen, aber das erstrebte letzte Ziel war zweifellos in der Tatsache zu suchen, daß die Produktion an Getreide und Fleisch proportional mit der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes wuchs, und darin, daß das englische Volk in dieser Produktion, von der es lange Jahre über $^2/_3$ aufnahm, einen großen Teil der Rohstoffe fand, die es in jährlich wachsendem Maße für seine Bevölkerung benötigte, und zwar zu Preisen, die niedriger waren als der Weltmarktpreis, ehe die argentinische Produktion auf ihm erschien.

Und viel, unendlich viel größer als der Nutzen Englands ist der Nutzen, den Argentinien aus diesen riesigen Bahnnetzen gezogen hat. Diese Tatsache ist eines der bemerkenswertesten Beispiele für die Wichtigkeit, welche die wirtschaftliche Zusammenarbeit zweier Nationen hat und haben kann, ebenso wie die Zusammenarbeit aller zivilisierten Länder. Nicht durch Abschließung, sondern durch geistigen und kommerziellen Anschluß an die Welt wird die Wohlfahrt eines Volkes gefördert.

Aus derselben Überlegung wie die Engländer begnügten sich die Franzosen nicht damit, dauernd die starken geistigen Bande zu pflegen, die sie mit Argentinien verbanden und noch verbinden, sondern sie wußten auch am Eisenbahn- und Hafenbau teilzunehmen, wobei sie ausgezeichnete Erfolge für ihr eigenes Wirtschaftsleben erzielten. Auch Belgien und andere Nationen trugen in ansehnlichem Umfange dazu bei, den im Boden Argentiniens schlummernden Reichtum eines Nationalvermögens in sichtbaren Reichtum umzuwandeln, der seinen Weg über die Meere finden kann.

Die Vereinigten Staaten haben gleichfalls in einer für beide Teile höchst befriedigenden Form diese Art der Zusammenarbeit mit Argentinien begonnen.

Und diese Zusammenarbeit ist leicht, weil es sich um ein Land handelt, das keine internationalen Probleme kennt, keine Rassen- oder Religionsfragen, weder Haß noch Vorurteile, ein Land, das so geworden ist, wie seine Schöpfer und die Verfassung es gewünscht hatten, wie es Argentiniens Volk und Regierung laut verkünden, die Arme weit geöffnet für alle ehrlichen Menschen der Welt, die auf seinem Boden zu wohnen wünschen.

Die neue Wirtschaftspolitik Argentiniens

Unzweifelhaft bilden heute die Eisenbahnen nicht das dringendste Mittel zur Vermehrung der Produktion, wenn auch der weitere Ausbau des Bahnnetzes, insbesondere der Sekundärbahnen, von großer Wichtigkeit sein wird.

Man wird nicht zu viel von der Verbesserung der Anbaumethoden erwarten dürfen, aber immerhin eine Steigerung des Ertrages um 10 bis 20 Prozent je Hektar. Man kann unseren Ertrag von 700 Kilogramm je Hektar nicht mit dem von 1500 bis 3000 in Europa vergleichen, weil eine argentinische Bauernfamilie bei unserer extensiven Wirtschaftsweise dreimal mehr Weizen produziert, als eine europäische Familie mit gleichem Kraftaufwand und mehr Kapital. Aber daß die Getreideproduktion in Argentinien beträchtlich vermehrt werden kann, ist eine Tatsache, die von allen Sachkennern zugegeben wird.

Crysin, Direktor der Gesellschaft der russischen Kooperativen, der gegenwärtig Nahrungsmittel für Rußland zu kaufen sucht, erklärte mir vor einigen Wochen in

London, daß Rußland binnen vier Jahren erneut mit Argentinien in der Ausfuhr von Getreide konkurrieren werde. Ich wünsche für Rußland und für Europa, daß diese Erwartung in Erfüllung geht, aber ich fürchte, daß es in so wenigen Jahren nicht gelingt.

Eine beträchtliche Vermehrung der argentinischen Produktion wird allerdings nur zu erreichen sein, wenn die erwähnte Politik zu ihrer Entwicklung durchgeführt wird, und wenn außerdem in größerem Umfange als bisher internationale Kredite organisiert werden, welche den Absatz dieser Produkte in Europa erleichtern.

So wichtig auch für Argentinien die Zunahme seiner gegenwärtigen Agrar- und Viehzuchtproduktion sein mag, so wäre es doch höchst nachteilig, wenn sich nicht gleichzeitig mit dieser Zunahme eine größere Mannigfaltigkeit dieser Produktion einstellen würde und eine gleichwertige Entwicklung der argentinischen Industrie. Wir sind an einem wirtschaftlichen Wendepunkt angelangt, der viel Ähnlichkeit zeigt mit dem Deutschland zur Zeit des Volkswirtes List und mit den Vereinigten Staaten vor vierzig Jahren.

Argentinien darf und kann zu seinem Wohl wie zu dem Europas nicht weiterhin ein Land bleiben, das ausschließlich Fleisch, Weizen, Wolle, Häute und Mais exportiert, sondern kann und muß in nicht allzu ferner Zeit Petroleum, Baumwolle und andere Gespinstfasern, Reis, Yerba, Hölzer und zahlreiche Mineralien produzieren und auch exportieren; es kann und muß auch danach streben, seine Produktion in einem fortgeschritteneren Verarbeitungsstadium zu exportieren als bisher. Europa wird im Austausch viele Fertigfabrikate, Chemikalien usw. liefern, die in Argentinien nicht hergestellt werden können, und vor allem Industriemaschinen jeder Art, die Argentinien noch für lange Zeit nicht wird produzieren können.

Die argentinische Wirtschaftspolitik ist zu lange unverändert geblieben, und wenn sie jetzt aus der Agrarperiode zur Industrieperiode übergeht, so wird das in einer Form geschehen, die den gegebenen Verhältnissen Rechnung trägt, d. h. ohne Benachteiligung der Landwirtschaft.

Es dürfte zweckmäßig sein, sich vor Augen zu halten, daß Argentinien bei der Verarbeitung seiner Agrar- und Viehzuchtprodukte noch ein ungeheures Feld vor sich hat. Es genügt ein einziges Beispiel. Die Butterproduktion, die vor dem Kriege 10 Millionen Kilogramm betrug, ist in wenigen Jahren auf 32 Millionen Kilogramm gestiegen; über die Hälfte der Produktion wird ausgeführt. Nachdem Argentinien noch im letzten Vorkriegsjahr 5 Millionen Kilogramm Käse eingeführt hatte, vermochte es später nicht nur schnell seinen eigenen Konsum (20 Millionen Kilogramm jährlich) zu decken, sondern noch ebensoviel zu exportieren. Wenn man berücksichtigt, daß in Argentinien drei Millionen Kühe mit einem Betrag von je fünf Litern täglich gemolken werden, erkennt man, welche Mengen in Betracht kommen, wenn der Ertrag auf sieben bis neun Liter steigt (was bei dem heutigen Arbeitssystem erreichbar ist), und wenn statt drei Millionen alle zwölf Millionen Kühe gemolken werden.

Analoges ließe sich sagen von der Verarbeitung unserer 170 Millionen Kilogramm Häute, dem Waschen unserer 140 Millionen Kilogramm Wolle jährlich, und von dem Spinnen, Weben und der weiteren Verarbeitung eines guten Teiles dieser Produktion.

Was unsere Petroleumquellen anbelangt, die gegenwärtig großes Interesse erregen, so hat man nachweisen können, daß ihre augenblickliche Produktion von jährlich 300 000 Tonnen binnen fünf Jahren leicht verfünffacht werden kann; d. h., daß in wenigen Jahren die Ausfuhr im großen Stile einsetzen kann.

Unsere Produktion einer ausgezeichneten Baumwolle, die unter den günstigsten Verhältnissen wächst, stieg binnen sechs Jahren von drei Millionen auf 20 Millionen Kilogramm, und könnte ganz beträchtlich werden, wenn sie mehr Anreiz und Förde-

rung erhielte. Ähnliches gilt von Reis und einigen anderen Kulturen. Es würde zu weit führen, wenn ich auf die ungeheuren greifbaren Naturschätze Argentiniens, wie die Kohlenlager, die ungeheuren Wälder von Edelhölzern und eine Unzahl Mineralvorkommen eingehen würde. Ich bin fest davon überzeugt, daß es wenig Länder auf der Erde gibt, die in den nächsten 50 Jahren Europa eine gleiche Menge un- und halbfertiger Rohstoffe werden liefern und von Europa eine gleiche Menge Maschinen und Hilfsmittel für ihre industrielle Entwicklung werden kaufen können.

Die großen europäischen Nationen, und vielleicht Deutschland mehr als jede andere, befinden sich heute Argentinien gegenüber in einer ähnlichen Lage, wie England vor 50 Jahren, als es begann, mit seinem Kapital, seinem Finanztalent und seiner entwickelten Technik unser großes Eisenbahnnetz zu bauen.

Was braucht Europa gegenwärtig, wenn es dazu beitragen will, diese neue und wichtige zweite Periode der Entwicklung der argentinischen Produktion zu seinem eigenen Vorteil zu beschleunigen? Heute handelt es sich nicht nur um Schienen und Kapital. Heute muß die Einwanderung wertvoller Menschen, Techniker und Organisatoren hinzukommen, die unter Zusammenarbeit mit der argentinischen Bevölkerung diese neue Wirtschaftspolitik zur Tat werden lassen.

Ich habe mir erlaubt, zu behaupten, daß während der letzten zwölf Jahre unsere Aufnahmefähigkeit für die Einwanderung annähernd erschöpft war. Die Kontingente von 200 000 geringwertigen Einwanderern, die wir in Argentinien in jedem der letzten fünf Jahre vor dem Kriege empfingen, waren mehr, als das Land damals vertragen konnte. In früheren Jahren waren sie nützlich, weil unsere landwirtschaftliche Entwicklung ein schwindelerregendes Tempo angenommen hatte, aber seit 12 bis 15 Jahren machte die Aufnahmefähigkeit täglich dringender die neue Wirtschaftspolitik einer größeren Mannigfaltigkeit der Produktion und größerer Industrialisierung notwendig. Ohne diese neue Wirtschaftspolitik werden wir weniger Einwanderer benötigen.

Die staatliche Kolonisation muß einer der ersten Schritte sein. Aber ich denke dabei nicht an eine schwache Kolonisation wie die bisherige. Die Länder, welche die Kolonistenfamilien senden, müssen durch große Organisationen und mit Staatshilfe bei der Kolonisation mitwirken, und das ist einer der Punkte, hinsichtlich deren Europa, und besonders Deutschland und England, in Argentinien etwas vollbringen können, was sich künftig als den englischen Bahnen ebenbürtig erweisen wird. Die rationelle Kolonisation wird alle Gebiete Argentiniens und alle Kulturen umfassen und wird aus Gruppensiedlungen bestehen müssen, die imstande sind, die besondere kulturelle Atmosphäre mitzubringen, in der die Ansiedler in ihrer Heimat gelebt haben, und gediegene Genossenschaften zu schaffen.

Das größte Hindernis beim wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas

Das schwere Hindernis, das die Schwankungen des Wechselkurses und die fortschreitende Entwertung einiger Währungen für die rationelle Verteilung der Rohstoffe und für die Kreditfrage bieten, hat meines Erachtens zwei Seiten: die der vorübergehend ungünstig gewordenen internationalen Zahlungsbilanz und die der systematisch und dauernd passiven Bilanzen.

Der erste Fall ist ebenso wie der Fall der übermäßigen gelegentlichen Papiergeldemissionen nicht schwerwiegend, solange diese Unzuträglichkeiten und Schäden nicht von Dauer sind.

Aber wenn ein Land eine ungünstige Zahlungsbilanz, eine ebenso ungünstige Bilanz der Staatsfinanzen hat und in die Zwangslage versetzt ist, beständig neue

Emissionen zu machen, so werden die Unzuträglichkeiten und Schwierigkeiten organisch, dauernd und unvermeidlich, unter schweren Schädigungen für das betreffende Land und für alle anderen, die direkt oder indirekt mit seiner Wirtschaft verbunden sind.

Um jedes Mißverständnis zu vermeiden, möchte ich bemerken, daß ich nicht die internationale Wirtschaftsbilanz meine, weder die der Werte noch auch die eigentliche Handelsbilanz, noch endlich auch eine Bilanz der Kredite, ich meine vielmehr die reale Bilanz der Zahlungen, wie sie Tornquist in Argentinien und Schmidt in Frankfurt auffassen, bei denen auf der Aktiv- und Passivseite alle wirklich erfolgten Zahlungen erscheinen.

In dieser sehr ernsten Lage der dauernden passiven Bilanz befinden sich Deutschland und andere Länder, und angesichts des enormen Gewichtes, das sie in die Wagschale der Weltwirtschaft werfen, wirkt ihre Krisis auf andere Länder zurück und tut dies in täglich wachsendem Maße, solange nicht die Papiergeldflut eingedämmt und der dauernden Zunahme der Passivität Einhalt geboten wird, die durch Faktoren bedingt ist, die weniger wirtschaftlichen als vielmehr politischen und finanziellen Charakters sind.

Die fortschreitende Entwertung der Mark ist unvermeidlich, wie ich schon vor einem Jahre auseinandergesetzt habe, die Mark kann dem Wege der österreichischen Krone folgen und schwere Krisen in allen Ländern Europas hervorrufen, wenn nicht ein annähernder Ausgleich in der äußeren Zahlungsbilanz Deutschlands und in seinen inneren Finanzen sich vollzieht, und wenn die neue innere Preispolitik nicht gesündere Bahnen einschlägt.

Wie allen, die überhaupt sehen wollen, bereits klar geworden ist, besteht das einzige Heilmittel darin, daß die Alliierten die ungeheuren Besatzungskosten vermindern, ein großzügiges und langbefristetes Moratorium für die Reparationen zugestehen und dann die rohstoffproduzierenden Länder lange Kredite gewähren.

Wenn diese drei dringend erforderlichen Maßnahmen getroffen werden, so können das Deutsche Reich und auch andere Staaten ihre inneren Finanzen in Ordnung bringen. Sehr bald würde sich dann die Stabilisierung der Mark einstellen. Andererseits glaube ich, daß eine „Deflation" weder für Deutschland zu erwarten ist, noch auch daß sie wünschenswert wäre.

Mit Keynes stimme ich darin überein, daß das Hilfsmittel einer großen internationalen Anleihe nicht zu verwirklichen ist. Eine Anleihe von einigen hundert Millionen wäre nützlich, wenn diese organischen Ursachen der Störung des Gleichgewichts von Grund aus behoben sind.

Mit diesem ersten Schritt in der Richtung auf die Stabilisierung könnte der zweite getan werden: die Einrichtung eines Konversionsfonds und einer Institution ähnlich der argentinischen Konversionskasse. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihren Kassen alsbald nach der Errichtung Gold zuströmen würde und Deutschland dann anfangen könnte, seine Kriegsschulden zu bezahlen.

Von der argentinischen Konversionskasse möchte ich nur erwähnen, daß sie ohne eine einzige Münze eröffnet wurde und heute über einen Goldbestand verfügt, der 82 Prozent unseres gesamten Umlaufs an Zahlungsmitteln darstellt. Mit den 500 Millionen Goldpesos der argentinischen Konversionskasse könnten bei dem heutigen Kurse der gesamte deutsche Notenumlauf (200 Milliarden Mark) und außerdem die 300 Milliarden Mark betragende schwebende Schuld Deutschlands abgedeckt werden.

Wenn Argentinien das in 30 Jahren erreicht hat, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß es in wesentlich kürzerer Zeit diesen 60 Millionen Menschen möglich sein würde, die mit der Wissenschaft, der Technik und der Arbeit einen förmlichen Kultus

treiben, dieser Rasse, die eine so außerordentliche Kulturhöhe erreicht hat, diesem weisen und tatkräftigen Volke.

Wie groß wäre im günstigsten Falle die Zahlungsfähigkeit Deutschlands? Argentinien schuldet dem Auslande in Gestalt von Eisenbahnaktien, Staatsschulden, Hypothekenpfandbriefen usw. über 2½ Milliarden Goldpesos und kann den Zinsendienst hierfür pünktlich erfüllen. Diese Abhängigkeit vom Auslande beeinträchtigt heute unser wirtschaftliches Leben nicht mehr im geringsten. Wenn Deutschland seine wirtschaftliche Freiheit zurückerhält, so wird es, da seine Leistungsfähigkeit annähernd drei- bis viermal so groß ist als diejenige Argentiniens, ohne Zweifel auswärtige Verpflichtungen in drei- bis vierfacher Höhe erfüllen können, d. h. in Höhe von 30 bis 40 Milliarden Goldmark. Ich glaube, daß die gesamten Zahlungen ans Ausland (Besatzungskosten, Zwangslieferungen, Reparationen usw.) die Zinsen dieser Summe nicht wesentlich übersteigen können, die wahrscheinlich das Maximum der deutschen Leistungsfähigkeit darstellt, immer vorausgesetzt, daß Deutschland die Frist erhält, die es jetzt braucht, um seine internationale Zahlungsbilanz und seine inneren Finanzen in Ordnung zu bringen mit dem Ziele, seine Währung zu stabilisieren und sich frei in der ganzen Welt zu betätigen. Werden diese Vorbedingungen erfüllt, so steht zu erwarten, daß Deutschland seine Verpflichtungen aus dem Kriege erfüllen kann, und zugleich würde die Weltwirtschaft von einem Alpdruck befreit.

* * *

Es sei mir gestattet, damit zu schließen, daß ich, für einen Augenblick die technischen Probleme beiseite lassend, eine ethische Grundlage des wirtschaftlichen Wiederaufbaus berühre.

Keinen Aufschub duldet die Notwendigkeit, die Leiden der Gesamtheit und des einzelnen in der inneren und äußeren Politik auf ein menschliches und erträgliches Maß zu mildern, Leiden, welche der Krieg gebracht hat, und welche die Friedensverträge ins Riesenhafte gesteigert haben.

Keinen Aufschub duldet die Notwendigkeit, daß die Männer, die über das Schicksal der Völker gebieten, sich zu Verhandlungen entschließen, die zu einem wirklichen Frieden führen, zu einem Frieden ohne Haß und ohne Knechtschaft.

Jeder Tag Verzögerung bedeutet eine weitere Erschwerung des wirtschaftlichen Wiederaufbaus Europas und der Wiederherstellung der Wohlfahrt seiner Bewohner.

Politische Strömungen in der indischen Kultur

Von

Benoy Kumar Sarkar

I

Auf der Grundlage vergleichender Studien von Jahrhundert zu Jahrhundert will ich das folgende Ergebnis vor Augen führen: Es gab in Griechenland, in Rom, im Mittelalter und bis zur industriellen Revolution keine politischen, wirtschaftlichen und staatsrechtlichen Anstalten, für welche nicht eine Parallele oder ein gleicher Vorgang auch in Indien gefunden werden konnte, und zwar in dem Zeitraum gleichgestellt mit dem von Perikles bis Dante. Diese Gleichheit zwischen dem

Osten und dem Westen findet man in der Realpolitik sowie in der Staatsphilosophie — in ihrer Kraft wie auch in ihrer Schwäche.

Ich will nur einen kurzen Einblick in die demokratischen Einrichtungen, in die weltherrschaftliche Verwaltungskunst, in das republikanische Staatsleben, in die Lehre des Widerstandes und in die allgemeine Philosophie des persönlichen Energismus geben, welchen das indische Volk so oft in seiner Geschichte bewiesen hat.

II

Swarâj (Demokratismus)

Wir wollen mit den Swarâj-Anstalten, das heißt den demokratischen Körperschaften, in welchen das Volk des Landes zusammenarbeitet, anfangen und die religiösen, wissenschaftlichen und Erziehungsanstalten beiseite lassen. Doch vielleicht ist es von Interesse, zu wissen, daß in der Zeit der ersten Jahrhunderte nach Christus eine literarische Akademie, genannt die Tamil Sangam, sehr einflußreich in Madura (Südindien) war. Diese Gesellschaft von Schriftstellern bestand aus 49 Mitgliedern. Die Aufgabe dieser Akademie war, das Unkraut in der Poesie und den Erzählungen auszurotten.

1. Geschworenengerichte

Das Schwurgerichtssystem ist eine der ältesten Einrichtungen, durch welche die Indier sich ihrer Swarâj oder volkstümlichen Selbständigkeit erfreuten. Ungefähr 387 vor Christus wurden einige buddhistische Mönche von den Ubbahika, das heißt von den Geschworenen in Vesali, einer Stadt in Ostindien, verhört. Solche Geschworenengerichte waren etwas Alltägliches in der Sangha, das heißt in den kirchlichen Regierungsformen.

Dieses System herrschte auch im Kaiserreich der Maurya (ca. 300 v. Chr.). Nach dem Artha-schastra (das heißt „Die Wissenschaft der staatlichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten") von Kautilya, der zu jener Zeit Finanzminister war, wurden die sämtlichen Streitigkeiten betreffs der Ansprüche auf Land von den leitenden Männern der Nachbarschaft untersucht und geurteilt. Und wenn die Meinung nicht übereinstimmend war, dann wurde der Rechtsfall dem Mehrzahlprinzip gemäß entschieden.

Das Prinzip des Schwurgerichts ist von Schukra, dem Staatspolitiker des achten Jahrhunderts n. Chr., in seinem Buch „Nitischastra" (das heißt, die Wissenschaft des politischen Lebens) auf folgende Weise beschrieben worden: „Die Leute, die im Dorf und im Walde wohnen, sollen von ihresgleichen verhört werden, die Kaufleute von Kaufleuten und die Soldaten von ihren Kompaniekameraden." So sehen wir hier die Gebrauchsweisen der „Femgerichte" vom 13. Jahrhundert, die ein Merkmal der Germanen zwischen dem Rhein und der Weser waren.

2. Methoden des öffentlichen Lebens

In allen Zeiten haben die Inder die Methoden der Beratung in öffentlichen Versammlungen gebraucht. Wir werden nur einige Punkte anführen.

Es gibt zwei Rechtsbücher vom 4. Jahrhundert v. Chr., in welchen wir die Regeln für die Versammlungen vorfinden. Das erste kennt man unter dem Namen Mahâ-vagga, das heißt „Die große Sammlung der Gesetze", und das andere ist bekannt als Chulla-vagga, das heißt „Die kleine Sammlung der Gesetze".

Eine Vorschrift in der Mahâ-vagga ist die folgende: „Sollte eine offizielle Handlung von einer unvollständigen Versammlung besprochen werden, dann muß diese als rechtsungültig angesehen und darf nicht als eine fertige Arbeit behandelt

werden." Unter solchen rechtswidrigen Begebenheiten nennt uns die Mahâ-vagga jene, in welchen die beschlußfähige Anzahl von Männern in einer Versammlung fehlt.

Die Chulla-vagga beschreibt drei Methoden von Wahlarten: die geheime Methode, die Methode des Flüsterns und die offene Methode. Schmale, farbige Röhrchen (Salâkâ) wurden bei der Abstimmung gebraucht, und jede Farbe bedeutete eine bestimmte Meinung.

3. Wirtschaftliche Verbände

Ähnliche Methoden der demokratischen Beratungen wurden von Bauern, von industriellen Arbeitern und von Kaufleuten angewendet. Dies wissen wir hauptsächlich von den Statuten der beiden Rechtsgelehrten Brihaspati (ca. 500 n. Chr.) und Nârada (ca. 700 n. Chr.).

Die wirtschaftlichen Verbände waren allgemein als die S r e n i bekannt. Diese indischen Körperschaften können wir mit den Zünften und Innungen im europäischen Mittelalter vergleichen.

Die Sreni wurden von einem Rat, bestehend aus zwei, drei oder fünf Personen, geleitet. Sie hatten ihre eigenen Innungshäuser, in denen sie ihre Angelegenheiten besprachen. Gesetzlich waren die ökonomischen Korporationen als öffentliche Anstalten anerkannt. Die Sreni hatte das Recht, mit anderen Körperschaften Verträge (die in indischer Sprache Samaya genannt sind) abzuschließen, und die zwischen den Zünften abgeschlossenen Verträge wurden vom Staate für gleichberechtigt erachtet, wie die zwischen den Einzelpersonen.

Die schriftliche Vollmacht konnte von der Innung auf eines ihrer Mitglieder übertragen werden, und dieses konnte von dieser Vollmacht im Gericht und in andern öffentlichen Anstalten Gebrauch machen. Die Innungen übten das Recht aus, die Zahl der Lehrlinge und Gesellen sowie die Arbeitsstunden zu bestimmen. Schon 500 v. Chr., in der Zeit des Juristen Gautamas, hatten die Verbände der Kaufleute, Handwerker, Bauern, Musiker und Geldverleiher alle ihre eigenen Gerichtshöfe. Zusammengenommen werden die Europäer in dieser Swarâj oder Selbständigkeit der indischen Innungen nichts anderes finden, als liber burgus — die städtische Freiheit — welcher sich die Bürger von Köln, Florenz, London, Paris und anderen Städten des Mittelalters dank der politischen Tätigkeit der wirtschaftlichen Korporationen erfreuten.

III

S a b h â (Versammlungen)

Die volkstümliche Verwaltungskunst und die Fähigkeit der Gemeinarbeit ist in den verschiedenen gesetzgebenden Körperschaften deutlich erkennbar. Die indische Geschichte macht uns mit drei Stufen solcher S a b h â oder Versammlungen bekannt. Diese waren die Dorf-, Stadt- und Reichsräte, und selbstverständlich stimmten sie mit den Gerichtsbezirken überein.

1. Der Ortsvorstand.

Den vorgeschriebenen Regeln des Ortsvorstandes im Kaiserreich der Chola in Südindien (900 bis 1300 n. Chr.) entsprechend, mußten die Mitglieder des Gemeinderates älter als 30 und jünger als 75 Jahre sein. Zu gleicher Zeit mußte man zwei wichtige Bedingungen erfüllen, wenn man als Mitglied aufgenommen werden wollte. Zu allererst war es notwendig, Eigentümer von wenigstens 1¼ Acker Land zu sein, für welches der Regierung eine Steuer bezahlt werden mußte. Zweitens war man verpflichtet, Besitzer eines auf eigenem Grunde erbauten Hauses zu sein.

Die Macht der Ortsbehörde im mittelalterlichen Indien war ungeheuer. Im elften Jahrhundert hatten die Dorfversammlungen in Madras und in Ceylon das

Recht, in Mord- und Diebstahlsfällen das Urteil zu sprechen. Sie konnten die Verbrecher bestrafen. In gewissen Gegenden waren diese Ortsbehörden die alleinigen Eigentümer des Landes, und sie konnten sogar die „Hauptmänner des Jahres", das heißt die gewählten Beamten, für ihre Nachlässigkeit im Dienste bestrafen.

Oft erhielt die Behörde größere Landstücke als Geschenk für wohltätige Werke, und diese wurden von eigens dazu ernannten Kommissionen verwaltet. Für die gleichen Zwecke übernahmen sie Geldanleihen, und so funktionierten sie gleich einer Bank. Alle örtlichen Steuern wurden von ihnen eingesammelt. Manchesmal hatten sie das Recht, ganze Dörfer von diesen Steuern zu entlasten. Alle diese Nachrichten stammen von den Urschriften in der tamilischen Sprache.

2. Städtische Korporation

Die Stadt Pataliputra am Ganges wird von dem Griechen Megasthenes, welcher der Botschafter beim Maurya-Kaiserreich war (302 v. Chr.), beschrieben. Man liest in seinem Buch „Indika", daß der Stadtrat aus 30 Mitgliedern bestand und in sechs Abteilungen eingeteilt wurde. Die Pflege der städtischen Gebäude, die Festsetzung der Preise, die Verwaltung der Märkte, Straßen, Hafenanlagen usw., die Überwachung des Handels und der Industrie, die Zahlennachweisung der Bevölkerung, die Anwendung des Sanitätsrechts und andere öffentliche Angelegenheiten wurden alle zusammen vom Rat der Stadtväter geleitet.

Megasthenes berichtet uns nicht, ob in seiner Zeit jemand singen konnte:

„Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort."

Aber es besteht kein Zweifel, daß nach den in seinem Buch angegebenen Messungen die indische Hauptstadt am Ganges die größte Stadt der Welt war. Der Umfang von Pataliputra war mehr als viermal so groß, wie der von Athen in der Zeit des Perikles oder der von Rom unter Augustus. Der ganze Umkreis, wie ihn Megasthenes selbst sah, war beiläufig 21½ englische Meilen, somit war er ungefähr doppelt so groß, wie der von Rom in der Zeit des Aurelius.

Folglich müssen die Lehrer der vergleichenden Politik die Tatsache gelten lassen, daß die indischen Bürgermeister atlantische Schultern haben mußten, um die Verantwortung von zwei europäischen Roms in einer morgenländischen Weltstadt zu tragen.

3. Reichsrat

Während der ersten Jahrhunderte n. Chr. gab es fünf große „Versammlungen" in den Königreichen der Chera, Chola und Pândya im fernsten Südindien. Die Rechte und Privilegien des Volkes waren von dem Rat der Volksabgeordneten geschützt. Der Priesterrat besorgte die religiösen Festlichkeiten. Der Rat der Ärzte übernahm die Versorgung der öffentlichen und königlichen Gesundheit. Der Rat der Astrologen setzte die Daten der nationalen Zeremonien fest. Letzterer war dem der Auguren in Rom gleich. Schließlich leitete der Ministerrat die Verwaltung der Gerichte und staatlichen Finanzen. Jede dieser fünf Versammlungen hatte ihr eigenes Rathaus in der Hauptstadt, um ihre Geschäfte und Beratschlagungen auszuführen.

IV

Pax Sârva-bhaumica (Der Friede des Welt-Kaiserreichs)

Es ist klar, daß die Swarâj-Einrichtungen mannigfache Gelegenheiten in Indien erzeugten für die Selbständigkeit des Willens und den Geist der Zusammenarbeit. Wir müssen jedoch nicht denken, daß das politische Leben nur in der atomistischen

Richtung, zum Beispiel in der örtlichen Freiheit und anderen Formen der demokratischen Dezentralisation, funktionierte. Im indischen Staatsleben gab es auch eine andere Strömung, welche gerade im Gegensatz zum Swarâj-Prinzip arbeitete.

Dieses entgegengesetzte Prinzip findet man in der Zentralisation und in der Verwaltungseinheit vor, welche von Zeit zu Zeit von den mächtigen Staatsmännern und Herrschern eingerichtet wurde. Der größte Ehrgeiz der politischen Tätigkeit bestand in der Erringung des höchsten Status, nämlich des Sarva-bhaumas, das heißt des Weltherrschers. Der Sarva-bhauma war gleichgestellt dem „dominus omnium" oder dem Meister der „universitas quaedum", beschrieben von dem mittelalterlichen Juristen Bartolus (ca. 1350), und dem Weltmonarch, den Dante in seinen politischen Forschungen „De Monarchia" erhoffte.

Auf jeden Fall finden wir in der indischen Geschichte viele Versuche, die verschiedenen Teile des Landes und die verschiedenen Volksstämme zusammenzubringen. Durch solche Vereinigungsverfahren wurden die Zentripetalkräfte in Wirksamkeit gesetzt. Und so wurde der nationale Friede errichtet, den man Pax Sârva-bhaumica nennen kann, will man eine neue politische Kategorie nach der Pax Romana schmieden.

Jetzt wollen wir von einigen imperialistischen Einrichtungen sprechen, die dazu dienten, Weltfrieden (Pax Sarva-bhaumica) zu errichten und zu gleicher Zeit gegen die zentrifugalen Kräfte der Swarâj zu wirken.

1. Heerstraßen

Im elften Jahrhundert erbaute Kaiser Kuloltunga (1070—1118) eine Heerstraße der Koromandelküste in Südindien entlang. Sie war 1200 englische Meilen lang und erstreckte sich von den Ufern der Mahanadi in Orissa bis nach Kottaru in der Nähe von Kap Comorin.

Im 4. Jahrhundert v. Chr. baute Chandragupta Maurya eine Landstraße in Nordindien. Sie war 1100 Meilen lang und reichte von der Hauptstadt Pataliputra bis zu der Grenze von Afghanistan, welches damals ein Teil des indischen Reiches war. Die Lehrer der politischen Geographie und der Geschichte des römischen Kaiserreichs brauchen nicht auf die militärische und wirtschaftliche Wichtigkeit solcher Straßen aufmerksam gemacht zu werden.

2. Volkszählung und Vermessung

Die Volkszählung im Maurya-Kaiserreich war sehr umfassend. Die Beamten zählten nicht nur die Bewohner der Häuser, sondern notierten sich auch die Felder, die Gärten, die Straßen, die Haiden, die Wasserleitungsanstalten usw. Solche Erkundigungen wurden von dem Kaiser Raja-raja im Jahre 986 n. Chr. eingezogen. Er hatte alle Länder ausgemessen und ein schriftliches Gesetz über die Steuer und das Recht seiner Untertanen ausgearbeitet.

Eine andere solche Vermessung wurde von dem Kaiser Kulottunga im Jahre 1086 unternommen. Hier müssen wir bemerken, daß im gleichen Jahre der König Wilhelm von der Normandie die Domesday-Ausmessung in England unternahm. Er versuchte die gleiche politische Vereinigung seines eigenen Landes zu erzielen, wie die zeitgenössischen morgenländischen Herrscher, die Cholas in Südindien oder die noch früheren Mauryas es machten.

3. Kriegsamt

Was die finanzielle Organisation, die Klasseneinteilung der Beamten und die Gerichtsrangordnung angeht, so ergibt sich in Indien ein Bild ähnlich der Zentralisation der französischen Monarchie unter Ludwig XIV. im größten Maße. Der

Raum gestattet nicht, hierbei zu verweilen, wohl aber bei der militärischen Grundlage des indischen Weltfriedens.

Nach Kautilya war das Zentrum von je 800 Dörfern der Sitz einer Festung namens Sthâniya. Im Zentrum von 400 Dörfern war eine Festung namens Dronamukhya errichtet. 200 Dörfer hatten als Mittelpunkt eine Festung namens Khârvâtika. Und eine Festung namens Samgrahana wurde in die Mitte von 10 Dörfern gestellt. So ist der strategische Plan der Festungen, in dem Arthaschastra empfohlen, welcher dazu diente, der Einigkeit zu helfen, also Pax Sârva-bhaumica zu errichten.

Das maurjanische Kriegsamt bestand aus 30 Mitgliedern, und die Gesamtzahl des stehenden Heeres, wie beschrieben von Megasthenes, Plutarch und Plinius, aus 690 000 Mann. Die Gesamtzahl des stehenden Heeres im römischen Kaiserreich erreichte ihre Höhe unter Tiberius (14—37 n. Chr.) und zählte nur 320 000 Mann. Infolgedessen hatte der indische Generalstab die Fähigkeit, mehr als zweimal soviel Mann, wie das römische Heer hatte, zu unterhalten, auszurüsten und zu mobilisieren.

Im großen und ganzen können wir uns fragen: War das römische Reich sogar unter Diokletian und Konstantin mehr zentralisiert und vereinigt als das indische Reich unter Sarva-bhaumas (Weltherrscher)? Wie unterscheidet sich dann der Geist des Westens von dem des Ostens?

V

Mâtsja-Njâja (Die Logik der Fische)

1. Einheit

Die staatliche Einheit war in Indien nicht weniger häufig als in Europa. Wir sollten eher sagen, daß, wenn man die Bevölkerung und den Flächeninhalt betrachtet und vergleicht, so findet man, daß das Kaiserreich der Gupta (im 5. Jahrhundert n. Chr.), das Reich der Wardhana (im 7. Jahrhundert n. Chr.) und das Reich der Chola (im 11. Jahrhundert n. Chr.) vom Reiche Karls des Großen an Größe kaum erreicht wurden.

Natürlich kann die Einheit und die Ausdehnung der verschiedenartigen Reiche des Habsburger Karls V. mit jenen des maurjanischen Kaiserreichs nicht verglichen werden. Nur einmal in der europäischen Geschichte, nämlich unter dem römischen Kaiserreich während des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr., war die politische Vereinigung nach dem Muster der Maurja durchgeführt.

2. Rassenkampf

Das Nationalitätsprinzip war in Indien so wenig bekannt wie im Abendlande. Die Theorie, daß die Grenzen eines Staates mit denen der Rasse oder besser gesagt mit denen der Sprache übereinstimmen sollten, ist der bestimmte Beitrag, den Europa im 19. Jahrhundert durch den Idealismus Mazzinis und die Tätigkeit Bismarcks der Menschheit gab.

Aber während aller Zeiten von den homerischen Kriegen an kannte das Abendland nur, was Gumplowicz in seinem Buch „Rassenkampf" den „Naturprozeß" nannte. Dieser Naturprozeß ist nichts anderes, als was Spinoza den „Naturzustand" geheißen hat, welchen er als wirklichen Kriegszustand beschrieb. Nach John Stuart Mill ist es die „Anarchie der Vögel und Tiere". Das politische Leben in Indien hat nur diese Schwachheit des Abendlandes wiederholt.

Der gleiche Naturprozeß ist in der indischen Staatslehre als das Mâtsja-Njâja, d. h. die Logik der Fische, bekannt. Es bedeutet die Kämpfe zwischen den Staaten und das Überleben des Stärkeren. Somit wurde in Indien die sogenannte Pax Sarva-bhaumica oder der Weltfriede von den vielfältig kämpfenden Staaten zerstört.

Wenn man bedenkt, daß Indien so groß ist, wie ganz Europa ohne Rußland: warum sollte man sich dann wundern, wenn man dort ebensoviele Großmächte, „neutralisierte Staaten", Pufferstaaten usw. auf allen Stufen der Freundschaft oder Feindschaft (nach der Kautilyanischen Theorie der Mandala, d. h. der internationale Kreis) ganz gleich wie in Europa findet. In der Staatswissenschaft sollte man nicht einen Maßstab für den Osten und einen andern für den Westen gebrauchen.

3. Aufgeklärter Despotismus

Eine Zergliederung des privaten Rechtes der Indier, z. B. die Gesetze über das Eigentum, den Landesbesitz, die Stellung der Bauern, den Zustand der Frau usw. würde auch zeigen, daß im Altertum und im Mittelalter bis zur französischen Revolution die Europäer sowie die asiatischen Völker dieselben Vorteile sowie die gleichen Nachteile erfahren haben. Folglich muß von allen Seiten zugegeben werden, daß vom Standpunkte der Verfassung die Kaiserreiche der Indier denen unter solchen „aufgeklärten Despoten" wie Peter dem Großen, Friedrich dem Großen und Joseph II. als ebenbürtig erachtet werden müssen. Auf Grund der historischen und objektiven Tatsachen kann man in keiner Weise behaupten, daß die politische Psychologie, die im Hintergrund der indischen Einrichtungen, Rechte und Sitten wirkte, von der der Franzosen unter den Bourbonen oder von der der Deutschen bis zum Freiheitskampf verschieden war.

VI

Gana (Republik)

Das öffentliche Recht der Indier entwickelte sich auch außerhalb des Monarchiekreises. Die Macht der Bevölkerung schuf bei verschiedenen Gelegenheiten völlig königlose, d. h. republikanische Verfassungen. Während dreier Perioden blühten die Republiken, die in der indischen Sprache Gana genannt sind, und wir kennen wenigstens 25 Arten solcher republikanischen Staaten.

Die erste Periode schließt das 5. und 6. Jahrhundert v. Chr. ein (ca. 600—450). Die zweite umfaßt die Zeit Alexanders (ca. 324 v. Chr.). Die dritte lag zwischen dem 2. Jahrhundert vor und dem 4. Jahrhundert n. Chr. (150 v. Chr. bis 350 n. Chr.).

a) ca. 600—450 v. Chr.

Während des ersten Zeitraums finden wir die Republiken in dem Tale des Ganges errichtet, hauptsächlich in dem Gebiet, das wir heute als Bihar kennen.

1. Sakiya

Shakya, der Buddha, war, wie uns sein Name zeigt, ein Bürger der Republik der Sakiya. Sein Vater Suddhodana und sein Vetter Bhaddiya wurden zu verschiedenen Zeiten zu Präsidenten des Staates erwählt. Die Volksüberlieferung, die uns mitteilt, daß Shakya sein Prinzenrecht ablegte, beruht auf Irrtum, da er gar nicht der Sohn eines Königs, sondern der Sohn eines Präsidenten der Republik war.

Die Bevölkerung des Sakiya-Staates betrug 1 Million und bewohnte ein Gebiet, das 50 Meilen vom Osten zum Westen lang war und sich 30 bis 40 Meilen südlich vom Himalayagebirge erstreckte. Die gerichtlichen und Verwaltungsgeschäfte wurden in einer öffentlichen Versammlung erledigt. Das Rathaus in der Hauptstadt, namens Kapilavastu, hieß Santhâgâra. Auch in anderen Städten der Republik gab es solche soziale Zentrums für das Volk.

2. Vajji

Die Vajji-Republik war ein Bundesstaat im alten Indien. Sie wurde von acht verschiedenen Nationen gebildet, die früher voneinander unabhängig waren. Die Hauptstadt dieser vereinigten Staaten war Wesali.

Die allgemeine Versammlung dieses Staates bestand, wie wir aus den Erzählungsbüchern oder Jatakas (z. B. von der Chullakalinga Jataka und der Ekapanna Jataka) erfahren, aus 7707 Mitgliedern. Mit andern Worten gesagt: an dieser Versammlung wie in jener der Sakiya haben sich alt und jung beteiligt.

Der Ministerrat dieser Versammlung war jedoch sehr beschränkt. Er bestand aus neun Mitgliedern, die Gana-rAyAna, d. h. die Hauptmänner der Republik genannt wurden.

Aus dem Buch AtthakathA wissen wir, daß die gerichtlichen Verhandlungen der Vajji-Republik übermäßig demokratisch waren. Damit ein Verbrecher bestraft wurde, mußte er von den sieben aufeinander folgenden Gerichten einstimmig für schuldig erklärt werden. Aber sobald ein einziges Gericht ihn für unschuldig fand, wurde er freigesprochen.

Die Ortsverwaltung unter diesen Republikanern war nicht das Monopol des männlichen Geschlechts. Die Anlage der Gärten, die Errichtung von Zusammenkunftshallen und Ruhehäusern, die Aushöhlung von Wasserbehältern und die Erbauung und Ausbesserung von Straßen und andern nützlichen Werken wurden von den Männern und Frauen zusammen bearbeitet und behandelt.

b) ca. 330 v. Chr.

Während Alexanders Zeiten waren der Pandschab und das ganze Tal des Indus reich an kräftigen republikanischen Städten und Dörfern.

1. Patala

Nach dem Sizilianer Diodorus, dem Welthistoriker, gab es ein Spatra in Indien. Es war die Stadt Patala, welche an der Spitze der Deltamündung des Indus lag. In dieser Stadt wurde das militärische Kommando zwei Erbprinzen gegeben, die zwei verschiedene königliche Familien repräsentierten. Doch die allgemeine Verwaltung wurde dem obersten Rat der Ältesten anvertraut.

2. Aratta

Die Arattas bildeten eine demokratische Genossenschaft, die wegen ihrer Räubereien bekannt war. Aber ihre militärische Hilfe und Mitarbeit erwies sich dem Kaiser Chandragupta Maurya sehr nützlich während seiner ruhmreichen Feldzüge gegen die Mazedonier und die Greco-Syrier.

3. Malava-Kshudraka-Allianz

Zwei andere Republiken zogen die besondere Aufmerksamkeit der Griechen auf sich. Dies waren die Malloi (Malava) und die Oxydrakoi (Kshudraka). Gleich den Athenern und Spartanern im alten Griechenland standen diese zwei Gana im fortwährenden Kampfe zueinander.

Alexander erfuhr jedoch einen heftigen Widerstand von ihnen, weil sie bei diesem Anlaß, der mit dem persischen Überfall in Griechenland verglichen werden kann, es ausgezeichnet verstanden, den überlieferten Haß zu vergessen und eine freundliche Entente gegen den gemeinsamen fremden Feind zu organisieren. Diese Allianz wurde durch Ehen zwischen den beiden Völkern gestärkt. Diodorus teilt uns mit, daß ein Austausch von 10 000 Bräuten stattfand.

c) ca. 150 v. Chr. bis 350 n. Chr.

Die Nachkommen dieser Republiken sah man in dem Pandschab, Rajputana und Malwa, so spät wie im 4. Jahrhundert n. Chr.

Die Yaudheya vom Pandschab waren eine militärische Rasse. In den Inschriften wurden sie als die „Helden der Kshatriya", d. h. die Waghalsigsten und Mächtigsten, beschrieben. Sie erwarben sich in dem indischen Wehrkampf gegen Alexander einen großen Ruhm.

Im Süden der Yaudheya, zwischen den zwei Flüssen Chambal und Betwa, lag das Gebiet der Malavas. Auch diese Völkerrasse zeigte sich tapfer im Kriege gegen Alexander.

Diese und andere Republiken mußten sich der Macht des Kaisers Samudra-gupta (ca. 350 n. Chr.) in gleicher Weise ergeben, wie sich die griechischen Republiken der Herrschaft des Königs Philipp von Mazedonien nach dem Kampf bei Chäronea fügen mußten.

VII

Widerstandslehre

1. Vertrag zwischen dem König und dem Volke

Sogar in der monarchischen Regierung wurde der Demokratismus der Indier durch die volkstümlichen Wahlen für den Kaiser gesichert und gestärkt. Hand in Hand mit der Praxis der Wahlen ging der Brauch, daß der König seinen Eid vor dem Volke ablegen mußte.

In dem vedischen Buch Aitareya Brâhmana lesen wir eine der ältesten Formen, in der der König sein Versprechen dem Volke gab. Der König sagte: „Wenn ich euch unterdrücken würde, dann soll ich das Recht auf den Himmel, mein Leben und meine Nachkommenschaft verlieren, sowie alles Gute, das ich von meiner Geburtsnacht bis zu meiner Todesnacht getan habe."

König Prithu gab seinem Volke ein Versprechen, welches in der Mahâbhârata aufbewahrt ist. Er sagte: „Ich werde das bhauma, d. h. mein Vaterland immer als Brahma, d. h. als den höchsten Gott ansehen. Was immer als Gesetz des öffentlichen Wohles anerkannt ist, werde ich ohne jede Verzögerung erfüllen. Ich werde niemals mein eigenes Vergnügen suchen."

In diesen Versprechungen werden die Europäer das Muster des von den fränkischen Königen gegebenen Eides finden. Gleich wie in Europa, so auch in Indien wurden diese Versprechungen die Grundlage eines Samaya, d. h. Vertrages zwischen dem König und dem Volke. Wenn der König sein Versprechen nicht hielt, dann war es wirklich ein Bruch des Vertrages. Deshalb konnten bei verschiedenen Gelegenheiten die Indier ihr Recht, einen König abzusetzen, ausüben.

2. Königsmord

Infolgedessen nahm die Lehre des Widerstandes in der Staatsphilosophie eine große Stellung ein. Nach dem Philosophen Kautilya war das Schicksal eines Tyrannen die Vertreibung aus dem Lande. Auch erklärte er, daß der größte Zorn der des Volkes ist.

Das Mahâbhârata findet die Tötung des Königs richtig, wenn er sein Reich ruiniert und zerstört. Gegen den Tyrannen ist das Gesetzbuch Manus gleich scharf gestimmt.

Der Staatsphilosoph Schukra sagt, daß der König nur ein Bediensteter ist, und daß die Steuern nur das Einkommen des Königs sind, die das Volk für seine Arbeit zahlt, und deshalb kann der König gleich jedem andern Staatsbeamten und Bürger wegen Nichtachtung des Gesetzes bestraft werden. Schukra gibt weiter dem Volke den Rat, den König zu vertreiben, wenn er ein Feind von Recht, Sitte und Kraft ist.

VIII

Die Umgestaltung in der vergleichenden Staatswissenschaft

1. Die Klima- und Rassenfrage

Indien ist nicht ein so kaltes Land wie Europa; besaß aber Europa wegen seines weniger heißen Klimas irgendwelche Vorteile in Hinsicht auf die politische Weltanschauung? Oder errichtete der menschliche Geist sogar im heißen Osten Verfassungen, die an Fähigkeit denen des Abendlandes gleichkamen?

Ferner ist das indische Volk nicht so farblos wie die Völker Europas. Wohlbegründet können wir deshalb die Frage stellen, ob der Mangel an Farbe in der Haut der Männer und Frauen in einer besonderen Weise die Europäer mit der verwaltenden Kraft ausgezeichnet hat. Kann die Geschichte auf irgendetwas im politischen Leben der Griechen und Römer des Altertums und der Franzosen, Italiener, Engländer und Deutschen des Mittelalters sogar bis zur Zeit von Napoleon und Goethe hinweisen, das als vortrefflicher im Gegensatz zu den Taten der Indier bezeichnet werden könnte?

Jung-Indien behauptet, daß der Shaktiyoga, d. h. der Energismus der asiatischen Rassen, niemals weniger mächtig war als die Tätigkeit der farblosen Rassen. Deshalb fordere ich die Lehrer der Kulturgeschichte auf, ihren klimatologischen und ethnologischen Grundsatz, an den sie seit ungefähr einem Jahrhundert gewöhnt sind, zu verbessern.

2. Macht die Augen auf

Wir schließen mit einigen Worten über die Methode, die man in der vergleichenden Staatswissenschaft gebrauchen muß.

Es ist zu bedauern, daß während der letzten zwei Zeitalter die richtige wissenschaftliche Methode in den soziologischen Studien fast niemals angewendet wurde. Die subjektive und metaphysische Dialektik von Hegel hat für lange Zeit das Studium der Kulturentwicklung und hauptsächlich die Beziehungen zwischen dem Osten und dem Westen im Bann gehalten. Die Gelehrten der ganzen Welt schlossen die Augen den Tatsachen gegenüber.

Jetzt ist die Zeit gekommen, daß die wissenschaftliche Welt ihre Augen aufmacht. Die Daten der Völkerkunde und der Archäologie sowie der vergleichenden Psychologie erfordern eine schnelle, radikale Verbesserung der traditionellen Vorstellungen und Ideen, die, wenn man die Kategorie vom englischen Philosophen Francis Bacon gebraucht, nicht würdiger sind als „Idola", d. h. Irrtümer und Aberglauben.

3. Revolution in den wissenschaftlichen Methoden

Damit man soziale, wirtschaftliche, gesetzliche und verfassungsmäßige Vergleichungen zwischen der Vergangenheit von Asien und Europa aufstellen kann, ist es unerläßlich, daß wir uns in die richtige historische Perspektive stellen.

Erstens müssen wir die gegenwärtigen politischen Zustände vergessen. Mit andern Worten, es ist notwendig, sich an eine andere Welt zu erinnern, die bestand, bevor die Dampfmaschine die industrielle Revolution zusammen mit dem sozialen Individualismus und dem allgemeinen Freiheitssinnen hervorbrachte.

Zweitens müssen wir die Tatsachen über die morgenländischen Institutionen analysieren. Bei dieser Arbeit müssen wir sehr objektiv zu Werke gehen, d. h. wir müssen jedes Vorurteil betreffs des Klimas, der Rasse, der Religionen usw. beiseite legen.

Drittens müssen wir die Tatsachen des Orients mit den übereinstimmenden Daten der okzidentalischen Geschichte auf die gleiche Wagschale legen. Im Interesse

der Wahrheit und der Wissenschaft müssen das Abendland und Morgenland „unter der gleichen Schwere des Luftdruckes und dem gleichen Zustande der Temperatur", wie man sich in der Physik und der Chemie ausdrückt, gemessen und geprüft werden.

Wenn man eine solche Methode anwenden würde, dann würde man zu der neuen Erkenntnis kommen, daß der sogenannte Unterschied zwischen dem orientalischen und okzidentalischen Geist eine Mythe ist, da er niemals in der Geschichte bestanden hat. Diese neue vergleichende Politik will deshalb darlegen, daß in der Geschichts- und Kulturphilosophie eine gänzliche Umgestaltung vorgenommen werden muß.

Mit dieser Botschaft der Revolution in den wissenschaftlichen Methoden und des philosophischen Wiederaufbaues werden die Pfadfinder der Wahrheit und die Vertreter der Wissenschaft in Deutschland von Jung-Indien begrüßt. Gebt der Welt kund, daß die Auferstehung der sozialen Wissenschaften nur dann möglich sein wird, wenn die historische Gleichheit und der Parallelismus zwischen dem Osten und dem Westen als die erste Forderung in Untersuchungen anerkannt ist.

In dem heutigen Freiheitskampf der Inder soll man nicht nur den militärischen, politischen und wirtschaftlichen Krieg gegen den fremden Imperialismus sehen, sondern auch den geistigen Krieg gegen den okzidentalischen Chauvinismus in den Rassen-, Kultur- und anderen sozialen Fragen. Ich hoffe, daß in diesem großen Kampfe Jung-Indiens die weitdenkenden Staatsmänner und Gelehrten Deutschlands eine wichtige Rolle spielen werden.

Der weite Weg

Erzählung

von

Friedrich Stieve

Vierundzwanzig Stunden in der Eisenbahn. Dann eine Nacht in Berlin und wieder zwölf Stunden in der Eisenbahn. Endlich lief der Zug in die Halle des Münchener Bahnhofes ein.

Er verließ das Abteil und den Bahnsteig, schlendernden Schrittes und etwas zermahlen von der Fahrt, aber doch gehobener Stimmung. Seit vier langen Jahren zum ersten Male wieder daheim. Das Hotel lag ganz in der Nähe, und die Koffer wurden rasch eingestellt, während er frühstückte. Dann begann der Bummel des Wiedersehens durch die Stadt. Die Brienner Straße hinauf durch den Hofgarten, die Prinzregentenstraße entlang zum Friedensdenkmal und schließlich nach dem eigenen Haus in Bogenhausen, jenseits der Isar. Es war ein sonniger Herbsttag mit zartem Dunst in der Luft und einem mattgoldigen Licht auf Pflastern und Häusermauern.

Er ging wie im Traume dahin und sog die frische Luft mit tiefen Atemzügen ein. Roch sie nicht nach Bergen, nach saftig-grünen Abhangwiesen und Neuschnee? Die Müdigkeit der Reise löste sich in eine wohlige Betäubung auf. An jedem Hause glimmten ihm Erinnerungen entgegen. Alles war sich gleich geblieben, alles war noch da. Die vornehme Ecke: Brienner Straße—Odeonsplatz, die nach dem Urteil eines Freundes so fein war, daß man sie unrasiert unmöglich passieren konnte, gab den Blick auf Ludwigstraße und Feldherrnhalle frei. Hier hielt er einen Augenblick

an und trank das altvertraute Bild mit halbgeschlossenen Augen. Die Fruchthändlerhütte vor der Hofgartenmauer bot feurige Äpfel preis, die wie frisch gewaschen im Herbstlicht glänzten. Straßenarbeiter kehrten mit langen Besen in gemächlichem Tempo den grauen Asphalt. Die wenigen Fußgänger bewegten sich gleich ihm langsam und scheinbar ziellos quer über den Platz. Dann betrat er den Hofgarten. Die Bäume waren schon halb vergilbt, und an den Rändern der Wege dehnten sich lange, braune Raupen gefallenen Laubes. Das Sonnenlicht rieselte wie Goldstaub auf Kies und Rasen. Große Ovale blühender Astern leuchteten in Rot und Blau. Er sah im Vorübergehen, wie sich dünne, von kleinen Tauperlen besetzte Fäden von den niedrigsten Ästen herab ins Gras spannen, und es war ihm, als ob sein Blick noch verschwommener, noch traumhafter wurde.

Er versuchte ganz leise aufzutreten, als wenn er niemand stören oder erschrecken wollte. Seine Schritte, die Schritte des Zurückkehrenden, kamen ihm unpassend aufdringlich vor. Wie seltsam! Was einstens sein war, wie ein Stück seines Wesens, hatte ruhig weitergelebt, während er in der Ferne weilte. In der Ferne. — Er versuchte zurückzudenken an die vier Jahre, die hinter ihm lagen und ihn von der Heimat getrennt hatten, und auf einmal schienen sie ihm so weit weg, so nebelhaft zu sein, daß er sich kaum an sie erinnern konnte. Wenn er sich anstrengte, vermochte er freilich Einzelheiten heraufzubeschwören — hastige Momentaufnahmen, die er ebensogut in einem Buche gesehen haben konnte: Ein Arbeitszimmer, in dem er am Schreibtisch saß und sich mit einem fremden Besucher freundlich, aber zurückhaltend besprach. Ein großer Saal, gefüllt mit ordengeschmückten Herren, die an einer hufartigen langen Tafel aufgereiht saßen, wie die Papageien auf der Stange, und mit etwas erröteten Gesichtern einem Festredner lauschten. Aktenstücke mit Nummern in der linken Ecke oben und mit ärgerlichen Aufträgen von der vorgesetzten Behörde. Böse, kalte Gesichter, die auf ihn gerichtet waren und ihn durch heimlich miteinander getauschte Blicke feindlich zu kritisieren schienen. Aber er fragte sich in diesem Augenblick, da er in der Prinzregentenstraße die herbstliche Farbenpracht des „Englischen Gartens" herüberschimmern sah und eine heiße Welle von Kindheitsfeiertagen ihm daraus entgegenströmte — er fragte sich mit einem plötzlichen, halb höhnischen, halb triumphierenden Auflachen, was ihn das Erleben dieser vier Jahre im Grund eigentlich angegangen habe. Er fühlte eine Leichtigkeit und jungenhafte Gleichgültigkeit, wie schon lange nicht mehr. Dienstliche Sorgen, Zorn und Eifer, seine täglichen Gäste dort draußen, waren zerronnen, und er nannte sich spottend einen Narren, weil er ihnen jemals Raum gegeben hatte.

Als er das weite Rondell unterhalb des Friedensdenkmales erreichte, sah er links von der üppig schäumenden Fontäne auf einer Bank eine junge Dame in weißer Bluse sitzen, die ihn schon von weitem anlachte. Auch er erkannte sie auf den ersten Blick. Es war die „kleine Baronesse", mit der er so oft auf gemeinsamen Ausflügen ins Isartal zusammen gescherzt und gespottet hatte. Sie nickte, als habe sie ihn gestern zum letzten Male getroffen, und während er sich neben ihr niederließ, fragte sie ruhig:

„Wie geht es Ihnen?"

„Wie geht es Ihnen? Das sagen Sie so einfach. Ich war vier Jahre fort und komme soeben von der Bahn."

Sie lachte: „Was soll ich denn sonst sagen? Was haben Sie gemacht?" Ihre braunen Augen waren voll vom Sonnenglanz des Herbsttages, und die Lider hingen fast ein wenig schläfrig darüber herab. Er betrachtete sie erstaunt von der Seite und meinte halb für sich: „Die langen, schwarzen Wimpern sind auch noch da!"

„Wundert Sie das?"

„Doch, mich wundert heute alles. Was ich gemacht habe? Ach, wissen Sie, viel und wenig. Politik!"

„Ach so! Sie waren also nicht im Krieg?"

„Nein, mich haben die Diplomaten eingezogen. Aber erzählen Sie von sich! Sie sind ja noch jünger geworden. Was macht der Bräutigam?"

Während sie mit ihrer raschen, hellen Stimme berichtete und er hin und wieder ein neckendes Wort dazwischen warf, um sie anzureizen, kam er sich seltsam verzaubert vor. So leicht knüpften sich die längst verlorenen Fäden wieder an, so einfach war es heimzukommen! Die Äste der Bäume spannen ihre Silberfäden, die Mädchen saßen auf den Bänken und warteten.

Er verabschiedete sich: „Auf Wiedersehen!" und setzte seinen Weg weiter fort. Nun war die Rückkehr wie ein leise summender Rausch in ihm, und oben auf der Terrasse des Friedensdenkmals, wo er zurückschauend die blank schimmernden Häuserreihen seiner Stadt in den blaßblauen Horizont hinausdämmern sah, gab er einen leisen Ruf des Übermutes von sich. Er beschleunigte seine Schritte und rechnete bei sich aus, daß die vier Wochen, die ihm zur Verfügung standen, eigentlich eine ganz lange Zeit seien.

In einer stillen Seitenstraße des Bogenhauser Villenviertels war er am Ziel. Da stand das kleine Haus mit den hohen Fenstern und dem Rosengarten davor. Die beiden Pappeln, die er seinerzeit hatte pflanzen lassen, waren groß geworden, sie reichten bis zum Balkon des zweiten Stockwerkes empor. Die Kletterrosen an der Wand waren weiter ausgerankt als ehedem. Vor den Fenstern standen die grünen Holzkästen mit roten Geranien. Er hatte das Haus vermietet und durfte nicht eintreten, ohne um Erlaubnis zu fragen. Das stimmte ihn ein wenig wehmütig. Trotzdem öffnete er rasch das Gartentor — es knirschte genau so heiser wie damals, da er es für vier Jahre schloß — und läutete. Eine alte Frau öffnete und reichte ihm die Hand: „Jessas, der Herr Doktor!" Aber die Herrschaften waren verreist, was ihn freilich nicht daran hindern sollte, hereinzukommen. Er wollte jedoch nicht — eine gewisse Scheu hielt ihn ab, und er erkundigte sich nur, wie es denn immer gegangen habe. Nun hub eine genaue Schilderung der Kriegsjahre und der Revolutionstage an. „Aber bei uns is niemand reinkemma, na, alles is immer ruhig blieb'n!"

Er hörte nur mit halber Aufmerksamkeit zu. Unaufhörlich ließ er seine Blicke am Hause auf und nieder wandern, und hin und wieder schielte er über die Schulter der Alten in den Vorraum, wo die weißen Gartenstühle noch am selben Fleck standen. Wie geheimnisvoll, dachte er, mein und doch nicht mein. Hier zum ersten Male bin ich fremd — im eigenen Hause. Nein, er wollte auf keinen Fall durch die Zimmer gehen, das tat sicher weh. Um ihrem Redestrom ein Ende zu machen, griff er in die Tasche seines Anzuges und holte eine Tafel Schokolade hervor.

„Hier, bitte!" sagte er fast ungeduldig.

„O, mein Gott, Schokolad', ja, so was hab'n wir scho' lang' nimmer g'sehn."

Während sie das Silberpapier behutsam ablöste und sich ein Stück losbrach, vollzog sich auf einmal in ihm ein unerwarteter Vorgang. Er mußte an ein umfangreiches Paket mit Schokolade und anderen Lebensmitteln denken, das er in seinem Koffer mitgebracht hatte. Er sah es genau vor sich, in braunem Packpapier und mit großen, roten Siegeln, und dabei fiel ihm — ganz langsam — diejenige ein, derentwegen er eigentlich hierher gekommen war. Das war wie ein plötzlicher Schreck, er fühlte sich innerlich zusammenzucken und wandte sich ziemlich unvermittelt zum Gehen.

So war es ja, er hatte es fast vergessen. Sie zu sehen, das war der eigentliche Zweck der Reise. Was mochte seiner warten? Er wußte es nicht. Nur eines war

ihm klar: etwas unendlich Schweres stand ihm bevor. Vor etwa zwei Jahren hatte er die Nachricht erhalten, daß sie erkrankt sei. Ihre Briefe hatten schon einige Monate vorher aufgehört. Seitdem war sie so weit, weit von ihm weggerückt — irgend wohin, wovon er keine klare Vorstellung hatte, in ein Sanatorium, das er nicht kannte. Er mußte sich an den Tag erinnern, da ihn diese Nachricht getroffen hatte. Der dunkelste Tag seines Lebens, an dem etwas in ihm vielleicht für immer zerbrach. Er sah sich mit dem bösen Telegramm in der Hand durch die langen Gänge des Hotels schleichen, in dem er damals wohnte, halb bewußtlos auf das unfaßliche Wort „nervenkrank" starrend. Die Springflut des Jammers, die damals in ihm aufgebraust war, lag jetzt wie ein tiefes, schwarzes Wasser da, in das er seitdem — bewußt oder unbewußt — unaufhörlich hinabgestarrt hatte. Was war eigentlich geschehen? Er hatte es niemals begriffen und hatte die kurzen ärztlichen Berichte, die er erhalten hatte, jedesmal nur mit ratlosem Kopfschütteln gelesen. Nun sollte er begreifen — nun, in wenigen Stunden vor dem Unfaßbaren mit eigenen Augen stehen.

Er zog matt, wie geschlagen, seines Weges. Die Freude des Wiedersehens war mit einem Schlag verschwunden — versunken in dem tiefen, schwarzen Wasser, über das er sich schon so lange vorher gebeugt hatte. Er beachtete seine Umgebung nicht mehr. Baumgruppen und Blumenbeete waren in Schleier gehüllt. Nur einmal, als funkelrote Vogelbeeren im sattgrünen Laube blitzten, kam ihm der flüchtige Gedanke: Man sollte nie sein Herz frohlockend in den Morgen tragen, denn man ahnt nicht, was ihm unterwegs für ein Leid geschehen kann.

* * *

Im Hotel angekommen, erfrug er den Weg, der nach dem Sanatorium führte. Erst eine halbe Stunde mit der Trambahn, dann noch 30 Minuten zu Fuß. Einen Augenblick war er geneigt, den Gang bis auf morgen aufzuschieben und statt dessen heute einen Freund zu besuchen, den er mit seiner Ankunft überraschen wollte. Das berauschende Glücksgefühl der ersten Stunde streifte ihn leise wie eine fern vorüberziehende Musik. Dann aber verbot er sich das. Was half es denn, feige zu sein. Es lag doch in ihm als bodenlos dunkle Frage, die alles andere in sich verschlang. Er aß auf der Terrasse des Künstlerhauses zu Mittag. Ein Kellner erkannte ihn wieder und plauderte mit ihm. Aber indem er scheinbar lebhaft sprach und von draußen erzählte, blätterte er im Innern alle Briefe durch, die er über den Zustand der Kranken bekommen hatte, und so oft er eine kurze Pause im Sprechen machte, war er einer Stelle begegnet, die ihn stutzig und abermals trauriger gemacht hatte. Er verzehrte die Speisen schnell, gleich einem Manne, der ein wichtiges Geschäft vor sich hat, das mit ganzer Anspannung und Aufmerksamkeit verrichtet werden muß. Endlich — so schien es ihm selbst — war er fertig und machte sich auf.

Die Trambahn war überfüllt; er mußte sich zwischen eine große Schar von Arbeitern einzwängen lassen. Aber er merkte es kaum, denn er blickte mit angespannter Aufmerksamkeit hinaus auf die Straße, um den Weg zu sehen, den der Wagen zurücklegte. Er fuhr durch Stadtteile Münchens, die ihm weniger geläufig waren. Die Häuser fingen allmählich an, einen ländlichen Stil zu bekommen. Weite Wiesen und Bauplätze trennten die Blöcke auf größere Strecken. Was er empfand, während er diese Bilder an sich vorübereilen ließ, war eigentlich immer dasselbe: Hier war sie gefahren, als man sie ins Sanatorium brachte; dieser Weg trennte sie von ihrem eigenen Haus, in dem sie Jahrzehnte geschaltet hatte. Als der Wagen an der Endstation hielt, wußte er, daß noch eine halbe Stunde zu Fuß bevorstand; er fühlte sich fast erleichtert bei diesem Gedanken. Nun war er außerhalb der Stadt; eine breite Landstraße führte in mäßigen Windungen hinaus ins Freie. Links sah

er auf die beiden waldbedeckten Höhen des Isartales, rechts standen in einiger Entfernung dunkle Fichtenwälder. Und ganz draußen, wo der Himmel sich zur Erde niederneigte, schimmerte die weißblaue Kette der Berge. Ein frischer Windhauch streifte ihn wie ein unbestimmter Gruß aus längst vergessenen Tagen. Einen Augenblick — angesichts der traumhaft durchsichtigen Höhen — vergaß er sich und wollte ihn hereinlassen, doch die Last in seinem Innern stemmte sich dagegen an. Er ging dahin, nicht zu schnell und nicht zu langsam, pflichtgemäß mit einer matten, unbeweglichen Angst, etwa wie er sie als Kind verspürt hatte, wenn er von lauten Spielen zum Unterricht gerufen wurde und das dunkle Bewußtsein hatte, daß peinigende Szenen bevorstanden, denen man nicht mehr länger auszuweichen vermochte. Dort an der ersten Biegung lag ein Haus, das konnte es noch nicht sein, denn es war zu klein. Als er vorbeikam, bemerkte er, daß die Bäume, die es umstanden, schon stark vergilbt waren. Wieder tauchte auf der linken Seite ein größeres Anwesen auf, und sein Herz begann unerwartet hart zu klopfen. Allein auch diesmal war es nur ein Privatbesitz, der ihn nichts anging. Nun aber erhob sich ein breites Gebäude mit mehreren kleinen Nebenhäusern und einem ausgedehnten Garten, und er war überzeugt, daß es dieses sei. Als er den Blick davon losriß und ihn noch einmal hinaus zu den Bergen sandte, merkte er, daß diese von rinnenden Schleiern verhüllt waren, und er fühlte zugleich seine Knie schwach werden. Vielleicht noch zehn Minuten — dann!

Vor dem großen Eisengitter zauderte er einige Sekunden, bevor er läutete. Schon war es nicht mehr Furcht, die ihn anhielt, sondern eine dumpfe Betäubung, die ihn zwang, sich genau zu überlegen, was er vorhatte. Eine Krankenschwester öffnete ihm: Ja, er war ja brieflich angemeldet und wurde erwartet. Aber er wollte wohl zuerst mit dem Geheimrat sprechen. Natürlich, das wollte er, und er wurde in das halbdunkle Sprechzimmer geführt. Der Geheimrat, ein Mann mit grauem Bart und grauen, etwas schlaffen Wangen, las ihm den Krankheitsbericht vor. Er verstand wenig, da er nicht Fachmann war, und hatte ungeheure Mühe, seine Aufmerksamkeit zu konzentrieren. Zum Schluß frug er etwas gereizt:

„Es ist also —?“

„Ja, es ist — das sehen wir ganz genau, was es ist. Wir haben einen klaren Fall von Melancholie. Tiefe Melancholie. Der Zustand erfüllt ihr ganzes Wesen, nimmt sie gewissermaßen gefangen und macht sie verhältnismäßig stumpf gegen die Außenwelt. Sie dürfen nicht erschrecken, denn sie hat sich auch äußerlich nicht unerheblich verändert.“

„Und“ — er frug mehr instinktiv als überlegt — „wie konnte das kommen?“

Der Geheimrat zuckte die Achseln. „Es handelt sich wohl um eine Art Alterserscheinung!“

„Ach so, jawohl“ — er dachte: wie seltsam, wißt ihr nicht einmal die Gründe — „besteht denn Hoffnung auf Genesung?“

Wieder das Achselzucken. „Ich halte eine Genesung für keineswegs ausgeschlossen, nur hat die Krankheit schon eine ziemlich lange Dauer.“

Er fühlte sich verbindlich lächeln und wunderte sich über die automatische Bewegung seiner Gesichtsmuskeln. Hierauf erhob er sich mit einer Verbeugung und dankte. Die Krankenschwester sollte ihn zu dem Zimmer der Patientin führen. Türen wurden auf- und zugeschlossen, ein langer Gang durchwandert, dann wieder eine Tür — o, nahm der Weg nie ein Ende! — und abermals ein langer, finsterer Gang. Schließlich hielt die Krankenschwester vor einer grüngepolsterten Tür und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, ein wenig zu warten. Sein Herz läutete wie eine Alarmglocke, er konnte von innen nichts hören, obwohl er sich anstrengte. Wozu noch Zeremonien, wo es doch nur er und sie waren. Nun vernahm er den ge-

dämpften Laut einer Stimme — es war nicht die ihrige — und jetzt — jetzt kam die Krankenschwester und bat ihn einzutreten. Beide Türen — denn außer der Polstertür gab es noch eine innere — wurden behutsam geöffnet; die Schwester tat es, weil er die Klinke nicht finden konnte. Noch ein Schritt, und er stand im Zimmer.

Er hatte sich auf diesen Augenblick seit Monaten und Monaten vorbereitet. Er hatte ihn wohl tausendmal in der Vorstellung durchgemacht und sich immer vorgenommen, ganz ruhig und heiter, als habe sich nichts geändert, auf sie zuzugehen. Nun aber vergaß er alles vor dem Anblick, der sich ihm bot. In dem ziemlich kleinen Zimmer stand vorne am Fenster ein Tisch und vor dem Tische ein Stuhl. Auf diesem Stuhl saß sie, über eine Handarbeit gebeugt: eine kleine, gebückte, schwarze Gestalt mit schneeweißen, gewellten Haaren. Sie wandte ihm langsam den Kopf zu. Ihre Augen erschienen hinter den runden Brillengläsern unnatürlich groß und seltsam durchsichtig, aber zugleich fast glanzlos. Die schmalen Lippen lagen fest geschlossen und waren in den Mundwinkeln ein wenig abwärts gebogen. Kinn und Nase traten spitzig hervor, die Backen waren eingefallen und blaß, wie das ganze Gesicht. Sie versuchte, über die Brillengläser hinauszuschauen und sagte mit einer kaum hörbaren, ein wenig mürrischen Stimme:

„Ach, du bist da!"

Während er auf sie zuschritt — möglichst ungezwungen lächelnd und nickend, denn so viel war von seinem alten Programm noch in ihm lebendig — war es ihm, als spüre er körperlich die Zeit wie in Luftkreisen an sich vorüberschwingen: vier Jahre, nein 40, 400, vielleicht auch noch mehr. Er ergriff ihre Hand, die schmal und kühl ohne jede Bewegung in der seinen liegen blieb, während ihr halb erloschener Blick scheu an ihm auf- und niederhuschte. Als er sich über sie neigen wollte, um sie zu küssen, wehrte sie mit einem kurzen Ruck nach hinten ab.

„Nein, setz' dich!"

Er gehorchte. Wieder diese ferne, irgendwie gebrochene Stimme — und sie hatte doch einst so hell und laut geklungen, daß sie ein ganzes Haus mit ihrem Widerhall erfüllen konnte. Nun saß sie still neben ihm und schaute vor sich hin. Ihre Augen standen regungslos und sannen unentwegt und zugleich mit einem unsagbar müden Ausdruck in sich hinein. Nur manchmal senkten sich die Wimpern, als wollten sie herabfallen. Die Hände lagen weiß und steif gekrümmt auf dem Tisch. Ihre ganze schmächtige Gestalt schien ohne Leben.

Er betrachtete sie lange. Dann flogen seine Blicke durch das Zimmer, um die Welt kennen zu lernen, in der sie lebte. Ein breites Plüschsofa stand neben dem Tisch, an dem er Platz genommen hatte, daneben an der gleichen Wand eine dunkelbraune Kommode, die zugleich als Waschtisch diente, ihr gegenüber, durch einen schmalen Gang getrennt, das Bett, und neben diesem ein Schrank — das war das Ganze. Seine Blicke kehrten von ihrer Entdeckungsreise mit demselben Gefühl der Beklemmung heim, und nach einiger Überlegung frug er vorsichtig:

„Kannst du denn kein größeres Zimmer haben?"

Sie erwiderte, ohne aufzuschauen, mit einem leisen Achselzucken: „Ich könnte wohl, aber ich will nicht."

Nun wandte er sich dem Fenster zu. Es gestattete einen eng umgrenzten Ausblick auf den Garten: auf ein Stück Weg, auf eine Wiese und dahinter auf dichte Baumgruppen. Damit war wiederum alles erschöpft.

„Wie wenig!" stieg es langsam in ihm auf und blieb dann als dunkler Fleck hinter seiner rastlos arbeitenden Stirn stehen. Er grübelte darüber nach, was er sagen sollte, um ihr näher zu kommen. Auf dem Nachttischchen neben dem Bett lagen Bücher und Zeitungen aufgeschichtet.

„Liest du viel?" forschte er angestrengt.

„Manchmal, in der Zeitung, aber ich finde es immer so merkwürdig und verworren, was darin steht."

Das war der längste Satz, den sie gesprochen hatte, und er machte sich bereits Hoffnungen, ihre Zunge etwas gelöst zu haben. Aber als er mehr wissen wollte: was sie vom Ausgang des Krieges sage und von der Revolution, schien sie ihn nicht mehr zu hören, denn sie antwortete nicht.

Er wurde wieder wortlos und suchte krampfhaft nach einem anderen Gesprächsthema. Aber er war wie gelähmt. Alles, was ihm einfiel, verwarf er sogleich als ungeeignet. Sie verharrte inzwischen unbeweglich in derselben Stellung. Nur hin und wieder hob sie die Lider und streifte ihn rasch mit ihrem ängstlichen Blick. Nach einiger Zeit wiederholte sich das öfter, und schließlich sagte sie, kurz nach einem solchen Blick:

„Wie geht es deinen Kindern?"

Er wurde ganz heiß vor Freude und begann zu erzählen. Bald jedoch hielt er betroffen inne, als er bemerkte, daß sie wieder regungslos dasaß, als sei sie allein. Es erfolgte auch keine weitere Frage, nachdem er verstummt war. Er fühlte sich langsam erschlaffen. Das Zimmer fing an, halb dunkel zu werden, und die bedrückende Stille legte sich wie ein beengendes Netz um ihn. Schließlich erhob er sich, um Abschied zu nehmen. Sie frug:

„Du willst schon gehen?"

„Ja," antwortete er kurz, da er merkte, daß sich ihm die Kehle zusammenzog, „aber ich komme morgen wieder."

Nochmals spürte er die kühle, halberstarrte Hand in der seinen, dann schritt er rasch zur Tür und verließ das Zimmer.

* * *

Vier Wochen — achtundzwanzig Tage. Für ihn bedeuteten sie eine einzige, fast endlose Straße, die er ohne Rast durchwanderte, in dem dunklen Gefühl, endlich doch ans Ziel kommen zu müssen. Es ist wahr: er brach manchmal zusammen, manchmal, wenn er zurückkam vom Sanatorium und immer noch nichts erreicht hatte. Wenn er dagesessen war, eine oder zwei Stunden mit dem dumpfen Bohren eines Schulknaben, der in der Prüfung versagt, wenn er hier und dort mit schüchternem Erzählen bei ihr angepocht hatte, ohne auch nur ein wenig eindringen zu können. Dann war es auf dem Rückwege, als griffen die langen, düsteren Schatten der Alleebäume nach seiner Brust, um ihn zu Boden zu ziehen, als rolle sich von hinten, die Strecke, die er zurücklegte, wie ein zentnerschwerer Teppich auf seine Schultern, und die Knie wankten vor Müdigkeit. Endete sein Rettungsplan für sie so kläglich? War seine Arbeit ganz umsonst?

Schon der Geruch des Ganges, der zu ihrem Zimmer führte, dieser eigenartig laue, luftlose Geruch, konnte ihn manchmal von Anfang an mutlos machen. Und so oft er eintrat, fand er sie auf demselben Stuhle, an demselben Tischchen neben dem geschlossenen Fenster. Jedesmal hob sie langsam den Kopf, um mit einem mühsam schleppenden „Ach du!" wieder auf ihre Näharbeit herabzusehen. Und dann schrumpfte die erzwungene Heiterkeit auf seinem Gesicht fühlbar zu einem matten Lächeln zusammen, und er setzte sich fast schuldbewußt nieder und begann mit einem kargen Pflichtbewußtsein seine Arbeit. Er sprach von der schweren Zeit und den Sorgen der Menschen. Er berichtete weitschweifig von den Erfolgen seiner Arbeit, entwickelte Pläne für die Zukunft und rollte eine bunte Reihe von Bekannten auf. Aber alles erstarrte und wurde durchsichtig bleich, sobald es an dem tief in sich versunkenen Gesicht vorüberflog, das sich niemals veränderte. Draußen auf dem Fensterbrett welkten die Geranien. Die Blätter der Bäume verfärbten sich, und

an manchen Tagen dehnte ein böser Herbstwind den dichten Kranz des Laubes, der die Aussicht in den Park begrenzte, mit hastigen Stößen auseinander. Er betrachtete dieses Schauspiel mit einer schleichenden, fast träumerischen Wehmut. Es war ihm wie ein hartes Urteil über ihn selbst, gegen das er nichts machen konnte. Gelegentlich versuchte er sie darauf aufmerksam zu machen:

„Jetzt werden sie die Blumenkästen wohl bald wegnehmen."

Sie schaute nach dem Fenster hin, als habe sie es nie bemerkt:

„Ja, die werden wohl bald fortkommen!" — und er sah eine eintönig weiße Fläche Schnee vor sich, die einen bleichen Schimmer ins Zimmer warf. So wird es sein um sie, und dann kommt wieder der Frühling und der Sommer, und hier drinnen verändert sich nichts.

Ein paarmal geschah es, daß er in Tränen ausbrach, plötzlich und unaufhaltsam. Er konnte nicht anders. Die erbarmungslose Stille raubte ihm alle Fassung. War es, um dem Schweigen eine Stimme aufzudrängen, oder bedeutete es einen neuen ratlosen Versuch, bei der kleinen, gebückten Frauengestalt neben ihm Einlaß zu erzwingen? Er erschrak selbst darüber und suchte sich Gewalt anzutun. Aber als er einsah, daß er nicht gehört wurde, trockneten die Tränen an seinen Wimpern ein.

Die Hälfte seiner Zeit war um. Zwei Drittel waren vergangen. Er frug sich, warum er sie eigentlich noch besuchte. Sein Kommen und Gehen bedeutete ja doch nichts für sie. Wenn er ausblieb, war es ebensogut und für ihn selbst sicherlich besser. An den Abenden rang er um Vergessen. Er saß mit seinen Freunden beim Wein und sprach laut über die Fragen der Zeit. Nicht selten gelang es ihm, ausgelassen zu sein. Die Gläser klangen aneinander, die Stimmen verwirrten sich, eine Tanzmelodie ließ die Köpfe im Takt schaukeln. Aber dann bohrte sich plötzlich ein schwarzer Ton in das helle Lachen und Lärmen, ein Ton, der die anderen verdrängte und sich ausbreitete, bis er alles erfüllte und wie eine endlose Tiefe vor seinen starren Blicken stand. Er wußte es wohl, das war die Stille in ihrem Zimmer, die ihn rief und in sich sog mit gebieterischer Wucht. Und er verstand, daß er nicht loskommen konnte, und wenn er tausendmal dazu entschlossen war.

* * *

„Heute noch einmal!" dachte er, als er am letzten Tag die Landstraße nach dem Sanatorium entlang schritt. „In fünf Stunden geht mein Zug." Er lächelte beinahe befriedigt. Ihm war, als habe er ein unsagbar schweres Pensum nahezu vollendet. Bald durfte er die Augen zudrücken und ausruhen. Freilich, sein Vorhaben war mißglückt. Welches Vorhaben? Ja, ja, sie zu heilen mit — mit was? — mit der Kraft seines Empfindens, seiner Liebe! Diesmal lachte er höhnisch auf. War er dazu jahrelang im tätigen Leben gestanden, um nicht zu begreifen, daß das unmöglich war? Hatte er sich so weit von der kühlen, verständigen Wirklichkeit verirrt? Wo gab es das im Leben, was er wollte? Eine Krankheit war eben eine Krankheit — eine kahle, nackte Tatsache, wie alles übrige. Bestand nicht die einfache Weisheit des Daseins darin, daß jedes Ding seine unabänderlichen Gesetze in sich trug, die man nicht zu beeinflussen vermochte? Die Gewalt des Herzens, von der er träumte, hatte nirgends einen Raum. Er beobachtete unterdessen halb bewußt, daß er langsamer ging als gewöhnlich. Seine Schritte waren wie ohne Ziel, schlendernd, vorsatzlos. Jetzt wurde es ihm ganz deutlich, denn er stolperte über eine Baumwurzel und war nahe daran, zu fallen. „Vielleicht bin ich müde", fiel es ihm plötzlich ein, als seine Beine zitterten. Ein leises Sausen in den Schläfen ließ ihn den Kopf rasch zurückwerfen. Da traf sein Blick die Berge, die ihn am ersten Tag so lockend gegrüßt hatten. Welcher Anblick! Fast zum Greifen nah lag die dunkel-

blaue Kette vor ihm. Die grau lastende Kuppel des Herbsthimmels war über ihr ein wenig emporgelüftet, und ein gelbgrüner Streifen grundlosen Äthers klaffte wie ein langes, blinkendes Auge. Er konnte die einzelnen Gipfel genau unterscheiden, und er kannte sie alle aus seiner Kinderzeit. Überrascht hielt er an und trank, trank mit den Augen, was sich ihm darbot, verschwenderisch preisgegeben und doch unbeweglich, ganz sein Besitz, aber köstlich fremd. Ein Bach rauschte, eine fröhliche Glocke klang, ein Knabe ging morgentrunken über die taubeperlte Wiese zu dem Ahorn auf dem Hügel, um von dort aus über den glänzenden See nach den sattgrünen Tannenhöhen zu schauen. Eine helle Stimme rief ihn und weckte das Echo, daß er zu antworten vergaß — eine helle Stimme — er riß den Blick von den Bergen los und überlegte klar und sachlich scharf: Wahrhaftig, das war ihre Stimme! — — —

Nun stand er wieder vor dem Eingang, nun öffnete er die Tür zu ihrem Zimmer — lässig, fast gleichgültig, mit einem trotzigen Übermut, der ihm einen Augenblick lang brutal vorkam. Er setzte sich geduldig nieder, wie immer, aber seine Bewegungen hatten etwas leichtfertig Flatterndes, wie ein Protest gegen das drückende Schweigen. Und dann begann er unbekümmert zu plaudern, wie für sich selbst: Schade, daß er keine Zeit gefunden hatte, aufs Land zu fahren. Er hätte so gerne das Gebirge wiedergesehen. Und das Haus, in dem er früher immer seine Ferien verbrachte. Ganz unvermittelt frug er, ob dort wohl alles noch in Ordnung sei. Er erwartete gar keine Antwort und hielt nur im Reden an, um seiner Erinnerung nachzuhängen. Da ereignete sich etwas Merkwürdiges. Das starre Gesicht neben ihm bekam einen lauschenden Ausdruck, und es ging wie ein Nachsinnen unter den weißen Haaren hin und her. Sie sagte langsam tastend:

„Ja, ich glaube, es hat sich nichts geändert."

Er wunderte sich nicht, seine Gedanken waren ganz in der früheren Zeit:

„Die Bäume im Garten müssen groß geworden sein. Gott, wenn ich sie noch einmal sehen könnte."

Ihre Augen schauten über die Brillen weg auf ihn, und die Pupillen schienen sich langsam zusammenzuziehen. Er lächelte, halb verloren:

„Weißt du noch, wie Vater mich zum erstenmal auf einen Berg mitnahm?"

„Ja, auf den Wendelstein."

„Ganz richtig. Und mein Lehrer war mit!"

„Nein, du, war es nicht Vetter Franz?"

„Gewiß. Und wir übernachteten droben. Ich war die erste Nacht fort von daheim. Du hattest Angst, es könnte mir schlecht bekommen. Aber alles ging gut. Und weißt du noch, wie der böse Onkel Gustav uns in der Villa besuchte? Papa wollte ihn gar nicht sehen und verschwand durch die hintere Tür."

„Ja, aber dann war er trotzdem recht gemütlich."

„Freilich. Wir Kinder mußten ihm nach dem Essen einen Kuß geben."

„Und du hast dir den Mund abgewischt und ganz laut gesagt: Pfui, bist du stachelig!"

Und da stieg von tief innen, wie hervorgeholt aus einer längst vergangenen Stunde, ein breites, heiteres Lachen auf ihre Wangen und hielt sich dort, während sie fortfuhr: „Und Onkel Gustav hat es gar nicht übel genommen. Er war überhaupt nicht so schlimm, wie wir dachten."

Die brennende Lampe stand zwischen den beiden. Er rückte sie zur Seite, damit sie sich besser in die Augen sehen konnten. Die Worte, leicht und beschwingt von Erinnerungen, flogen einander entgegen und lockten sich zu einem fröhlichen Reigen. Ihr Lächeln kehrte immer aufs neue zurück, gleich einer Quelle, die stoßweise aus

dem dunklen Erdinnern emporsprudelt. Er dachte nichts mehr, alles Schwere war von ihm abgeglitten. Irgendwo läutete eine Glocke, die Glocke der Kindheit, die über dem Garten zwischen den Bergen vom Kirchturm des Dorfes her getönt hatte.

* * *

Vor dem Gartentor des Sanatoriums, draußen auf der breiten Landstraße nahm er Abschied von ihr. Sie gab ihm die schmale, kühle Hand. Er sagte rasch: „Auf Wiedersehen! Ich komme bald wieder!"

Sie nickte stumm und versuchte noch einmal zu lächeln, als wollte sie sich in dieser längst entwöhnten Kunst üben. Dann setzte er sich in Bewegung, langsam, zögernd. Es fiel ihm so schwer, sich loszureißen. Wieder und wieder sah er sich um. Sie stand am selben Fleck, schmächtig und gebückt in ihrem schwarzen Kleid, nur ihre bleich schimmernde Hand winkte, wie eine wunde Taube, die zu flattern versucht. Allmählich versank sie im Dunkel. Aber er blickte noch oft zurück. . . .

Das Erscheinen des Christ

Zeitgedanken

von

Theophile von Bodisco

Die Seele ging in ihrem tiefen Traum auf staubbedeckter Lebensstraße dahin. Es begegneten ihr immerfort Menschen, sie wußte nichts von ihrem Woher noch Wohin. Doch war es ihr, als müsse in diesem Begegnen ein Sinn liegen. Da sah einer der Vorüberschreitenden sie so seltsam an, daß sie im Lichte seiner Augen erschauerte.

In der Seele erwachte ein unruhiges Sehnen. Es gingen noch viele andere an ihr vorüber, und da geschah es, daß wieder ein Gesicht ihr so sonderbar auffiel: tiefe Augen grüßten sie mit einem neuen, warmen Gruß. Es war das gleiche Licht, wie in jenen anderen Augen, so stark war es, daß ihr die zwei Gesichter wie in eins zusammenflossen: „Wer bist du?" fragte sie. „Mich hat der Christ berührt," sagte der Wandernde, „suche, der Christ geht wieder um in der Welt."

Als die Seele erwachte, umklang sie das Wort: „Das Licht scheinet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen." Sie wußte nun, daß es so war, und seitdem sie das Weiterscheinen des Lichtes fühlte, lebte sie anders. Sie ahnte nun auch um die Größe dieser armen chaotischen Zeit, an der sie schon verzweifelt war. Sie wußte jetzt auch, daß es Sünde gewesen wäre, ihre Zeit zu verlassen. Sie wollte es lernen, sie zu verstehen, und machte sich reisefertig zu ihrer Wanderung. Wie sie nun ausschritt, da sah sie sich aber umringt von Rittern in Stahlhelmen mit blitzenden Speeren. Tapfer und kampfbereit gesellten sie sich ihr zu. Sie tragen viel Welt, halfen sie doch bei allem, was Struktur gewann. Sie sind Gesandte, zu schützen und zu fördern. „Du kannst in der Welt der Erkenntnis keinen Schritt machen ohne uns", sprachen sie fest zur Seele.

* * *

In dem Zwielicht unserer Tage herrscht eine seltsame Vorstimmung. Zwar offenbart sich noch keine zielbewußte Willensrichtung, das Zentrum ist noch nicht so erstarkt, daß sich von ihm aus die Strebungen hell und aktiv ordnen könnten, aber die Sehnsucht nach der Klärung, nach dem Ausweg aus der Erdverschlungenheit ist sehr stark erwacht. Sie klingt, sie erzittert, sie rauscht auf. Noch ist die Welt ohne Gleichgewicht, sie fällt auseinander, aber es strebt von allen Seiten einer Mitte zu, einem Punkte, von wo aus das Gleichgewicht sich wieder herstellen könnte. Die Welt sucht, sie ist voll Erwartung. Fragen stellen sich fordernd vor die Seele, die sie noch nicht zu lösen vermag, und die die Verstandeskräfte, und mögen sie auch noch so stählern und führend sein, noch in keine Formel fassen können. Die Seele fühlt es, daß solche Fragen nur von der Ebene des Lebens, vom Miterleben aus, beantwortet werden können.

Es tastet sich heran, von den weitesten Enden aus, hier taucht es noch unsicher und verschwommen auf, da strahlt es bereits als Gewißheit: es geht etwas vor in unserer Zeit, das uns tief angeht, es bereitet sich etwas Außerordentliches vor, das über alles äußere Geschehen hinauswächst. Geben wir diesem Gefühl, dieser Sehnsucht eine Form, so können wir sagen, daß der Christ erwartet wird. Welcher Christ? Ist das nicht unserem Geistesleben zu fremd, wie können wir das erfassen? Dennoch, ist der Gedanke nicht groß und kühn und zurückschauend in Zeiten, von denen wir sagen, daß sie vergangen sind, obwohl sie noch immer da sind, erkennen wir da nicht, daß der Christ allemal in der Zeit erschienen ist, in der die Menschen tief beunruhigt waren, in der Spannung und Qual unerträglich wurden? Geschichte scheint Wechsel, Bewegung und oft eine Art von seltsamer Wiederholung zu sein, sie gibt das Abrollen der Dramen und Bilder, doch die unsichtbare Geistesgeschichte der Menschheit trägt sich darunter weiter fort, mißversteht sich oft mit dem konkreten Zeitinhalt und baut unter dem flackernden Schicksal an seinem ewigen Grund. Von hier aus tauchen die Signale in die Oberwelt auf. Vor solch einer Signalisierung stehen wir eben.

In der Zeit, da die starke Sehnsucht sich vorbereitete, sind kühne Geister aufgestanden und haben es versucht, Gott fortzugrollen und fortzulachen, bis alle die Kleinen der Welt vor der großen Geste erschreckend ihnen glaubten. Die Großen kämpften ihren Kampf aus, wodurch sie bewiesen, daß sie einen Gegner fühlten. In unserer Zeit stehen keine Giganten auf, die ihren Verzweiflungsschrei ins Dunkel schleudern. Ist Gott überhaupt da, was ist Gott, das sind Fragen, die für uns gegenstandslos geworden sind, zu viel Schrecken und kalte Not waren da, uns zu wecken. Wir würden heutzutage ein Wettern gegen Gott nur als unnützes Poltern empfinden, und so sind es denn auch nur die ganz Schwachen und ganz Oberflächlichen, deren Herz, Geist und Seele eben zu flach sind, die heute nichts von ihm erfassen. Für unsere Zeit ist es wieder entschieden, daß Gott da ist, dies ist für uns das Gesetzte, das Absolute. Die Fragen, die für uns aufstehen, handeln nicht von dieser letzten Gewißheit. Wir beschäftigen uns damit, unsere Ausdrucksform zu finden, in der sich das Endliche mit dem Unendlichen auseinandersetzen kann. Unsere Zeit, im tiefsten bilderleer und unkünstlerisch, wendet sich wieder dem inneren Bilde zu. Bilderleerheit mag Bilderfülle anziehen. Aus einer Zeit der Gottesleere wird eine Zeit der Gotterfülltheit, denn es gibt nicht nur Geisterbeschwörung, sondern auch Gottesbeschwörung. Gott senkt sich zu uns herab und weckt in der Seele wieder die Fähigkeit zur Vision.

* * *

Eine kleine Kapelle im Norden. Sprüche in den drei Ortssprachen des Landes an den Wänden. Am Rednerpult nur das eine Wort, aber verständlich in allen

Sprachen: Jesus. Das spärliche Licht der kleinen Lampen breitet sich über die am Boden knienden Menschenkörper. Es sind meist Angehörige der niederen Volksklassen, Gesichter, die ganz von Intensität verzerrt sind, erheben sich aus gefalteten Händen. Da gibt es alte Frauengesichter, in denen Sorge, Kummer und Entbehrung ihre tiefen Furchen gezogen haben, ernste, versorgte Männergesichter, nicht ohne geistiges Grübeln, und die in ihrem Gepräge an die Gestalten unseres Malers Gebhardt erinnern. Viel Kümmernis drängt sich hier im Raum zusammen, ein Druck scheint über dem schwerlebenden Volk zu liegen, das seine Tage in viel Schuld und Wirrnis, aber auch in viel Erlösungsbedürfnis dahinbringt.

Das Gebet steigt auf, eins ums andere erhebt sich, und während die eine Stimme die Worte aneinanderreiht und emporträgt, wird sie von einem gedämpften, im Klang gar nicht zu bestimmenden Chor begleitet. Wohl sind es Menschenlaute, aber dies unterdrückte Seufzen und Stöhnen, dies selige Wimmern, dies sehnsuchtsvolle Aushauchen des Namens Jesu ergibt eine Musik, wie du sie sonst nicht gehört. Sie schiebt sich unter jedes Gebet, es zugleich beflügelnd und beschwerend. Es sind viele Beter und Beterinnen, der Pfingstgemeinde wird ja die Gnade zuteil, den heiligen Geist zu empfangen, der Tröster verleiht die Fähigkeit des fließenden Wortes. Aus jedem Gebet klingt die Hoffnung und Erwartung, daß Jesus bald kommen möge, seiner Gemeinde zu begegnen. Haltet nur das Öl in den Lampen, der Bräutigam bereitet das Wiedersehen vor.

Sieh' in eine andere Versammlung hinein. Ein großer Konzertsaal, mehrere Prediger stehen auf dem Podium. Hunderte von Menschen sitzen atemlos lauschend da und vernehmen die Verkündigung, daß die erste Auferstehung der Toten und das tausendjährige Reich vor der Tür stehen. Sie kommen aus Schweden und Dänemark, Deutschland und England, die Adventistenbrüder, um die große Botschaft herumzutragen. Auch hier vielfach ergriffene Gesichter, doch auch viel Schreck, Staunen, Ungewißheit und Kampf. „Bereite dich vor," heißt es auch hier, „du hast vielleicht nicht mehr Zeit, nach Hause zu gehen, und Jesus erscheint schon in den Wolken. Kehre um von deinem sündigen Wandel, nur wenn du dich ganz zu Jesu Leben bekennst, kannst du errettet werden."

Die gleiche apokalyptische Stimmung auch in anderen Sekten. Groß, leuchtend und barmherzig, aber auch zugleich vernichtend und richtend wird das Bild des wiederkehrenden Gottessohnes vor dich hingemalt. Lockend und verheißend, aber auch drohend steht es da. Es scheint so viel Prophetie erfüllt, so viele Zeichen scheinen das kommende Ende zu verkünden. Da tauchen denn so und so viele unsichere Seelen in die hingestellte Gewißheit, taumeln wie blind hinein, wie der Schmetterling ins Licht. Besser, die Pforten schlagen hinter ihnen zu, als daß sie draußen bleiben.

Doch wird Jesus nicht nur in dieser Stimmung erwartet. Er wird oft persönlich erlebt, offenbart sich der suchenden Seele, das wird in den kleinen Sektenversammlungen oft genug jetzt bekannt. Das Bekenntnis solcher Menschen, die gerade das große Jesuserlebnis gehabt haben, hat etwas Erschütterndes. Ich hörte solche öffentliche Bekennung von gewandelten Seelen, mit Jubel und großer Kraft ward es abgegeben, ein Glück sondergleichen strahlte aus hellen, klaren Augen. Die Gesichter waren faltenlos und leuchteten. Sonderbar vertauscht erschien ihr Ich, hineingegossen ins ewige Bild, erhielten sie es neu und vereinfacht wieder zurück. Da standen helle Jünglinge und sangen einen Hymnus auf Jesus, ich sage sangen, aber auch dies war nur ein singendes Bekenntnis: „Steh' auf, steht auf, für Jesus!" Wie Kämpfer standen sie da, bereit, Gut und Blut und Leben für ihren Helden zu opfern.

* * *

Die aufquellende Sehnsucht, die Lebensfurcht und das Lebensleid der leidenden Kreatur strömten herein in den leuchtenden magischen Kreis, der sich öffnete und fest und milde wieder schloß. Hier ist alles in den einen Sinn hineingedeutet: du ganz persönlich bist von Jesus gemeint, er will dich erretten von Schuld und Not und Tod, du kannst in ihn eingehen, und dann wirst du nicht mehr sterben, sondern auferstehen. Durch den Tod des Gottessohnes und durch seine Auferweckung von den Toten ist dies Gnadenwunder erwirkt. Durch seine Auferstehung ist das Größte der Welt in Erscheinung getreten: die Gewißheit eines persönlichen ewigen Lebens für die Menschheit. Dies ist die Botschaft des Evangeliums, die Kette schlingt sich magisch zusammen aus prophetischer Verkündigung, wundersamer Geburt, makellosem, alles Böse überwindendem Leben, aus Wunder, Kreuzestod und Auferstehung. Diese Kettenglieder wurden lebendig, wie Fleisch und Blut, und sie sollen sich unzerreißbar um dich schließen. Tritt ein in den Zauberkreis, und du bist herausgehoben aus Übel, Not und Tod. Eine ungeheure Kraftquelle springt auf in dir, dein Ich wird fest und unbeirrbar, dein Blick bleibe nur immer gebannt an die eine, ewige Gestalt. Trittst du aber nicht ein in den magischen Kreis, so bleibst du in Dunkelheit und Kälte, so bist du ein Verlorener. Das rufen dir die zu, die im Lichtkreis stehen, verlangend und helfend strecken sie die Hände nach dir aus. Du siehst hier religiöse Ekstase, hohe Begeisterung, und wirst an die Zeiten des Urchristentums gemahnt, auf denen noch der leuchtende Abglanz des Jesuslebens lag. Stündlich warteten jene Christen auf das Wiedererscheinen ihres Herrn. Gilt in solch einem Zusammenhange noch die Zeit? Wird Jesus Gestalt nicht auch jetzt noch erlebt und ist den Menschen ganz nah? Die Glut für ihn hat nie ganz nachgelassen in der Welt, irgendwo wurden immer heilige Lämpchen mit Öl gespeist. Die Augenblicke, in denen der Enthusiasmus in den Versammlungen der Gläubigen auflodert, erinnern wahrhaftig an jene Versammlungen der alten Zeit. Der Apostel Paulus sagt einmal, die Leute einer religiösen Gemeinschaft hätten auf Uneingeweihte den Eindruck von geistig Überspannten machen müssen. Eine Überspannung der gewöhnlichen Lebensspannung liegt ja auch wohl bei allen diesen religiösen Erweckungen vor. Hier muß sich etwas umstellen in dem Geiste dieser Menschen, ihr Lebensausschnitt wird ein anderer, ihre Lebensdeutung wird einfacher, vertiefter, aber doch auch enger zugleich. Es könnte sein, daß unser weitschweifender Geist erst Ruhe findet im sehr Gebundenen, in einer Einengung unter der Überwölbung einer neuen Weltform. Aber die gewaltsame Umwandlung des Menschengeistes in ein neues Leben hinein ist hiermit noch nicht gedeutet, hier kommt ein anderes, drittes hinzu, das wir nur im Erlebnis der eigenen Seele ahnen.

* * *

Die lutherische Kirche muß ganz anders ihre Kraft zusammenzufassen suchen, um zu leben, das christlich-religiöse Erlebnis spielt sich fast nur in den Sekten ab. Doch erhebt sich die katholische Kirche mit neuer Werbekraft. Die Menschen unserer Tage sind vielfach so schlaff und geben gern Verantwortung und Entscheidung in andere Hand. Und die Hand jener Priester ist noch stark. Das Erleben des Christ wird in dieser Religion so vorbereitet, du gleitest wie von selbst hinein in die vorgezeichneten Formen, bis sich der mächtige Kuppelbau geschlossen über dir wölbt. Ist jetzt wirklich wieder eine Zeit größeren Bilderreichtums, eine Zeit für Mystik und Gehorsam gekommen, so wird dieser weiteste aller Kreise noch viele suchende Seelen in sich ziehen. Hier liegt auch äußerliche Bindung vor. Der hohe ideale Schwung des Christensektentums kann sich leicht im Alltag verbrauchen, die festen und kunstvollen Satzungen der katholischen Kirche aber, die mit der Schwachheit des

Menschen rechnen, fangen das Suchen und Umherschwirren, leiten es in rechte Bahnen und geben die Seele nicht wieder frei. In dem einen Fall leuchtet bloß die nackte Seele, hier trägt sie ein kostbar schimmerndes Gewand, da fliegt sie allein dem Heiland entgegen, hier wird sie sorgsam den Weg zu ihm geführt. Unendlich viel mehr Anforderungen stellt jene Renaissance des Urchristentums, als die fertiggeformte, erfahrungsreiche Kirche.

Aber während innerhalb des Christentums das religiöse Leben wächst, während der Christ in jenem Rahmen erwartet wird, steht doch gerade jetzt das Christentum so scharf im Lichte der Kritik, wie noch nie. Ich denke hier nicht an die üblichen Vorwürfe, die von einem Bankerott des Christentums unserer Tage reden. Ich meine jene Kritik, die der Verstand, die Forschung aus der nun erreichten Tiefe der Kenntnisse ihm entgegenbringen. Jetzt erst können die Züge dieses Bildes erkannt werden, jetzt erst wird die Struktur dieser Religion klar aufgedeckt und ihr seltsames Ineinandergeschichtetsein gezeigt.

Das Christentum wurde zu sehr angesehen als eine Erscheinung, die einzig aus dem Inslebentreten der Gestalt Jesu emporgeblüht ist. Sehen wir aber genauer hin, so erkennen wir, wie diese religiöse Form, in der das Christuserlebnis der Zeit gebunden wurde, nicht wie eine plötzliche Glaubensoffenbarung anzusehen ist, die der Welt als fertiges Geschenk dargereicht wurde. Zwar steht die Erscheinung Jesu im Zentrum, aber was aus ihr, aus ihrem Leben gemacht worden ist, das nimmt nicht unbedingt seinen Ausgang von ihr allein. Die neue Religion erstand nicht allein aus dem tiefen Lebenssinn von Jesus Lehre, nicht nur diese wurde weitergesponnen, das esoterische Moment trat vielmehr in den Hintergrund gegen ein ganz anderes. Es war vor allem ein starkes Willenselement, das hier bestimmte, die Sehnsucht der Zeit war es, die dem Erlösungsbedürfnis die Form geben sollte. Die neue Religion mußte vor allen Dingen dies befriedigen, um die Tragkraft zu gewinnen, die es durch die Welt führen sollte. Diese Erfüllung war aber nicht nur eine Fortsetzung der großen Andeutungen, die Jesus den Menschen gegeben hatte, und die in die letzte Tiefe führen konnten, der Bogen wurde mehr äußerlich gezogen, jene Kettenglieder wurden geschmiedet, derer ich vorhin Erwähnung tat. Pfleiderer sagt, daß ein „Christentum Christi" natürlich nie hat existieren können, denn das Christentum des Neuen Testaments wäre der Glaube an die Erlösung durch Christi Person, Jesus selbst aber habe doch nicht an eine Erlösung durch sich selbst glauben können! Hier läge ein tiefer innerer Widerspruch vor. Viel Mißverständnis tut sich auf. Durch diese Aufklärung der Forschung wird aber das Christentum erst ganz verständlich, wir sehen, wie die vielen Ströme, die sich, von allen Seiten kommend, in die neue Religion ergießen, zurückverfolgt werden auf ihre Quellen. Die schon in der Zeit vorhandenen religiösen Vorstellungen ordneten sich ein und wandelten sich um. Die esoterischen Inhalte, hellenistische wie orientalistische und jüdische, wurden alle verarbeitet. In den Mysterienkulten lebte schon lange die Auferstehungsidee, es gab da auch mystische Mahle von Wein und Brot, über Gottesgerichte und Geistererscheinungen hatte der Osten schon immer berichtet, der Mitraskult lehrte die Gestalt des Mittlers, er hatte sakramentale Formen ausgebildet, die vom Christentum angenommen wurden, die Logosidee spukte schon lange in der theologisch-philosophischen griechisch-jüdischen Welt. Es stand so vieles da, das auf eine Erneuerung wartete, weil es vom Leben verlassen war. Das Christentum saugte das auf, wovon es umschwebt war, es lebendig machend mit seiner jungen Kraft. Jede Religion baut sich aus Überkommenem auf, und auch das Christentum ist im höchsten Grade synthetisch. So bildete sich allmählich mit Hilfe von viel fremden Inhalten ein festes Dogma, das Jesus wohl mit erstauntem Blick als eine reine Ausgestaltung seiner Lehre zurückgewiesen hätte. So war zum Beispiel sein Bruch mit dem Juden-

tum, sein strikter Gegensatz dazu darin vollkommen aufgehoben. Dichtung und Wunsch waren am Werk gewesen und hatten vielfach in freier Phantasie gestaltet. Der Gegenstand des Glaubens, das große Bild war gegeben, der Gottessohn stand fortan in der Welt, das große Geheimnis der tiefen Anteilnahme Gottes an der Menschheit offenbarend, aber mit wieviel Kompliziertem, Weitabliegendem war dieses Große nicht umgeben! Der historische Standpunkt unserer Tage, wie ihn die großen Theologen und Historiker einnehmen, rückt das Christentum mehr in eine dichterische Sphäre. Das bezieht sich aber nur auf das Verhältnis von Jesus Lehre und Sein zum Christentum. Hier wird viel Gegensatz aufgedeckt. Vom reinen Glaubensstandpunkt aus gesehen kann das Christentum, wie es einmal schon gestaltet ist, trotzdem als Wahrheit empfunden werden, denn es drückt die Erfüllung einer bestimmten Glaubenssehnsucht aus. Der gewöhnliche Mensch bedient sich wenig der Kritik, der mögliche Wahrheitsinhalt beschäftigt ihn weniger als seine Gefühlsentwicklung. Aus den überschwenglichen Erlebnissen jüdischer und griechischer Männer und Frauen, aus den schon vorhandenen Spekulationen und geistigen Formen ward das Christentum komponiert, ein Gebilde, wunderbar und wirklich zugleich, eine Schöpfung aber, die sich abschließen mußte im festen magischen Kreis, um in dieser ausdrucksvollen lebendigen Gestalt weiterhin in Macht und Kraft zu bestehen.

* * *

Aber nicht nur die wissenschaftliche Kritik allein legt um der Wahrheit willen das Christentum auseinander, es bahnen sich auch von anderer Seite und aus anderem Bedürfnis neue Wege an zu einer neuen Erfassung des Jesusseins, wie es transparent durch Christentum und Evangelium hindurchscheint. Die Jesussehnsucht überwindet Hindernisse, eine Abblendung des großen Bildes verwehrend. Die kritischen Zurechtstellungen werden nicht nur als Bereicherung der Vernunfterkenntnis empfunden, sondern als lebendiges Wasser der durstenden Seele gereicht. Denn das Herz will abbrechen mit einer Tradition, die ihm leer geworden ist, weil sie nicht mehr geglaubt werden kann. Jesus wird unter anderer Perspektive, in anderer Beleuchtung geahnt. Es liegt noch viel Tasten vor und doch auch schon vieles Finden. Der Wunsch, Echtes von Unechtem zu scheiden, führte nicht nur über das Alte Testament hinweg, Prophezeiung und jüdischen Zusammenhang entwertend, sondern auch vielfach über die Darstellung des Evangeliums selbst hinaus. Die Sehnsucht, Jesus ganz unmittelbar zu schauen, nur in seiner, ihm ganz eigenen Wirkung, hat schon früher zum Ansatz einer Jesusreligion geführt, die die Gestalt des Jesus in eine andere, freiere Bestrahlung stellte. Herder deutete sie an, jetzt liegt sie in unserer Zeit und wird geformt werden. Chamberlain in seinem großen Werk „Mensch und Gott" spricht von ihr als einer Geklärtheit und wundervollen Vereinfachung des Geistes des Christentums. Das Legendarische in Jesus Leben fällt, sein Selbstzeugnis, Gott zu sein, wird bestritten, nur das große und reine Wort des Heilands soll als Gotteswort bestehen bleiben. In Chamberlains Glaubenssphäre erscheint Jesus als der Mittler zwischen Mensch und Gott, dies ist eine uralte arische Idee, die schon vielfach in der Welt auftauchte. Seltsam einfach mutet uns diese Religion an: Gott, der liebende, barmherzige Vater, sendet der Welt seinen Gesandten, den Mittler, den Christ, der uns erlöst. Es bleibt etwas Schwebendes, Ungelöstes, aber kann das in den Fragen und Forderungen des Religiösen je anders sein? Mit viel Objektivität und Klarheit gibt Chamberlain einen Überblick über Dogma und Christentum. Er löste den magischen Kreis, der sich von Wunder zu Wunder aufbaut und so vieles Konkrete, Tatsächlich-sein-sollende zum Glaubensinhalt machte, aber indem er die Kette von der Vorherverkündigung, der Geburtslegende, der Wunder und Sakramente auseinanderschlang, beschrieb er

da nicht dennoch einen neuen magischen Kreis, der sich weit und licht um eine neue Annahme, ein neues Glaubensmysterium schließt? Schafft er nicht einen neuen Mythos, stellt er nicht nur neue, leicht veränderte Bilder an Stelle der alten? Gewiß, den Angriffen der Geschichte, Philosophie und Vernunft ist der Chamberlainsche Kreis unanfechtbarer, aber jene geheimnisvolle Magie im Fürwahrhalten eines bestimmten, außerweltlich wirkenden Inhaltes bleibt doch immer bestehen. An der Auferstehung, die als christliches Grundglaubensfundament gilt, geht Chamberlain nur undeutlich vorüber, dadurch gewinnt aber seine Darstellung nicht die vitale Überzeugungskraft des christlichen Glaubens. Chamberlains Linien sind freie und schöne Bogen, aber noch vielfach Andeutungen, schwer zu erfassen, mehr für den geistigen Menschen hingeworfen.

Sehr interessant ist es, der hohen Erscheinung der Jesusgestalt, wie sie durch Chamberlains Herz und seine Geistesklarheit wiedergegeben uns entgegenstrahlt, die Auffassung des Tolstoischen Christus entgegenzustellen. Chamberlain gibt uns Jesus im Geheimnis, als Gestalt mit zauberhaftem Mondesglanz umwoben, aber dennoch sehr stark als menschliche Person, für Tolstoi ist Jesus allein das, was er selbst von sich aussagte, nämlich der Weg. Auch Tolstoi ist scharf vorgestoßen in die herrschende Religion, hat unbarmherzig das Dogmengebäude niedergerissen, eine starke und harte Tat des Mutes war dies, wenn man den Zwang seines Landes in Betracht zieht. Er hat die Kraft gehabt, durch alles hindurch seinen eigenen Jesus- und Religionsbegriff herauszuarbeiten. Er hat als Slawe wenig Distanz und tritt so hart an Jesu Persönlichkeit heran, daß er sie auflöst. Während sich bei Chamberlain im Klang des Jesuswortes die ewige Stimme Gottes offenbart, scheint Tolstoi für die Hoheit und den Reiz dieser unvergänglichen Worte fast unempfänglich, er sucht vor allen Dingen die Lehre, die ihm als eine scharfe Zeichnung der einzig wahren Lebenslinie der Menschheit hervortritt. Chamberlain lauscht auf den Ausdruck des ewigen Geistes, Tolstoi sucht vor allem Umwandlung und Beruhigung des unruhigen Herzens. Sein Herz war nie weihevoll in Gott verankert, wie das des Germanen Chamberlain, es zitterte im Gegenteil, bebte und blutete, als sturmbewegtes, echtes Menschenherz. Wenn er auch glaubte, Gott vermittels des Geistes und der Vernunft zu suchen, so spielte sich sein geistiger Glaubensprozeß doch auf der Ebene des Lebens ab. Aber es mutet uns doch seltsam an, daß Tolstoi, der vom Herzen ausging, wobei man hätte erwarten können, daß er in heiligster Liebe Jesus Gestalt hätte erfassen müssen, schließlich durch diese Gestalt hindurch nur den Geist verkündet, und Chamberlain, der von der großen Geistesschau aus die Gestalt des Heilandes hinstellt, gerade schließlich auf das innigste an dieser Gestalt haften bleibt, der er sein ganzes Herz darbietet! Dennoch berührt Tolstois religiöses Erlebnis so sehr viel stärker, weil sich darin auch die ausgesprochenen poetischen und leidenschaftlichen Farben ausdrücken. In Tolstois Erscheinung haben wir das größte sichtbare religiöse Werden eines Großen inmitten von uns erlebt, er stellte gewissermaßen vor uns allen seine Religion dar, ein Schauspiel, das noch lange die Geistesgeschichte beschäftigen wird. Die von ihm verkündete und so oft mißverstandene Religion zeigt ein seltsames Doppelgesicht: einesteils drückt sie das praktische Bedürfnis des suchenden Willens nach Vervollkommnung aus, befestigt sich in einer ausgesprochenen, sogar verengenden Lehre, anderseits flutet ein mächtiges esoterisches Leben durch alle Inhalte hindurch, Bilder auflösend und leidenschaftlich bis zum Urquell des Lebens vorstoßend. Tolstoi suchte zuerst den Christ in innerer Verzweiflung, er fand ihn nicht, weil er ihn falsch suchte, weil er sich selbst mißverstand. Das Transponieren in den Geist, aus dem dann seine esoterische Lehre fließt, hat fast etwas Gewaltsames. Und doch ist es nur natürlich, daß er, der irdisch so Lebendige, schließlich nur eine Lösung findet, indem er das geistige Leben als den Urgrund entdeckt. Ein rechtes Leben nach Christus

Lehre erschließt uns erst das wirkliche geistige Leben, in das wir hineingebaut sind, ohne es zu verstehen. Der geistige Lebensstrom, das ist Gott, und wir können ihn nur empfinden, wenn wir an ihn angeschlossen werden. Hierzu verhilft uns allein ein Leben in Jesus Sinne. So ist Jesus der eigentliche Lebensträger. Mag Tolstoi auch in der praktischen Darlegung der Lehre eingeengt und subjektiv sein, so wird der hohe Sinn seines Christerlebnisses dadurch doch nicht berührt. Wir fühlen das mächtige Vibrieren eines ewigen Lebensstromes, empfinden Jesus zwar nicht als Person, aber als den heftigen Schwung unserer Lebenswelle, der emporreißt und zum wahren Leben hinführt. Das Problem des Christ ist hier zugleich das tiefste Lebensproblem, es spricht sich hier auch die Frage nach dem geistigen Sein oder Nichtsein aus, es entsteht eine Relativität des Persönlichen, ein ewiges Schwanken des dahinstürmenden Willens, der dennoch Persönlichkeit will. In dieser Polarität: Persönlichkeit — Aufgabe der Persönlichkeit, spricht sich das Erscheinen des Christ in Tolstois Erlebnis aus.

* * *

Das Herannahen des Christ spiegelt sich aber auch noch auf vielfach unerwartetem Gebiete in unserer Zukunft bergenden Zeit. Berührt es uns nicht wunderbar, wenn Missionare berichten, daß sich, besonders in Indien, die christliche Glaubenslehre mit einer neuen Kraft festigt? Scheint es nicht so, als ob die Welt, wenn auch noch vielfach unbewußt, von allen Seiten langsam der einigenden Idee des Christ entgegenreift? Was ist das für ein seltsames Phänomen, wenn wir erleben, daß ein Inder nach Europa reist, um es zu christianisieren! Von den verschiedensten geistigen Zentren der Kontinente taucht die ernste Forderung auf, daß die Völker Europas sich in ihrem Sinne ändern müssen, daß sie wieder den Christ annehmen müssen. Wir zittern unter der Herrschaft des satanischen Prinzips, unter dem absoluten Egoismus der Völker, das ist der Antichrist, nur das Erscheinen des Christ könnte das verkrampfte Europa wieder lösen. Wir Deutschen stehen als Opfer da eines fremden Vernichtungswillens, da scheint uns jegliche Hoffnung auf ein Hereinleuchten des Lichtes in die Finsternis vergeblich. Aber wir dürfen nicht verzweifeln, sondern müssen damit beginnen, die Flämmchen zu entzünden, das Öl in den kleinen Lampen sorgsam zu hüten, daß uns selbst im tiefsten Dunkel diese tröstenden Zeichen weiter leuchten.

* * *

Die Ritter in den Stahlhelmen klirren mit ihren Lanzen, weiter geht der Dialog innerer Stimmen, in die die Seele ab und zu ihr Wort streut.

Von welchem Ansatzpunkt aus sollen Menschen wie du und ich — denn jetzt setze ich ein Du, wie ich mein Ich setze — Menschen voller Zweifel und Glauben, voller Kälte und Glut, voller Bild und zugleich voller Bildleere, Bekenner des geistigen und Skeptiker jeglichen Geisteszwanges, an das Erscheinen des Christ herantreten? Wie können wir etwas von diesem geistigen Geschehen erleben?

Was ist für uns der Christ, ist es Bild, ist es Idee, ist es Jesus allein? Verweilen wir bei der Gestalt, die wir kennen. Auch wir suchten sie aus dem Rahmen zu lösen, denn unsere Wahrhaftigkeit verbietet es uns, um die historischen Tatsachen herumzugehen. Die Evangelienkritik erweist, daß wir kaum hoffen dürfen, auch nur ein Wort Jesu im wirklichen Urklang zu besitzen, daß also auch hier noch viel Scheidung nötig ist. Wer mit geistig-musikalischem Ohr in den Evangelien liest, braucht keine wissenschaftliche Kritik dazu, um selbst viele Worte als falsch klingend zu empfinden. Man braucht auch keine philologischen und historischen Kenntnisse

dazu, um zu erkennen, daß der Jesus des Johannes eine anders geschaute Gestalt ist, als der der anderen Evangelisten. Hier tritt Jesus zwar seltsam lebendig auf, aber er ist durch ein Temperament hindurchgesehen, mit der ganzen Kraft subjektivster Darstellung geschildert. Johannes gibt seinen Jesus im Lichte einer bestimmten Theologie, mit dem Vollbewußtsein einer neuen Religion, wunderbar geistig und leuchtend, doch auch durchaus literarisch geformt, ähnlich wie uns Sokrates in den Dialogen des Plato vorgezaubert ist. Die gewaltigen Monologe, die Jesus in diesem Evangelium hält, sind von göttlicher Kraft und Tiefe erfüllt, aber wir entfernen uns doch von der menschlichen Vorstellung der Gestalt, wie sie uns in den anderen Evangelien entgegentritt, es ist alles aus einer anderen Stimmung aus hingestellt.

Je weiter wir in die Forschung eindringen, um so mehr Überlieferung sank dahin, um so unsicherer, scheint es, könnte die Zeichnung der Gestalt werden? Denn es fiel ja so viel, vor allem das Alte Testament, aus dem sie der Tradition nach herausgewachsen sein soll. Dies vielgeschichtete Werk kann für uns kein Glaubensbuch mehr sein. Es fällt für uns, als die Erinnerung an ein fremdes Volk und an einen fremden Gott, mit dem wir besonders seit der Reformation, wo sich unser Glaube gerade auf dies Buch aufbaute, gegen den geistigen Sinn aneinandergekoppelt waren. Mag es auch noch so sehr von Divination und religiösen Erfahrungen erfüllt sein, es ist uns fremd geworden, somit aber fällt auch vieles aus dem Neuen Testament, das die alte Verbindung aufrecht hält. Für uns ist das ein falsches Pedalhalten, das wir nicht mehr ertragen. In der neuen Beleuchtung, die wir gewonnen, ist aber die Gestalt Jesu, obzwar aus dem Rahmen herausgehoben, nicht undeutlich geworden. Und bist du bisher an ihr vorübergegangen, so wird doch die Stunde kommen, wo sie dich ansehen wird. Sie wird zu dir kommen, wie sie auch zu Strindberg kam, als sie ihm voranschritt in den jardin des plantes. Es war, als gerade die Dämonie sein Herz am ärgsten zerriß. Er mußte ihren Wunderspuren folgen, er sah, wie die Büsche und Bäume des Herbstes sich bei ihrem Vorbeischreiten neu belebten und aufblühten. Sie hinterließ eine Glanzspur, blieb dann stehen und sah den zitternden Menschen wundersam still und gütig an. Sie sah mitten ins zerquälte Menschenherz hinein, und das konnte nun nicht mehr fragen: Was gehst du mich an?

Haben wir die hohe Gestalt des Wunders und des Mysteriums entkleidet? Wir suchten sie herauszuheben aus Dogma und Legende und fast aus dem eigenen Wort, wir suchten sie von allen Seiten aus anzuschauen, aber indem wir uns immer wieder auf unsere Vernunft beriefen, ging etwas Wunderbares vor sich: je mehr wir zu erklären suchten, je schärfer wir vordrangen, um so deutlicher fühlten wir, daß wir nur immer tiefer ins Geheimnis zurücksanken, ja, daß alles das, was sich als Wunder und Geheimnis gibt, sich in nichts auflöst im Vergleich zu jenem Letzten, Unergründlichen.

Die Lanzen sinken, die Schritte halten an. Fallen nicht bläulich-lila Schatten auf die Ritter, so daß sie einsam phantastisch, fast gespensterhaft dastehen? Ist aus einem stolzen Auszug, aus dem Wunsch nach Beute nicht nur ein Greifen ins Unbegreifbare geworden, ein Spiel einer Partei allein, zu dem sich kein Partner herbeiließ? Ja, die Ritter blicken in eine fremde Welt.

* * *

Man spricht jetzt wieder so viel von den platonischen Ideen, den großen Bildern, die Urform waren dem geistigen Geschehen. Wir knüpfen entweder unsere Vorstellungen aneinander, oder wir erschauen sie unmittelbar, je nach der Geistesart sind wir orientiert in Zeit- oder Raumformen. Der Prophet und Schauer sieht das Bild. Es sind Bilder solcher Schauer, die ich jetzt hier hinstellen möchte.

Fast kindlich, und doch so groß und eigenartig wirkt das Bild, unter dem Swedenborg den Himmel erschaut. Er setzt sich ihm aus unzähligen Gesellschaften zusammen, die wiederum alle eine menschliche Gestalt bilden. Der Himmel als Ausdruck des Geistigen und Göttlichen ist aber dennoch in seiner Einheit ein Menschliches, er hat die äußere Gestalt eines Riesenmenschen. Daher ist das, was von Gott kommt, als aus der Menschenerscheinung herauskonzipiert, auch in seiner stärksten Wirkung wieder Menschenerscheinung, daher ist der Mensch Jesus die Wirklichkeit Gottes, wie man in gewissem Sinne auch sagen könnte, daß die Blüte eine Art Verwirklichung der Sonne ist.

So sah und fühlte Swedenborg die Person des Christ als ein Menschenbild, aber zugleich sah er durch dies Bild die Gestalt der ganzen Menschheit. Das war seine Form, daß ihm der Christ als Grundidee der Menschheit und der Welt erschien.

Eine ähnliche Verbundenheit zeigt uns das Bild des Paulus, unter dem er die Gemeinschaft der Gläubigen erfaßt. Er schaut sie als einen Riesenleib, dessen Haupt Jesus ist. Das Erscheinende in der Form des Christ ist aber „zugleich Urgrund alles Weltseins und alles Weltgeschehens. Der Christ, das war das Verborgene, das vor den Weltzeiten her" schon in Gott, dem Schöpfer aller Dinge, war. Im Erscheinen des Christ wird der Weltplan Gottes ausgeführt, dieser Weltplan grenzt nah an die gewaltig umspannende Idee Swedenborgs, daß die Menschheit Weltidee, also Sinn und Zweck der Welt ist. So gesehen sind Gott und der Christ und die Menschheit im Grunde eines, sie sind wechselseitig gegeneinander bestimmt. Diese Einheit stellt ein kosmisch-geistiges Bild dar: er und du und ich, wir alle, alles, die Welt und die Sterne und das Leben, es ist alles durch den Christ in Gott hineingebaut.

Wenn nun der Christ nicht wäre, dann wäre nicht Unterscheidung von ich und du, dann wäre nicht Menschheit und wäre nicht Gott. Denn der Christ, das ist ja gerade dies Zusammenstoßen und doch Sich-gegeneinander-Abheben des endlichen Menschlichen mit dem unendlichen Göttlichen. Zugleich ist der Christ das Spiegelbild Gottes in uns hineingeschaut. Der Christ ist nicht Jesus allein, und nicht du allein und wir allein können ihn nicht hervorzaubern, der Christ, das ist die ewig wiederkehrende Berührung Gottes, das ist der ewige Lebensklang unseres Daseins.

Noch ein Bild setze ich hin, es ist von Fechner. Dieser Schauer sieht die Menschen in ihrer geistigen Wirkung, sieht sie so alle irgendwie miteinander verzweigt. Alle, die in gleicher geistiger Gemeinschaft stehen, gehören zum Leibe eines Geistesbildes, so aber ist dies Verknüpftsein gestaltet, daß ein jeder Geist dabei in seiner Person bleibt und seinen Kreis zieht. Nicht alle Kreise sind gleich groß und ragen gleich weit. Doch geht von jeder Existenz eine Wirkung aus, die in andere Kreise hinübergreift. Je nach der geistigen Kraft kann diese Wirkung umspannend sein. Die größte Ausbreitung des Geistes wächst bis zu Gott hinan, so sind die edelsten Geister, wie auch Jesus, ganz in Gott hineingedrungen. Wir, die wir unten stehen, können aber, wenn wir in Jesus Geistesgemeinschaft hineinströmen, gleichfalls durch ihn in Gott hineinwachsen. So bildet sich ein großes Geistesleben, eine aufwachende Geisterwelt, die in ihrer Vollendung den Baum von Geistern bildet, dessen Wurzeln im Irdischen wachsen, aber dessen Krone in den Himmel reicht. Was bedeutete jenes Bild des riesigen Eschenbaumes, das unseren germanischen Vorfahren immer vor Augen stand? Auch jener Baum wuchs aus der Welt über die Welt hinaus, und unter seinen Wurzeln flossen die Quellen des Lebens . . .

Wenn wir uns unseres Innenlebens bewußt werden, können wir es leicht erkennen, wie viele andere Lebenskreise den unseren durchschneiden. Wenn nun Jesus der größte Geisteskreis ist, so muß er irgendwie in das Leben jedes Lebendigen eingehen, und ist er dann nicht in seiner Wirkung unumgangbar, ja, ist er nicht unser

Wachstumsprozeß selbst? Dieser Geisteskreis verbindet somit die ganze Menschheit, denn in diesem Jesussein ist ja das auftauchende Signal gegeben. Der Christ lebt fort und fort, einmal verwirklicht, sehen wir in ihm auf ewig das Antlitz der Menschheit widergespiegelt.

Ja, Gott gab uns in Jesus nicht ein Bild von sich, er gab uns das Menschliche in höchster Potenz. Jesus lehrte uns vor allem den Menschen, freilich, in seiner ewigen Beziehung zu Gott, dem Vater, aber vor allem lehrte er uns doch eine vollkommene Menschlichkeit. Wie sollte es da nicht geschehen, daß wir uns immer wieder nach ihm zurücksehnen, daß wir erfassen und verehren wollen, was Gott uns hier gezeigt hat, nämlich das Wegzeichen zur Berührung mit Gott, zugleich zu einem Anschluß an das ewige geistige Leben? Einmal von dieser Erkenntnis berührt, wird unser Herz immer wieder zu jenen auf der Erde gewandelten Spuren zurückkehren. Der Klang reinster Menschlichkeit faßt die wirren Töne des Lebens zusammen und ordnet sie zur Harmonie.

„Wird Jesus hundertmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, so bleibst du ewiglich verloren", singt der cherubinische Wandrersmann, der so viel von Gott weiß. Dies Erwachen unseres Herzens, diese Berührung mit Gott gebiert ja den Christ. Rätselvoll, gewaltsam berührt er uns und drängt uns zur Auferstehung. Der Rhythmus von Tod und Auferstehung, das ist ja der Rhythmus des Lebens, es ist der Weg der Seele, es ist ihr Pendelschlag. Aus Tod und Schlaf heraus hören wir den Ruf:

„Wach' auf, der du schläfst,
steh' auf, der du tot bist,
so wird dir der Christus leuchten."
(Epheserbrief.)

* * *

Welch ein Mißverständnis ist es doch, wenn sich die Menschen um die Wahrheit ihrer religiösen Erkenntnisse streiten, und wie tragisch wird es, wenn der Kampf um die Wirklichkeit des religiösen Erlebnisses geht! Von jedem Standpunkt aus wird verlangt, daß das religiöse Erleben nur in einer bestimmten Form erwachsen soll. Aber schrumpft nicht gerade das Gestaltete, der konkrete Glaubensinhalt in nichts zusammen vor dem lebendigen Aufzucken des heißen Menschenherzens? Hat die Frage nach der Wahrhaftigkeit der Form noch eine Bedeutung bei dieser innerlichsten Tatsache des Erwachens des eigensten Seins im Menschen? Müssen wir nicht eher gerade das Phänomen des religiösen Lebens so ansehen, daß sich immer wieder neue magische Kreise bilden müssen, von einer inneren lebendigen Bewegung heraus gezogen, wie sich die Kreise auf dem Wasserspiegel bilden, wenn der Stein hineingefallen ist? Der Glaube zeigt sich uns nicht nur als gewaltiger Despot, er offenbart uns die unendliche Mannigfaltigkeit der Inhalte, die durch das so sehr verschiedene Menschensein gebildet werden. Er transponiert Tatsachen in ein anderes Feld, verknüpft sie in einen neuen Sinn und macht sie dadurch lebendig. Tatsachen an sich sind für den Glauben nicht so wichtig, sie haben oft nur den Wert von Handwerkszeug. Nicht die Wissensseite im Glauben ist die lebendige, sondern die Gefühlsseite. Alles, was wir geistig erfahren, ist ja doch nur ein Schauen in einem dunklen Wort, so oder so deutbar. Alle die magischen Kreise schieben sich irgendwie ineinander und sind alle nötig zum Aufbau des großen geistigen Lebens.

Sind wir Außenstehende, Wartende, Einzuordnende, oder sehen wir schon die neuen Kreislinien, fühlen wir auch über uns schon Wölbung und Schluß? Bahnt sich nicht jetzt schon die Erkenntnis an, daß wir Wahrheit zu sehr von außen gesucht

haben und zu wenig von innen heraus erfühlt? Das Gewisseste, das wir mitnahmen von allen unseren weiten Wanderungen, war die Erfahrung, daß alle unsere Wege schließlich immer wieder ins Geheimnis münden. So leuchtet uns auch die eine große Gestalt, von der wir ausgingen, in ihrer Klarheit und ihrem innersten Sinn aus dem Geheimnis, das wir nur ahnen. Wir werden ihr entgegengehen, je nach der Anlage unserer Natur, und wenn wir aufrichtig und wirklich sehnsuchtsvoll sind, dann wird ihr Blick uns treffen. Und dann werden wir es fühlen an unserem Herzen, daß der Christ uns berührt hat.

Gerhart Hauptmann

Von

Paul Fechter

Bei den Gerhart-Hauptmann-Spielen in Breslau gab es eine Stunde, die fragend und nachdenklich stimmte. Das war die Feier am Nachmittag des zweiten Tages, als im Remter des alten Rathauses der Stadt Breslau der Präsident des Deutschen Reiches erschien, um den Dichter zu grüßen. Unter den schweren Gewölben des niedrigen Saales saßen die Honoratioren der schlesischen Hauptstadt, saßen Dichter und Schriftsteller aus allen möglichen Gegenden Deutschlands: von der Tribüne herab sprachen ein Oberbürgermeister, zwei Oberpräsidenten, der Reichspräsident zu einem Dichter, um ihn zu ehren und ihm für sein Werk zu danken. Nicht nur mit offiziellen Reden und den üblichen Geburtstagsformeln: sondern mit einer gewissen Wärme und lebendigen Beziehung zu dem Gefeierten. Aus den Versammelten erwuchs leise eine Art von Einheit, um Hauptmann als Mittelpunkt: eine Welle von Gefühl umgab und trug ihn. Und plötzlich empfand man: Es ist schön, daß so etwas möglich ist; es ist Gewinn, daß der erste Mann des Deutschen Reiches sich auf die Eisenbahn setzt und eine lange Reise tut, nur um einen deutschen Dichter zu ehren. In diese Freude aber klang zugleich eine Frage: Wer von den deutschen Dichtern ist wohl je zuvor so geehrt worden, wie dieser Mann, den hier tagaus, tagein die Menge jubelnd begrüßt, sobald sein Werk von der Szene herab erklingt? Nicht Goethe, nicht Schiller, nicht Hebbel, nicht Gottfried Keller sind je so über sich selbst hinausgehoben worden, trotz aller Geburtstage, die sie auch begangen haben: was mag es wohl sein, das diesem Dichter dort oben diese Resonanz in den Seelen seiner Zeitgenossen geschenkt hat?

Es waren nur Augenblicke, in denen die Frage aufstieg; sie versank in neuem Jubel, der den schönen Dank des Dichters aufnahm, ward vom bewegten Gang der Stunde übertönt. Aber sie kam wieder und ward schließlich eine Art von Problem. Als ob man sie an Hauptmann selber stellte, ihn nach der inneren Legitimation fragte, die ihm das Recht gab, dieses alles zu erleben. Auf Breslau ist Hamburg, ist Bremen gefolgt mit großen, festlichen Hauptmann-Tagen: überall umklang den Sechzigjährigen nicht nur das Pathos gehobener Festreden, sondern zugleich der spontane Jubel mit dem Herzen beteiligter Menschen. Man freute sich der Tatsache, daß in Deutschland ein Mensch der Dichtung der Allgemeinheit so nahe kommen konnte — und empfand doch immer wieder das leise: Warum? — das Suchen nach dem letzten Grund dieses Verbundenseins.

Die Antwort auf diese Frage finden, heißt, für Hauptmann die Formel in posi-

tivem Sinne finden. Es ist nicht leicht — und trotz der vielen Bücher und Aufsätze, die in dem letzten Menschenalter bereits um Werk und Gestalt dieses Dichters geschrieben sind: es hat sie eigentlich noch niemand gefunden. Die Formel der Hauptmannschen Wesensart ist noch ungeschrieben — und wird wohl auch noch eine Weile ungeschrieben bleiben. Nicht nur um der zeitlichen und räumlichen Nähe willen, die uns mit ihm in eine gemeinsame Zeit- und Lebenssituation bindet: sondern auch, weil Hauptmanns Wesen selbst diesem Gefaßtwerden unbewußt — und vielleicht sogar ein wenig bewußt widerstrebt.

Wer einmal hintereinander das Lebenswerk Gerhart Hauptmanns, soweit es bis jetzt vorliegt, in sich aufgenommen hat, mit dem ausgesprochenen Zweck, den Wesenskern des Menschen und des Dichters zu erfassen, wird dieses leise Widerstrebende, menschlich Entgleitende selbst empfunden haben. In den Dramen der Frühzeit steht eine bewußt auf Objektivität angelegte Welt da: konsequenter Naturalismus, hinter dem sich Wesen und menschliche Entscheidung des Dichters prinzipiell und mühelos verbergen. In der „Versunkenen Glocke" durchbricht Persönliches einmal diese selbstgezogene Schranke: wenig später wird sie teils mit den alten, teils mit neuen Mitteln wiederum errichtet. Im „Emanuel Quint" tastet der Leser vergeblich umher, um die Haltung des Dichters zu seinem Helden eindeutig festzulegen: Hauptmann entgleitet ihm immer wieder, über die Objektivität hinweg bis in die Ironie, die hier den Helden wie den Leser in gleicher Weise umspielt. Und noch das letzte Werk, das „Ländliche Liebesgedicht", zeigt das gleiche Ausbiegen: der Dichter bleibt im Schatten und entscheidet nicht.

Man hat Gerhart Hauptmann wieder und wieder den Dichter des Mitleids genannt. Und über einigen seiner schönsten Dichtungen strahlt in der Tat wie ein Glorienschein dieses Gefühl, vor allem über frühen Werken, wie dem „Hannele", den „Webern". Ein warmes Mitgefühl mit der leidenden Kreatur schwebt über diesen Dichtungen — verfestigt am Gefühl für die Schicksale der handelnden Menschen. Aber dieser selbe Mann geht mit anderen seiner Gestalten mitleidlos bis zur Härte um, versagt ihnen durchaus, was er anderen zubilligt. Mit dem guten, freundlichen Schluck hat er gar kein Mitgefühl und spielt mit seiner betulichen Freundlichkeit nicht viel besser wie Karl und Jon Rand; Peter Brauer stürzt am Ende nicht nur von seiner erschwindelten Höhe, sondern muß sich die bittere Demütigung vor Frau und Tochter gefallen lassen. Der jungen Anna geht es auch nicht viel anders — und selbst im „Hannele" muß das menschliche Gefühl sich eine harte Unterbrechung gefallen lassen. Der Lehrer Gottwald ist der einzige, der das Kind freundlich und gut behandelt hat, so daß sie ihn in ihren Fieberträumen mit dem Heiland identifiziert — und dieser Mann bringt es fertig, als Hannele krank und erfroren aus dem Wasser gezogen wird, es zwar zuerst in sein Haus zu nehmen und ihm trockene Sachen anzuziehen, es dann aber schleunigst wieder hinaus in Wind und Wetter und ins Armenhaus zu schaffen. Ironie? Etwa in dem Sinne, daß die Menschen so elend sind, daß Hannele schon einen Mann mit so wenig wirklichem Gefühl mit dem Heiland gleichsetzt? Oder — Stocken des Gefühlsstroms im Dichter? Man muß es offen lassen — die Formel für Hauptmanns Wesen ergibt sich aber auch vom Mitleid aus nicht rein.

Unter einer Reihe von kurzen Aufzeichnungen, die Gerhart Hauptmann vor etwa zehn Jahren einmal veröffentlichte, findet sich folgender Satz: „Man kann ein und dieselbe Sache in so vielen Gestalten richtig darstellen, daß es schmerzt, sich für eine allein entscheiden zu müssen." Hier scheint eine sehr wesentliche Selbsterkenntnis Hauptmanns, wenn auch halb verschleiert, sichtbar zu werden. Das Entscheidende ist der Nachsatz — der Schmerz der Entscheidung. Hauptmanns Seele empfindet jede Entscheidung als Entschluß, jeden Entschluß als Beschränkung — und umgeht beide. Seine Objektivität, sein Naturalismus wächst nicht aus einer Kunst-

theorie, einem Prinzip, sondern aus der inneren Kräfteverteilung der Seele. Er empfindet sein Erleben im Fühlen, nicht im Tun, das immer ein Entscheiden ist: er ist der Dichter des unbestimmten Gefühls, des Ineinander der ungelösten, ungeklärten, in ihrer Unbestimmtheit noch alle Möglichkeiten der Zukunft enthaltenden und vor handelnder Auswirkung verbleibenden Gefühle. Er empfindet sein Dasein am stärksten im Wogen leise oder laut aufsteigenden Lebensgefühls, in der zu leichtem Rausch gehöhten Romantik jener Zustände, in denen das eigene Sein und das Bild der Welt und des Lebens ringsum in eines verklingen, wo alle Grenzen sich zu lösen, alles wunderlich fließend in den Strom des Daseins einzugehen scheint, schon von selbst einen ganz leisen Zusatz von dichterischer oder wenigstens literarischer Gehöhtheit bekommt — und man selbst trotzdem, trotz der Verbundenheit zum Leben, im Grunde völlig isoliert für sich bleibt. Der Strom des eigenen Lebensgefühls tritt wohl über die Ufer, aber — nur in Worten; er nimmt die andern nicht in sich auf, sondern sucht sich zuletzt trotz allem, sich absondernd, seine nur ihm eigene Bahn, das Glück dieses Rausches, dieses gesteigerten Lebensgefühls in unbewußter Selbstsucht für sich allein behaltend — nur im Klang gehöhter Rede verströmend. Aus solchem Lebensgefühl wächst die produktive Stimmung Gerhart Hauptmanns: sie trägt sein Werk — und sie bestimmt zugleich das Ausweichen vor den Entscheidungen, die immer als Verarmungen und Beschränkungen gerade dieses rauschhaften Glücks des Lebens empfunden werden. Die innere Unbestimmtheit ist selbst schon eine Art Entscheidung der Seele.

Gerade diese innere Unbestimmtheit aber, dieses Ausbiegen vor der beschränkenden Entscheidung, das Verharren im unbestimmten Gefühl ist vielleicht das, was zutiefst Hauptmanns Erfolg bestimmt, ihm die Verbindung mit seiner Generation geschaffen hat — und nicht nur mit seiner Generation. Im Grunde ist dieses Lebensgefühl das Lieblingslebensgefühl der Deutschen überhaupt, insonderheit, solange sie jung oder trotz reiferer Jahre jung und unerwachsen geblieben sind. Die schwebende Unbestimmtheit einer leicht erotisch gefärbten Verbundenheit mit dem Ganzen des Lebens, hinter der sich doch gerade um der Unbestimmtheit willen das Sicherungsgefühl einer heimlichen Isoliertheit, eines nur auf Sichbezogensein birgt — das ist die Grundstimmung des allgemeinen deutschen Lebensrausches im weitesten Sinne. Er ergibt sich mit Hilfe des Alkohols genau so wie mit Hilfe der Worte, der Literatur, der Lektüre; er ist die östliche Komponente in der deutschen Blutmischung. Das Preußentum hat diese bewußt zu paralysieren versucht: es ist bezeichnend, daß im Bereich des eigentlich Preußischen, im Bereich des Staatlichen man bisher fast immer auf Ablehnung Hauptmanns stieß, die nicht nur auf der Legende vom heimlichen Sozialdemokraten beruhte. Wo Entscheidung, Bestimmung, Tat, wo Haltung, Forderung und Ideal war, konnte für seine Welt, die möglichst alle Möglichkeiten offen ließ, Fragen stellte, aber keine Antworten gab, sondern höchstens Stimmungen, kein Raum sein.

Desto mehr aber fand sich dieser Raum überall da, wo bürgerliches Gefühl über seine Begrenzung hinaus ins Unbeschränkte sich sehnte — wo das Dasein des Tages instinktiv nicht mehr als Leben empfunden wurde, eben um der aus Konvention vollzogenen beschränkenden Entscheidung willen. Hier mußte Michael Kramers verworrene Todeslyrik, seine Fragen an das Leben rauschhaften Widerhall finden als Offenbarung wirklichen Lebensgefühls, als tiefstes Verstehen des Daseinssinns; hier mußte Meister Heinrichs monistische Sonnenpredigt, der Biminischluß der „Jungfern vom Bischofsberg", die gleiche Wirkung üben. Man hat den Hauptmannschen Dichtungen oft vorgeworfen, daß sie keine Helden hätten: gerade das war es, was ihren Erfolg bedingte. Gerade indem Hauptmann in seinem Werk auf die Menschen verzichtete, die von einem einzigen Gefühl, von einer Idee, einem Ziel besessen sind

und sich an die hielt, die im Widerstreit der Vielheit ihres Fühlens tastend den Weg und sich selber suchen, die Fragen stellen, aber keine Antwort wissen — gerade darum fand er den Widerhall in dem bürgerlichen Deutschland des abklingenden Kaiserreichs. Wer die Zeit von 1890 bis zum Kriege kennen lernen will, braucht nur nach den „Einsamen Menschen", „Michael Kramer", nach „Gabriel Schillings Flucht", oder nach der „Pippa" und der „Versunkenen Glocke" zu greifen. Was die bürgerlichen Schichten Deutschlands in jenen Jahrzehnten waren, und was sie nicht waren, lebt in diesen Dichtungen, empfunden und gestaltet von einem Menschen, der das Lebensgefühl seiner Zeit und seiner Schicht ganz einfach und selbstverständlich, trotz des leisen Zusatzes von Schauspielertum, der auch zu der Zeit gehörte, erlebte und aus dem Erlebnis heraus im Abbild wieder von sich stellte.

Denn das bleibt bestehen: Hauptmann fühlte diesen inneren Lebensstrom seiner Generation nicht nur selbst sehr stark und ungetrübt durch sich rinnen: er fand, gerade aus der gefühlsmäßigen Situation heraus, die Form, die diesem Daseinsgefühl die gemäßeste war. Es gab zwei Möglichkeiten, dies unbestimmt rauschhafte Lebensempfinden einzufangen: entweder man setzte die Unbestimmtheit in die Gestaltung fort, suchte Gleiches mit Gleichem zu formen — oder man baute dem gleitenden, verschwebenden Leben sein Abbild mit polaren Mitteln entgegen: mit den festen Zügen der äußeren und der inneren Wirklichkeit. Hauptmann entschied sich für das zweite: für den konsequentesten Realismus. Am inneren Material änderte er nichts; die Form, in der er es hinstellte, war sein polarer Gegensatz. Sie war fest und bestimmt: Abbild der Wirklichkeit — sie wählte er, weil er fühlte, daß er hinter ihr alles Weitere unentschieden und unbestimmt lassen konnte. Der Naturalismus der Gestaltung deckte ihn: er brauchte nur hinzustellen, nicht zu bekennen und zu entscheiden. Die Objektivität der Kunstform übernahm die Verantwortung, wie der Vorgesetzte im bürgerlichen oder staatlichen Leben: das Leben, das dargestellt war, und das Darstellungsprinzip mußten die Einwände und Proteste auffangen, nicht der Dichter. Der Dichter war Instrument, Gestalter — verantwortlich nur für die Qualität und formale Richtigkeit seiner Leistung: die Verantwortung für das Seelische mußte die Welt selber tragen, die dieses Material lieferte.

Wie sehr diese Hingabe an den Naturalismus trotzdem zugleich Selbstvergewaltigung war, zeigt der gewaltsame Ausbruch der unterdrückten eigenen Gefühlswelt in der „Versunkenen Glocke". Nach jahrelanger Objektivität und entsagender indirekter Arbeit macht sich die Seele hier einmal direkt Luft. Noch das Formprinzip wird abgeschüttelt und verneint: das unterdrückte eigene Gefühl vor der Welt ringt sich los und offenbart sich in seiner rauschhaften Romantik, wie sie zuletzt hinter allen Dichtungen Hauptmanns schwebt. Hauptmann empfindet selbst die Gefahr, die diese unmittelbare Öffnung des Ventils für ihn bedeutet: er dämmt sofort wieder ein, sucht Rückwege und neue Bindungen: das Bekenntnis aber bleibt bestehen. Es ist sehr sinnvoll, daß die „Versunkene Glocke" trotz den „Webern" sein größter Erfolg wurde. Die Tatsache bewies, daß das Publikum trotz aller Hochachtung die naturalistische Verkleidung instinktiv eben als Verkleidung empfunden hatte und nun dem einmal Unverhüllten, Kunstlosen zujubelte. Die Beziehung zwischen dem Dichter und seiner Zeit ward hier mit einem Schlage klar: sie war eine Beziehung auf Grund gemeinsamen Lebensempfindens, nicht auf Grund gemeinsamer Bejahung eines Kunstideals. Der Naturalismus der frühen Dichtungen Hauptmanns war den bürgerlichen Zuhörern seiner Zeit im Grunde nur unsympathisch: ihr Beifall galt dem instinktiv als verwandt empfundenen Gefühl dahinter. Und er ward um so größer, je unmittelbarer sie dieses Gefühl ohne alle hemmenden Zwischenschichten erleben konnten, wie in dem Märchenstück vom Glockengießer. Das Romantische versteht sich immer von selbst.

Wenigstens innerhalb der schon in eine gewisse Konvention des bürgerlichen Daseins hineingezogenen Schichten. In Breslau wurde Hauptmann geehrt, wie vor ihm kaum ein anderer deutscher Dichter. Das Reich selbst dankte ihm, neigte sich vor seinem Werk, indem sein höchster Beamter selbst den Dank der Nation brachte: und Abend für Abend saßen Tausende in den Theatern und jubelten seinen Werken zu. Deutschlands bedeutendste Menschendarsteller hatten sich zusammengefunden, um diese Werke in Mustervorstellungen dem Dichter und seinen Verehrern vorzuführen — wenigstens solange die Vertreter der großen Berliner und anderer Blätter da waren. Nachher muß es, nach Berichten von Augenzeugen und unvoreingenommenen Zeitungen, auch sehr merkwürdige Dinge gegeben haben, wie beispielsweise die Aufführung des „Hannele", bei der es sehr vergnügt zugegangen sein soll. Auch gegen die ersten Abende, gegen den „Florian Geyer", die „Weber" in der Jahrhunderthalle, gegen die Aufführung von „Indipohdi", gegen „Rose Bernd" ließen sich manche Einwände erheben, die zum Teil auch erhoben worden sind. Im großen aber blieb die Suggestion, zumal wenn Hauptmann selbst, was meist der Fall war, wenigstens eine Zeitlang der Vorstellung beiwohnte: die Feststimmung war stärker als der Wille zur Prüfung — und vor allem: das Publikum war stärker. Es jubelte und rief den Dichter, weil es ihn als seinen Dichter empfand. Gerade diese Einmütigkeit aber ließ auch einmal die Umgrenzung dieser Zuhörerschaft erkennen. Was da Abend für Abend die Theater Breslaus füllte — war das das Volk? War das wirklich die Nation, die dem Dichter zujubelte, der ihrer Sehnsucht und ihrem Glück, ihrem Wünschen und Wollen Ausdruck gegeben hatte? Man hätte es gern bejaht — und mußte doch feststellen, daß es Abend für Abend dieselben Schichten und Kreise waren: die fremden Gäste von außerhalb und das literarisch interessierte Breslauer Bürgertum liberaler Schattierung. Es fehlte das Zentrum: die katholischen Buchhandlungen Breslaus in der Domgegend hatten nicht ein Werk Hauptmanns in ihre Schaufenster gelegt: es fehlte die Rechte — die (mit Unrecht) über „Biberpelz" und „Weber" nicht hinwegsehen will — und es fehlten die Arbeiter, schon um der Kosten willen. Ein relativ kleiner literarisch interessierter Kreis von bürgerlicher Konvention hatte ganz von selbst die Vertretung der Nation übernommen.

Gerade das aber wäre reizvoll und wichtig, das Werk Gerhart Hauptmanns einmal wirklich mit dem Volk in Berührung zu bringen. Nicht nur Werke wie den „Geyer" oder die „Weber", die sich auf Massenwirkung hin anlegen lassen, sondern auch die anderen oder vielmehr gerade die andern: die „Einsamen Menschen", die „Versunkene Glocke", den „Michael Kramer". Die bürgerlichen Schichten (im weitesten Sinne) empfinden vor ihnen das ihrer seelischen Art Entsprechende: was empfindet der Arbeiter, der Bauer, der kleine Mann? Jubelt er auch, mitgerissen von einer Stimme, die der ganzen stummen Zeit Worte geliehen hat: oder verharrt er stumm als vor einem ihm wesensfremd Gebliebenen? Es ist schwer zu sagen. „Hensche" und „Rose Bernd" greifen mit ihrer Wirkungsmöglichkeit weit über die bürgerliche Begrenzung hinaus, werden auch von Arbeitern und Handwerkern ohne weiteres und mit Freuden aufgefaßt. Vor den übrigen aber verstummen sie: sie verspüren das Fremde, Überhöhte, das Bürgerliche, und werden mißtrauisch. Das Bürgertum bejubelt den ganzen Hauptmann: das Volk, souveräner wie immer, wählt aus. Der skeptische Betrachter aber fragt: was bleibt?

Die Antwort lautet: es bleibt genug, um am Ende wieder beim Anfang anzukommen — nämlich, daß es schön ist, daß dieser Dichter von den Deutschen und ihrem ersten Manne derart geehrt wird — selbst wenn wir auf die Frage, was denn nun eigentlich tiefster Wert und wirkliche Wirkungsenergie seines Werkes ist, heute noch keine Auskunft wissen. Ein Reigen menschlicher Gestalten schwebt, wenn Gerhart Hauptmanns Name fällt, vorüber: Gestalten, die wie Menschen von Fleisch

und Blut Wirklichkeiten unseres Lebens geworden sind. Wir sind gegen den absoluten Wert des bloßen Gestaltenkönnens heute mißtrauisch geworden, verlangen mehr, als nur diese Objektivierungsenergie: um Hauptmanns Menschen schwebt etwas von dem warmen Hauch des Lebens selber — und hebt alle Einwände auf. Der Naturalismus wird aus einem Formprinzip noch einmal Lebenssache: ein Schein von Liebe steigt auf, und wenn es auch nur ein Schein ist: er zwingt zum Ja. Gestalten wie Henschel, Wilhelm und Rose Bernd, wie Schluck und die Wolffen, die Dockeradts und die Kramers und viele, viele andere sind gezeugt wie lebendige Menschen in all ihrer schwankenden halben Wirklichkeit, die vielleicht mehr ist, als die eindeutige des Theaters der bestimmten Gefühle. Es sind Menschen des ausgehenden Jahrhunderts, Menschen unbestimmten, schwankenden Lebensgefühls, im Grunde bürgerliche Menschen bei aller äußeren Unbürgerlichkeit: sie stehen da in bleibender Lebendigkeit, ein Stück verfestigter Geschichte dieses seltsamen Menschenalters. Die schaffende Energie aber, die sie ins Leben rief, bleibt verehrungswürdig, zumal das, was sie schuf, nicht ihrer Willkür, sondern ihrem inneren Gesetz entsprang. Wir mögen dies Gesetz verneinen, seine Grenzen feststellen, seinen Gültigkeitsbereich einengen: es bleibt Gesetz. Gerhart Hauptmann hat sich ihm noch in seinen schwachen Stunden gefügt, selbst wenn er darüber hinauszukommen versuchte: das Ergebnis ist, daß auch die Skeptischen heute den Sechzigjährigen grüßen und es dem Reichspräsidenten danken, daß er zu Ehren eines deutschen Dichters nach Breslau fuhr und sich sogar geduldig den „Florian Geyer" in der Jahrhunderthalle anhörte. Die Formel für Gerhart Hauptmann finden wir zu diesem Tage doch noch nicht: so bleibt nur die Feststellung des Ja, zu dem sein Wesen bei allen Einwänden und Einschränkungen auch den Widerstrebenden zuletzt doch wortlos immer wieder zwingt.

Die Hochschule zum Herrn

Novelle

von

Rudolf Jeremias Kreutz

Alfred Apfelsaft, Mitschöpfer am Tiefstand der österreichischen Valuta und aufrechter Pessimist, war heute in besonders glänzender Stimmung. Österreich, an dem er so innig gezweifelt hatte, daß er schon 1914 aus Ostgalizien nach Wien gekommen war, übertraf seine frohesten Befürchtungen. Das drückte sich prachtvoll zuverlässig im Kursblatt aus. Effekten waren ins Bodenlose gestiegen. Und Apfelsaft hatte Effekten. Edelvaluten erklommen Höhen, daß einen schwindelte. Der Dollar zum Beispiel! Und Apfelsaft hatte Dollars! Spottbillig aus galizischen Eiern gezogen, im gnadenreichen Jahr 1917. Nur zu warten brauchte man in diesem gesegneten Lande und war, ehe sein Finanzminister einmal verzweifelte, dreimal hundertfacher Millionär. — Und Apfelsaft hatte gewartet. Heute nun verleugnete der arme Teufel von Finanzminister gar zum dritten Male seine Verzweiflung, obwohl in den Leitartikeln deutlich zu lesen stand, daß es mit den Krediten Essig sei. Und Apfelsaft hatte die Milliarde voll. Reines Vermögen von heute, nicht gerechnet die Möglichkeiten von morgen, wenn der Finanzminister etwa offiziell verzweifelte! Apfelsaft war in erstklassiger Laune. Immerhin: Tausend Millionen Kronen aus Eiern ab-

geschöpft, die er damals das Stück zu einer Krone in der Hand hielt und dem notleidenden Ernährungsminister der k. u. k. Monarchie um nur vier Kronen lieferte — vorgeschlagen war er worden zur Nobilitierung von dem braven Mann für seinen patriotischen Opfermut, Gott hab' ihn selig! — Immerhin: aus dem Reingewinn zweimalhunderttausend Dollars kaufen zum Kurs 1 : 8, sie bis zum Heutigen halten und Milliardär sein — es stand dafür, stolz zu lächeln.

Apfelsaft tat dies. Und weil ihn die trostlose Lage der Gesamtheit vollauf befriedigte — im Leitartikel wurden Hände gerungen, im lokalen Teil gebettelt, in den Annoncen zwangsverkauft — so zündete er sich eine Exporthavanna an und las das überflüssigste alles überflüssigen, das Feuilleton. Warum nicht, dachte er, einmal ist keinmal. Heut' kann ich Zeit verlieren. Er klemmte den Zwicker fester und begann. Schon der Titel fesselte ihn. Rousseau als Erzieher. — Vielleicht ein neues Papier . . .? Es gab da eines, das prima war und ganz ähnlich hieß. Ruston . . . na, man wird doch da seh'n, ob es ein Druckfehler ist. — Er überflog gespannt die ersten Sätze, erfuhr aber, daß es sich nur um so eine Art Apostel und Dichter handelte. Um einen harmlosen Narren also.

Apfelsaft wiegte den Kopf und dachte mitleidig: Schreiben die Leute noch immer, statt daß sie in eine Bank eintreten und Nutzen nehmen? Also, was will der Ruston . . . der Rousseau?

Er las weiter, ohne Anteilnahme und bereit, sich einschläfern zu lassen, aber da packten ihn einige Sätze. Die Großstadt ist ein Pfuhl geworden, stand geschrieben, ein verpesteter Steinhaufen, der schollenferne Abenteurer ohne Erdgeruch und Heimatssinn ansaugt. Apfelsaft rauchte stärker. — . . . Kulturlose ohne Lebensstil hausen darin wie Würmer im fetten Schlamm . . . ohne Beziehung zur lebendigen Erde. . . . Abfallprodukte einer Zivilisation, der ein Kapaun mehr gilt als zehn Bände Goethe, und eine Flasche Champagner süffiger dünkt als der kastalische Quell.

Kann Erdöl sein, kalkulierte Apfelsaft, kann sein aber auch ein Sauerbrunn . . werden wir gleich haben. Er sah in der Börsennotiz hastig die Rubriken durch. Nicht da, also nicht der Rede wert, weiter! . . . Drum auf, zur Neuentdeckung der geschändeten Erde! Eifert jenen nach, die noch Schollengefühl haben, den Bauern! Die sitzen auf Urvätergrund . . . heraus aus der papierenen Welt des Scheins und zurück zum Reich der Wiesen und Wälder! Jeder, der es tut, rettet in sich die Menschheit.

Hier wurde er nachdenklich. Nicht, daß er die Rettung der Menschheit erwog, aber der Mann hatte recht: Heraus aus der Welt des Scheins und hinein in Grund und Boden! Investieren, abspalten, umwandeln das Papier in Segen, in Scholle, wie der Mann sagt, mit einem echten Schloß darauf! Daß ihm das nicht früher schon eingefallen war! Nun ja freilich, die Börse läuft davon, wenn man ihr nicht nachläuft . . . aber hatte er das jetzt noch nötig, wo die Dollars ganz von selbst so fein arbeiteten?!

Apfelsaft fing zu träumen an. Er sah über das Zeitungsblatt hinweg nach dem kleinen Viereck blauen Himmels zwischen den Häusermauern. Schloß . . . groß wie das des gnädigen Herrn Ritter von Trabukiewicz in seiner Heimat Mosti-Wielki. Wo war die Zeit, wo der gnädige Herr? Untergegangen beide. Und er! Der Rabbi Ben Akiba hatte nicht recht. Noch nicht dagewesen!

Apfelsaft rechnete: zehn Millionen — Schloß, zehn Millionen — Grund, Felder, Wald, Wiesen, fünf Millionen — ein Auto — spottbillig, wenn man bedenkt, daß in einem Jahr — Gott wird schon nicht verhüten — Grund und Boden mindestens dreimal so viel kosten werden. Die Dollars werden freilich dann sechsmal so hoch stehen, aber ob nicht alles schon ausverkauft sein wird in Österreich? Man war

fünfundvierzig Jahre in Ehren, worauf also noch warten? Und der Putzi wird es sicher auch recht sein, in einem Schloß zu sitzen, statt im Theater Stubenmädel zu spielen.

Gemacht! entschied Apfelsaft. Das Geschimpf im Feuilleton interessierte ihn nicht weiter. Nur, daß der Mann, von dem noch viel die Rede war, außer Rousseau auch Jacques hieß, empfand er angenehm. Es lag etwas Beruhigendes in dem vertrauten Namen.

Der Milliardär gab einer gewiegten Realitätenagentur gemessenen Auftrag, einen Primissimabesitz zu schaffen.

* * *

In der freiherrlichen Familie Heupperg war wieder einmal guter Rat — teuer. Der letzte Föhn hatte dem Dach arg mitgespielt, es regnete in den Speisesaal. Die Bootshütte lag in den letzten Zügen, ein solcher Sturm noch, und sie schwamm davon. Unbedingt nötig war es auch, in den Schlafräumen neue Bretterböden zu legen. Der Laufschwamm fraß an den Dielen nun schon das dritte Jahr. Sie federten bedenklich. Und ach, die Dienerschaft! Das war das Unmittelbarste.

Die Baronin begann damit: „Denk' dir, Georges, heute früh geht mich die Köchin an, geradezu attackiert hat mich die Person. Ohne Fleisch sei das Leben nichts wert, sagt sie, und wenn die Herrschaften es aushielten, ihr könne es gleich sein, aber sie komme von Kraft, und sie hielte es einfach nicht aus. Kartoffel, Haferflocken, Kraut und Rüben die ganze Woche und nur Sonntags Braten — nein, dazu sei sie nicht Köchin geworden. Das widerstehe ihr. Und sie sprach auch im Namen des Stubenmädchens."

„Und der Franz?" fragte der Baron gespannt.

„Der gefällt mir auch nicht seit einiger Zeit. Er sagt zwar noch nichts, aber er schneidet Gesichter und steckt täglich mit dem fetten Kammerdiener vom Pelzhändler im Auwinkel zusammen."

„Franz, das wäre denn doch . . .", bemerkte Georg Freiherr von Heupperg, k. u. k. Oberst a. D. und Herr auf Wartholz, kleinlaut.

„Kurz und gut" — die müde Stimme der Baronin zitterte ein wenig — „die Betti und die Susi haben mir ein Ultimatum gestellt: Wenn sie nicht fünftausend Kronen Monatslohn bekommen und dreimal in der Woche Fleisch, dann gehen sie."

„Herausschmeißen, sofort herausschmeißen, das Pack!" schrie der Freiherr. „Der Hieb ist die beste Parade."

„Und wer soll kochen, wer aufräumen? Ich??"

„Oder ich?" Spitz schnitt eine zweite Stimme in des Barons Tatbereitschaft. Das Töchterchen Marianne, Mi genannt, sah spöttisch von ihrer Stickerei auf. Ihr verblühendes, hübsches Gesicht dunkelte von aufsteigendem Rot, und um das feingeschnittene Erbnäschen zuckte es. „Du bist komisch, Papa!"

„So geht es jedenfalls nicht weiter," fuhr die Baronin fort, „ein Entschluß muß gefaßt werden. Leben müssen wir, das Schloß können wir nicht lange halten —"

„Das sagst du schon drei Jahre, und wir leben doch. Das Schloß steht und wird weiter stehen mit Gottes Hilfe", rief der Baron emphatisch und furchte die Stirn.

„Wenn es nicht zusammenfällt, o ja. Weißt du, was der Zimmermann für die Dachreparatur verlangt? Zwanzigtausend Kronen. Und für die Bootshütte — das Doppelte. Und für die neuen Dielen fünfzigtausend. Rechne dir das zusammen und dann vertraue auf Gott, Georges!"

Des Obersts hagerer Körper sank tiefer in den Armsessel: „Mit den Füßen voraus könnt ihr mich von meinem Erbe tragen, einst, anders nicht."

Mi beugte sich über ihre Stickerei und kicherte böse: „Selbst gehen, mit dem Kopf voran, wird vielleicht vernünftiger sein, Papa."

Der Oberst raffte sich zu einem autoritativen Räuspern empor, aber ehe er noch Worte fand, fiel die Baronin ein: „Mi hat gar nicht so unrecht. Ganz sans phrase sie ist sechsundzwanzig. Wie und wen soll sie heiraten, hier in dem Nest? Man kann sie nicht aufführen. Wir können kein Haus machen in dieser Jammerbude. Was soll also das Kind? Nächstes Jahr wird sie siebenundzwanzig. Wenn du nur das bedenkst, Georges: Siebenundzwanzig und weit und breit keine Partie!"

Der Freiherr rieb mit dem Handrücken den kurzgeschorenen Bart. Dann sagte er unsicher: „Als ob der Mann das Wichtigste wäre."

Mi hatte zum Fenster hinausgesehen in das Graugrün der Berghänge. Jetzt wandte sie schroff den Kopf. „Um den Mann ist's mir gar nicht, um das Leben geht's. Ich will nicht Pflanze sein, eingewurzelt in den verdammten Fleck. Zwischen mir und der Lärche dort ist kein Unterschied. Beide sehen wir dasselbe Stückchen Himmel Tag um Tag. Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Sonne und Mond, Regen, Schnee, Wind . . . das unabänderlich Gleiche. Nichts weht an uns heran von anderswo, nichts haftet von weither. Nichts schüttelt uns auf andere Art. Wir wurzeln und saugen Nahrung. Ist das aber Leben?"

Der Oberst lächelte: „Ja, Mi, das ist Leben. Von weither weht nur Staub. Der kennt keine Heimat. Legt sich überall hin. Hier ist Heuppergsche Erde. Sie haftet an uns allen, wir haften an ihr. Und darum leben wir. Kommt's anders, dann müssen wir sterben."

Die Baronin widersprach. Ihre schmalen Hände flatterten in heftiger Abwehr. „Du übertreibst, Georges, wie gewöhnlich. Sind Krumphagens gestorben und Mervelds und Treuendorffs? Alle haben verkaufen müssen, und es geht ihnen ganz gut in Graz und Wien. Sie haben ihr Bridge, ihren Klub, sehen Menschen. Und leben auf, sans mot dire auf, geradezu! Und wir! Sind wir nicht miteinander durch die ganze Monarchie gezogen, einmal in Galizien, dann wieder in Ungarn und Kroatien?! Wie schön war das, wie reich! Willst du es vielleicht leugnen, Georges?"

Der Oberst machte eine müde Gebärde: „Nicht im entferntesten, Juliane. Wir waren nestflüchtig damals, junge, abenteuerlustige Vögel — aber das Nest war. Es hat immer auf uns gewartet. In allen Garnisonen war mir das Schönste: Wartholz steht. Dorthin könnt ihr zu jeder Zeit, wenn es euch draußen zu bunt geworden ist, wenn ihr flügellahm geworden seid oder krank. Dort findet ihr euch wieder, bei den euren."

„Reunions in der Familiengruft haben für mich nichts Fesselndes, Papa", sagte die Baronesse hart, und die Baronin ergänzte mit starker Betonung: „Zusammenstöße mit frechen Handwerkern, die wir nicht mehr bezahlen können, sind auf die Dauer auch auf sogenannter eigener Scholle unerträglich."

Vor den bohrenden Blicken der beiden Frauen senkte der Oberst das verknitterte Gesicht: „Wohin wollt ihr eigentlich hinaus?"

„Dir begreiflich machen, daß wir dieses Schloß zur Sorge verkaufen müssen" — der Oberst setzte sich steil — „denn" — die Baronin heftete spitzfingerig Argumente in die Luft — „erstens können wir's nicht erhalten, und zweitens bleibt uns Mi sitzen."

Das überschlanke Mädchen wehrte lachend ab: „Wenn's nur das wäre — pah! — aber ich habe noch andere Ambitionen, als zu vegetieren."

Der Oberst nickte ironisch: „Du hast ganz recht, mein Kind."

Als die Baronin den hilflosen Ausdruck des Besiegten in den Augen ihres Mannes bemerkte, legte sie schmeichlerisch die Hand auf seine Schulter: „Bedenke,

Georges, wir werden Millionäre sein" — auf ihren schmalen Lippen zerfloß das Wort wie gesponnener Zucker — „Millio—näre! Dann können wir machen, was i r wollen, nicht, was das Haus will."

„Was i h r wollt, meinst du wohl, denn ich bin ja dann erledigt", sagte der Oberst schwerflüssig und erhob sich. „Verkauft mich. Einverstanden." Er schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich.

Die Baronin schlang ihm den Arm wie einen Strick um den Hals. „Den Reitklub wirst du wieder besuchen können, deine alten Kameraden wiedersehen. Hier — sag' einmal, aber ehrlich — was hast du davon, unter bösartigen und dummen Bauern zu verländern? Ein Schloß ohne train ist Ballast, ist sinnloses Gut."

„Gar, wenn man nicht einmal mehr zwei Dienstboten halten kann, Schloßfrau und -fräulein auf dem Söller höchstselbst Schuhe putzen, Wäsche flicken . . . nein, so unverschämt arm mag ich nicht werden, Papa, da eher —"

Mi verzog den Mund weinerlich. Der Oberst befreite sich sacht aus der liebfraulichen Umschlingung. „Euere Argumente sind bezwingend," sagte er mit trübem Spott, „Wartholz wird also verkauft, hier meine Hand." Die Baronin preßte sie innig: „Lieber Georges!" —

„Aber unter einer Bedingung: Mich laßt aus dem Spiel. Arrangiert das Ganze, schließt ab in meinem Namen, und wenn alles perfekt ist, will . . . will ich's unterschreiben, vorher aber verschont mich mit Juden und Christen."

Er winkte Frau und Tochter zu und ging mit schnellen Schritten aus dem Zimmer.

„Daß wir mit dem Papa nur wenigstens so weit sind", seufzte die Baronin erleichtert.

„Hurra," rief Mi, „jetzt nur schnell die Annonce für die „Neue Freie Presse"."

Mit geröteten Wangen feilten die beiden Damen an dem wichtigen Konzept.

* * *

Als sich der Agent Brenneis zehn Tage später zur Besichtigung ansagte, war Wartholz empfangsbereit. Das Dach war ausgebessert, die Badehütte neu gedeckt. Frisch gekehrt blankten die Kieswege des Parks.

Die Damen empfingen den Herrn voll kühler Gemessenheit in der großen Halle. Herr Brenneis fand das Schloß in minderem Bauzustand, doch war er mit der Lage zufrieden und räumte ein, daß, umfangreiche Adaptierungen vorausgesetzt, sich etwas daraus werde machen lassen. Er sah flink an der etwas altmodischen Toilette der Schloßfrau auf und ab, huschte mit blinzelnden Äuglein über den schadhaften Stuck der Decke und sagte verbindlich: „Aha — dort bröckelt's." Dann bot er zehn Millionen alles in allem.

Die Baronin stand wie Königin Luise vor Napoleon. Königlich und etwas verschüchtert. „Sehen Sie doch die Mauern . . . für die Ewigkeit, das Material allein."

„Pardon, gnädigste Frau Baronin, ich kaufe nicht auf Abbruch, ich kaufe für Herrschaften. Belieben zu bedenken: Das Dach muß auch neu kommen. Wer setzt sich unter ein geflicktes Dach?"

Mi kam der fassungslosen Mama zu Hilfe. Sie maß den flinken Herrn: „Wenn's Ihnen nicht paßt, können Sie ja gehen. Wir müssen nicht verkaufen, und darum tun wir's nur unter günstigen Bedingungen."

Herr Brenneis grinste. „Daß die Herrschaften nicht müssen, sieht man auf den ersten Blick," sagte er unverschämt demütig und musterte den abgeschabten Läufer bei der Flügeltür — „andererseits zehn Millionen sind ein schönes Geld. Nicht

die Hälfte könnte ich bieten, wenn — Gott verhüte — Österreich aufgeteilt wird. Im Vertrauen, es ist ein Ausnahmepreis, weil sich ein Liebhaber darauf versteift."

„Der Park, die Wirtschaftsgebäude, die Stallungen," zählte die Baronin atemlos auf, „nein, zehn Millionen sind entschieden zu wenig. Zwölf mindestens."

„Elf," sagte Herr Brenneis eifrig, „Sie sollen sehen, ich weiß Werte zu schätzen, wenn sie auch stark verbraucht sind." Er betrachtete indigniert den ziemlich erblindeten Pfeilerspiegel.

Die beiden Frauen sahen einander an, die Millionen tanzten.

„Wenn es genehm ist, zahlbar auch in beliebiger fremder Valuta, in Dollars zum Beispiel. Die steigen weiter . . . unermeßlich. Dann haben die Damen gleich eine feine Kapitalsanlage." Herr Brenneis lauerte freundlich.

„Ach ja, Dollars", hauchte die Baronin unbeherrscht.

„Zum Tageskurs von siebentausend", ergänzte Herr Brenneis.

Die Millionen tanzten. Mi hatte glänzende Augen, das Gesicht der Baronin leuchtete von Ergriffenheit. Elf Millionen . . .!

Als der Agent gegangen war, scheinbar verstimmt und unausgesetzt beteuernd, daß er die größten Risiken trage und den kaufmännischen Egoismus noch nie so verleugnet habe, wie bei diesem Geschäft . . . als Herr Brenneis schon unten im Wagen saß und sich unter der Decke vergnügt die Hände rieb, da hielten sich Mutter und Tochter noch immer umschlungen.

„Elf Millionen . . .! Satt werden wir zu essen haben, Mi," jauchzte die Baronin in hysterischem Überschwang, „o, das alte Gerümpel! Selig bin ich, daß wir's los sind."

Mi dachte an schöne Toiletten, an die Welt in Wien und süß und vage an dämmernde Möglichkeiten jungfräulichen Erlebens. „Herrlich, Ma", flüsterte sie träumerisch.

Der Oberst strich im Park umher. In jenem Gefühl von Bitternis, Ohnmacht und Verzweiflung, welches das Bedürfnis nach körperlicher Bewegung entstehen läßt und eine schmerzhafte Dumpfheit der Seele. Er dachte nichts. Nur, wenn er am Wappen über dem Einfahrtstor vorüberpendelte, wandte er den Kopf und sah in den See hinaus mit einem hilflosen und bestürzten Ausdruck.

Spät trat er in das Wohnzimmer. Die Damen saßen im Lichtspiegel der Karbidlampe. „Verschachert?" stieß er leise hervor.

Die Baronin hob frei und stolz den Blick: „Verkauft. Um elf Millionen, Georges."

Der Oberst ließ sich schwer in einen Sessel fallen. „Einverstanden", murmelte er blöde.

* * *

Alfred Apfelsaft donnerte, melancholisch überschattet, in seinem Fiat durch das herbstliche Land. Putzi, die böse Kröte, hatte ihn bitter enttäuscht. Nicht zu bewegen war sie gewesen, mitzufahren. Eine Autofahrt im Spätherbst sei langweilig und für den Teint schädlich wegen der scharfen Luft. „Dickerl, fahr' nur allein und bring' mir was Schönes mit."

Das hat man von den Weibern, dachte Apfelsaft, wenn man Lust hat, versagen sie, und wenn man versagt, haben sie Lust. Wie schön es gewesen wäre mit ihr in der Natur! So aber . . .? Wälder strichen vorbei, rot und bunt, Ortschaften, Berge. . . . Sonne schien, Krähen flogen auf, Bäume huschten. . . . Die Straße wuchs heran, langweilig weiß, und man saß in weichen Polstern, von Luft umbraust, die immerzu sang: Eine Kanaille ist die Putzi. — Und nun gar seit dem Perlenhalsband! Vorgestern erst um tausend gute Schweizer Franken gekauft, und heute

schon ist sie undankbar. Läßt mich allein in der Natur! Vielleicht — wer kann wissen — betrügt sie mich. Während ich hier sitze, sitzt ein anderer . . . sie zeigt ihm das Halsband und sagt: Ist es nicht schön? Der alte Esel fährt auf sein Schloß, es kann uns nichts passieren.

Apfelsaft durchstach die Vorstellung so grell, daß er auffuhr, als sei eine Nadel im Sitzpolster. Zurück! Schon wollte er dem Chauffeur Weisung geben, umzukehren, da kam ihm ein beruhigender Einfall: Das Halsband wird ihr einfach abgenommen. Verdienen muß sie sich's. In die Kasse kommen die Perlen, bis sie das tut, was ich will. Man wird doch sehen! Und wenn sie mich betrügt, gut, soll sie — ich schmeiß' sie heraus und nehm' eine bessere.

Als der Wagen die Wiener Waldberge hinter sich hatte und in die Ebene hinausknatterte, hatte Apfelsaft sein inneres Gleichgewicht. Er lag in seinem schweren Pelz vergraben, wohligen Leibes im Fond und zog ein in cremefarbenes Leder gebundenes Buch aus der Tasche. „Der perfekte Edelmann" stand in Goldlettern auf dem Umschlag.

Apfelsaft begann die Einleitung zu lesen. Sie lautete: Edelleute werden nicht geboren, sondern erzogen. Sie sind das Ergebnis eines freundlichen Geschicks. Jeder Aristokrat war in grauer Vorzeit Straßenräuber, Beutelschneider oder gewalttätiger Kriegsknecht, jeder Patrizier einst ein kleiner, dürftiger, schmieriger Krämer. Parvenüs sind wir alle. Es gibt keine Auserwählten von Haus aus, sondern das Schicksal hat die einen emporgehoben zu Glanz und Ansehen, die anderen im Schmutz gelassen. Die einen sind geworden, die anderen geblieben, und jene, die da vermeinen, auf die sogenannten neuen Reichen mit Geringschätzung herabblicken zu dürfen, befinden sich im Irrtum. Sie vergessen, daß sie selbst nur etwas länger Parvenü, das heißt angekommen sind. Darum kann jeder ein vollendeter Aristokrat werden, wenn er erst weiß, wie man's macht, und jeder wird ein perfekter Gentleman, der nachmacht, was die anderen nachgemacht haben, ehe sie es wurden. Man nennt diese Fähigkeit, Allüren erwerben.

„Allüren," schmunzelte Apfelsaft, „ich versteh' schon, was er meint."

Mächtig interessiert las er weiter. Kernsätze, evangelisch schlicht, und doch wuchtig im Gedächtnis haftend, wie Backenstreiche: Es gibt kein Original. Alles ist Kopie von Adam her, aber man kopiert immer nur den, der schon besser ausschaut, als der Urvater ausgesehen haben mag. Diese wunderbare Fähigkeit der Menschen heißt fortschreitende Entwicklung. So sind aus Höhlenbewohnern allmählich Kommerzialräte und Fürsten geworden, die Hochgipfel menschlicher Möglichkeiten. Freilich, nicht alle können diesen Werdeprozeß mitmachen, viele müssen gewissermaßen auf dem Höhlenboden der Vorzeit verharren, ganz einfach, weil sie die Mittel nicht haben, ihn zu verlassen. Darum bedarf der vollendete Edelmann des Geldes. Je mehr er davon hat, desto sicherer wird er sich Allüren erwerben, desto müheloser der erlesenen Gilde der Gentlemen einzuordnen sein. Alle Kavaliere haben mit Geld angefangen und mit Allüren geendet. Vornehme Lebensform aber ist Kultur. Der Wilde hört mit dem Messer zu essen auf, wenn er die Gabel kennen gelernt hat.

Der Arme stellt sich auf das zweckmäßig Einfachste ein, der Reiche auf sinnvollen Überfluß. Zivilisation ist die Fähigkeit, Fleisch schmackhaft zuzubereiten, Kultur, es geschmackvoll zu servieren. Sie kann nur dort entstehen, wo die Sorge um das tägliche Brot, um Kleidung und Wohnung nicht das Um und Auf des Lebens bilden. Gentleman heißt: der an das Überflüssige vollendet Angepaßte. Er beginnt dort, wo das Notwendige selbstverständlich geworden ist, er hört auf, wo die Beschränkung beginnt, die Einschränkung auf das Unumgängliche — die Armut.

„Hochprima, das Buch!" rief Apfelsaft bewundernd aus und blätterte zurück

nach dem Verfasser. Unter dem Titel stand: Von einem weiland kaiserlichen Kammerherrn.

Und er las weiter.

Das Auto klomm Berge hinan, durchschwirrte Ebenen, wand sich durch die Schächte enger Täler, rollte an Seen entlang . . . Gletscher blinkten ferne. Die Luft roch herb und stark nach Tannennadeln und welkem Laub.

Apfelsaft sah nichts vom melancholischen Zauber des Spätherbstnachmittags, nichts vom Abschiedsfeuerwerk der Sonne, die goldene Blitze hinter grauen Schroffen hervor nach blaßrosigen Wölkchen schoß. Auch die Villen und Häuschen bemerkte er nicht, die an den Hängen kauerten, vermummt schon und in sich verkrochen, mit geschlossenen Fensteraugen. Nichts sah Apfelsaft vom demütigen Gruß der Landschaft an die Nacht, die langsam aus dem tiefen Schatten der Wälder trat. Mit solcher Inbrunst las er nun schon zum dritten Male das bedeutendste Kapitel des Buches: Der jüdische Edelmann. Er konnte es fast schon auswendig.

Harmonische Geschlossenheit, so stand da, kennzeichnet den wahren Edelmann. Unaufdringlichkeit der äußeren Form ist das Kriterium der Vornehmheit. Grellheit, Buntheit oder gar lautes, lärmendes Wesen wirken ordinär. Unhörbar fast, mit äußerst sparsamer Geste tritt der Gentleman auf. Takt entspringt aus dem Gefühl müheloser Sicherheit, sich überall und immer richtig zu benehmen. Die Sprache darf nie unterstreichen, was zu sagen ist. Sie sei daher weder leidenschaftlich noch gehetzt oder gar schreiend. Der Franzose hat für diese kühle Ruhe des Sprechtons das bezeichnende Wort: Parler sans accent. Also: ohne besondere Betonung, ohne Überschwang, ohne Unterstreichung sprechen! Und vor allem die Hände nicht zu Hilfe nehmen! Bei dieser Stelle mußte Apfelsaft seufzen. Der jüdische Gentlemananwärter ist in dieser Beziehung dem Arier gegenüber unleugbar im Nachteil. Seiner Rasse eignet in hohem Maße Beweglichkeit des Temperaments, Lautheit und im Affekt eine gewisse Unbeherrschtheit der Gliedmaßen. Vererbungen haften bekanntlich zähe. Anderseits wieder besitzen Semiten die Gabe der Anpassung in höherem Grade als Arier. Ihre überlegene Intelligenz, ihre Energie kann sie befähigen, Atavismen abzustreifen, wie dies hervorragende jüdische Aristokraten ja auch wiederholt erwiesen. Rothschild! dachte Apfelsaft ehrfürchtig und vertiefte sich in die praktischen Winke, die der kaiserliche Kammerherr im Anhang bot.

Das Auto glitt sacht in die Toreinfahrt von Wartholz, hielt vor dem Portal mit dem verwitterten Wappen. Die Front des Schlosses lag in einem dämmerigen Grau, nur ein Fenster war erleuchtet.

„Da waar'n ma," sagte der Chauffeur, „aber ka Mensch is net da."

Apfelsaft fuhr aus seiner Träumerei auf. Er hatte das Bedürfnis nach entrüsteter Gegenfrage und dem Spiel verwunderter Hände, war er doch als Besitzer zur Beschau für heute angesagt. Aber er bezwang sich, eingedenk der Lehren des kaiserlichen Kammerherrn: Lieber zu leise, als zu laut! Selbstsichere Ruhe in allen Lebenslagen!

Mit den geballten Fäusten in den Taschen seines Pelzes befahl er ruhig: „Blasen Sie etwas die Fanfare, sie haben uns nicht gehört."

Der Chauffeur ließ das melodische Warnungssignal ertönen. Es schmetterte an die Mauern. Nichts rührte sich.

„Noch einmal, bitte", sagte Apfelsaft sanft.

Endlich knarrte die Tür auf, und eine mürrische Stimme fragte, was man eigentlich wolle. Das Schloß sei Privatbesitz und kein Hotel.

Apfelsaft pendelte stark in den Polstern. Sein Oberkörper hielt es einfach nicht aus. Er ließ der schlürfenden Erscheinung durch den Chauffeur seine Visiten-

karte überreichen: „Melden Sie den Herrschaften, daß der Besitzer von Wartholz sich gestatten möchte, sein Schloß zu besichtigen."

Der Mann starrte lange, dann machte er so etwas wie eine Verbeugung und verschwand. Es kamen peinliche Minuten. Der Gentleman Apfelsaft kämpfte mit dem Milliardär Apfelsaft. Jener war für die Brutalität des guten Rechts, dieser für die überlegene Höflichkeit des weiland kaiserlichen Kammerherrn. Der Gentlemanscholar blieb Sieger. Er zwang dem Milliardär sogar ein duldsames Lächeln ab, als der Diener Franz nach geraumer Frist wiederkam und mit schon merklichem Respekt in Haltung und Stimme meldete: „Die gnädige Frau Baronin und der gnädige Herr Baron bedauern heute wegen der späten Stunde, nicht mehr empfangsbereit zu sein, doch werden sie sich freuen, den Herrn morgen zu begrüßen."

Apfelsaft winkte gönnerhaft: „Gut, ich werde morgen kommen."

Im Hotel der nahen Stadt schlug er den perfekten Edelmann auf, verglich sein Benehmen mit den Winken des kaiserlichen Kammerherrn und stellte stolz fest, daß die erste Probe trefflich ausgefallen war.

* * *

„Also, wer opfert sich morgen?" fragte die Baronin, als das Motorgeräusch des Autos in der stillen Nacht versunken war. „Es bleibt uns nichts übrig, als ihn zu empfangen. Er ist schließlich der Herr hier jetzt."

Der Oberst nahm die Karte mit spitzen Fingern: „Schöner Herr — Alfred Apfelsaft. Nicht einmal ins Vorzimmer wär' er mir gekommen zu meiner Zeit."

Mi zog ein spöttisches Mündchen: „Verzeihe, Papa, aber ich finde diese unfruchtbare Feststellung furchtbar langweilig. Deine Zeit! Was sollen wir mit ihr in dieser Zeit? Hungern und doch arrogant sein?! Ich danke."

„Mi!" mahnte die Baronin.

Das junge Mädchen sah die Eltern herausfordernd an, eine Steilfalte zwischen den zusammengezogenen Brauen. „Es ist lächerlich deplaciert, einer Vergangenheit nachzujammern, die uns diese Gegenwart beschert hat. Papa klammert sich an das Tote. Wird es dadurch lebendig? Papa flucht über die Neuen, die die Erben unserer Unfähigkeit sind. Schadet ihnen das? Wir werden alt und griesgrämig, sie lachen und verdienen."

Der Oberst bemerkte duldsam: „Du bist sehr jung, Mi. Wenn du einmal älter bist, wirst du begreifen, daß es Dinge gibt, über die man schimpfen muß, auch wenn man sie nicht ändern kann. Dann erst recht. Sonst zerreißen sie einen."

„Mag sein, Papa. Ich werde mich nicht zerreißen lassen, aber auch nicht schimpfen, sondern der Zeit gemäß leben, in der ich stecke. Der erste Schritt ist getan, trotz dir."

Der Freiherr von Heupperg stopfte die Daumen in die Ohren: „Genug, genug. Was du noch sagen willst, ist mir geläufig."

„Mi, sei still", warf die Baronin ein.

„Nein, noch nicht." Kühl und klar perlten die Worte. „Ich werde dem Herrn Alfred Apfelsaft morgen zur Verfügung stehen."

Über des Obersten verdrossene Miene flog es bei jedem der Worte wie das Zucken eines Nervenkrampfs. Er stand auf und sagte mit wegwerfender Handbewegung: „Ihr habt die Suppe eingebrockt. Löffelt sie aus. Guten Appetit. Ich bin nicht vorhanden."

Mi lächelte eigen. Plötzlich fragte sie mit einem Unterton kindlicher Demut: „Willst du mich chaperonieren, Mama, oder überläßt du mir den Herrn ganz allein?"

„Was denkst du denn? Natürlich bin ich dabei."

„Schade", sagte Mi.

„Was soll das nun wieder?" Die Baronin zwinkerte nervös. „Manchmal könnte man glauben, du seist nicht recht bei Trost."

Mi zündete sich eine Zigarette an und blies Rauchringe: „Ich meinte nur . . . weil man unter vier Augen unbefangener spricht."

„Du wirst doch nicht am Ende mit diesem — Apfelsaft flirten?"

Mi blickte die Eltern treuherzig an: „Warum nicht, wenn er nett ist."

„Mon Dieu, was ist aus dem Kind geworden, Georges?"

„Aus d e i n e r Tochter", sagte der Oberst bedeutend und knallte die Tür hinter sich zu.

Mi schlug ein Bein über das andere. Ihre kühlen, grauen Augen hafteten nachdenklich an der Asche der Zigarette: „Apfelsaft . . . eigentlich ein ganz schöner Name. Es ist doch nur Voreingenommenheit, daß man Heupperg hübscher findet. Warum denn? Ein Apfel, der Saft gibt, ist an sich nicht unappetitlicher, als ein Berg, auf dem Heu wächst."

„Du bist impossible," hauchte die Baronin, „ein Ostjude und unser Name! Quelle comparaison!"

Mi war an das Fenster getreten. Auf dem dunklen Wasser des Sees liefen Lichtsträhne wie schwarzer, polierter Stahl. Der Mond war hinter dem Gezack einer Felswand hervorgekrochen. Groß und gelb.

Mi dachte: Apfelsaft . . . Ostjude . . . ich bin auf den Menschen neugierig. Trotzdem und justament.

* * *

Der Herr auf Wartholz hatte trefflich geschlafen und vorzüglich gefrühstückt. Er fand daher die Natur über alle Maßen preiswert und entsann sich fröhlich jenes Jacques, dem er den guten Einfall verdankte, hier zu sein. Es war aber auch eine Hausse in Sonne, wie er sie noch nie gesehen. Rot und gelb leuchteten die Wälder, darüber gleißten die Felsen in seidigem Grau, und ganz hoch sprühten Schneefelder weiße Blitze nach dem blauen Himmel. Zu aller Pracht zogen auch die Valuten mächtig an. Das Kursblatt meldete den Aufstieg des Dollars um zwölfhundert Punkte und den vollen Niederbruch der Kredithoffnungen.

Apfelsaft knöpfte den Cutaway zu, zupfte die gestrickte Seidenkrawatte zurecht und besah seine pralle, ideal toilettierte Leiblichkeit im Spiegel.

„Toptip," sagte er bewundernd zu sich selbst, „oder heißt's tiptop? Weiß ich! Egal, mir kann nichts passieren, zu schön ist Österreich."

Er unterwühlte noch einmal die blanken Nägel mit der Feile, schüttete eine halbe Flasche Eau de Cologne über das Taschentuch und trat mit freundlichem Gruß an den gekrümmten Rücken des Hotelpersonals entlang ins Freie.

Der Fiat harrte. Leise tickte der Motor im Leerlauf hinter dem wie ein Rammsteven spitz zulaufenden Kühler. Schuljungen staunten das Gefährt an und zogen die Mützen, als der Herr im langen Pelz in die Lederpolster sank. Apfelsaft winkte gnädig. Er dachte: Gott über die Welt! Nur noch er, dann komm' gleich ich. Verstecken muß sich jeder Fürst.

Warm überrieselt von der Vorstellung seiner Souveränität, rief er dem Chauffeur zu: „Auf mein Schloß Wartholz!" und griff zum tiefen Bückling des Portiers lässig an die Hutkrempe.

Auf dem Wege überhörte er sich die praktischen Winke des weiland kaiserlichen Kammerherrn.

In selbstsicherer Bescheidenheit stieg Apfelsaft eine Viertelstunde später die ausgetretenen Stufen der Freitreppe empor, doch konnte er nicht umhin, den blanken

Rücken des voranschreitenden Dieners Franz trotz der geputzten Wappenknöpfe schäbig zu finden.

Mi streckte dem sich Verbeugenden die Hand entgegen: „Es freut mich, Sie kennen zu lernen."

Apfelsaft sagte die Gegenphrase: „Ganz meinerseits", in der festen Haltung eines Mannes, den nichts verblüffen kann. Seine Arme hingen korrekt schlaff an der gebügelten Hose herab, aber seine Seele gestikulierte. Er maß das schlanke Mädchen bescheiden — beharrlich. . . .

In seine demütigen Augen mußte ein Ungestümes getreten sein — kühner Ansprung jähen Wollens — denn Mi senkte die langen Wimpern, von Unbehagen überkrochen vor der tastenden Rücksichtslosigkeit seines Schauens, und ärgerte sich über ihre Verlegenheit.

Die entstandene Sekundenpause benutzte Apfelsaft zur Meisterung seiner Hände, die ausfahren wollten, einen Übergang ins Unbefangene zu suchen. Er hielt sie mit ineinandergedrückten Nägeln krampfhaft an der Hosennaht fest. Ruhig halten! dröhnte der Befehl des kaiserlichen Kammerherrn.

Mi fand die knisternde Stille lächerlich und dumm. Sie machte die Lippen schmal, warf hochmütig den Kopf zurück und fragte von oben herab: „Nun, und wie fühlen Sie sich als Herr hier? Kommt es Ihnen nicht spanisch vor in einem Schloß?"

Jetzt waren die Hände nicht mehr zu halten. Sie schnellten vor und rahmten kleine, plumpe Kreise in die Luft. Und uneingedenk aller Winke brach, während sein Oberleib im tadellosen Cutaway pendelte, Apfelsaft in die bestürzte Gegenfrage aus: „Warum soll es mir spanisch vorkommen im Schloß?"

Er merkte sofort die Fülle der Fehler und biß sich auf die Unterlippe, wütend und blaß. Dann raffte er sein verwirrtes Gesicht zu kühler Bonhomie zusammen.

Fest sah er das aufmunternd lächelnde Fräulein an: „Man braucht nicht in einem Schloß geboren zu werden und kann doch ein Herr sein. Ich hoffe es Ihnen beweisen zu dürfen, gnädigste Baronesse."

Mi lenkte ein, spöttisch überlegen: „Ich glaube Ihnen den Herrn, Herr Apfelsaft, auch ohne Beweise. Ich wollte eigentlich eher fragen, wie Sie sich als Wohltäter fühlen, als Befreier von uns Armen. Es muß doch ein exquisites Gefühl sein, Gutes zu tun, wenn man ein Auto hat, und überhaupt alles, was es nur gibt." Sie schürzte impertinent den Mund.

Apfelsaft blieb vollendeter Kavalier. Er wackelte nicht mehr. Daß ihm die Knie zitterten, war seine eigenste Angelegenheit. Der äußere Stil seiner Haltung aber war diesmal ebenso auf der Höhe des perfekten Edelmanns, wie seine verbindliche Antwort: „Ich empfinde als Wohltat lediglich, Ihnen begegnet zu sein. Jetzt erst hat das Schloß einen — Sinn für mich."

Gut gemacht! raunte der kaiserliche Kammerherr, nur immer bescheiden — beharrlich!

Die Baronin trat ein, im Rauschen zerschlissener Seide, und enthob Mi des neuen Verlegenwerdens.

Das Gespräch erstarrte zur Förmlichkeit. Auf kalte Höflichkeitsfragen bot Apfelsaft sachlich-höfliche Antwort, die erstorbenen Hände in grauen Glacéhandschuhen auf den runden Schenkeln, sachten Bewunderungsblick auf Mi geheftet, die schweigsam geworden war.

Nach zehn Minuten versickerte der laue Tropfenfall der Konversation, die Atmosphäre vereiste gleichsam, und die Baronin erhob sich.

Apfelsaft schnellte empor.

Schmieden, schmieden! raunte der kaiserliche Kammerherr, wenn auch das

Eisen kalt ist. Spitzwinkeliger Haken einer schmalen Hand bot sich ihm aus einer Rüsche von Spitzen. Apfelsaft hauchte einen Kuß darauf, dann bat er um die Erlaubnis, das Schloß besichtigen zu dürfen, und warb bei Mi inbrünstigen Auges um die Verlängerung der Gnadenfrist ihres Daseins.

„Unser Diener ist beauftragt, Ihnen alle Räume zu zeigen", sagte die Baronin und entschwand mit einem Nicken voll ablehnender Hoheit. An der Tür rief sie, da ihre Tochter keine Miene machte, mitzugehen: „Mi, souviens-toi — der Papa will dich sprechen!"

Apfelsaft verbeugte sich: „Meine ergebenste Empfehlung dem Herrn Baron, unbekannterweise."

Mi sagte: „Gleich, Mama", und blieb. Die Tür fiel hart ins Schloß.

Apfelsaft lächelte fein: „Schade, daß die Frau Mama so bald gegangen ist. Es wär' hübsch gewesen zu dritt."

„Sie sind der komischste Mensch, den ich kenne," rief Mi belustigt, „empfinden Sie denn nicht, daß Sie sich überflüssig hier aufhalten, mit uns, meine ich."

Apfelsaft fuhr sich über die Stirn: „Gott . . . wenn nur Sie da sind."

„Ich werde auch sofort gehen, Franz wird Sie herumführen."

„Nein!" schrie Apfelsaft verzweifelt und wurde fast handgemein; mit äußerster Anstrengung zwang er die zu wildem Protest gespreizten Handschuhe durch Versenkung in die Hosentaschen zur Ruhe. „Nein, gnädigste Baronesse, Sie begleiten mich!"

Mi wandte sich mit einer kurzen Bewegung ab, zornig, daß ihr keine niederschmetternde Arroganz einfiel.

Apfelsaft erblaßte. Der weiland kaiserliche Kammerherr zischte: Vorwärts . . . ganz gut so. Sie ist gar nicht so böse auf dich, sonst hätte sie dich schon stehen gelassen. Und wenn sie erst die Milliarden spüren wird . . .!

Er trat dicht an Mi heran: „Gnädigste Baronesse . . . verzeihen Sie . . . aber ich bin unglücklich, wenn Sie nicht da sind."

Mis schmale Lippen kräuselten sich in grausamem Spott: „Das könnte ich, was Sie betrifft, von mir nicht behaupten."

„Guuut. — Und außerdem habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen."

Mi klatschte in die Hände: „Da bin ich wirklich neugierig."

Apfelsaft öffnete einladend die Tür. „Gehen wir, wenn ich bitten darf", sagte er fast befehlend.

Und das Mädchen mit dem hochmütigen Gesicht hatte den quälenden Eindruck seiner tastenden Augen im Nacken.

Im Bankettiersaale blieb Apfelsaft plötzlich stehen: „Eine Proposition zum Guten, gnädigste Baronesse. Wir wär's, wenn Sie und Ihre geehrten Herren Eltern hier bleiben? Sie in Ihrem Trakt, ich in diesem."

Mi maß ihn entrüstet: „Was glauben Sie denn? Wir werden von Ihnen doch keine Gnade annehmen?! Und außerdem sind wir froh, das Gerümpel los zu sein."

Apfelsaft sagte traurig: „Wenn nicht — nicht. Schön könnten Sie's haben. Mein Ehrenwort, ich möcht' Sie nicht stören, nur alle Tage ein bissel sehen."

„Sie sind komplett verrückt", rief Mi und lief davon.

Apfelsaft starrte ihr nach, wie sie leichtfüßig über das Parkett glitt, und wußte nicht recht, ob er gut oder schlecht abgeschnitten habe, aber der kaiserliche Kammerherr applaudierte: Bravo! Nur nicht locker lassen! Bescheiden, beharrlich. Gleich wird sie sich noch einmal umdrehen.

Und wirklich: Mi tat es, ehe der dunkle Korridor sie schluckte.

Apfelsaft rief schmelzend: „Auf Wiedersehen!"

Er war, als ihn sein Auto durch strahlende Sonne entführte, mit dem schweren Anfang nicht unzufrieden.

* * *

Die Baronin Juliane Heupperg machte sich wie immer bei besonderen Anlässen auf Französisch Luft: Mon Dieu, quel monstre d'un parvenu, dieses Individuum!"

Der Oberst nickte: „Ganz recht, aber wenn man sich um so ein Individuum verdient macht, soll man nicht schimpfen."

„Georges!" rief die Baronin und raschelte, zu Tränen der Entrüstung und scharfem Gegenvorwurf bereit.

Da sagte Mi delphisch dunkel: „Laßt mir ihn. Er ist amüsant und gefällig. Und er kommt bald wieder."

„Um Gottes willen, wozu denn?!" In die elterliche Entrüstung stieß Mi wie einen Speer die Antwort: „Um mir aus der Hand zu fressen. Das wird mir Spaß machen. Er sieht ganz appetitlich aus." — Die Eltern stöhnten. — „Und es wird uns wohltun."

Der Oberst fuhr auf: „Genug der Scherze, Marianne! Was soll das dumme Gerede?"

„Dumm finde ich den Antisemitismus, der über den Juden nur zu schimpfen weiß, sich ihm aber ausliefert. Es ist der eure. Kraftlos, hinfällig und lächerlich. Es ist der impotente Grimm unserer Kaste, der aus dem Neid gegen die unsympathischen Sieger des Lebens entspringt, und aus der Unfähigkeit, sie zu besiegen. Verzweiflung der Nichtskönner ist dieser Antisemitismus, sonst gar nichts."

„Rassenekel ist er," warf der Oberst heftig ein, „überkommen, unausrottbar." Mi schüttelte den Kopf: „Wir lügen uns den Ekel vor, um uns darüber hinwegzutäuschen, daß wir an den Juden bewundern, was uns fehlt. O, auch ich hasse den Juden in meinem Herzen, aber etwas in meinem Hirn bewundert ihn. Und darum wird mein Antisemitismus wirksamer sein als der euere."

„Das Kind philosophiert", sagte die Baronin starr vor Angst.

Mi spielte mit ihrem Halskettchen: „Ja, Mama, und so ist meine Philosophie: Wenn ich den Juden schlage, rennt er gekränkt davon und sinnt auf Rache. Wenn ich ihn dort streichle, wo er schwach ist, läßt er sich melken. Verstehst du das?"

„Woher du nur diese Gedanken hast und diese Ausdrücke?!"

Mi sagte leichthin: „Kurz und gut, mein Antisemitismus heißt: Jude, zahle dafür, daß ich dich hasse, und sei noch glücklich, daß du zahlen darfst. Nebenbei — Papa, du kannst in Wartholz bleiben, wenn du magst."

Der Oberst riß den Mund auf, Wetterleuchten im zerrissenen Gesicht: „Wie . . . was, Teufelsfratz?! Ist der Verkauf rückgängig gemacht?"

„Im Gegenteil, aber Apfelsaft braucht nur den einen Trakt und läßt euch den andern. Er wird euch nächstens selbst den Vorschlag wiederholen, unter der Bedingung, daß er mir den Hof machen darf."

Die Baronin legt die Hände an Mis Stirne: „Bist du krank, Kind? Hast du dem Menschen Avancen gemacht?"

„O nein, nur mir. Ein herrliches Auto hat er übrigens, was, Papa?"

„Wie alle Schieber, was kümmert dich das?" knurrte der Oberst.

„Sehr viel, Papa. Alles Schöne, das ich nicht habe, bekümmert mich. Und daß dich der Verlust von Wartholz drückt, ist mir ein besonderer Kummer."

Mi blickte naiv den Vater an.

Die Eltern erhoben sich wie in geheimem Rapport. Hier war jedes weitere Wort zwecklos. Drüben im verräucherten Arbeitszimmer des Obersten, unter dem leer-

äugigen Bildnis weiland Seiner Kaiserlichen Majestät Karls des Letzten, brach es aus der Baronin hervor: „Unser Kind! Mir fehlen Worte, Georges. Und das Subjekt soll Milliardär sein."

Der Oberst trommelte auf der Tischplatte und rief: „Jawohl, empörend! Mauvais genre, so g'wiß!" Aber seine müden Augen blitzten, und seine gebeugte Haltung war seit langem zum ersten Male wieder straff: „Auslaufen lassen, Juliane! Unser Kind wird schon Vernunft annehmen."

„Gebe Gott," seufzte die Baronin, „ein Sumpf ist die Welt."

„Ein Schweinestall!" schmetterte der Oberst, als stünde er vor der Front seines Regiments.

Mi saß im Erker und war voll starker Gedanken.

* * *

Alfred Apfelsaft umwarb sein Schloß Wartholz. Täglich berannte sein Auto das offene Tor, täglich hielt er seinen Einzug, beharrlich und zähe. Ein Heer von Arbeitern schuf im Park, riß morsche Bäume nieder, grub Rabatten um, besserte die Wege. Kiesfuhren knatterten, schmiedeeisernes Gitterwerk mit vergoldeten Spitzen wurde angefahren und bereitgelegt zu standesgemäßer Umfriedung. Im Nordtrakt wütete ein Innenarchitekt gegen Mauern, die moderne Raumwirkung störten. Zimmer wurden umgeschaffen, Böden aufgerissen. Auf dem Dach saßen hämmernde Handwerker. — Aus Staub und Schutt, aus Schmutz und Gelärm stieg ein Ahnen künftiger, wunderbarer Gestalt.

Im Südtrakt drang Apfelsaft mit Blumen vor. Mis Zimmer war schon überwuchert mit Gewächsen, die um diese Jahreszeit nur zu den höchsten Preisen zu blühen pflegten. Ganze Rosengärten stapelte Franz auf den Gängen. Mi dankte, entschlossener mit jedem Tag. Die Baronin berechnete empört die Kosten und kam auf so märchenhafte Ziffern, daß sie fast enthusiasmiert war. Und als eines Morgens ihr besonderer Liebling, Flieder, in drei fast mannshohen, eben erblühten Bäumchen vor ihr stand, da platzte sie heraus: C'est de rigueur, mais — der Mensch hat Takt. Ich hätte das gar nicht für möglich gehalten."

Mi erwiderte sanft: „Siehst du, Mama."

Die Baronin senkte die Nase in eine violette Dolde: „Ich will auch gerne versuchen, meine Meinung in anderer Beziehung zu berichtigen. Und wenn du glaubst, daß es dein Glück ist . . . du weißt, nur das liegt mir am Herzen."

Mi rief schwärmerisch: „Wenn du erst sein Gemüt kennen würdest! Unlängst hat er mir ganz reizend angedeutet, er würde gerne zwei kleine Palais in Wien kaufen, eines für euch und eines für — mich, denk' dir!"

Der Flieder duftete betäubend. Die Baronin streichelte die erglühenden Wangen ihrer Tochter. „Tue, was dein Herz dir zuraunt," sagte sie gütig, „in Dingen des Gefühls will ich nicht dreinreden; das muß jeder mit sich selbst ausmachen."

Mi umarmte die Mutter stürmisch: „Wie gescheit du bist, Mamatschi!"

Der Oberst trat fröhlich und aufrecht ein. Seit der neuen Aussicht mit Wartholz war er nicht wiederzuerkennen, so jugendlich-mutvoll sah er aus.

„Der Apfelsaft," sagte er, „alle Wetter! Ein erfrischender Kerl, ein administratives Genie, und dabei so zurückhaltend. Unglaublich, bei einem Juden! Ich denk' mir oft, was hätte er als Ökonomieoffizier in meinem Regiment leisten können, wie die Sauwirtschaft war! Ja, das denk' ich mir."

Die Baronin nickte zwischen den Fliederbäumen hervor: „Sicher ist er ein ganzer Mann in seiner Art, da hast du recht, Georges."

Der Oberst äugte falkenscharf Frau und Tochter an: „Es wird also keinem An-

stand unterliegen, ihn für morgen zum Souper zu bitten. Mein Instinkt sagt mir, daß er darauf wartet, aber er ist viel zu bescheiden, um es auch nur anzudeuten. Was meinst du, Juliane?"

Die Baronin sagte: „Wenn man bedenkt, daß er so gar nicht geboren ist, hat er verwunderlich viel Takt. Mit dem Souper hast du recht, Georges."

Der Oberst schmetterte tollkühn: „Ach was, geboren! Andere Zeiten, andere Wiegen." Und wartete geduckt auf die Ahndung seines Plebejertums.

Doch das „horreur, Georges!" blieb aus. Die Baronin zuckte wohl ein wenig zusammen, aber ein weiß erblühtes Fliederbäumchen sänftigte sie zu beredtem Schweigen.

„Und du, Mi, bist natürlich unglücklich?" forschte der Oberst, die Beine gespreizt, ganz Schwerenöter aus der wilden Leutnantszeit.

„O, so sehr", sagte das junge Mädchen, und ihre kalten Augen blitzten in spöttischem Triumph.

Nach dem Dessert gestand Apfelsaft, während die Gastgeber auf unerklärliche Weise abhanden kamen, der korrekt in den Schoß starrenden Mi, daß er ohne sie effektiv nicht leben könne und daher um ihre Hand bitte. Seine eigenen Hände benahmen sich auch bei dieser schwersten Belastungsprobe durchaus einwandfrei und glitten nicht aus ihrer Reserve, nicht einmal, als die Baronesse Marianne Heupperg, ihr intelligentes Köpfchen an seiner parfümierten Hemdbrust bergend, ihr „Ja" geflüstert hatte.

Nachher freilich legten sie sich wie Wurstkränze fest und doch schmiegsam um ihre Taille. Jetzt war plötzlich das Elternpaar wieder da, und die Baronin fing erst zu weinen, dann zu segnen an.

Der Oberst polterte das altösterreichische, kameradschaftliche „Du" dem verzückten Apfelsaft entgegen: „Du, Fred, also — mit einem Wort — mach' sie glücklich!"

Der Bräutigam biß sich auf die Unterlippe, denn fast hätte er in seiner begreiflichen Erregung „Nicht werd' ich!" geantwortet.

* * *

Alle Welt findet, daß die Menage Appleſaft-Heupperg brillant geht. Er vergöttert seine Frau, und sie liebt ihn zärtlich. Wartholz ist nicht wiederzuerkennen, der Park eine Sehenswürdigkeit, das Schloß ein Juwel. Mi hält sich wohl viel in Wien auf; daß sie aber eine Liaison mit dem Rittmeister Grafen Stixenstein habe, der seit dem Zusammenbruch der alten k. u. k. Armee eine glänzend besuchte Tanz- und Schwebeschule unterhält — dieser böswillige Tratsch dürfte glatt erfunden sein. Die guten Eltern haben sich mit der Mesalliance abgefunden. Ihr Lebensabend ist harmonisch und abgeklärt. Der Oberst verwaltet mit viel Geschick das verjüngte Erbe seiner Ahnen. Er hält große Stücke auf seinen Schwiegersohn und hofft auf die Restauration der Habsburger. Dann — so träumt er — wird es ein Leichtes sein, dem Verdienste die Krone wieder aufzusetzen, die eine böswillige Demagogie abgeschafft hat. Adoption! Das steht fest für ihn, und Namensübertragung, weil anders die Heuppergs im Mannesstamm trotz der Bemühungen des jungen Paares erlöschen könnten. Die Sache wird sich leicht machen lassen, vorausgesetzt, daß die Habsburger nicht zu lange zögern. Leider tun sie das.

Es ist das einzige, was dem Oberst gegen den Strich geht. — Die Baronin schwärmt für Demokratie und Amerika und stellt im Kreise ihrer Freundinnen aus der guten, alten Zeit zuweilen gewagte Behauptungen auf, wie z. B. diese: Seelenadel ist nicht an den Stammbaum gebunden. Sie gilt als verpatzt, aber ihre Bridgepartien sind wegen der fabelhaften Brötchen — man bekommt sie nirgends mehr in wirklich guten Häusern — ebenso verlästert wie geschätzt.

Fred Appleſaft beſitzt ſeit ſeiner Hochzeitsreiſe durch die Vereinigten Staaten ein naturecht gequetſchtes, angelſächſiſches Deutſch. Er ſpricht es weltmänniſch mit verblüffendem Akzent. Das ganze Salzkammergut hält ihn für einen importierten Dollarprinzen, die engere Umgebung von Wartholz preiſt ihn als Wohltäter. Jüngſt erſt hat er der Gemeinde eine Turbinenanlage zur Ausnützung der Waſſerkräfte geſchenkt und die Koſten der Verſorgung des Ortes mit elektriſchem Licht ganz allein getragen. Seine Ernennung zum Ehrenbürger ſteht über Antrag des chriſtlich-ſozialen Bürgermeiſters unmittelbar bevor.

Manchmal befällt Appleſaft ein leichter Schwindel vor ſo viel Erfolgen, aber dann denkt er an Kolumbus, der ja auch ſo eine Art Amerikaner und überdies Fachmann in Eiern war. Und er beruhigt ſich. Die Winke des weiland kaiſerlichen Kammerherrn hält er in ſeiner Kaſſe verſteckt. Niemals benutzt er ſie. Er iſt über ſie hinausgewachſen, ein vollendeter Edelmann von eigenem Schlag.

Das Lebenswerk Adam Müller-Guttenbrunns

(Zu ſeinem 70. Geburtstage am 22. Oktober)

Von

Ferdinand Ernſt Gruber

Müller-Guttenbrunn war ſchon über fünfzig Jahre alt, als er in drängenden Wochen, inmitten der ſanft gewellten Berghänge des geliebten Weidling, ſein erſtes Meiſterbuch, die flammende „Götzendämmerung", ſchrieb. Er ahnte damals nicht, daß von dieſem Romane eine Bewegung ausgehen werde, deren Ziel es war, die Banater Schwaben, denen er entſtammte, aus nationaler Bedrückung zu heben und ihr deutſches Gemüt vor dem madjariſchen Einfluſſe zu bewahren. Aber was den Vielen nicht gelang, die in Hunderten von Zeitungsartikeln den deutſchen Gedanken in die Heimatgenoſſen tragen wollten, gelang ihm, dem Dichter, der mit ſeinem Buche Deutſchland auftrommelte und Europa aufmerkſam machte auf die ungariſche Schande und den chauviniſtiſchen Größenwahn, der ſich anmaßte, dem tüchtigen Koloniſtenvolk ſeine Mutterſprache und ſeinen deutſchen Sinn zu rauben. Man kann heute ruhig ſagen, daß dieſer Roman Müller-Guttenbrunns, der ſich als Kulturbild gibt, das erſte Warnungszeichen am politiſchen Horizonte Ungarns war. Die Vorherſage von dem Sturze der falſchen Götter hat ſich erfüllt. Wer das Buch lieſt, dem wird die europäiſche Gefahr, die das ungariſche Problem ſeit 1867 geworden war, vollkommen klar. Und dieſe Erkenntnis, die widerſtrebend und nur allmählich in die hartnäckigen ſchwäbiſchen Köpfe einſickerte, hat das Deutſchtum im Oſten vor dem nationalen Zuſammenbruch errettet. Die „Götzendämmerung" war eine männliche Tat, in der ſich die zielbewußte Perſönlichkeit des Dichters vollanklingend offenbart. Aber ſein Weg war weit und manchmal irrend im Dunklen, ehe er ſeine Miſſion und die Aufgabe ſeines Lebens erkannte.

In Linz begann er als dramatiſcher Dichter, der unter dem Einfluſſe des franzöſiſchen Theaterſtückes ſtand. Er ſchrieb ein Schauſpiel, deſſen Handlung während der großen franzöſiſchen Revolution ſpielt. („Im Banne der Pflicht.") Der kühngefaßte Plan, dem Augierſchen Stück „Les Fourchambaults", das ein Welterfolg war, eine Fortſetzung zu ſchreiben, machte Heinrich Laube auf den jungen Schriftſteller aufmerkſam, und Müller-Guttenbrunn ließ ſich — er war Telegraphenbeamter

— nach Wien versetzen, wo ihm reichlichere Anregungen zufließen sollten. Allein Linz, das damals noch eine kleine Provinzstadt mit wunderlichen Menschen war, hat seine künstlerische Entwicklung stark gefördert, und von seinen späteren Werken spinnen sich viele Fäden in diese schöne Jugendzeit zurück, während welcher er zielbewußt und freudigen Herzens an der Vervollkommnung seines literarischen und humanistischen Wissens arbeitete, arbeiten mußte, denn der Besuch der Wiener Handelsakademie hat ihm in diesem Belange nicht allzusehr zugesagt. Aber in Müller-Guttenbrunn war immer der zähe Wille und die beschwingende Sehnsucht nach einer reichen Entfaltung seiner Seelen- und Geisteskräfte, und so wie seine Vorfahren, die aus dem Schwäbischen nach dem Osten gewandert und dem gefährlichen Sumpfboden des Banats in hartem Kampfe die Fruchtbarkeit abrangen, so füllte er schon als Jüngling den Posten mannhaft aus, auf den ihn das Geschick gestellt hatte. Schon in seiner Jugend waren die treibenden Kräfte seiner Persönlichkeit wirksam. Nach einem halb romanhaften Bildungsgang, der ihn aus der Enge des heimatlichen Dorfes riß und ihn schon frühzeitig die Gefährdung seines deutschen Wesens durch die Madjarisierung der Schulen erleben ließ, brachte er es in Wien bald zu einer achtbaren literarischen Geltung. Trotzdem er mit seinen weiteren Dramen weniger Glück hatte als mit seinen Linzer Erstlingen und er sich viel mit den Theaterdirektoren um die Annahme seiner Stücke herumbalgen mußte, wurde er in Wien, nicht lange nach seiner Ankunft, als Kritiker ein wichtiger Kulturfaktor, der heute aus der geistigen Struktur Österreichs nicht mehr wegzudenken ist.

Die Kritik gehört zu Müller-Guttenbrunns fruchtbarster Betätigung, denn kritische Stellungnahme zur Umwelt und zu den Ereignissen des Tages entspricht und entspringt mit Notwendigkeit seinem Wesen, das immer auf das Positive eingestellt ist. Dieser kritischen Begabung des Dichters entspringt letzten Endes sein nationales Werk, das mit der „Götzendämmerung" als Auftakt anhub. Aber: seine Kritik ist nicht unfruchtbare Verdammung, ist vielmehr liebevolles und hinschenkendes Einfühlen in das Kunstwerk mit seinen Vorzügen und Schwächen, und eben deshalb konnte sie eine bleibende Vollbringung schaffen; denn zu dem Anderswollen des Bestehenden gesellt sich bei Müller-Guttenbrunn der kluge Ausweg aus dem Dilemma, die Erfassung einer neuen Möglichkeit, die zum einzig richtigen Ziele führt.

Als Müller-Guttenbrunn im Beginne der Dreißiger war, schrieb er zwei kleine Broschüren, die schärfste Kritik an dem Wiener Kulturleben übten, und von denen jede unmittelbar Anlaß gab zu bleibenden Vollbringungen. Die eine Schrift hieß „Wien war eine Theaterstadt", und sie führte zur Gründung des Deutschen Volkstheaters; die andere hatte die „Lektüre des Volkes" zum Gegenstand, und ihre Auswirkung war die Gründung des Wiener Volksbildungsvereins, da Müller-Guttenbrunn die Aufmerksamkeit der Regierung, des Parlamentes und der gesamten Öffentlichkeit auf die Frage der Volkslektüre hinlenkte.

Als das erste Spieljahr des Deutschen Volkstheaters um war, regte sich die Kritik, und viele waren mit dem Repertoire unzufrieden und erhoben den Vorwurf, das Theater führe seinen Namen ohne Berechtigung. Müller-Guttenbrunn war der Rufer im Streite, und strebende Männer scharten sich um seine Fahne. Ein wirkliches Volkstheater sollte begründet werden, und das Ziel ihrer Sehnsucht benannten sie „Raimund-Theater". Müller-Guttenbrunn war sein erster Direktor. Es sollte ein Theater auf breitester demokratischer Grundlage sein, mit einem Spielplan, der das Volksstück auf lokaler Grundlage und die Klassiker pflegte. Deshalb Raimund, der wienerischeste der volkstümlichen Dramatiker, als Schutzherr der neuen Bühne. Und das erste Spieljahr war ein Erfolg, im Künstlerischen und Materiellen. Auch das zweite. Da wird aber Müller-Guttenbrunn von der Leitung suspendiert, weil

er einer dilettantenhaften Theaterclique im geschäftsführenden Ausschuß des Theatervereins mißliebig wurde, und er aus sich nicht eine Schattenfigur machen ließ. Er ging, und seine glühende Begeisterung war verwundet. Aber sein Wirken war dennoch nicht fruchtlos geblieben, denn das Raimund-Theater war zur Keimzelle einer Bewegung geworden, an der das verelendete Wiener Theaterwesen allmählich gesundete.

Die folgenden Jahre waren einer regen schriftstellerischen Tätigkeit gewidmet. Und der Banater Schwabe, der mit seinen reformierenden Bestrebungen vorübergehend Schiffbruch erlitten hatte, schließt sich zum erstenmal bewußt an seine Heimat an. Damals gab er ein schlankes Büchlein heraus: „Deutsche Kulturbilder aus Ungarn", das Aufsätze über sein Jugendland enthielt, die das Volk in seiner Geschichte, in seinem dörflichen Leben und im nationalen Hader mit den Walachen (den Rumänen) und den Serben schildern. Über die Zukunft des Banates denkt Müller-Guttenbrunn pessimistisch.' Das Volk, das nur e i n e Sorge kennt: erträgnisreichen Ackerbau, ist gegen den nationalen Ansturm der Madjaren nicht gefeit. Manche der Schilderungen lesen sich wie Vorstudien zu den Banater Kulturromanen der späteren Zeit. Und es ist auch kein Zufall, daß diesen Heimataufsätzen als nächste Gabe eine Erzählung aus Ungarn folgt: „Die Magyarin", in der er sich tastend dem Probleme nähert, das ihn bald so nachhaltig und erfolgreich beschäftigen soll. Der Erzschwabe beginnt sich zu regen.

Aber er mußte noch eine große Enttäuschung erleben, ehe er sich selbst entdeckte. Im Herbste des Jahres 1898 übernahm Müller-Guttenbrunn die Leitung des Kaiserjubiläums-Stadttheaters in Wien, das er begründet hatte. Fünf Jahre hatte er die Führung inne, und wieder war er bestrebt, den Gedanken eines deutschen Volkstheaters auf lokaler Grundlage ins Werk umzusetzen; aber diesmal scheiterte sein Wille am parteipolitischen Gezänke, welches das Theater als ein antisemitisches verschrie. Im Jahre 1903 gab er die Leitung der Bühne auf, die unter Rainer Simons in die heute bestehende Volksoper umgebildet wurde. Eine leuchtende Hoffnung war wieder in ein Nichts zerflattert, und Müller-Guttenbrunn war in Wien fast geächtet; er durfte es nicht wagen, unter seinem Namen zu schreiben. Wilhelm Singer, der Chefredakteur des „Neuen Wiener Tagblattes", verpflichtete ihn als Feuilletonist für die Zeitung, und er führte sich bei den Lesern als „Ignotus" ein. Es würde in diesem engen Rahmen zu weit führen, wollte man auf diese Epoche in Müller-Guttenbrunns Tätigkeit genauer eingehen; sie befriedigte ihn nicht, trotzdem sie einen Roman wie die schöne „Dame in Weiß" und ein Drama „Aus Polenkreisen" zeitigte, von den prachtvollen historischen und Alt-Wiener Feuilletons gar nicht zu reden: Müller Guttenbrunn fühlte sich vereinsamt; er war ein leer laufendes Rad.

Da brannte in ihm eines Tages die Liebe zu seiner Heimat, und er reiste in das Banat, das er seit seiner Kindheit nicht wieder besucht hatte. Aber er erschauderte vor dem, was er sehen mußte! Überall hatte sich im deutschen Dorf der Madjare eingenistet oder die madjarische Mode. Der Erzschwabe reckte sich und trotzte auf. Damals hatte er die Vision seiner „Götzendämmerung", die er, nach Österreich zurückgekehrt, sofort zu schreiben begann. Das Buch bedeutet für seine Entwicklung den Beginn einer neuen Jugend, trotzdem er damals schon über fünfzig war. Und es war auch die Erkenntnis seiner großen Mission: der Mann, der die „Götzendämmerung" schuf, durfte nicht mehr innehalten im Weiterschreiten und im Hinsteuern auf das klar gesehene Ziel der nationalen Aufrüttelung seiner Volksgenossen. Das war seine Aufgabe.

Den nächsten großen Roman „Die Glocken der Heimat" hat die Liebe geschrieben, in ihm pulst das Herzblut des Dichters. Die „Götzendämmerung", die ein Kultur-

bild des gesamten ungarischen Staates ist, vornehmlich ein politisches Buch, in die Kunstform des Romans gefaßt, konnte das Banat nicht in den Blickpunkt der Ereignisse rücken. Das war den „Glocken der Heimat" vorbehalten, die nicht nur das schwäbische Volksleben in der Dorfgemeinde schildern, sondern den nationalen Kampf gegen das Madjarentum und die Bezwingung der überflutenden Wassermassen der Donau und Theiß, die wie ein Überpersönliches über der Not des Tages stehen, zum großartigen Vorwurf haben.

Aber wieder drang sein Ruf nicht zum Herzen der Volksgenossen; man verstand ihn nicht, da man intellektuell anderer Art war; man stellte Müller-Guttenbrunn als den falschen Propheten hin, der zu schwarz sieht. Da suchte sich der Dichter eine mächtigere Bundesgenossin. Und er findet sie in der Geschichte, welche die Genossen belehrend erziehen soll. So schreibt er in seiner prächtigen Romandreiheit „Don Eugenius bis Josephus" die Geschichte der Banater Schwaben, und mit sicherem Blick erkennt er sogleich das Problem in seiner ganzen Tiefe: Wie sind die Schwaben ins Banat gekommen? Wo sind die Wurzeln ihrer Kraft? Die Antwort darauf ist sein „Großer Schwabenzug". Die folgenden Bände — „Barmherziger Kaiser!" und „Joseph der Deutsche" — schildern das Banat im Rahmen der Deutschwerdung Österreichs, die Josephs große Sehnsucht war. Und gerade in dieser Frage spielte die Besiedlung des Banats eine wichtige Rolle; so rundet sich das Banater Problem zu einem österreichischen.

Als idyllenhaften Ausklang reihte Müller-Guttenbrunn an die Trilogie den lebensvollen Roman „Meister Jakob und seine Kinder", zum Teil die Geschichte seiner eigenen Kindheit, und daß die Politik nicht fehle, läßt der Dichter die bewegte Handlung wirkungsvoll von dem Hintergrunde der 48er Revolution sich abheben.

Müller-Guttenbrunn steht auf dem Höhepunkte seines Lebens. Der Kreis seiner Banater Kulturromane ist geschlossen. Da holt der Dichter wieder zu einem großartigen Werke aus, das ihn in seiner künstlerischen Vollendung zeigt; es ist die Lenau-Trilogie, die wieder einem belehrenden Wollen entspringt und die Fabel von der madjarischen Abstammung Lenaus und seiner madjarischen Kunst endgültig aus der Welt schafft. Und gleichzeitig fügt sich diese Dreiheit zwanglos in sein Lebenswerk ein. In Lenau erstand den Banater Schwaben die erste Persönlichkeit von europäischer Bedeutung. Müller-Guttenbrunn lebt sein Leben nach, um seinem Volke einen Spiegel vorzuhalten: „Sehet, welch ein Mensch! Und er war der Euere."

Die Geschichtstrilogie führt vom Westen nach dem Osten; Lenau jedoch strebt zu den Schwaben Süddeutschlands, bei denen er eine zweite Heimat findet. In dem Tüchtigsten kehrt das Volk zu seinem Ursprung zurück. Der Kreis des Lebenswerkes Müller-Guttenbrunns rundet sich zu einem harmonischen Ganzen.

Robert von Mohl und Angelo Messedaglia

Von

Alberto von Lumbroso

Angelo Messedaglia wurde am 2. September 1820 in Villafranca di Verona geboren und starb am 5. April 1901 in Rom. Messedaglia war Professor an der Universität in Rom und hat als Schriftsteller und Statistiker in der Staatenkunde und Nationalökonomie eine gewisse Berühmtheit erlangt. Seine „Opera scelte di

Economia" („Ausgewählte Werke über Ökonomie"), zwei große Bände in 8°, Verona 1921, sind im letzten Jahr von der Accademia di Verona zur hundertjährigen Gedenkfeier (1820/1920) herausgegeben worden.

1858 hat Messedaglia ein Buch über „Malthus e l'equilibrio della popolazione colle sussistenze" („Malthus und das ökonomische Gleichgewicht der Völker") geschrieben und ein Exemplar dieses Werkes dem berühmten Heidelberger Professor Robert von Mohl gewidmet.

Was die politische Stellung Messedaglias anbelangt, so war er Patriot und hat sich als Abgeordneter und später auch als Senator betätigt.

Im Briefwechsel von Messedaglia befindet sich die Antwort, welche Robert von Mohl an Messedaglia nach Erhalt seines Werkes gerichtet hat. Der Brief lautet folgendermaßen:

Heidelberg, 3. Februar 1859.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe vor allem mich zu entschuldigen, und zwar in doppelter Beziehung. Erstens, daß ich deutsch an Sie schreibe; allein ein Augenübel verbietet mir das eigene Schreiben und mein Amanuensis (Sekretär) versteht nicht französisch oder italienisch. Ich sehe jedoch aus Ihrem Werke, daß Sie unserer Sprache vollkommen mächtig sind, und ich hoffe daher auf Ihre gütige Nachsicht. Zweitens aber, daß ich mich einer fremden Feder bediene, ich habe soeben den leidigen Grund hierfür angegeben.

Doch lassen Sie mich so schnell als möglich zu meinem Danke für Ihr gütiges Geschenk übergehen. Ich bin auf das Angenehmste dadurch überrascht worden, und habe es mit dem größten Interesse gelesen und wieder gelesen. Wenn etwas meine Freude über die geistreiche und lichtvolle Darstellung stören kann, so ist es der Umstand, daß ich Ihr Werk nicht einige Monate früher erhalten habe. Sie haben nämlich ohne Zweifel indessen selbst gesehen, daß ich im dritten Band meiner Literargeschichte der Staatswissenschaften auch über die Bevölkerungswissenschaft gesprochen habe. Hätte ich nun Ihre schöne Arbeit bereits gekannt, so würde ich nicht nur derselben mit der gebührenden Achtung erwähnt haben, sondern es wäre auch meine Arbeit weniger unvollkommen ausgefallen sein, da ich durch Sie belehrt, Manches richtiger aufgefaßt hätte und auf einige wichtige Punkte aufmerksam gewesen wäre.

Es erregt in mir fast ein Gefühl der Beschämung, wenn ich Ihre vortreffliche Auseinandersetzung über die Gründe lese, warum die arithmetische Progression die geometrische schon von selbst bei weitem mehr in Schranken hält, als wir bisher angenommen haben. Es ist dies so einleuchtend, daß man sich vor die Stirne schlagen möchte, nicht selbst darauf gekommen zu sein. Nun, ich hoffe, es wird sich auch später Gelegenheit finden, diese Verbesserung gebührend anzuerkennen und anzubringen.

Mit großer Spannung sehe ich Ihrer zweiten Abhandlung entgegen, und bin schon zum Voraus überzeugt, daß ich sehr viel aus ihr lernen werde. Ihre scharfe und präzise Methode ist gerade für eine Arbeit wie die bevorstehende ganz geschaffen. Ich selbst, Jurist von Haus aus, habe weder die mathematischen Kenntnisse, noch was wohl schlimmer ist, den mathematisch geschulten Kopf, um einer Behandlung der Bevölkerungslehre in Quetelets Art kritisch folgen zu können *), und ich freue mich

*) In der Einleitung vom Malthus (1898, S. VIII), hatte Messedaglia zwei weitere Arbeiten angemeldet: Quetelet e la teoria matematica delle popolazione (Quetelet und die mathematische Theorie der Völker); Dell'indugione matematica e delle sue applicazioni nello studio dei fenomeni della popolazione. Operescelte, Band II, S. 712, Fußnote. (Von der mathematischen Induktion und von ihrer Anwendung beim Studium der Phänomene der Völker.)

daher gar sehr, von einem so competenten Beurteiler eine Belehrung darüber zu erhalten.

Von Herzen wünsche ich, daß Ihre Gesundheit Ihnen die baldige Vollendung gestatten möge. Auch wolle Gott geben, daß Ihnen und uns der Lärm und die Störung eines Krieges erspart bleiben. Wer kann wissen, welches traurige weitere Beispiel von „wiedervernichtenden Ursachen" derselbe abgeben würde!

Die Besorgung durch Buchhändlergelegenheit ist so langsam, daß ich erst vor wenigen Tagen Ihr Werk erhielt. Bei der Ungeduld, mit welcher ich die Fortsetzung erwarte, wäre mir eine gleiche Verspätung des zweiten Teiles höchst unangenehm und ich würde daher für eine direkte Zusendung durch die Post sehr dankbar sein, versteht sich ohne Francatur.

Gestatten Sie, hochgeehrter Herr, den Ausdruck der vollkommensten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr ganz ergebener Diener

R. von Mohl.

R. von Mohls „scientifica alemanna schiettezza" (wissenschaftliche deutsche Offenherzigkeit) bereitete Messedaglia eine große Freude, wie er selbst den 18. 2. 1859 seinem Freunde, dem Dichter Aleardo Aleardi aus Padua schrieb: „il suo suffragio mi è conforto grandissimo" (seine Fürbitte ist mir der größte Trost). Messedaglia war 1859 erst 38 Jahre alt.

Brahms' Deutsche Volkslieder

Von

Max Friedländer

„Es ist wohl das erste Mal, daß ich dem, was von mir ausgeht, mit Zärtlichkeit nachsehe!" schrieb Brahms seinem hochgeschätzten Freunde Hermann Deiters, damals Provinzialschulrat in Koblenz, der im Nebenberuf noch als Musikgelehrter und Schriftsteller seinen Mann stand [1]). Es war im Juni 1894, gerade in der Zeit, wo Brahms nach Abschluß seiner Volksliederarbeit ganz erfüllt war von dem Geist und Leben der alten Weisen und Dichtungen. Und seinem Berliner Verleger prophezeit er im Frohgefühl des schöpferischen Künstlers: „Sie werden nicht aufhören zu schwärmen. Ich denke, die Lieder sollen wie ein heller Sonnenschein die Berliner Philister blenden"; und bald darauf nennt er sie „das einzige Werk, dessen Herausgabe mir Spaß macht" [2]).

Schon aus diesen Worten des Meisters, der sich sonst so selten und dann stets nur mit großer Zurückhaltung über seine Werke äußerte, spricht seine warme und tiefe Liebe zum Volkslied, eine Liebe, die ihn von der Hamburger Jugendzeit bis zum letzten Lebensjahre begleitet hat.

Seit er als Zwanzigjähriger eine volkstümliche Weise in den Mittelpunkt seines ersten gedruckten Werkes, der Klaviersonate in C-Dur, gestellt hatte, war er immer wieder zum deutschen Volkslied zurückgekehrt. In den Jahrzehnten 1850/59 schrieb er 38, 1860/69: 39, 1870/79: 50, 1880/89: 24, 1890 bis 1894: 56 deutsche Volkslieder, eine stattliche Reihe, zu der noch die große Zahl von ausländischen Volks-

[1]) Vgl. Johannes Brahms von H. Deiters. Sammlung musikalischer Vorträge Nr. 63. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1898. S. 107.

[2]) Vgl. Brahms' Briefe an Fritz Simrock, herausgegeben von Max Kalbeck. Berlin, Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft, 1919. 4, 121 und 4, 124.

liedern hinzukommt. Zu deutschen Volksliddichtungen schuf er im ganzen 40 Kompositionen, außerdem 15 Bearbeitungen von Volksliedmelodien für gemischten Chor, 14 Harmonisationen von Kinderliedern für Klavier, endlich die Begleitungen zu den 49 Volksliedern der Sammlung. Als Quellen benutzte Brahms für die deutschen Volkslieder zum größten Teile die Sammlung von Friedrich Nicolai (1777) und die von Andreas Kretzschmer und August Wilhelm von Zuccalmaglio (1840).

Nicolais Volksliedsammlung verfolgt ihre eigenen, tendenziösen Zwecke. Als nämlich Herder, Goethe und Bürger mit warmer Begeisterung eintraten für die Wiederbelebung des Volksliedes, witterte der wohlunterrichtete, aber nüchterne Buchhändler Nicolai in dieser Bewegung eine Gefahr für die Aufklärung. Nach seiner Ansicht mußte die Pflege des Volksliedes zu unklarer Verschwommenheit und katholisierendem Mystizismus führen. Um nun solche Wirkungen zu vermeiden und die ganze Volksliedbewegung von vornherein lächerlich zu machen, gab Nicolai eine Auswahl alter Lieder in einer albernen Schreibweise heraus unter dem parodistischen Titel: „Eyn feyner, kleyner Almanach Vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder", Berlin 1778 und 1779[3]). Über den Ursprung der beigefügten 60 Melodien schwieg sich Nicolai wohlweislich aus; denn, wie aus seinem Nachlaß hervorgeht, enthielt der Almanach nur 27 echte Volksweisen, 22 hatte der Berliner Hofkapellmeister Johann Friedrich Reichardt auf Nicolais Bestellung komponiert, 11 aber hatte Nicolai selbst seinem kalten Intellekt abgerungen, der von warmer künstlerischer Phantasie weit entfernt war.

Sechzig Jahre später nahmen der Berliner Kriegsrat Kretzschmer und der rheinische Schriftsteller und Musiker Zuccalmaglio nicht weniger als dreißig dieser Kompositionen von Reichardt und Nicolai in ihre Volksliedsammlung[4]) auf. Die Herausgeber begnügten sich aber nicht damit, ihre Vorlage zu verschweigen, sondern gaben diese Stücke ausdrücklich mit Absicht als echte Volksweisen aus. Rechts über die Noten setzten sie ganz willkürliche Quellenangaben, wie: Altdeutsch, Aus Westfalen, Aus dem Koburgschen, Aus Norddeutschland und dergleichen. Und Zuccalmaglio hat sogar seine sehr zahlreichen eigenen, zum Teil vorzüglichen Melodien in gleicher Weise als Volkslieder bezeichnet und unter echte Volksgesänge gemischt, um ihnen dadurch Verbreitung zu sichern[5]).

Es ist seltsam, daß ein Meister wie Brahms derartige Melodien ganz arglos als altes und echtes Volksgut auffaßte und aus solchen kunstmäßigen Liedern sich seine Vorstellung vom Wesen und der Eigenart des Volksliedes bildete[6]). Das hat mit

[3]) Von diesem Almanach hat Johannes Bolte einen ausgezeichneten, mit Einleitung und Anmerkungen versehenen Neudruck veranstaltet, der im Jahre 1918 in Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen, erschienen ist.

[4]) Deutsche Volkslieder mit ihren Original-Weisen, 1. Teil herausgegeben unter Mitwirkung Zuccalmaglios von A. Kretzschmer; 2. Teil herausgegeben von A. Wilh. von Zuccalmaglio. Berlin 1838—1840.

[5]) Vgl. meinen Aufsatz: „Zuccalmaglio und das deutsche Volkslied", im Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1918, S. 53.

[6]) Manchmal scheint Brahms doch geahnt zu haben, daß seine Lieblingssammlung die ehrfurchtsvolle Pietät, die er für sie hatte, nicht verdiente, und vielleicht kam es ihm im Laufe der Jahre zum Bewußtsein, daß Zuccalmaglio nicht der zuverlässige Sammler und Verwalter alten Volksguts war, als den er ihn jahrzehntelang hochgeschätzt hatte, sondern als Herausgeber geradezu ein Fälscher. Es fiel Brahms außerordentlich schwer, aus dieser Erkenntnis, die Zuccalmaglios Volksliedern den eigenen Zauber nahm, die Folgerungen zu ziehen. Als er endlich genötigt war, es zu tun, wußte er sich in der liebenswürdigsten Weise mit ihr abzufinden: „Keine Volksweise? Gut, so haben wir einen lieben Komponisten mehr", schrieb er an Spitta. Und in der Tat kann man im Lobe noch weiter gehn als Brahms und in dem bisher kaum beachteten Zuccalmaglio den bedeutendsten Schöpfer volkstümlicher Melodien verehren, den die deutsche Musik neben Silcher hatte, zugleich aber auch einen ungewöhnlich begabten Poeten.

der künstlerischen Natur des Komponisten wenig zu tun; aber es muß doch ausgesprochen werden, daß Brahms tatsächlich jenes untrügliche Gefühl für die Echtheit des historischen Volksliedes, wie Grimm oder Uhland, später Liliencron und Erk, nicht besaß. So konnte es ihm geschehen, daß er ein für den Salon zurechtgestutztes Machwerk eines Wilhelm Tappert im Ernst für eine Volksliedddichtung hielt und sogar eine von dem unmusikalischen Friedrich Nicolai in bewußt parodistischer Absicht geschaffene, lächerlich trockene Weise als Volkslied betrachtete und harmonisierte[6a]).

An den Sammlungen unverfälschter Lieder, wie sie Büsching und von der Hagen im Jahre 1807, Friedrich Silcher seit 1826, Hoffmann-Richter (1842), Ditfurth (1853) und andere mehr herausgegeben hatten, fand Brahms wenig Gefallen. Geradezu ärgerlich aber waren für ihn Ludwig Erks vortrefflicher „Deutscher Liederhort", der seit 1856 starke Verbreitung fand, oder Werke wie etwa Franz Magnus Böhmes „Altdeutsches Liederbuch" (1877). Der umfangreiche kritische Apparat solcher Arbeiten mußte ja notwendig zu der Erkenntnis führen, daß gerade die Sammlungen, die Brahms vorzugsweise benutzt hatte, als recht anfechtbare, trübe Quellen aufgedeckt wurden. — Dazu kam noch ein Anderes: Wie man aus Brahms' eigenhändigen Notizen im Exemplar von Erk-Böhmes „Liederhort" ersieht, nahm der Künstler Brahms auch Anstoß an der Masse kurzatmiger Volksmelodien, die der gewissenhafte Sammler Erk natürlich mit der gleichen Liebe wie die bedeutenderen eingereiht hatte. Daß Brahms sich mit Erks Forschungen nicht allzu genau beschäftigte, zeigt ein Brief an Hermann Deiters vom 29. Juni 1894, wo es heißt: „Über den Streit: echt oder unecht, komme ich leicht weg. Erk und Böhme sammelten in Pommern, Mecklenburg usw., Zuccalmaglio u. a. vor der Eisenbahnzeit in den Rheintälern. Der Anspruch auf Glauben — wie das Zutrauen einer Bearbeitung kommt beiden Parteien in gleicher Weise zu." Aus Pommern und Mecklenburg stammt aber noch nicht der hundertste Teil der von Erk gesammelten Lieder, unter denen sich andrerseits gerade viele schöne Gaben vom Rhein (Erk war lange am Rhein tätig) finden. — Nach wie vor bekennt sich Brahms zu Nicolai und Kretzschmer-Zuccalmaglio, über deren Sammlungen er in demselben Briefe schreibt, es seien „viel und, wie ich meine, mit Unrecht geschmähte Bücher, die nicht aufhören, mich zu interessieren". So blieb es dabei: Texte und Melodien, die von kunstmäßiger Hand einer höheren Bildungsschicht angepaßt waren, oder auch Fälschungen, wenn sie nur diesen Ton zu treffen wußten, erhielten seinen Beifall, die echten, ursprünglichen Lieder blieben in der Minderheit. Daß es auch zu seinen Zeiten noch echten Volksgesang gab, wollte Brahms überhaupt nicht wahrhaben. Als ich ihn eben in jenen achtziger Jahren darauf hinwies, daß am Niederrhein, in Hessen, in Thüringen, in Schlesien der Volksgesang tatsächlich doch noch blühe, erwiderte Brahms: „Ach was, das fassen Sie viel zu gutmütig und optimistisch auf! Glauben Sie mir: das sogenannte Volk singt ja nur noch Gassenhauer." Von diesem Standpunkt konnte er allerdings zu einer gerechten Würdigung der Verdienste eines Ludwig Erk nicht kommen, der eben daran ging, sein ungeheures Material zu sichten. Und man darf gewiß sein, daß Erk uns eine nicht nur reiche und wissenschaftlich bedeutende, sondern gleichzeitig auch durchaus geschmackvolle Auswahl geboten hätte. Aber mitten in den umfassenden Vorarbeiten, im Jahre 1883, rief Erk, den Jacob Grimm seiner Freundschaft gewürdigt hatte, der Tod ab. Die Herausgabe seines wertvollen Nachlasses wurde dem Volksliedforscher Franz Magnus Böhme anvertraut, einem an sich verdienten Manne, der aber einer Aufgabe, die einen geläuterten Geschmack und eine umfassende Bildung verlangte, nicht gewachsen

[6a]) Für die Einzelheiten sei auf das in kurzer Zeit erscheinende Werk verwiesen: „Brahms' Lieder. Einführung in seine Gesänge für eine und zwei Stimmen. Von M. F." Berlin und Leipzig, N. Simrock.

war. Als dessen unkritische Riesensammlung [7]) von mehr als 2000 Liedern im Jahre 1893 erschien, brach in Brahms der lang angesammelte Unwille gegen diese ganze Richtung der Volksliedforschung durch. Ursprünglich wollte Brahms eine Streitschrift gegen „diese ganze Sorte Pächter des Volksliedes" schreiben [8]). Später wiederholte Brahms: „Mit der Streitschrift war es ernst. Aber Sie kriegen sie in, wie ich hoffe, schönerer Verwandlung. Während ich nämlich eifrig und heftig schrieb, dachte ich an diese meine alten lieben Lieder. Ich meine mich selten und wenig in meinem Leben gehäutet zu haben; so war ich begierig, ob die alte Liebe gar so unwürdig gewesen. Joachim könnte sich erinnern, daß er Anno 52 in Göttingen mit für „Gunhilde" und „Das Schwesterlein" schwärmen mußte. Ich sehe sie heute mit denselben Augen an und empfinde für sie mit demselben Herzen. Ich weiß nicht, wie weit Ihnen die Lieder Neues bringen. Nach den Quellen brauchen Sie keinesfalls zu suchen. Bis auf wenige, die ich vom Rhein mitbrachte, stehen sie alle in Nicolai und Zuccalmaglio." So treu hat sich der immer gewissenhafte Brahms an diese bedenklichen Quellen gehalten, daß er meistens sogar die von Zuccalmaglio gewählten Tonarten beibehielt — nicht zum Vorteil des Ganzen, wie z. B. aus der viel zu hohen Lage des ersten, gleich mit dem hohen g beginnenden Liedes: „Sagt mir, o schönste Schäf'rin mein" hervorgeht; nur in sechs Fällen hat Brahms Zuccalmaglios Tonarten zu ändern gewagt, und auch dann nur um einen halben oder ganzen Ton. — Am 31. Mai 1894 schrieb er seinem Verleger Simrock: „Durch Ärger über den jetzt erschienenen „Liederhort" von Böhme" sei er auf seine „alte Liebe zu einer gewissen Sorte deutscher Volkslieder gekommen". Am 12. Juni desselben Jahres wirft er in einem Brief an Jakob Baechtold den hochverdienten Sammler Erk und den unzulänglichen Herausgeber Böhme zusammen: „Erk und Böhme gaben seit langem den (sehr philiströsen) Ton an, und meine Sammlung steht ihnen geradezu entgegen" [9]).

Aus ähnlicher Stimmung heraus schrieb Brahms: „Ist es denn für die Wissenschaft gar so nötig, daß man jeden Dreck von der Landstraße (!) so breit tritt wie Böhme" [10]). Und noch im Jahre 1896 äußerte er über seine eigene Veröffentlichung: „Es sind *nicht* die Lieder, welche die Handwerksburschen auf den Straßen singen" (!!) [11]).

Diese Auffassung vom Wesen des Volksliedes, an der also Brahms mit der größten Zähigkeit festgehalten hat, muß auch als Maßstab dienen zur Beurteilung und Würdigung der letzten Volksliedsammlung. Sie enthält 42 einstimmige Gesänge und sieben Lieder für Vorsänger und gemischten Chor — das Ganze in seinen meisterhaften Bearbeitungen eine entzückende Mischung von Herbheit und Anmut, von Kraft und Weichheit, von knorrigem Mannesweſen und zarter, fast weiblicher Schalkhaftigkeit, in jedem Zug unverkennbarer Brahms.

Brahms trat seinen Quellen als Künstler gegenüber. Ihm lag nicht viel an peinlicher Genauigkeit in der Technik der Herausgabe, sondern er wollte die Lieder selbst, ihre Melodien und ihre Ausdruckskraft wieder lebendig machen, sie weiten

[7]) „Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren Deutschen Volkslieder nach Wort und Weisen aus der Vorzeit und Gegenwart. Gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Im Auftrage und mit Unterstützung der Königlich Preußischen Regierung nach Erks handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neu bearbeitet und fortgesetzt von *Franz M. Böhme*." 3 Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1893/94.

[8]) Dr. von Graevenitz nach ungedruckten brieflichen Äußerungen. „Deutsche Rundschau" 1906, Novemberheft S. 240.

[9]) A. Steiner: Johannes Brahms. 86. Neujahrsblatt der Allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1898.

[10]) Vgl. den vorher erwähnten, durch Dr. von Graevenitz veröffentlichten Brief.

[11]) Dr. G. Ophüls: „Erinnerungen an Johannes Brahms." Berlin, Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft, 1921.

Kreisen in einer Bearbeitung für gemischten Chor, Männerchor, für eine Singstimme mit Klavierbegleitung oder für Vorsänger und kleinen Chor zuführen. So hielt er sich auch in den hinzugefügten Bearbeitungen an einen mehr kunstmäßigen als volkstümlichen Satz. Oft bringt er Vierstimmigkeit in gebundenem, aber auch wieder freiem Stil. Man könnte sagen, daß die Begleitung eine durchaus selbständige Ergänzung, gleichsam ein harmonisches Grundgewebe bringt, von der sich die eigentliche Melodie plastisch abhebt. Nicht selten aber treten auch motivische Bindungen zwischen Singstimme und Klavier ein, die eine Melodie noch fester und einheitlicher fassen wollen. Im einzelnen herrscht große Freiheit und Verschiedenheit. Jedes Lied gebiert sich aus Haltung und Eigenart der Begleitung. Neben streng akkordischem Satz finden sich gebrochene Akkorde und wieder Wellenlinien, die der Melodie nachgehen, oder kleine Akzente und schärfere Betonung — kurz, Brahms steht seiner Vorlage völlig frei gegenüber, er kennt nur ein Gesetz: das der künstlerischen Belebung und Auslegung der melodischen Bewegung. Von Archaismen, die gerade bei einigen älteren in die Sammlung aufgenommenen Weisen nahe liegen, hält er sich meist fern, wie er denn überhaupt alles Historisierende, Pedantische und Schematische vermeidet. Trotzdem kommt hin und wieder durch Schlichtheit in der Modulation, durch das Nebeneinander der Dreiklänge und ähnliche harmonische Ausdrucksmittel eine gewisse Altertümlichkeit und eine innere, beinahe ursprüngliche Geschlossenheit in die Begleitung, die kaum noch auf eine nachträgliche Ergänzung schließen läßt.

Der Klavierpart tritt so stark hervor, daß die Stilkraft und Ausdrucksspannung der Brahmsschen Begleitung förmlich auf die Melodien überzugreifen scheint. Auch Brahms fühlte das, als er seinem Verleger am 28. April 1894 schrieb: „Wer sie (die Volkslieder) hier sieht und hört, behauptet, sie seien von mir, und sie werden auch wohl den meinen ähnlich sehen — das will sagen: mein bestes Lied kann dort als letztes gelten, das letzte dort aber als mein bestes paradieren." Dieses letzte Lied ist das berühmte „In stiller Nacht", dessen Komposition zum größten Teile von Brahms selbst herrührt. Brahms ging hier also dieselben Wege wie Zuccalmaglio. — Der Wert der neuen Sammlung wurde von dem intimsten Jugendgenossen des Meisters sofort erkannt. Am 27. September 1894 schrieb ihm Joseph Joachim aus Göttingen: „Nirgends hätte ich empfänglicher für Deine herrliche Volksliedergabe, mit der Du uns beschenkt, sein können, als an dem Ort, der so viele schöne Erinnerungen für mich birgt. Nicht genug kann man die schlichte, tiefe Kunst bergende und doch so ausdrucksvoll malende Weise der Begleitung bewundern und lieben! Wie schön fügen sich Wiederholungen an den Schluß, wie abwechslungsreich weißt Du sie zu gestalten, malend und doch nur andeutend, wie's für das Volkslied allein angemessen! Auch nicht ein einziges mit vielen Strophen ward mir zu lang. Das wollte ich Dir nur sagen, damit Du weißt, daß Deine Gaben nicht auf unfruchtbaren Boden fallen" [12]).

Freilich waren diese Lieder von ihrem Schöpfer mehr für das Haus bestimmt als für den Konzertsaal. Als im Herbst 1894 Frau Amalie Joachim ein Konzert gab, dessen Programm ausschließlich aus den eben erschienenen Volksliedern bestand, äußerte sich Frau Marie Scherer, die Witwe des großen Literarhistorikers, nicht ganz befriedigt. Darauf antwortete ihr Brahms am 20. Oktober 1894: „Den Gedanken kann ich nicht glücklich finden, einen ganzen Abend nur von diesen Volksliedern zu singen. Einige wenige, zwischen andern (ernsthaften und tiefsinnigen!) Gesängen könnten wohltuend und erfrischend sein."

Jedenfalls spielt das Volkslied in der Lebensarbeit von Johannes Brahms eine

[12]) Vgl. Brahms im Briefwechsel mit J. Joachim, herausgegeben von Andreas Moser. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft, 1908. 2, 273.

Rolle, wie bei keinem anderen der großen Musiker. Daß wir von Mozart kein einziges Volkslied besitzen, ist erklärlich: Herders Sammlung (1778/79) hat damals nicht viel Erfolg gehabt, und Nicolais Almanach war ja gerade darauf angelegt, solche Lieder lächerlich zu machen. Erst im Zusammenhang mit den ganzen Bestrebungen der romantischen Schule vermochte die von Arnim und Brentano herausgegebene Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" (1805) eine stärkere Wirkung auszuüben und zahlreiche ähnliche Veröffentlichungen hervorzurufen. Trotzdem haben weder Beethoven noch Schubert oder Loewe aus dieser Quelle geschöpft. Nur Carl Maria von Weber hat die neue Anregung in elf, Zelter in drei Kompositionen zum Ausdruck gebracht. Noch auffallender ist es, daß sich auch die großen Musiker der folgenden Generation nur zögernd dem Volkslied zuwendeten, das sich nun doch in immer wachsender Fülle erschloß. Von Mendelssohn besitzen wir nur drei, von Schumann sieben Lieder dieser Art, und erst Robert Franz nimmt mit 17 Volksliedern einen breiteren Raum ein. Aber was bedeutet auch diese Leistung gegenüber der reichen Fülle von Anregungen, die Brahms aus dem Volksliede gewonnen und künstlerisch neugestaltet hat! Er darf in der Tat wohl als der bedeutendste musikalische Interpret der Volksliedditchtungen und -melodien bezeichnet werden, denn er hat ja nicht nur dem deutschen Volkslied seine Aufmerksamkeit zugewandt, sondern gleich Herder schwärmte er auch in den Stimmen fremder Völker: der Orient bot ihm indische, malayische, persische, arabische, türkische Dichtungen, der slawische Osten und Süden russische, litauische, polnische, böhmische, wendische, mährische, slowakische, Ungarn magyarische und zigeunerische Lieder, und auch englische, schottische, französische, italienische, spanische Texte fehlen nicht [13]). Die Vorlagen zu diesen Dichtungen fand er u. a. bei Herder, Rückert, Daumer, Wenzig, Kapper, Conrat und Paul Heyse.

Heute gehören Brahms' Volkslieder zum schönsten Besitz unserer Hausmusik, und kaum denken wir noch daran, mit welchen Schwierigkeiten und gegen welche Widerstände Brahms auch bei dieser Arbeit, die ihm recht eigentlich Herzenssache blieb, zu kämpfen hatte. Auf der einen Seite die Volksliedforscher mit ihrer philologischen Akribie, auf der andern die schaffenden Musiker, die nur das große Kunstlied für voll ansahen. Zwischen ihnen stand Brahms. In ihm die Liebe zu den Melodien, die ihm ans Herz gewachsen waren, vor ihm die nüchternen Sammlungen von Erk und Böhme, und über allem seine Phantasie, die aus diesen Gebilden den Kern herausnahm und ihn mit neuer, harmonisch und klanglich wundersamer Schale umgab. Es sind seitdem viele neue Volksliedausgaben erschienen, die in seinen Bahnen weitergingen, aber keine hat wieder die Volkstümlichkeit, diese innerlich starke und musikalisch ursprüngliche, reiche Phantasie aufzuweisen, wie die Sammlung von Brahms. Ihm danken wir in der Musik, was bald ein Jahrhundert früher Herder zu erreichen strebte: Er hat trotz aller Irrtümer und Fälschungen das Volkslied wieder in unsere Herzen gesungen, hat es uns als Volks- und Kunstwert lieb und teuer gemacht.

[13]) Abgedruckt sind diese Unterlagen zu Brahmsschen Kompositionen in Dr. E. Ophüls' schöner Sammlung „Brahms-Texte", 2. Auflage 1908. Berlin, Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft.

Ein Jahr Kunstliteratur

Von der allgemeinen großen Krisis der Wissenschaft ist auch die Kunstgeschichtsforschung nicht unberührt geblieben. Auch sie kann sich der Aufgabe nicht entziehen, die Tragfähigkeit und die geistige Reichweite ihrer Methoden erneut durchzuprüfen und die in ihr ruhenden lebengestaltenden Kräfte freizusetzen und zu organisieren. In solcher Lage regt sich das Bedürfnis geschichtlicher Selbstbesinnung. Bereits der im Kriege dahingegangene Ernst Heidrich hatte den Plan einer geschichtlichen Darstellung der deutschen Kunstgeschichtsschreibung gefaßt. Was ihm versagt geblieben ist, verwirklicht nun Wilhelm Waetzoldt in seinem Buche „Deutsche Kunsthistoriker", von dem der erste Band vorliegt (E. A. Seemann, Leipzig). Ein anderer hätte vielleicht eine „Geschichte der Kunstgeschichte" zu schreiben unternommen — Waetzoldt hat es vorgezogen, eine Reihe von Bildnissen aufzustellen. Er ist auf die schaffenden Geister zurückgegangen und hat sich durch diese freiere und persönlichere Fassung des Themas nach allen Seiten hin eine glückliche Bewegungsfreiheit gesichert, die er mit Geschmack und Erfolg ausgenutzt hat. Was Waetzoldt befähigt, Geschichte zu lebendiger Speise für die Gegenwart zu bereiten, das ist zuletzt das ihm innewohnende künstlerische Vermögen. Überall strebt er vom Einzelnen zum Ganzen, verwandelt er die Ergebnisse mühevoller und gewissenhafter Untersuchung in anschauliche Gestalt. Er hat eine leichte Hand in der Behandlung seines Stoffes und eine gewisse wohltuende weltmännische Freiheit des Blickes und der Bildung. Er schreibt nicht nur einen guten, sondern selbst einen persönlichen Stil von beherrschter Überlegenheit und von einer feinen, mit sparsamen Mitteln erreichten Anmut. Dabei ist trotz aller Fülle der Beziehungen, die in die Darstellung verwoben sind, ihre Hauptaufgabe mit sicherer Hand festgehalten, indem alles Einzelwerk schließlich doch dem Ziele dient, die Entstehung, Verdichtung und Richtung des kunstgeschichtlichen Interesses, die Sammlung und Vermehrung des kunsthistorischen Wissensstoffes und die Ausbildung der kunsthistorischen Methodik zur Anschauung zu bringen. So ist hier ein wirklich wertvoller Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte geschaffen worden. Denn es ist Waetzoldt gelungen, klarzustellen, wie die Entwicklung der deutschen kunstgeschichtlichen Wissenschaft, die er in diesem ersten Bande von den Vorvätern kunstgeschichtlichen Denkens und vom alten Sandrart bis zur Begründung der Kunstwissenschaft durch Winckelmann und dann über den Sturm und Drang, den Klassizismus und die Romantik bis zur Grundlegung der kunstgeschichtlichen Methodik durch Rumohr führt, an den feinsten und den mächtigsten Bewegungen des deutschen Geistes beteiligt gewesen ist, welche Mühe es der lebendiggeschichtlichen Auffassung der Kunst gekostet hat, sich gegen deren Kodifizierung durch die akademische Dogmatik durchzusetzen, und wie groß und entscheidend der Anteil deutscher Geistesarbeit an diesem Befreiungswerke gewesen ist. Der Schlußband soll die Darstellung von Burckhardt bis zu Carl Justi führen. Die Gestalt Jakob Burckhardts, der aus einer zarten Schamhaftigkeit, aber doch auch aus einer gewissen Weltverachtung jahrzehntelang gleichsam hinter einem Vorhange gelebt hat, rundet sich nun allmählich durch die Veröffentlichungen aus seinem Nachlasse und seinem Briefwechsel zu voller Plastik. Der neueste Briefband enthält die wertvollen „Briefe Jakob Burckhardts an Gottfried und Johanna Kinkel", von Rudolf Meyer-Krämer bei Benno Schwabe & Co. in Basel sorgsam herausgegeben. Sie führen

in Burckhardts volle Werdezeit: ein Bonner Sommersemester lang atmet er beglückt die rheinische Luft, genießt er den Sonnenschein der Freundschaft und der Dichtung, den ihm das reich angeregte Kinkelsche Haus und dessen lustig-lyrischer „Maikäferbund" bereiten. Die Verbindung mit den rheinischen Freunden hat dann ein recht reichlicher, bis zum Jahre 1847 fließender Briefwechsel erhalten, in dem das Persönliche und Freundschaftliche sich anziehend mit dem Gedankenaustausche über Dichtung und Kunst, Wissenschaft und Politik verwebt. Man sieht die Konturen seiner geistigen Persönlichkeit sich zusehends befestigen: sein Mißtrauen gegen die „universelle Bildung", seine Abneigung gegen den modernen Geist der Negation, sein von der demokratischen Phraseologie sich geekelt abwendendes aristokratisches Bekenntnis bestimmen schon in dieser Zeit die Richtung seiner Überzeugungen und Neigungen, und es fällt mehr als ein Wort, das sich die heutige Wald-, Sumpf- und Wiesendemokratie hinter den Spiegel stecken mag. Die Niederlassung in Basel empfindet er gleich als eine Verbannung ins Land der Philister, über die ihn die Arbeit trösten muß. Kinkels Übergang ins revolutionäre Lager, der Burckhardt veranlaßte, sich von ihm zurückzuziehen, löst das Freundschaftsband und macht dem Briefwechsel ein Ende.

Als ein Denkmal gegenwärtiger Leistungsfähigkeit der deutschen Kunstforschung darf man das große Unternehmen des „Handbuchs der Kunstwissenschaft" betrachten, das die Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion in Berlin-Neubabelsberg bereits vor dem Kriege begonnen und seitdem allen Hemmungen zum Trotze beharrlich und rüstig gefördert hat. Es wird darin, wie der Titel andeutet, nicht Künstlergeschichte gegeben, sondern die innere Entwicklung der Form von Periode zu Periode verfolgt. Vollendet wird es in großem Aufbau eine eigene, bedeutende Ansicht der Kunstgeschichte vermitteln. Das Werk hat Stil, die Mitarbeiter sind durchweg kundige Männer, der von üblicher Handbuch-Trivialität sich vorteilhaft unterscheidende vorzügliche Bilderstoff ist an sich schon als beträchtliche Leistung zu bewerten. Den Verfassern stellt die gewählte methodische Gesamteinstellung die schwierigsten Aufgaben stilkritischer und stilgeschichtlicher Analyse; die Art, wie sie sie bewältigen, bildet im ganzen ein lehrreiches und ehrenvolles Zeugnis für den Stand der formalanalytischen Methode in Deutschland, der die Forschung eine zuvor nicht erreichte Feinfühligkeit für die funktionellen Werte im Kunstschaffen und für Inhalt und Darstellungsmittel der künstlerischen Vorstellungen verdankt. Was die Einzelarbeiten angeht, so leidet Fritz Burgers gedankenreiche und intensive Schilderung der deutschen Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance an einer gewissen Überlastung mit philosophischem Denkstoffe, die die Durchsichtigkeit und Verständlichkeit des Vortrags fühlbar beeinträchtigt. Auch Oskar Wulffs „Altchristliche und byzantinische Kunst", vortrefflich in klarer Formulierung und besonnener Behandlung der Probleme, sowie in der Beherrschung des reichen und verwickelten Tatsachenmaterials, wird in ihrer Wirkung teilweise durch Schwerflüssigkeit der Darstellung behindert. Lichtvoll, lebendig und geistreich aber schildert Ludwig Curtius die Form- und Stilentwicklung der antiken Kunst; Plastik und Malerei des Mittelalters liegen bei Georg Grafen Vitzthum in der Hand eines bewährten Kenners; vielversprechend sind die Anfänge von Wilhelm Pinders „Deutscher Plastik vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance" und Hans Willichs „Baukunst der Renaissance in Italien". Als besonders vorzügliche Leistungen aber sind die beiden bereits abgeschlossenen Bände zu schätzen, in denen A. E. Brinckmann, seit Burgers Ableben der Leiter des Gesamtunternehmens, die Baukunst der romanischen Völker im 17. und 18. Jahrhundert und die Barockskulptur behandelt hat. Mit einer seltenen Kraft und Diszipliniertheit räumlich-plastischer Anschauung und mit eindringender Schärfe der Analyse hat Brinckmann Formgesetz und Stilentfaltung des Barocks und des Rokokos erfaßt und geschildert und über die Stellung des französischen zum italienischen Barock, sowie über

das Verhältnis zwischen Barock und Rokoko sehr feinsinnige, zum Teil neue Bestimmungen entwickelt. Wenn Brinckmanns Betrachtungsweise an das Formverständnis des Lesers nicht geringe Ansprüche stellt, so hat er ihre Grundelemente in dem Büchlein „Plastik und Raum als Grundformen künstlerischer Gestaltung“ (R. Piper & Co., München) an typischen Beispielen so geschickt darzulegen gewußt, daß die Schrift zur Einführung in die Probleme künstlerischer Gestaltung überhaupt empfohlen werden kann. Angemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß desselben Verfassers längst und allgemein nach Verdienst gewürdigtes Buch über „Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit“ (Frankf. Verlags-Anstalt in Frankfurt a. M.) in zweiter vermehrter Auflage erschienen ist; wem es aufgegangen ist, daß die deutschen Städte zum köstlichsten Kunsterbe unserer Vergangenheit gehören, findet in dieser trefflichen Arbeit den Schlüssel, der ihm die Einsicht in ihren künstlerischen Organismus und seine Gesetze eröffnet.

Auf ganz anderer Grundlage als das „Handbuch“ ist die von E. A. Seemann in Leipzig unternommene, von Hans Tietze in Wien geleitete „Bibliothek der Kunstgeschichte“ aufgebaut. Hier ist die Kunstgeschichte sozusagen atomisiert und auf den bequemsten Grad der Zugänglichkeit gebracht. Sie ist auf einige hundert Bändchen verteilt, von denen ein gutes Dutzend bereits vorliegt. Jedes der flott ausgestatteten Bändchen enthält zehn Seiten Text und zwanzig Abbildungstafeln. Was man bei dieser Anordnung zu erwarten hat, liegt auf der Hand: große Linien, weite schnelle Umblicke, bedeutende Aussichten. Immer wird diese Darstellungstechnik ihre eigenen Anforderungen stellen; werden die Mitarbeiter durchweg so sachkundig ausgewählt wie bisher, so ist viel Hübsches zu erwarten. Als Beispiele gelungener Leistungen seien aus den erschienenen Bändchen die von Tietze über Michael Pacher, von Schlosser über oberitalienische Trecentisten, von Friedländer über niederländische Manieristen, von Praschniker über kretische Kunst herausgegriffen; übrigens reicht der Umfang der behandelten Themen schon jetzt von altägyptischer und ostasiatischer Kunst bis zu Wilhelm Leibl und van Gogh.

Als eine weiteste Geschichtsräume überspannende Unternehmung sei hier die Reihe der „Österreichischen Kunstbücher“ angefügt, die die österreichische Bundes-Lichtbildstelle herausgibt und Ed. Hölzel in Wien verlegt. Emsig gefördert umfaßt sie bereits mehr als vierzig Bändchen, deren saubere Tafeln der Text in Geschichte, Beschreibung und Würdigung zu erläutern pflegt. Es hat etwas tief Bewegendes, daß die schmachvoll mißhandelte deutsche Südostmark gerade in der Zeit ihrer tiefsten Not und Verarmung hier ihren außerordentlichen Kultur- und Kunstreichtum ausbreitet, der bisher doch selbst gutunterrichteten Kreisen meist nur vom Hörensagen bekannt gewesen war. In Wort und Bild werden Österreichs in gesegneten Einsamkeiten sich bergende herrliche Klöster und Stifter, wie Mondsee und St. Wolfgang, Göttweig und St. Lambrecht, St. Paul und Millstatt, geschildert, in deren Anlage, Bauten und Schmuck sich ehrwürdige Erinnerungen und Überlebsel aus karolingischer Zeit, edle romanische Körperhaftigkeit und strebende gotische Formen sich mit der überwältigenden Lebensfülle und Heiterkeit des österreichischen Barocks begegnen, in dem der Stammesgeist sich besonders rein und voll ausgesprochen hat. Da erscheinen die großen Gestalten Hildebrands, dessen Anlage von Göttweig selbst unvollendet noch mit majestätischer Großartigkeit wirkt, und Fischer v. Erlachs, dessen Genius die herrliche Raumrhythmik der spanischen Hofreitschule in Wien geschaffen hat. Salzburgs barocke Großzeit erschließt und die einzige Sammlung der Albertina öffnet sich, und in jedem einzelnen dieser bescheiden-reichen Bändchen fühlen wir mit Wehmut und mit Stolz, wie unermeßlich deutsches Volkstum das Donau- und Alpenland befruchtet und wie es sich durch edelste Leistung ein unveräußerliches Anrecht daran erworben hat.

Denn die Bedeutung einer derartigen Unternehmung liegt nicht auf der kunstgeschichtlichen Seite allein, sondern mehr noch fast in der Pflege und Förderung des Heimatgefühls. Heimatliebe ist die Voraussetzung der Vaterlandsliebe; von einem entwurzelten, Scholle und Stamm entfremdeten Proletariate kann man vaterländische Gesinnung nicht erwarten und fordern. Keine dringendere, aussichtsreichere, verantwortungsvollere Aufgabe ist daher der Kunstliteratur gegenwärtig gestellt als die, das Heimatliche, Landschaftliche, Stammesmäßige dem deutschen Volke nahe zu bringen und lieb zu machen, ob es sich nun in Domen oder im Bauernhause, in der Stadtanlage oder in der künstlerischen Gestaltung des Naturbildes ausspreche. Von hierher gehörigen Veröffentlichungen sei, um zunächst bei Österreich zu bleiben, Alfred Schnerichs im Amalthea-Verlag (Zürich, Leipzig, Wien) erschienenes Buch über „Wiens Kirchen und Kapellen" genannt, ein zuverlässiger kultur- und kunstgeschichtlicher Führer durch ein Jahrtausend blühend reicher Kirchenbaukunst. Für Innsbruck leistet denselben Dienst die kundige und besonders hübsch illustrierte Schrift über „Die Kirchen Innsbrucks" von Dr. Josef Weingartner (Wien, Ed. Hölzel & Co.). Breiter angelegt ist die in zweiter, völlig erneuerter Auflage erschienene Darstellung, die Dr. Heribert Reiners den „Kölner Kirchen" gewidmet hat (J. P. Bachem, Köln). Bei der außerordentlichen Fülle und Mannigfaltigkeit der Kölner Kirchenbauten reicht der Wert dieser gediegenen Arbeit weit über ihren nächsten Zweck hinaus, der hier, wie bei den vorgenannten Büchern, darin besteht, vor allem dem Besucher der Kirchen selbst ihre Geschichte, ihre Anlage, ihren Charakter und ihren Kunstbesitz zu erschließen. Von Lübecks köstlichem Reichtume an Denkmälern der Baukunst und Bildnerei vermittelt das ursprünglich für die Gäste der Nordischen Woche bestimmte Bändchen „Lübeck im Bilde" (Karl Curtius, Berlin) eine gute vielseitige Anschauung; der Bilderstoff ist kundig gewählt, Carl Georg Heise bietet in knapper Form eine gehaltvolle Einführung. Ein Wandervogelhauch liegt über den von Werner Köhler bei Schötz & Parrhysius veröffentlichten „Brandenburgischen Fahrten", deren erster Band dem südlichen Teile der Mark gilt; dem reichen kunstgeschichtlichen Materiale verbinden sich wohlgelungene Aufnahmen aus dem Volksleben; wer etwa noch in der Irrvorstellung von der künstlerisch armen Mark lebt, dem wird der Band eine frohe Überraschung bereiten. Das malerische Dresden stellt sich in achtzehn von Paul Wolff mit feinem Blicke für Stadtschönheit aufgenommenen, von Max Lehrs erläuterten Kupferdrucktafeln dar (Kunstverlag „Bild und Karte", Leipzig). Woldemar von Seidlitz' groß angelegtes Werk über „Die Kunst in Dresden vom Mittelalter bis zur Neuzeit" (Kommissionsverlag der v.-Bänsch-Stiftung in Dresden) konnte trotz des Ablebens des Verfassers bis zum Jahre 1710 gefördert werden: Dresdens künstlerische Entwicklung ist in den Rahmen der allgemeinen sächsischen Landes- und Kulturgeschichte eingezeichnet, neben deren Darstellung das Schwergewicht des Buches hauptsächlich in der Veröffentlichung und Würdigung der kunsthandwerklichen Schätze der Dresdener Sammlungen, in erster Linie des Grünen Gewölbes, liegt; ihre Bedeutung erscheint in diesem Zusammenhange oft in neuem Lichte (es sei nur im Vorbeigehen angemerkt, daß Daniel Kellerdalers Rosenwasserbecken von 1629 den deutschen Barock auf dem Wege zeigt, die Formen des Rokokos aus eigener Kraft auszubilden). Ein origineller und glücklicher Gedanke ist in den beiden prächtigen, bei Franz Hanfstängl in München erschienenen Werken „Die Entdeckung der Münchener Landschaft" und „Ein Jahrhundert München" aufs gelungenste verwirklicht. In ihnen hat Georg Jacob Wolf aus ausgebreiteter Kenntnis der Literatur wie der Kunstdenkmäler zeitgenössische Bilder und Dokumente vereinigt, die hier das Werden der bayrischen Hauptstadt, dort den allmählichen Eintritt der bayrischen Landschaft in den Kreis künstlerischer Dar-

stellung, man möchte fast sagen: wie einen behaglichen Film vor den Augen des Lesers vorübergleiten lassen. Der ungewöhnliche Reiz der Bände beruht auf der organischen Verschmelzung verschiedenartigster Bestandteile: Volks-, Gesellschafts- und Künstlerleben, Politik und Literatur, Naturfreude und bayrische Lebenslust — das alles liefert seinen Einschlag und verbindet sich zum farbenfrischesten Bilde eines Volkstums und eines Kulturkreises, die allen Deutschen teuer sind. Ergänzend stellt sich von der rein kunstgeschichtlichen Seite daneben das schöne Werk, in dem Hermann Uhde-Bernays die „Münchener Landschafter im neunzehnten Jahrhundert" behandelt (Delphin-Verlag, München). Mit Wilhelm v. Kobell beginnend, mit Wilhelm Trübner schließend, schildert der Verfasser in seinen Charakteristiken und Analysen eine Reihe der trefflichsten und kernigsten deutschen Landschaftsmeister; eine herzliche und tief verständnisvolle Liebe zur bayrischen Natur durchdringt die Schilderungen mit wohliger Atmosphäre.

Gerade in Werken wie den letzterwähnten lebt und wirkt jene echte vaterländische Gesinnung, deren allgemeine Verbreitung, Verdichtung und Vertiefung für die Zukunft unseres Volkes Lebensbedingung ist: eine innige Gemeinschaft mit dem Volkstume, die seine und seines Schaffens Art in sich wiederfindet und sich in ihr reich und beglückt fühlt. „Dies ist unser: so laßt es uns sagen und so uns behaupten." Vom selben Geiste ist auch Paul Ferdinand Schmidts Buch „Deutsche Landschaftsmalerei von 1750 bis 1830" getragen, das als erster Teil eines Werkes über die deutsche Malerei um 1800 bei R. Piper & Co. in München erschienen ist. Als sein Hauptthema kann bezeichnet werden: aufzuzeigen, daß und wie die deutschen Landschafter auf eigenen Wegen sich dem Mechanismus des akademischen und des Rokokostiles entwunden und aus unmittelbarem Verhältnisse zur Natur eine deutsche Form entwickelt haben. Seine symptomatische Bedeutung liegt in der bestimmten Abkehr von jener westlichen Orientierung der modernen Kunstgeschichtsschreibung, die die Leistungen deutscher Meister an den Maßstäben französischer Kunst werten zu sollen glaubt. Aus ihren eigenen Wurzeln begriffen erscheinen Künstler, wie Kolbe, Koch und Rohden, Olivier und Fohr, und dann die Landschaftsmaler der Romantik in der ganzen Würde ihres ernsten, oft tiefen Naturgefühls und in der eigentümlich deutschen Kraft und Treue ihres Formsinns. Auch darin trifft das an wertvollen Aufschlüssen reiche Buch, dessen Wirkung leider durch einen mühsam verschachtelten Aufbau beeinträchtigt wird, das Richtige, daß es die persönlichsten Äußerungen der deutschen Landschafter in ihrem graphischen Werke sucht und findet. Denn in der Graphik hat der dem Zeichnerischen zugeneigte, erzählerfrohe deutsche Kunstgeist von je eine ihm besonders zusagende Form gefunden, in ihrer Frühzeit sind deutsche Meister bahnbrechend gewesen, zu verschiedensten Zeiten haben sie graphische Gipfelleistungen erreicht, und mit Recht darf Elfried Bock kurzhin sagen, daß man „die graphische Kunst zu den deutschen Dingen rechnen" kann. So ist denn auch sein Buch „Die deutsche Graphik" (Franz Hanfstängl in München) zu einem köstlichen Spiegel deutschen Kunstschaffens geworden. Auf über vierhundert sorgsam ausgeführten Blättern entfaltet sich von den Wiegendrucken des Holzschnitts bis zu Radierungen Liebermanns, Corinths und Slevogts die ganze, sich immer erneuernde Mannigfaltigkeit der deutschen graphischen Kunst; Bocks Text aber reicht nach Umfang wie Gehalt weit über die üblichen Einleitungen hinaus und ist zu einer meisterlichen Zusammenfassung der Forschung auf diesem Gebiete geworden, bei der Freude am Gegenstande und besonnene Überlegenheit des Urteils sich glücklich das Gleichgewicht halten. Macht Bocks geschichtlich orientiertes Buch mit Recht vor der modernsten Kunst Halt, so setzen sich Arnolds Graphische Bücher (Ernst Arnold in Dresden) keine zeitliche Grenze. In zwei Reihen bringen sie Graphik und Zeichnung; neben Menzel und Thoma treten die alt-

deutschen und die deutsch-römischen Zeichner, neben Liebermann und Slevoigt Nolde, und außer deutschen Künstlern sind hier auch einige vorzügliche Meister des Auslandes, wie Daumier, Munch und Zorn, berücksichtigt. Uns liegen die beiden Bände vor, die Adolph Menzels Graphik und seine Zeichnungen (mit Einleitungen von Willy Kurth und Hans Wolff) enthalten. Was diese Bände besonders auszeichnet, ist die zur höchsten Vollendung gesteigerte Technik der Wiedergaben, in der mechanisches Verfahren zur Kunst geadelt ist, und in der die persönliche Handschrift der Künstler mit einer erstaunlichen, man möchte sagen: kaum noch zu überbietenden Feinfühligkeit und Schmiegsamkeit des Bilddruckes nachgebildet ist. Diese Menzel-Bände, gefüllt mit dem sprühenden Geiste, der unerschöpflichen Erfindung, der durchdringenden Beobachtung des Meisters, sind wahre Schatzkästlein, in denen auf das bequemste und würdigste gesammelt ist, was sonst zerstreut zusammengesucht werden muß.

Es läßt sich allgemein erkennen, daß die bereits im Vorjahre hervorgehobene erfreuliche Neigung der deutschen Kunsthistoriker, bei der vaterländischen Kunst einzukehren, sich auch weiterhin erhält. Da ist denn vieles nachzuholen und umzuwerten, zu verdienter Geltung zu bringen und selbst neu zu entdecken, und manche Periode der deutschen Kunstgeschichte nimmt nach und nach neue Züge an. Der merkwürdigste Fall dieser Art ist unser Barock und Rokoko. Selbst nachdem die Barockkunst die Geringachtung überwunden hatte, zu der sich noch Jakob Burckhardt bekannte, und nachdem Cornelius Gurlitt die Baudenkmäler des deutschen Barocks in die Gesamtentwicklung eingeordnet hatte: selbst dann vermochte nur ganz allmählich die Erkenntnis Fuß zu fassen, daß der Barock gerade auf deutschem Boden seine kühnsten Möglichkeiten verwirklicht, daß er hier in Baukunst und Bildnerei Leistungen von echter Genialität, Hochleistungen europäischer Kunstgeschichte geschaffen hat. Jetzt ist diese Erkenntnis soweit gesichert, daß selbst der behutsame Dehio zugesteht: „Vielleicht ist das Barock überhaupt die deutsche Ur- und Grundstimmung." Es sei der Betrachtung dieser Literaturgruppe ein der Aufmerksamkeit würdiges Werk von allgemeiner Haltung vorangestellt: „Der Barock als Kunst der Gegenreformation" von Werner Weisbach (Berlin, Paul Cassirer). Wenn Weisbach sich dem Barock von der Inhaltsseite nähert, so hat er damit einen richtigen und fruchtbaren Weg eingeschlagen; denn als die letzte große religiöse Kunst des Abendlandes (seit der Wirksamkeit der Aufklärung gibt es wohl noch religiöse Einzelwerke, aber nicht mehr eine religiöse Kunst) will der Barock in seinem Verhältnisse zur Religion erfaßt sein — vor allem in dem in der Gegenreformation sich erneuernden Katholizismus, aus dem die Barockkunst reichste Kraft gesogen und der ihre geistige Haltung bestimmt hat. Durch eine kleine, aber angemessene Auswahl aus der gegenreformatorischen Literatur von Loyola an bringt Weisbach deren Voraussetzungen zur Anschauung und untersucht dann in sorgsamer Analyse, wie die Hauptelemente der gegenreformatorischen Kunst, das Heroische, das Mystische, das Erotische, das Grausame, stofflich und formal zur Auswirkung kommen. Auch in Deutschland ist es der katholische Boden Süd- und Westdeutschlands, auf dem der Barock und als seine natürliche Fortsetzung das Rokoko ihre glänzendste Blüte entfaltet haben; Österreich und Bayern sind die Kernländer des deutschen Barocks; hier füllten sich im 17. und 18. Jahrhundert Kirchen und Plätze, Brücken und Parkanlagen mit dem erstaunlichen Reichtume jener Bildwerke, in denen oft kaum bekannte Meister schwierigste Formprobleme mit überlegener Leichtigkeit zur Lösung bringen, in denen eine bis zur Ekstatik sich steigernde Religiosität und unbedenklich zugreifender Weltsinn sich zu voller künstlerischer Einheit durchdringen, in denen mit hinreißender Ausdruckskraft eine Volkskunst größten Ausmaßes — die letzte, die Europa gesehen hat — sich Gestalt gegeben hat. Die beiden Sammelbände von E. Tietze-Conrat über „Österreichische Barockplastik" (Anton Schroll in Wien) und Adolf

Feulner über „Münchener Barockskulptur“ (Riehn und Reusch, München) bieten in sorgfältiger Auswahl einen reichen Einblick in dies köstliche Gebiet deutschen Schaffens; möchten recht viele Leser durch sie den Weg zu diesen Schätzen finden. Österreich hat in Meistern wie Permoser und Raphael Donner noch einige Künstler, deren Namen etwa in den Bereich der Durchschnittsbildung reichen, aber welcher Deutsche kennt die Häupter der bayrischen Bildhauerschule, wie Franz Ignaz Günther oder seinen Lehrer J. B. Straub? Jenem hat Feulner in der Jahresgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, diesem C. Giedion-Welcker in ihrem Buche „Bayrische Rokokoplastik“ (O. C. Recht Verlag, München) eine monographische Darstellung gewidmet. Zum ersten Male ist hier Straubs stilgeschichtliche Stellung geklärt, sein Werk geordnet und in reichem Bildstoff das Wesentliche davon veröffentlicht. So fügt sich langsam Zug an Zug zum Bilde der Kunst, in der der deutsche Kunstgeist sich am reichsten, am mächtigsten und am unmittelbarsten ausgelebt hat.

Oft bemerkt ist die innere Verwandtschaft zwischen dem deutschen Barock und der deutschen Gotik, insbesondere der Spätgotik, in der die deutsche Kunst sich vorzüglich schöpferisch erwiesen hat. In diesem Zusammenhange gewinnen auch die Probleme der Gotik für den Aufbau unserer Kunstgeschichte eine neue Bedeutung. Zwei neuerschienenen Werken über die Gotik ist gleicherweise der Vorzug großer Horizonte nachzurühmen; es sind dies Hermann Schmitz' Buch über „Die Gotik im deutschen Kunst- und Geistesleben“ (Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin) und das Werk, in dem Julius Baum, ein geschätzter Kenner und Erforscher schwäbischer Kunst, „Gotische Bildwerke Schwabens“ behandelt hat (Dr. Benno Filser, Augsburg-Stuttgart). Dabei ist die Themenstellung in beiden Fällen ganz verschieden: Schmitz gibt einen Längsschnitt, Baum einen Querschnitt. Jener ist bestrebt, die völkische Form und Art der Gotik herauszuarbeiten, dieser zielt darauf ab, in das allgemeine Bild der gotischen Bildnerei den Stammescharakter der schwäbischen Skulptur einzuzeichnen. Schmitz' Buch empfängt einen besonderen Zug und Wert dadurch, daß seine Schilderung der Gotik nicht mit dem Ausgange dieses Stiles abbricht, sondern bis auf unsere Zeit durchgeht. Ein schöpferischer Stil stirbt ebensowenig wie ein schöpferischer Künstler, sondern wirkt durch die Jahrhunderte an den Formvorstellungen fort, jetzt unterirdisch, jetzt in voller Sichtbarkeit, bald als Zersetzungs- und bald als Bindeelement; das Gotische aber im besonderen hat sich in Deutschland mit einer Zähigkeit behauptet, die nur in England noch übertroffen worden ist. So ist es denn willkommen, daß hier (m. W. zum ersten Male) nicht allein die Begegnung der Gotik mit Renaissance und Barock, sondern auch weiterhin ihre Bekämpfung durch Akademismus und Klassizismus und ihr Wiederaufleben unter englischen Anregungen, durch Goethes mächtigen Anstoß und im Zeichen der Romantik zusammenhängend dargestellt wird. Baums mit wertvollem Bildstoffe ausgestattetes Werk bringt eine scharfgezeichnete Analyse der Entwicklung der gotischen Bildnerei, ergänzt sie durch aufschlußreiche Untersuchungen über das Typologische und Ikonographische wichtiger bildnerischer Motive und geht schließlich die Hauptgruppen und -schulen der schwäbischen Skulptur durch, deren allgemeinste stammesmäßige Nenner er in Geschlossenheit und Einfachheit der Form, Zurückhaltung im Ausdrucke seelischer Bewegung und Ebenmäßigkeit des Temperamentes erkennt.

In die Glanzzeit deutscher Malerei führen zwei mit vorbildlicher Vornehmheit ausgestaltete Bände des Verlages von O. C. Recht in München. Kurt Pfister gibt in breiten Zügen ein temperamentvolles Bild vom „Jungen Dürer“: von seinem zähen Kampfe um die Form, seinem Schwanken zwischen nordisch-gotischer und südlich-plastischer Vorstellungswelt, vom Drange seines Seelenlebens, vom Reichtume seines

Wirklichkeitssinnes. Von Hans Holbein dem Jüngeren entwirft Joseph Bernhart ein in seiner Knappheit wahrhaft meisterliches Bildnis, das man in der gelassenen, doch nicht anteillosen Feststellung der Erscheinung, in der zarten Festigkeit der Zeichnung, in der lauteren Klarheit der Gesamtform selbst holbeinisch zu nennen versucht ist. Grünewald hat durch die Ausstellung des Isenheimer Altars in München während der Kriegszeit und dann durch die unverschmerzliche Entfremdung dieses seines Hauptwerkes für Forschung und Publikum ein neues Interesse gewonnen, das durch die geistige Einstellung unserer neuesten Kunst unterstützt wird. Die Abhandlung, in der der Franzose J. K. Huysmans den großen Germanen entdeckt und sein aufwühlendes Grünewald-Erlebnis mit allen Kunstmitteln einer am Naturalismus geschulten, aber zugleich von glühender Mystik gesättigten Sprache geschildert hat, hat Arthur Roeßler in deutscher Übertragung bei Carl Konegen in Wien veröffentlicht. Als ein Prachtwerk ist das im Furche-Verlag zu Berlin erschienene Buch von Wilhelm Niemeyer über den Meister zu bezeichnen. In schönen, zum Teil farbigen Tafeln ist sein Werk vorgeführt, auch von seinen mächtigen Zeichnungen sind Proben gegeben. Niemeyers mit dem Stande der Grünewaldforschung wohlvertraute Darstellung erreicht ihre Höhe in der Untersuchung der Stilelemente des Isenheimer Altars, durch die er nicht allein bis zu den Wurzeln dieser dämonischen Künstlerpersönlichkeit vordringt, sondern auch einen Blick in das Schicksalhafte, in die „Tragik der deutschen Form" eröffnet, die, kaum gewonnen, sich bereits wieder selbst zu zerstören beginnt, um „völlig geistgleich und völlig naturgleich" zu werden.

Da wir die Literatur zum deutschen Barock bereits besprochen haben, so kann hier alsbald die zur deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts angeschlossen werden. Nicht mehr als sechzehn Jahre ist es her, daß die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung eine gründliche Umredaktion des von ihr überlieferten Bildes einleitete, und schon hat eine neue Umwertung eingesetzt, indem die expressionistische Wendung wiederum neue Maßstäbe an die Hand gegeben und die Teilnahme von den Wirklichkeitsschilderern auf die Vermittler geistig-seelischen Erlebens abgelenkt hat. Und damit ist nun auch (wenngleich mit einiger Verspätung) der von Herman Grimm prophezeite Zeitpunkt der Wiedererkennung des Cornelius eingetreten. Es ist ein Verdienst von Alfred Kuhn, daß er sich des auch von der Forschung lange vernachlässigten Meisters angenommen hat. Nachdem sein Plan einer großen Veröffentlichung aller Handzeichnungen des Cornelius an der Ungunst der Zeit gescheitert war, hat er zuerst „Die Faustillustrationen des Peter Cornelius in ihrer Beziehung zur deutschen Nationalbewegung der Romantik" in einer kleinen Schrift untersucht, die, vom Kunstgeschichtlichen ausgehend, weit in den Bereich der allgemeinen deutschen Geistesgeschichte hineingreift und den Wurzeln des Nationalgefühls der deutschen Romantik nachspürt. Es folgte dann das zusammenfassende Werk „Peter Cornelius und die geistigen Strömungen seiner Zeit" (beide Bücher erschienen bei Dietrich Reimer, Ernst Vohsen, in Berlin), das die erste wissenschaftlich unterbaute Biographie des Künstlers darstellt. Die Stärke des Buches liegt in der Schilderung der auf Cornelius wirkenden Einflüsse. Sie werden mit richtiger Erkenntnis bis auf den Klassizismus des 18. Jahrhunderts und selbst auf das Rokoko zurückgeführt; dann haben Goethe, die Romantik, die Antike, die Schellingsche Philosophie an Cornelius' geistigem und künstlerischem Werdegange gearbeitet, bis um 1830 jene Um- oder Rückkehr des Meisters zur christlichen Glaubenslehre erfolgte, die dann sein ferneres Schaffen dauernd bestimmt hat. Mit reicher und wohlausgenutzter Belesenheit hat Kuhn diese Wandlungen, mit geübtem Stilgefühle ihre Auswirkung in den Schöpfungen des Meisters dargelegt und so von allen Seiten her Licht auf seine Gestalt geworfen. Wenn dennoch auch in dieser Biographie die merkwürdige Erscheinung

wiederkehrt, daß des Cornelius Persönlichkeit selbst nicht recht zu voller Greifbarkeit gedeihen will, so dürfte dies nicht sowohl auf ein Versagen des Verfassers als eben auf die Wesensart des Meisters zurückzuführen sein, der durch zwei Menschenalter unserer Kunst wie eine mächtige objektive Kraft schreitet, in der sich gewisse Bestrebungen und Ideale sammeln und verdichten, und der daher allein aus der künstlerischen Kategorie nie ganz zu erfassen sein wird.

Im gleichen Verlage ist Walther Hoffmanns Buch über „Ludwig Richter als Radierer" erschienen. Die Radierungen bilden nur einen und nicht den umfänglichsten Teil des Lebenswerkes Richters, allein sie geben ein treues und lehrreiches Spiegelbild seiner künstlerischen Entwicklung; sie zeigen, wie ernst er mit seinen Problemen rang, und wie er sich Schritt vor Schritt von ererbter Konvention zu persönlichem Stile durcharbeitete, bis er in seinen Dresdner Meisterjahren die schlüssige Form fand, um den ganzen Reichtum seines zart-innigen Gefühlslebens in Blättern echt volkstümlicher Haltung auszubreiten. Das Urteil über Ludwig Richter hat von einseitiger Überschätzung bis zur Ablehnung seiner „Philisterkunst" starke Schwankungen durchgemacht. Mit Recht kann Hoffmann als Ergebnis seiner wohlgelungenen Untersuchung aussprechen, daß das Urteil in diesem Falle in letzter Instanz vom deutschen Volke selbst zu fällen und auch bereits gefällt sei, indem es sich Richters Schöpfungen ganz und gar zu eigen gemacht hat. Es ist eines der vielen Zeichen des unsicheren Selbstgefühls unseres Volkes, daß bald diese bald jene Äußerung deutschen Volkstums als „nicht echt deutsch" abgelehnt wird. Dann versteht man nicht, daß gerade in der polaren, gegensätzlichster Hervorbringungen fähigen Natur des deutschen Genius Art und Reichtum des deutschen Geistes und Schaffens vor allem begründet sind. Das Ausland hat darin nicht selten den offeneren Blick. Es erkennt, daß Richter so gut deutsch ist wie Marées, und Menzel so gut wie Böcklin. — Bei Böcklins Namen sei angemerkt, daß Gustav Flörkes Aufzeichnungen „Zehn Jahre mit Böcklin", neben den Mitteilungen von Schick und von Lasius die wichtigste Quelle zur Kenntnis seiner künstlerischen Überzeugungen, nach zwanzig Jahren bei F. Bruckmann in München in zweiter Auflage erschienen sind.

Wenn die Literatur zur außerdeutschen Kunst an Umfang hinter der über die deutsche Kunst beträchtlich zurückbleibt, so hat sie doch eine Anzahl gewichtiger Veröffentlichungen aufzuweisen. In das Altertum führt das feine Buch von Karl Anton Neugebauer über „Antike Bronzestatuetten" (Schoetz & Parrhysius, Berlin). Ihre Schilderung ist von den Erzeugnissen der vor- und frühgeschichtlichen Zeit bis in die Kunst des römischen Kaisertums durchgeführt. Sie weist überall auf die Beziehungen zur Monumentalplastik hin, arbeitet aber auf diesem Hintergrunde die besonderen Bedingungen und Leistungen der Kleinplastik scharf heraus. Durch die wohltuende philologisch-archäologische Sorgsamkeit in Beschreibung, Deutung und Formanalyse der Kunstwerke wird dem Leser der Weg zum Verständnisse dieser reizvollen Schöpfungen antiker Kunst erschlossen. — Aus dem von Deutschen sonst so reich bestellten Gebiete der italienischen Kunstgeschichte liegt diesmal nur Wilhelm v. Bodes Buch über Sandro Botticelli vor, das zu einer vom Propyläen-Verlage in Berlin eröffneten Reihe gehört, die die führenden, noch heute wirkend fortlebenden Meister vereinigen soll. Bode hat dies Bildnis Botticellis in wenigen Wochen gezeichnet, nachdem er fünf Jahrzehnte daran geformt hat; so ist das Buch ein Zeugnis seiner unverkümmerten Schaffenskraft, und es ist ein typisches Werk seines reifen Stils: klar, überlegen, allem Überschwange fremd, getragen von vollkommener Beherrschung des bildlichen und des literarischen Stoffes, vertraut mit allen Wegen, Um- und Abwegen der Forschung. Von der Seite der Kritik liegt das Hauptgewicht in der Bereinigung und Abgrenzung des Werkes Botticellis, wobei wiederum das Bestreben

Bodes hervortritt, das Lebenswerk großer Meister zusammenzuhalten und es nicht „attribuzlerisch" an Nachahmer, Schüler und Nachbarn zu verzetteln: so lehnt er auch die Konstruktion jenes amico di Sandro ab, an den man einen Teil der Gemälde Botticellis hat abgeben wollen. Aus Bodes Charakteristik des Meisters seien zwei Züge hervorgehoben: der Hinweis auf die mittelalterlichen Elemente in seiner Kunst, und wiederum seine Vorahnung der Ziele des Cinquecentos; daß die Ahnung nicht zur Erfüllung wurde, darin erblickt Bode Botticellis Künstlertragik, darin auch die Wurzel der in seinen Schöpfungen lebenden Schwermut (die aber doch auch noch aus anderen Quellen genährt sein dürfte).

Keines Künstlers Ruhmeskurve hat so dramatische Schwankungen durchlaufen wie die des Rubens, den der orthodoxe französische Akademismus geradezu als das Muster schlechten Geschmacks geächtet, und für den auch die Toleranz der Frühromantik kaum etwas übrig gehabt hat, während Heinse ihm Hymnen gesungen und Jakob Burckhardt die ganze Tiefe seiner Genialität und die machtvolle Geschlossenheit seiner Persönlichkeit beglückt genossen hat. Jetzt scheint das Interesse für Rubens wieder einmal im Anstieg zu stehen. „Das Leben des Peter Paul Rubens" hat Otto Joff in einem Bande beschrieben, der nach Anlage und Ausstattung ein Seitenstück zu den früher besprochenen Bänden über den jungen Dürer und Holbein bildet und gleichfalls von O. C. Recht in München verlegt ist. Wie der Titel andeutet, sind hier Leben und Persönlichkeit des Meisters in großen Zügen geschildert, die Würdigung seines Werkes ist in diesen Zusammenhang eingeordnet, und hier darf nicht jedes Wort des Verfassers auf die Goldwage gelegt werden. Dafür führen die herrlichen Bildbeigaben nach Studien des Rubens sein Schaffen um so eindringlicher nahe. Ganz anderen Schlages ist Rudolf Oldenbourgs Buch über den großen Damen (München und Berlin, R. Oldenbourg). Oldenbourgs vorzeitiger Hingang war für die Forschung ein schmerzlicher Verlust, da man von ihm die heutigen Anforderungen entsprechende Rubens-Biographie zu erwarten hatte. Was an Bruchstücken und Bausteinen zu diesem Werke nach ihm geblieben ist, hat Pietät in diesem wertvollen Bande vereinigt. Hier sind Probleme gefaßt und geprüft: so Rubens' Auseinandersetzung mit Manierismus, Klassizismus und Naturalismus in Italien, oder aus späterer Zeit die akademische Bändigung seiner Kunst, die Systematisierung seiner Kunstmittel, die Oldenbourg überzeugend mit dem Vorgange der Schulgründung verknüpft, und mit der der Meister in die Linie des heimischen Romanismus einlenkte. Einige größere zusammenfassende Darstellungen und eine Reihe sorgfältiger Einzeluntersuchungen bilden den Inhalt dieses Nachlaßbandes, durch den das Schaffen und die Entwicklung Rubens vielfach geklärt und näher bestimmt werden und auch auf den reichbewegten Kreis, der sich um ihn gruppiert, manches neue Licht geworfen wird.

Rembrandt, dem anderen gewaltigen Haupte der nordischen Barockkunst, gilt der 27. Band der bekannten, nach den Hemmungen des Krieges jetzt wieder emsig geförderten Sammlung der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, „Klassiker der Kunst". Darin veröffentlicht Wilhelm R. Valentiner in 120 Abbildungen seine Wiedergefundenen Gemälde. Von „neuentdeckten Rembrandts" wissen Zeitungsmitteilungen recht häufig zu berichten; häufig sind sie nur Phantasie oder Reklame; immerhin ist, wie diese Veröffentlichung beweist, dem Spürsinne der Forscher (und der Händler) eine Erweiterung des Werkes Rembrandts um etwa ein Drittel gelungen. Daß manche Zuschreibung Valentiners nicht allgemein anerkannt wird, dürfte für den Kreis von Kunstfreunden, mit dem dieser Bericht rechnet, nicht von entscheidendem Belange sein; von um so größerem die ungemeine Bereicherung, die das Bild des großen holländischen Meisters durch die Neuentdeckungen erfährt. Es befinden sich darunter Werke aus seinen frühesten, zuvor nicht in sicheren Arbeiten faß-

baren Jahren, starke Landschaften, zahlreiche Bildnisköpfe von erregender Wucht der Formen und der Charakteristik, und gleichsam auszugsweise durchläuft man mit dem Bande fast die ganze Entwicklung dieses immer kämpfenden, immer sich erneuernden Genius. Geradezu ein Gegenbild zu Rembrandt darf man in dieser Beziehung Claude Lorrain nennen, der, nachdem er sich einmal seine Form geschaffen, bei ihr verharrt, indem er in einem stillen schönen Wirken ihr alle Möglichkeiten abgewinnt. Walter Friedländer hat in seiner trefflichen Biographie Claudes (Paul Cassirer, Berlin) die hieraus für die Darstellung erwachsende und von ihm wohlerkannte Schwierigkeit geschickt umgangen, indem er die Lebensschilderung und die Betrachtung seines Malwerkes einrahmt mit einer gehaltvollen Skizze der Vorgeschichte der Landschaftsmalerei und mit einer eingehenden, vielfach Neues bietenden Untersuchung seiner Radierungen und seiner geradezu hinreißend prachtvollen Zeichnungen. In klaren reinen Zügen macht Friedländer die Gestalt seines Helden sichtbar, und wie beglückend ist es nicht gerade in einer Zeit der künstlerischen Zerrissenheit, Maßlosigkeit und Übersteigerung sich in das Werk eines Meisters zu versenken, dessen Schönheit, dessen lauteres und tiefes Künstlertum, wie Friedländer treffend sagt, jenseits des Problematischen — und, so dürfen wir hinzufügen, jenseits aller Wandelungen und Launen des Zeitgeschmacks steht. Einst als der vorbildliche Klassiker der Landschaftsmalerei anerkannt, von Goethe auf das höchste verehrt, wird Claude heut besonders von den Künstlern, denen er doch viel zu sagen und zu geben hätte, vernachlässigt; es wäre erfreulich, wenn Friedländers Arbeit, die erste deutsche Biographie Claudes, als das Signal neuerwachenden Interesses für ihn angesehen werden dürfte.

Einen neuen Zug trägt die Sammlung der „Nordischen Kunstbücher“ in unsere Kunstliteratur. Wunderlich genug, daß sie, von wenigen Persönlichkeiten, wie Edvard Munch und Anders Zorn abgesehen, an den Künstlern des stammverwandten Nordens vorüberging; gibt es doch selbst über den tief in unsere Kunst wirkenden J. C. Dahl noch kein deutsches Buch. Wunderlich auch, daß Reichsdeutschland diese lohnende Aufgabe einem österreichischen Verlage (Ed. Hölzel & Co. in Wien) überließ. Als Doppelbändchen dieser Reihe liegt vor: „Sergel, Ein schwedischer Künstler aus der Zeit Gustavs III.“ von Axel L. Romdahl, dem Leiter des Gotenburger Museums. Bis auf den noch lebenden Milles ist Sergel der hervorragendste Bildhauer Schwedens geblieben, für die europäische Kunstgeschichte als einer der ersten Pfadfinder des Klassizismus in der Bildnerei von Bedeutung. Text und Bildstoff halten, was von einem so gediegenen und geschmackvollen Kenner und Erforscher der schwedischen Kunstgeschichte zu erwarten war; daß sich Sergels Stellung zur Stilbewegung seiner Zeit wohl noch schärfer erfassen läßt, bemüht sich der Schreiber dieser Zeilen an anderer Stelle darzutun.

Daß die Literatur über modernste Kunst einen Rückgang aufweist, soll nicht beklagt werden; zu wünschen wäre vielmehr, daß sie für eine Weile weniger beredet würde, daß nicht Übereifer aus jeder neuen Exzentrizität alsbald eine Weltanschauung herausdestillierte, und daß man sich mit der Überreichung des Meisterkranzes an junge Künstler etwas weniger beeilte. Einen Überblick über „Die neuere Plastik“ gibt Alfred Kuhn (Delphin-Verlag, München). Von wohlverstandenen plastischen Grundvorstellungen ausgehend prüft und mißt er an ihnen die neuere Bildnerei von Thorwaldsen bis Belling, wobei denn nun freilich ganz andere als die üblichen Handbuchwertungen sich ergeben. Manche Charakteristik, die Hildebrands z. B., ist Kuhn glücklich gelungen; anderwärts sind gegen seine Auffassung begründete Bedenken zu erheben, im Grundsätzlichen und auch im einzelnen (darf man wirklich noch die weniger als halbwahre Behauptung wiederholen: „Kunst hat mit Denken nichts zu tun“?). Über die Leitgedanken modernster Plastik gibt Kuhn manche gute Auskunft, allein ihre Würdigung erscheint mir distanzlos. Aber durchweg ist sein Buch anregend, und es leitet dazu

an, Plastik plastisch zu sehen und zu verstehen, eine Fähigkeit, die bei uns bitterlich wenig entwickelt ist. In dieser Hinsicht ist neben Kuhns Arbeit die von Carl Burckhardt über „Rodin und das plastische Problem“ (Benno Schwabe & Co., Basel) zu stellen, in der unter geschickter Verwendung von Vergleichsstoff aus Altertum und Renaissance die plastische Form Rodins in ihren wichtigsten Phasen zergliedert und erläutert wird. Dabei werden grundlegende plastische Probleme besonnen und einsichtsvoll ausgebreitet, und damit ist der rechte Weg beschritten, um über eine so starke und so problematische Persönlichkeit wie Rodin Klarheit zu gewinnen. Wie schwer dies Ziel bei noch aus der Nähe wirkenden Künstlern zu erreichen ist, davon zeugt der Fall van Gogh. Kann über den bedeutenden Einfluß, den van Gogh auf die modernste Malerei ausgeübt hat, kein Zweifel bestehen, so begegnen sich doch in der Beurteilung seines Schaffens verehrende Bewunderung und kühle, fast geringschätzige Skepsis. Der Grund der Erscheinung ist wohl darin zu suchen, daß van Gogh zu jenen besonders unter den Germanen nicht seltenen Persönlichkeiten zählt, zu denen man nur durchdringt, wenn man ihr Menschtum und ihr Künstlertum als unlösliche Einheit faßt und ihr Werk ebenso als ethische wie als künstlerische Lebensäußerung versteht. Darum ist die deutsche Veröffentlichung seiner Briefe an Emile Bernard und Paul Gauguin, die bei Benno Schwabe & Co. in Basel erschienen ist, willkommen und wertvoll. Sie eröffnet reiche Blicke in diese große, reine und stürmische Seele, diesen immer „strebend sich bemühenden“ Grübler, in dem Tradition und Revolution leben und kämpfen, und der alles, was er tut, mit jener Leidenschaft tut, an der die wahrhaft ungewöhnlichen Menschen, die Männer der Idee zu erkennen sind. Beiläufig: in der Einleitung wird auf van Goghs ungelenkes Französisch hingewiesen, aber das befugt die Übersetzer nicht, während mit dem Dativ zu konstruieren oder van Gogh den schlesischen Provinzialismus „es hatte dort Mädchen“ in den Mund zu legen.

Die bereits im Vorjahre besprochene Reihe „Junge Kunst“ des Verlages von Klinkhardt & Biermann in Leipzig ist mit einem Bändchen über Oskar Moll fortgesetzt worden, dessen Text von Heinz Braune-Krickau stammt. In ähnlicher Ausstattung und Anordnung ist ihr jetzt eine Sammlung „Graphiker der Gegenwart“ (Verlag Neue Kunsthandlung, Berlin) zur Seite getreten; Wolfgang Goetz gibt von der geistreichen und beweglichen graphischen Kunst Ernst Sterns ein gutes Bild; nur ist, wie mir scheint, bei der Beurteilung zeitgenössischer Künstler immer wieder vor der Gefahr des Superlativismus zu warnen. „Das graphische Jahr“ von Fritz Gurlitt in Berlin ist als eine Art idealen Verlagskataloges zu rühmen: auf kurze, von Proben ihres graphischen Werkes begleiteten Selbstbiographien der Künstler, die oft sehr frische Abdrücke ihrer Persönlichkeiten geben, folgt das Verlagsverzeichnis selbst, und man empfängt so einen lehrreichen Querschnitt durch das graphische Schaffen der Modernen. Das Schwergewicht der Literatur über die Kunst der Gegenwart liegt jetzt in den Zeitschriften, deren Zahl sich fortgesetzt vermehrt. „Die Form“, die bei Hermann Reckendorf in München und Berlin erscheint und von Dr. Walter Riezler geleitet wird, ist als Organ des Werkbundes hinlänglich beglaubigt und widmet sich einem bestimmt begrenzten und sehr fruchtbaren Problemkreise, den sie selbst durch ihren Untertitel „Monatsschrift für gestaltende Arbeit“ andeutet. So behandelt ein Heft die Beziehungen zwischen Kunst und Technik: Leistungen werden geprüft, Aufgaben gestellt, Möglichkeiten und Schwierigkeiten untersucht, alles mit einem sachlichen Ernste und einem tüchtigen Verständnis, die positive Ergebnisse für das große Werk der Veredelung deutscher Arbeit erhoffen lassen. „Frühlicht“ wird von Bruno Taut, jetzt Stadtbaumeister in Magdeburg, herausgegeben (Karl Peters Verlag, Magdeburg). An diese Zeitschrift muß man sich halten, um sich über die Bestrebungen zu unterrichten, deren Führer der genannte Architekt ist. Sie zeigen vorläufig ein wunderliches Gemisch

von geistreichen Anregungen und offenkundigen Verirrungen, von Konstruktionalismus und barocker Phantasie; Architektur, Weltanschauung und Plastik strudeln durcheinander, und man muß abwarten, ob aus diesem gärenden Moste sich ein trinkbarer Wein entwickeln wird. Über die Grenzen der bildenden Kunst hinaus führt dann die Rundschau „Faust", die den „Kampf um den neuen Stil" behandeln will (Julius Bard, Berlin). Hier finden sich Literatur, Musik, bildende Kunst zusammen; die Zeitschrift hat gute Form; sie bringt allgemeine Abhandlungen über das neue Kunstwollen und den Expressionismus, und Mitteilungen über Lage und Leistungen der Künste in den verschiedenen Ländern — in diesen sehe ich ihren Wert und möchte ich ihre Zukunft vermuten; von Kunstphilosophie sind wir nachgerade übersättigt, aber es gibt in dieser klein-großen Welt vieles, worüber wir unterrichtet sein möchten und unterrichtet werden sollten.

In dieser Hinsicht leistet die Literatur über die östliche Kunst Ausgezeichnetes. Es herrscht ein Wetteifer, die Schatzhäuser des Ostens zu öffnen. Ein Bildstoff unschätzbar durch Menge wie durch kundige Auswahl wird geboten und durch zuverlässige Führer erläutert. Kunstreiche, die bisher nur dem Forscher zugänglich waren, werden weitesten Kreisen erschlossen. An die Spitze ist hier die bei Bruno Cassirer in Berlin erscheinende, nach Form und Inhalt gleich vortreffliche Sammlung „Die Kunst des Ostens" zu stellen, deren neue Bände sich den früheren voll ebenbürtig erweisen. Friedrich Sarre behandelt „Die Kunst des alten Persiens", Ernst Kühnel die „Miniaturmalerei im islamischen Orient", und Ernst Grosse „Das ostasiatische Tuschbild". Sarres Buch vor allem ist dankbar willkommen zu heißen. Über ein Jahrtausend persischer Kunst von der Zeit des Kyros bis zum Ausgange der Sassanidenherrschaft, Baukunst, Bildnerei und reich entfaltetes Kunsthandwerk, führt er in Wort und Bild vor. Ihr politischer und kultureller Hintergrund wird gezeichnet, die Eigenart kenntlich gemacht, die sie unter weströstlichen Einflüssen zu behaupten vermocht hat, die künstlerische Kultur eines vielgenannten, doch wenig gekannten Volkes uns von einem Forscher nahe gebracht, der auf ausgedehnten Reisen von Land und Leuten lebendige Anschauung erworben hat. Aus der Haft schwerer wissenschaftlicher Folianten zum ersten Male befreit, wird diese reiche und mannigfaltige Kunst auf die Mehrzahl der Kunstfreunde mit der Stärke einer Überraschung wirken. Einem angrenzenden Gebiete gilt Kühnels Buch über die Miniaturmalerei, eine köstliche Kleinkunst, die zuerst im 13. Jahrhundert bei den Arabern in Mesopotamien geübt wurde, sich dann in den mongolischen Reichen Westturkestans und Persiens fortpflanzte und vom 15. bis zum 18. Jahrhundert in Persien und unter den Moghulkaisern in Indien ihre reichste Blüte erlebte. In Bilderhandschriften und Einzelminiaturen hat sich eine schier unerschöpfliche Erzählerfreude und ornamentale Phantasie ausgelebt. Wie in einem Spiegel sieht man das höfisch-ritterliche Leben des islamischen Ostens. Religiöse Motive, Liebesszenen, Bildnis und Genre, Landschaft und Tierdarstellung wechseln in bunter Folge. Christliches begegnet sich mit Chinesischem, ausdrucksstarkes Liniengefühl mit juwelenhaftem Farbenreize, von dem einige Proben eine Vorstellung vermitteln, die Eindrücke würden in ihrer Fülle verwirrend wirken, ordneten sie sich nicht, durch Kühnel klar und behutsam nach Volks- und Stilgruppen, Meistern und Schulen gegliedert, zum übersichtlichen Ganzen. Einen Ausschnitt aus dieser üppigen Welt gibt der sechste Band des „Orbis Pictus": „Indische Miniaturen der islamitischen Zeit", eingeleitet von Sattar Kheiri (Ernst Wasmuth, Berlin), der gegen fünfzig Nachbildungen aus dem Miniaturenschatze des Berliner Museums für Völkerkunde enthält, jedoch an den Hindu-Miniaturen vorübergeht. Immer wieder weist nun diese Kunst nach dem großen Wunderlande des Ostens: nach China. Ihm hat E. Fuhrmann einen Band „Das Land der Mitte" gewidmet, der als Einleitung einer Schriftenreihe über China des Folkwang-Verlages zu Hagen i. W. gedacht war.

Er besticht durch eine Fülle interessanter Abbildungen, an denen jedoch planvolle Auswahl vermißt wird. Die Enttäuschung wird leider durch den Text vertieft, der nach seiner Themenstellung wie nach den darin entwickelten Auffassungen zu ernsten Bedenken herausfordert. Was Fuhrmann schuldig bleibt, das gibt Friedrich Perzynski in seinem Buche „Don Chinas Göttern" (Kurt Wolff Verlag, München). Hier empfängt man von jener wundersam geheimnisvollen, gegensatzreichen, überströmenden und armseligen, immer von neuem überraschenden Welt, die sich hinter dem Namen China birgt, einen fast betäubend starken Eindruck. Es ist das Reisebuch eines Globetrotters und Kunstenthusiasten, der unbetretene Pfade sucht, das Triviale — fast schon wieder bis zum Snobismus — verabscheut und mit prickelnder Lebhaftigkeit, oft in glücklich bildhafter Sprache von Menschen, Leben, Sitten, Landschaften, vor allem aber von Kunstwerken, von Bauten und Skulpturen erzählt, denen er, oft unter nicht geringen Mühen und Entbehrungen, bis in ihre entlegenen Einsamkeiten nachgeht, und die er durch die Kamera festhält. Er hat die Gabe, den genius loci zu packen und zu schildern; seine Bemerkungen über Chinas Kunst sind von der Leidenschaft des Liebenden und des Entdeckers durchpulst, und so hat er ein glänzendes, verführerisches, vielleicht auch gefährliches, aber immer temperament- und blutvolles Buch geschrieben, von einer Art, die in unserm Schrifttume nicht häufig ist. Daneben nehmen sich die anspruchslosen Schilderungen, die Martha Burkhardt von „Chinesischen Kultstätten und Kultgebräuchen" entwirft (Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich), wohl bescheiden aus, doch geben sie Selbsterlebtes in gefälliger Form, bekunden aufmerksames Studium der chinesischen Kulte und sind von hübschen Zeichnungen der Verfasserin begleitet.

Nur allmählich hat sich dem europäischen Blicke die ganze Mächtigkeit des chinesischen Kunstschaffens entschleiert. Kunsthandwerk und Malerei fanden früher Beachtung und Verständnis als die Großplastik. In dem Orbis-Pictus-Bande „Asiatische Monumentalplastik" gibt Karl With eine gute Einführung in dies Kunstgebiet, wobei er außer China auch Hinterindien und Java heranzieht. Die Chinesische Landschaftsmalerei ist ja schon wiederholt literarisch behandelt worden, aber Otto Fischers, bei Kurt Wolff in München erschienenes Buch darf insofern als ein Markstein bezeichnet werden, als er den Gegenstand streng systematisch anfaßt, die Form der chinesischen Landschaftsmalerei stilkritisch untersucht und ihre Bedeutung im Zusammenhange mit den literarischen Quellen erläutert. Wie sehr deren Kenntnis zum wirklichen Verständnisse chinesischer Kunst erfordert wird, das empfindet man gerade bei einem so tiefdringenden Buche wie dem Fischers besonders deutlich: ist doch hier alles, Baum und Fels, Berg und Wasser, Mensch und Tier, symbolisch, mythisch, und Form nur in ihrem inneren Zusammenhange mit der inhaltlichen Bedeutung zu begreifen. So hat auch Grosse Wesen und Eigenart der ostasiatischen Tuschmalerei gerade von dieser Seite her glücklich erkennbar gemacht; auf diese Weise gibt er dem Leser die Mittel in die Hand, zu den köstlichen Schöpfungen dieser Kunstgattung ein innerlicheres Verhältnis als das nur ästhetische zu finden.

Obgleich der vorliegende Bericht nur eine Auswahl aus der Kunstliteratur des Jahres umfaßt, so geht aus ihm doch die große Regsamkeit des deutschen Kunstverlages hervor. Und da Verleger Bücher nicht zu drucken pflegen, wenn sie nicht auf Käufer hoffen dürfen, so muß man annehmen, daß ein beträchtlicher Strom von Kunstliteratur seinen Weg in das deutsche Kunstpublikum findet. Mit ungemischter Befriedigung kann man freilich diese Erscheinung nicht beobachten. Denn es gilt nicht nur, daß das Bessere des Guten Feind, sondern auch, daß Masse Feind der Vertiefung ist. Die Gefahr, die dringende Gefahr besteht, daß der große Verbrauch an Kunstliteratur doch wieder nur jene „allgemeine Bildung" nährt, die von allem nascht, von allem etwas mitnimmt und

von der kein Weg zu echtem künstlerischen Erleben führt. Es gibt keine allgemeine, es gibt nur eine individuelle Bildung, und so erwächst gerade aus dem Reichtume der Kunstliteratur dem Einzelnen die Pflicht, sorgsam zu prüfen und auszuwählen, was daraus seinem persönlichen Lebenskreise, seinen Erfahrungen, Bedürfnissen und Interessen entgegenkommt. Eine Kunstperiode, ein Künstler, ja ein einziges Kunstwerk, das mit den Organen des Lebens erfaßt und in der Seele des Individuums in Lebenswerte umgesetzt wird, ist von unvergleichlich größerer Fruchtbarkeit als alle kunstgeschichtliche Belesenheit. Albert Dresdner.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Der „Sieg von Bozen"

Am Tage des Kärntner Abstimmungssieges, dem 10. Oktober 1922, annektierte der König von Italien Deutsch- und Ladinisch-Südtirol, versprach jedoch den Bewohnern eine weitestgehende Autonomie. Ein Versprechen, das schon früher oft gegeben und später noch öfter den Tiroler Abgeordneten gegenüber wiederholt worden ist. Zwei Jahre sind seitdem verflossen. Es ist nun an der Zeit, zu fragen, was zur Wahrmachung dieses Versprechens geschehen ist. Die Antwort lautet: Nichts. Im Gegenteil sind die Reste ehemaliger Autonomie in den letzten Wochen geschwunden. Dazu kam der Anstoß von außen.

Am 1. September stellte nämlich die fascistische Partei dem Gemeinderat von Bozen zehn Forderungen, die die Abschaffung der bisherigen Freiheiten zum Ziele hatten. Einige Wochen später wurde die Annahme dieser Forderungen auf vier Tage befristet. Obwohl der Gemeinderat diesen Forderungen, soweit es in seiner Macht stand, nachkam, wurde Bozen von Fascisten aus der Lombardei und Venezien, vor allem aber auch aus Trient besetzt und der bestehende Rechtszustand gewaltsam geändert.

Die fascistische Partei, die in Deutsch-Südtirol mangels eingeborener italienischer Bevölkerung natürlich nur aus den neuerlich zugewanderten Reichsitalienern und Trientinern besteht, ist eine inner-italienische Partei. Ihr Führer, der frühere Syndikalist Mussolini, hat sich durch seinen Kampf gegen die Sozialisten und die katholische Volkspartei einen großen Namen gemacht. Noch heute ist die republikanische Strömung im Fascismus nicht völlig erloschen. Innerpolitisch gibt sich die italienische Fascistenpartei als eine Partei der Ordnung und Staatsautorität, der nationalen Sammlung sowohl gegen die „inneren" wie die „äußeren" Gegner des Volkes. Sie wendet sich einerseits gegen die internationalen Parteien und unterdrückt andererseits die Minderheiten, die seit den Verträgen in den Pariser Vororten Italien zwangsweise einverleibt wurden, die Deutschen und die Südslawen. Bemerkenswert ist, daß der Fascismus unter seinen Führern, wie der „Pester Lloyd", um den Gegensatz gegen die christlich-nationalen „Erwachenden Ungarn" herauszuheben, immer wieder geflissentlich betont, Juden und Freimaurer hat, daß er also auf wesentlich andern geistigen Grundlagen beruht als jene Gruppen in Ungarn, die mit ähnlichen Mitteln vorzugehen beliebten. Der Fascismus war anfänglich mit dem Mailänder Futurismus eng verbunden, welcher der Erstarrung der romanischen Lebens- und Kunstformen, wie sie besonders am französischen Wesen bemängelt wurde, entgegenarbeitete. Erst 1914/15, also um die Zeit des Kriegsausbruches, wurde diese Bewegung ausgesprochen deutschfeindlich und vor allem österreichfeind-

lich. So trieb man zum Kriege zur Erlösung der unerlösten Brüder und geriet damit unter den Einfluß d'Annunzios und der französischen Botschaft in Rom. Die Kampfmethoden wurden erst recht nach dem Kriege und dem Fiumaner Abenteuer militärisch. Damals bildete der Fascismus überhaupt erst seine charakteristischen Formen aus. So oft die Fascisten eine Expedition meist gegen die gleichfalls recht gewalttätigen italienischen Sozialisten planen, die in den Methoden ihre Lehrer waren — sie sind Geist von deren Geist — wird mobil gemacht, mit großem Lärm aufmarschiert, und das Zentrum der feindlichen Stellung, die Rathäuser, die Gewerkschaftshäuser werden gestürmt. Letztere werden oft verbrannt, zum mindesten aber ausgeplündert. Die innerpolitischen Erfolge der Fascisten bei der Verhinderung der Bolschewisierung Italiens waren groß. Allmählich wurde ihr Vorgehen immer rücksichtsloser, ihre Macht wuchs von Woche zu Woche und gefährdete allmählich die öffentliche Ordnung, für welche die Fascisten zu kämpfen behaupten. Die Regierung hat nirgends Lust gezeigt, ernsthaft gegen die Fascisten vorzugehen, die heute tatsächlich die größte Macht in Italien darstellen. Sie schwächten die sozialistische wie auch die katholische Volkspartei. Die „Confederazione Generale del Lavoro" verlor den Großteil ihrer Mitglieder an die „Confederazione Nazionale del Lavoro", die von der Fascistenpartei abhängig ist. Die Macht der Sozialistenpartei wurzelt in den Gewerkschaften; jeder Abbruch, den diese erlitten, bedeutet daher ein Schwinden ihres Einflusses auf die Volksmassen. Bereits im Mai zählten die Fascisten auf ihrem Parteitage in Mailand eine halbe Million Mitglieder.

Inzwischen hat sich noch überdies die italienische Sozialistenpartei, als sie die rechtsorientierten Elemente ausschloß, gespalten. Diese haben unter Führung Turatis eine neue Partei gebildet, welche die Herrschaft über die sozialistischen Gewerkschaften ausübt und mit der Volkspartei und den übrigen bürgerlichen Parteien gemeinsam gegen die Fascisten vorgehen will. Vor ihrer Spaltung war die Mitgliederzahl der sozialistischen Partei unter der Einwirkung der fascistischen Bewegung bereits von 400 000 auf 72 000, die der sozialistischen Gewerkschaften von zwei Millionen auf weniger als eine zurückgegangen.

* * *

Die Beziehungen zwischen Deutsch-Südtirol und den Fascisten bestehen schon seit anderthalb Jahren. Denn bereits am 24. April 1921 war Deutsch-Südtirol, wie den Lesern dieser Rundschau damals berichtet wurde, der Schauplatz blutiger Ereignisse. Bei Abhaltung eines harmlosen unpolitischen Trachtenfestes überfielen Fascisten ohne irgendeinen Anlaß die friedliche südtiroler Bevölkerung. Ein deutscher Mann, der Oberlehrer Innerkotter, wurde ihr blutiges Opfer. Der italienischen Regierung, die damals das Vorgehen der Fascisten in der entschiedensten Weise verurteilte, gelang es, in der Bevölkerung wieder eine gewisse Beruhigung eintreten zu lassen. Diese glaubte, daß die Regierung die Macht und den Willen haben werde, die Wiederholung solcher Vorfälle zu verhindern. Das erwies sich als ein Irrtum. Am 2. Oktober 1920 erschienen in Bozen mehrere tausend Fascisten, obwohl der Gemeinderat am 1. Oktober, aus Furcht vor solchen Überfällen, ihre Forderungen in allen wesentlichen Punkten bewilligt hatte. Sie bestanden in der Rückgängigmachung der Wahl des 70jährigen Bürgermeisters Perathoner, der am 27. Januar des Jahres zum zehnten Male zum Bürgermeister seiner Vaterstadt gewählt war, nachdem er 27 Jahre hindurch seinen verantwortungsvollen Posten innegehabt hatte. Nach langem Zögern war er zwar vom italienischen König am 4. Juni bestätigt worden. Als die Fascisten im September seine Abdankung forderten, widerrief der König am 29. die Bestätigung. Ja, entgegen der klaren Vorschrift der Gemeindeordnung,

gemäß welcher jeder Bürgermeister sein Amt so lange fortzuführen hat, bis der neue Bürgermeister gewählt und vom König bestätigt ist, enthob er Perathoner seines Amtes. Somit war (freilich nicht durch den Gemeinderat, sondern den König von Italien) die erste Forderung der Faszisten bereits drei Tage vor dem Überfall erfüllt. Die zweite, welche Höchstpreise betraf, ist von geringer Bedeutung. Die dritte forderte die Abschaffung der städtischen Polizei, welche auf Grund der Gemeindeordnung besteht und ohne einen gesetzgeberischen Akt von der Gemeindevertretung nicht abgeschafft werden kann. Die vierte Forderung betraf den Sprachgebrauch. Grundsätzlich war der Bozener Gemeinderat einer Konzession auf diesem Gebiete durchaus nicht abgeneigt. Jedoch hatte eine jüngst erschienene Verordnung des Generalkommissariats in Trient die Regelung des Sprachengebrauchs selbst vorgenommen, so daß Beschlüsse nicht mehr gefaßt werden konnten. Die fünfte Forderung bestand in der Übergabe des modernsten Schulgebäudes von Bozen, der Elisabeth-Schule, an die Italiener. Schon seit Monaten hatte der Gemeinderat aus freien Stücken den Bau einer italienischen Schule beschlossen, und diese wäre längst unter Dach gebracht, wenn die italienische Regierung nicht unnütze Verzögerungen bei der Genehmigung und Unterstützung der Pläne hätte eintreten lassen. Trotzdem sagte der Gemeinderat eine sofortige Lösung der Schulfrage zu. Auch in den übrigen Forderungen, welche die Requisition von Wohnungen, die Beflaggung des Rathauses an Nationalfeiertagen, welche schon längst im Auftrage des Trienter Generalkommissariats durchgeführt war, die Übergabe einer weiteren Kirche an die Italiener, die Einführung eines Sprachkurses für die städtischen Angestellten und die Bevorzugung von Kriegsinvaliden bei Besetzung von Beamtenstellen verlangten, gab der Gemeinderat in einer fast übermäßig beflissenen Weise nach. Das half ihm jedoch nichts mehr.

Denn bereits am 27. September hatte die Faszistenpartei in Anwesenheit ihres Führers Mussolini die Durchführung der faszistischen Forderungen einem Exekutivausschuß übergeben. Das hieß nichts anderes, als den Beschluß gefaßt, Gewalt gegen die Stadt Bozen anzuwenden. Etwa gleichzeitig bedrohte das Meraner Faszistenblatt „Piccolo Posto“ den anerkannten Führer aller Deutschen, den Abgeordneten und Obmann der Tiroler Volkspartei, Dr. Reut-Nicolussi, der in einer Kundgebung der „Direktorien von Hochetsch“ (Direktorien der Faszistenpartei in Deutsch-Südtirol!) förmlich vogelfrei erklärt wurde. Aus dieser Erklärung sei, um ein Bild der faszistischen Dreistigkeit zu geben, der Schlußabsatz mitgeteilt: „Der Abgeordnete Nicolussi wird aufgefordert, nicht mehr öffentlich zu sprechen und nicht mehr Reden irgendeiner Art zu halten, bevor er nicht öffentlich alle gegen Italien und die Italiener geschleuderten Beschimpfungen zurückgezogen und dafür öffentlich um Entschuldigung gebeten hat. Der Abgeordnete Nicolussi wird in Kenntnis gesetzt, daß, falls die Faszistensektionen des Hochetsch erfahren, daß er diesseits oder jenseits des Brenners seine Konferenzen hält, ohne vorher unserer Aufforderung nachgekommen zu sein, alle Direktorien dieser Sektionen ihren Mitgliedern vollständig freie Hand lassen, sich gegenüber seiner Person zu verhalten, wie es einem jeden gefällt, und wie sich die Faszisten in ganz Italien gegenüber den Verleumdern, Beschimpfern und von der Gesellschaft Geächteten seinesgleichen verhalten. gez.: Die Direktorien des Hochetsch.“

Dr. Reut-Nicolussi wies diese lügnerischen Beschuldigungen, ohne auf die Drohungen einzugehen, in schroffster Form zurück und . . . blieb unbehelligt. Mut imponiert den Welschen. Trotz der Bewilligung der faszistischen Forderungen erfolgte die Besetzung, die das italienische Zivilkommissariat in Bozen folgendermaßen ihrer Oberbehörde meldete:

„Diese Nacht kamen mit Zügen, Autobussen und anderen Fortbewegungsmitteln ungefähr tausend Faszisten hier an. Gegen 8 Uhr morgens besetzten sie die deutsche

Elisabeth-Schule in der Sparkassestraße. Eine Abteilung Karabinieri und Militär, die sich in der Nähe befand, konnte die Invasion nicht verhindern und mußte in Anbetracht der numerischen Übermacht der Fascisten den Platz räumen, um beklagenswerte Zwischenfälle zu vermeiden."

Nachdem eine Schulfeier unter Reden der fascistischen Abgeordneten de Stefani und Giunta stattgefunden hatte und die Elisabeth-Schule feierlichst in eine „Königin-Helenen-Schule" umgetauft worden war, wurde nachmittags das Rathaus besetzt. Ein Schweizer Berichterstatter der „Neuen Züricher Zeitung" schildert diese Heldentat recht anschaulich:

„Die Fascisten erhoben ihre Stöcke und Knüppel, die Karabinieri ihre Gewehre. Aber kein Schuß fiel, kein Hieb sauste nieder, alles ging friedlich und programmmäßig vonstatten. Eine Minute später, und die fascistischen Wimpel erschienen am Fenster. Das übliche Schlachtgeschrei der Fascisten, die Besetzung des Bozener Rathauses war zur Tatsache geworden."

Am nächsten Tage versuchten die Fascisten, die in Autos in Meran eintrafen, den Adler im Sockel des Meraner Andreas-Hofer-Denkmals zu entfernen. Es gelang ihnen jedoch, nur den Kopf des Adlers zu beschädigen und aus der Inschrift „Für Gott, Kaiser und Vaterland" das Wort „Kaiser" herauszumeißeln. Wie die „Südtiroler Landeszeitung" trocken bemerkte, sorgte hierbei ein Aufgebot von Militär und Karabinieri für die Aufrechterhaltung der Ordnung. (In Brixen wurde einige Tage später von den Fascisten eine ganze Reihe deutscher Firmenschilder zertrümmert. Der Tiroler Adler auf dem „Hotel Tirol", eine wertvolle Mosaikarbeit, wurde abgenommen, um ihn vor der Zerstörung durch die Fascisten zu bewahren.)

Schließlich forderten die Fascisten noch vom Bozener Gemeinderat den Ersatz ihrer Kosten für die Strafexpedition. Diese Finanzoperation scheint jedoch mißlungen zu sein. Es kam scheinbar nicht mehr dazu.

Die italienische Regierung hatte nämlich inzwischen auch den Stellvertreter Perathoners, Vizebürgermeister Christannell, weil sein „gesundheitlicher Zustand sich sehr verschlechtert" habe, abgesetzt und die Fortführung der Geschäfte dem 28jährigen und der deutschen Sprache nicht mächtigen Cavalliere Gualiero übertragen. Dadurch waren die Machtbefugnisse des Bozener Gemeinderates illusorisch geworden, und so legten die Gemeindevertreter ihre Mandate in die Hände der Wähler zurück. In der letzten Sitzung des Gemeinderates nahm der Altbürgermeister Perathoner vom Gemeinderate schriftlich Abschied und schilderte noch einmal die gesamten Vorgänge. Seine Zuschrift endet folgendermaßen: „Wenn nicht alle Anzeichen trügen, geht die deutsche Bevölkerung der Stadt Bozen sehr trüben Zeiten entgegen. Die Angriffe nicht nur der nationalistischen Parteien, sondern auch der Regierung auf unsere kulturellen Interessen, auf unsere Autonomie und auf den Gebrauch der deutschen Sprache mehren sich fast systematisch von Monat zu Monat. Die vielen Versprechungen und Versicherungen, die uns seit dem Friedensschluß in bezug auf den Schutz unseres Volkstums gemacht wurden, scheinen heute vergessen zu sein. Ich bitte aber meine deutschen Mitbürger, den Mut nicht sinken zu lassen, und das Vertrauen auf eine bessere Zukunft sich zu bewahren."

Am 4. Oktober verließen die Fascisten-Abteilungen Bozen, nicht ohne die Räume, in denen sie einquartiert waren, verunreinigt und Vorhänge und Bestecke mitgenommen zu haben, was vielleicht angesichts des ganzen Vorganges nicht allzu schwer ins Gewicht fällt. Die Disziplin der einzelnen fascistischen „Squadre" war, wenn man von dem nächtlichen Überfall und der Ausplünderung des Schriftleiters des „Volkswillens" absieht, nicht schlecht. Schreckensszenen, welche die Nervosität des Publikums zeigten und an einen Fliegeralarm in der Kriegszeit erinnerten, ereigneten sich nur, als ein Straßenjunge in der Goethestraße eine Kinderpistole ab-

drückte. Auffällig ist, daß der italienische Zivilkommissar 15 Fascisten und 10 Finanzieri (staatliche Finanzwachen) als verwundet meldete, obwohl das Militär von der Waffe nicht Gebrauch machte, angeblich, „weil vor dem Rathaus eine große Menge Neugieriger, Frauen und Kinder angesammelt war". Man spricht von einer Kolbenhiebwunde und einer „Quetschung im Gesicht" beim Militär und von vier am Unterleib und an den Beinen gequetschten Fascisten. „Ein Epileptiker bekam einen Anfall." „Mit den Verwundeten ist es aber", so bemerkt der Bozener „Volksbote" vom 5. Oktober, „nicht so arg, als es nach der amtlichen Kundgebung den Anschein machte. Die Verwundungen sind zum größten Teil wohl nur durch das Gedränge verursachte kleine Verletzungen." Der vorerwähnte Bericht der „Neuen Züricher Zeitung" sagt von diesen Verletzungen: „Man macht ziemlich viel Aufhebens davon, offenbar um darzutun, daß sich die Polizei gegen den Ansturm kräftig gewehrt habe. Die Augenzeugen versichern das Gegenteil. Es wäre den Militärbehörden sehr leicht gewesen, die Besetzung zu verhindern. Das Gros der in Bozen konzentrierten Truppen wurde überhaupt nicht verwendet, und den Fascisten wird es nicht unbekannt gewesen sein, daß es den Soldaten verboten war, von der Waffe Gebrauch zu machen."

* * *

Dies alles geschah 1922 zur Zeit der Weinlese im Lande Walthers von der Vogelweide und Andreas Hofers. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Bozener Bevölkerung, die waffenlos ist, keinen Widerstand leisten konnte. Der Gemeinderat war durch den Fascistenüberfall völlig gelähmt, zumal der von der italienischen Regierung in Rom den deutschen Abgeordneten, vor allem Dr. von Walter, zugesagte Schutz gegen den seit Wochen angedrohten und in der breitesten Öffentlichkeit vorbereiteten Gewaltakt ausblieb.

„Daß die Regierung eine jämmerliche Rolle spielt," schreibt der vorerwähnte neutrale Berichterstatter, „darf nicht verschwiegen werden, und wäre es auch nur deshalb, weil sie ehrlichen Soldaten zumutet, bei diesen Besetzungen die Rolle von Statisten zu spielen. Entweder hat die Regierung die Macht, diesen ungesetzlichen Akt zu verhindern, und sie macht davon Gebrauch, oder sie tritt die Staatsgewalt an die Partei ab, die sie bereits faktisch besitzt."

Wir sind nicht in der Lage, festzustellen, inwieweit die italienische Regierung durch das Auftreten der Fascisten wirklich brutalisiert wurde, oder wie weit sie, bzw. ihre Unterorgane, ein abgekartetes Spiel mit der Fascistenpartei gespielt haben. Uns genügt die Feststellung, daß mit Duldung der italienischen Regierung der Weg des Rechts verlassen und der der Gewalt beschritten wurde. Italien wendet also neuerdings slawische Methoden an. Das, was in Bozen sich abgespielt hat, hat seine Vorgänger in Posen und Bromberg, in Prag und Laibach und in tausend anderen Städten. Man läßt die Volksseele kochen, sieht untätig zu und erfüllt dann die Forderungen der Nationalisten *). Schritt für Schritt hat die italienische Regierung

*) Die Innsbrucker „Volkszeitung" erhielt kürzlich einen Brief des Partito Nazionale Fascisto, Fascio di Trieto (nationale Fascistenpartei, Gruppe Trient), in dem es heißt:

„An das deutsche, arbeitende Volk in Innsbruck und zur Kenntnis der allgemeinen Öffentlichkeit von Innsbruck!

Wisset, daß Italien infolge des göttlichen Rechts bis zum Brenner reicht, und daß wir die Deutschen, die noch diesseits der Grenze leben, hinauswerfen werden, damit sie nicht mehr die italienische Erde beschmutzen."

Soweit die Fascisten. Es wäre jedoch ein Irrtum, anzunehmen, daß die mit den Fascisten tödlich verfeindeten anderen Parteien hierin wesentlich anders denken, vielleicht mit Ausnahme der Sozialisten.

Auf dem in diesen Tagen in Bologna abgehaltenen Parteikongreß der italienischen liberal-demokratischen Partei sagte wenigstens unter allgemeiner Zustimmung Dr. Gino Marzani über die Lage von Trentino und in Südtirol:

„Wenn man die Sicherheit hätte, daß das Deutsche Reich nicht mehr jene starke

dies getan. Sie hat erst den bereits bestätigten Bürgermeister Perathoner wieder abgesetzt und ihm gegen das Gesetz die Ausführung seiner Amtspflicht verboten. Sie hat den stellvertretenden Bürgermeister Christannell durch einen italienischen Beamten ersetzt, der in seiner Antrittskundgebung am 4. Oktober die Worte aussprach, die wie Hohn klingen: „Möge die Zukunft die Angehörigen der zwei edlen Volksstämme, welche in dieser Stadt zusammen leben, immer mehr einigen und verbrüdern." „Die Behandlung, die uns in den letzten Tagen widerfahren ist," schreibt dazu die „Südtiroler Landeszeitung" vom 5. Oktober, „läßt man einem Sklaven angedeihen, aber nie einem edlen Volksstamme." Sie fährt fort: „Die Einigung, welche die faszistischen Truppen geschaffen haben, gleicht jener Einigung, die zwischen zwei gleichen Leuten herrscht, von denen der eine die geladene Pistole an die Brust des andern setzt, um dessen Zustimmung zu seinen Forderungen zu erzwingen. Mit solchen Mitteln erzielt man die Ruhe und das Schweigen des Schreckens, aber nicht die Verbrüderung."

Die Schmach, die den Deutsch-Südtirolern angetan wurde, ist ein Faustschlag zugleich ins Gesicht aller Deutschen. Sie verheißt eine Periode brutaler Verwelschung. Sie hat nicht nur im Reiche, sondern auch in Nordtirol eine denkbar große Erregung und eine entsprechende Demonstration hervorgerufen. Kündigte doch der „Piccolo Posto" von Meran nunmehr sogar einen Rachezug wegen dieser Demonstration gegen Innsbruck an. Daher hat der nordtiroler Abgeordnete Dr. Straffner im österreichischen Nationalrat in Wien folgende Anfrage gestellt: „1. Ist der Herr Minister bereit, auf dem Wege des Völkerbundes, dessen Mitglieder Österreich und Italien sind, für die Sicherung der Minderheitenrechte für die Bevölkerung der Deutschen in Südtirol einzutreten?

2. Ist der Herr Minister bereit, sich unverzüglich mit der königlich italienischen Regierung ins Einvernehmen zu setzen, damit der geplante Einfall der Faszisten in Nordtirol wirksam verhindert werden kann?"

Die Antwort steht noch aus.

* * *

Kennzeichnend für die italienischen Verhältnisse ist übrigens das Nachspiel des „Sieges von Bozen". 5- bis 10 000 Faszisten beglückten auf der Rückreise Trient, den Sitz des Irredentismus zu altösterreichischer Zeit, den Hexenkessel, in dem heute alle Marterpläne für die Deutsch-Südtiroler ausgekocht werden. Darauf scheint die italienische Regierung vorbereitet gewesen zu sein. Aus allen Provinzen Italiens versammelte sie Truppen der verschiedensten Waffengattungen, Bersaglieri, Guarda Regia, Infanterie und Alpini nach Trient unter dem Kommando des Generals Assum. Das scherte die Faszisten wenig. Um 1 Uhr nachts zogen sie unter Führung der Abgeordneten Farrinacci, de Stefani und Giunta vor das Generalkommando und versuchten, sich dessen zu bemächtigen. Der energische General Assum erklärte ihnen jedoch, er würde unter keinen Umständen vom Platze weichen. Da machten sie gute Miene zum bösen Spiel und zogen mit dem Rufe „Hoch das Heer" ab. Ihre Ent-

---

Militärmacht werden würde, die es vor dem Weltkriege war, wäre kein Grund zur Beunruhigung und zur Notwendigkeit vorhanden, die innerhalb der neuen Grenzen wohnenden Deutschen zu „amalgamieren" (will sagen: zu italianisieren). Da aber das Gegenteil hiervon wahrscheinlicher ist, wäre es eine gefährliche Illusion, zu glauben, wir könnten uns gegen zukünftige Wiedergewinnungsversuche von deutscher Seite besser dadurch schützen, daß wir die Sympathie und die Dankbarkeit der deutschen Bevölkerung in Südtirol durch Vorkehrungen gewinnen, die auf übermäßiger „Sentimentalität" beruhen. . . ."

Der Unterschied liegt somit nur im Tone. In der Gesinnung sind sich Faszisten und Liberal-Demokraten einig.

täuschung war nicht gering. Denn vor zwei Stunden war bereits ein ähnlicher Versuch geglückt. Die Fascisten hatten ebenfalls unter Führung des Abgeordneten Farrinacci das Gebäude des Landesausschusses gestürmt und ebenso wie im Bozener Rathaus die fascistische Standarte auf dem Mittelbalkon gehißt, ohne Widerstand der Truppen, die sich zum größten Teil „entfernt" hatten. „Nachdem", wie die „Südtiroler Landeszeitung" schreibt, „die tridentinischen Kämpfer im Verein mit den Fiumanern und republikanischen Legionären die Kassenämter besetzt und genaue Verzeichnisse angelegt hatten, wurde die Kasse fest verschlossen und vor jede Tür eine Wache gestellt." In einer Rede erklärte dann der Abgeordnete de Steffani: „Der Landesausschuß, dessen Gebäude soeben besetzt worden ist, stelle einen Rest Österreichs dar, daher sei die Besetzung unbedingt erforderlich gewesen." In diesem Landesausschuß überwiegen nämlich die ehemaligen Irredentisten, die „Erlösten Brüder", welche den Fascisten — oh Hohn des Schicksals — zu weich sind.

Am gleichen Tage hatten nachmittags bereits Verhandlungen zwischen den schon genannten fascistischen Führern und dem höchsten Beamten der italienischen Regierung in den annektierten Gebieten, Sr. Exzellenz dem Generalkommissar des giulischen Veneziens (sprich Südtirol), Credaro, stattgefunden. Vor Eintritt der fascistischen Unterhändler in den Regierungspalast verlangten diese als Vorbedingung der Besprechung, daß die Reichsfahne zum Zeichen der behördlichen Anerkennung des „Sieges von Bozen" aufgezogen werde. Diese Bedingung wurde sofort angenommen. Trotzdem hat Credaro nicht die Zufriedenheit der Fascistenführer erringen können, obwohl er versicherte, daß sich das Ergebnis der Bozener Expedition mit seinem Programme decke, welches er jedoch infolge der Schläfrigkeit der römischen Regierung — wie er sagte — und wegen der mangelnden Unterstützung, welche die Durchführung dieses Programms beim Zentralamte der annektierten Gebiete in Rom fand, nicht verwirklichen konnte. Trotzdem machten die Fascistenführer Credaro für die ihm zur Last gelegten Übelstände — die zu große Freiheit der Deutsch- und Ladinisch-Südtiroler — verantwortlich und gelangten um so mehr zu der Überzeugung seiner Mitschuld, als er auf eine Frage der fascistischen Abgeordneten erklärte: er hätte das Bild des Königs im Gemeindepalast von Bozen nicht anbringen lassen können, weil er in das „Hausrecht eines andern" nicht eingreifen konnte.

„Das Rathaus war das Haus Perathoners," sagte Credaro, „dort kommandierte er mit seinen Räten, von denen keiner Italiener war. Das Bild des Königspaares wäre dort vielleicht unehrerbietigen Kundgebungen ausgesetzt gewesen." „Gerade durch solche Systeme", erwiderten darauf die fascistischen Delegierten, „ist in dieser Provinz so großes Unheil angerichtet worden! Wir haben in einer halben Stunde das getan, was Sie in vier Jahren nicht zuwege gebracht haben."

„Ihr gebraucht aber auch Mittel, die ich nicht anwenden kann, obwohl wir uns hinsichtlich unserer Absichten in Übereinstimmung befinden." „Dann geben Sie Ihre Demission unverzüglich!" „Ich weiche nicht," erwiderte der Generalkommissar, „ich demissioniere nicht. Wendet euch an die Regierung, die ich hier vertrete."

Diese Weigerung setzte die Gemüter der vier Fascistenhäuptlinge in noch größere Erregung, und sie wiederholten ihre Anklagen mit noch größerer Heftigkeit. Schließlich entfernten sie sich aus dem Verhandlungssaale mit dem Ausrufe: „Genug, genug. Wir wissen jetzt, mit wem wir es zu tun haben." Diese Schilderung entnehmen wir über die „Südtiroler Landeszeitung" dem „Corriere della sera" in Mailand.

Übrigens ist die Behauptung, die Bilder des Königspaares im Rathause zu Bozen wären vielleicht unehrerbietigen Kundgebungen ausgesetzt gewesen, eine glatte Lüge, da solche Bilder überall in Südtirol auf den Bahnhöfen, in allen Ämtern usw. zu finden sind und noch niemals gegen sie demonstriert wurde.

Inzwischen ist in Rom den Fascisten ein weiterer voller Sieg zuteil geworden. Zentralamt in Rom und Generalkommissariat in Trient wurden aufgelöst und die gewöhnliche italienische Provinzialverfassung auch für die annektierten Gebiete eingeführt. Damit dürfte Exzellenz Credaro auch in der Versenkung verschwunden sein. Requiescat in pace.

* * *

Wir ziehen aus den Vorkommnissen in Trient folgende Schlußfolgerung:

1. In Bozen ist das italienische Militär, da es sich um ein deutsches Rathaus, eine deutsche Schule handelte, nicht gegen die Fascisten eingeschritten. In Trient dagegen genügte die Erklärung des Generals Assum, er werde sich eine Besetzung nicht gefallen lassen und scharf schießen, um die fascistischen Helden zum Abzug, ja zu Evviva-rufen auf das Heer zu veranlassen. Es scheint, als ob es mit dem Mute der Fascisten doch nicht allzugut bestellt sei. Vor Jahren las man in einem deutschen Witzblatt in Anspielung auf die russischen Pogrome: Ein Kosak, der in den Krieg geschickt werden soll, erklärt: „Nein, gegen Bewaffnete kämpfe ich nicht."

2. Das Vorgehen der Regierung in Rom, das des Generalkommissars Credaro in Trient und das der Fascisten in Bozen ist nur dem Tempo nach, das man eingeschlagen zu sehen wünscht, verschieden. Das Ziel ist das gleiche: die Entgermanisierung, die Verwelschung. Die Fascisten wollen sie sofort durchgeführt sehen. Sie sind brutal, aber sie verhehlen dies auch nicht. Credaro hat die deutschen Südtiroler vier Jahre lang glatt belogen. Diese Lüge kam offen zutage, als er sich schlotternd vor den „Siegern von Bozen" verantworten mußte, die mit ihm ob seiner Schlappheit unzufrieden waren. Die italienische Regierung heuchelte am längsten und dauerhaftesten und streute erfolgreich den Südtirolern Sand in die Augen. Jetzt ist auch ihr die Maske vom Gesicht gerissen.

3. Der Fascismus wird eine europäische Gefahr. Auf Fiume folgte Bozen. Überfälle auf Innsbruck und in die welsche Schweiz sind bereits in Aussicht gestellt. Nizza wird, solange die französische Botschaft in Rom Geld hat, noch nicht bedroht sein. Da wäre es schon besser, Mussolini übernähme als Diktator auch tatsächlich in Rom die Regierungsgewalt. Dann würde er, weil mit Verantwortung beladen, wohl etwas weniger schnell galoppieren. Vielleicht ist dies, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, bereits geschehen. Denn daß Mussolini seine Regierungsfähigkeit sachte vorbereitet, geht aus der geflissentlich zur Schau getragenen Sympathie für das Königshaus hervor. Die eroberte Schule in Bozen wurde auf den Namen der Königin, die in Meran auf den Namen des Königs getauft, und fascistische Streitkräfte kämpften für die Bilder des Königs, obwohl noch „republikanische" Haufen unter ihnen im fascistischen Heeresbericht lobend erwähnt wurden. Sylvanus.

Weihnachtsrundschau

Das große Sterben im deutschen Zeitungs- und Buchverlag hat begonnen. Die Lage des gesamten geistigen Deutschlands ist durch die Krise seiner Vermittler so ernst, daß es Pflicht ist, mit allen Mitteln das Publikum aufzurütteln, die schweren Folgen, die das Erliegen des deutschen Verlages für alle hat, sich klar zu machen, damit jeder nach seinen Kräften helfe und die Notwendigkeit geistiger Kost nicht geringer anschlage, als die von Leibes Nahrung und Notdurft. Der Verlag, der aus Zaghaftigkeit gegenüber veränderten Zeitumständen und einem ererbten

Pflichtgefühl heraus eine falsche Preispolitik in den letzten Jahren betrieben hat, ist nun endlich dazu übergegangen, auf Grund der Preisfestsetzung auf eine der Friedensmark ungefähr angenäherte Grundzahl mit einer gleitenden Schlüsselzahl eine Preispolitik zu treiben, die wirtschaftliche Vernunft gebietet. Das Buch wird trotzdem immer noch das billigste und schönste Geschenk bleiben. Aber das Publikum muß einsehen, welche Last auf dem Verlag liegt. Um an unserem Teil zu helfen und den großen Anstrengungen des Verlages gerecht zu werden, beginnen wir schon jetzt, in zwangloser Anordnung von den Büchern zu sprechen, die wir unsern Lesern empfehlen.

Hauptmann-Literatur

Es ist unfruchtbar und beweist menschlichen Mangel, die verschiedenen Biographien Hauptmanns gegeneinander abzuschätzen. Dabei kommt ein schiefes Werturteil heraus, das niemand kennen möchte. Hier seien die erschienenen Bücher mit knapper Charakterisierung angegeben. Paul Fechter, der Biograph Wedekinds, der in diesem Hefte den Gedenkaufsatz zum 60. Geburtstag schrieb, versteht es in seinem Buche „Gerhart Hauptmann" (Dresden, Sibyllen-Verlag) mit der an ihm gewohnten, wohltuenden Sicherheit des Urteils, unter Bejahung der Problematik solchen Tuns, den Vielgefeierten einzuordnen in die Reihe an dem Platze, auf den er Anspruch hat. Sein altes Evangelium, er bringt es hier schon wieder: der einzig schöpferische Maßstab ist die Beziehung zum Leben. Nach ihr wird Hauptmann und sein Werk beurteilt, und wenn das Bild nicht ganz so aussieht, wie es die wildgewordenen Dithyrambiker malen, so ist das Hauptmanns, nicht Fechters Sache. Die zeitliche Bedingtheit wird ebenso klar mit Fechterscher Unbestechlichkeit dargestellt, wie die in der Persönlichkeit des Biographen begründete Echtheit des Gefühls den Imponderabilien, die um den Menschen Hauptmann liegen, gerecht wird. — Ein sehr gescheites Buch ist auch die Biographie „Gerhart Hauptmann" von Max Freyhan (Berlin, E. S. Mittler), der bewußt die Wege des unerreichten Dilthey zu gehen unternimmt. Eine Fülle von Anregungen, klugen und feinen Bemerkungen würde noch stärker wirken, wenn Freyhan seine Neigung zu Formulierungen, die gar zu leicht die Grenze des Überspitzten und Gesuchten erreichen, mehr gezügelt hätte. — In 3. Auflage, die eine Fortführung bis auf die letzten Jahre bringt, liegt das kleine Büchlein von E. Sulzer-Gebing, „Gerhart Hauptmann" vor (Leipzig, B. G. Teubner). — Als ausgesprochene Festgabe und als solche sehr wirksam ist die von Ludwig Marcuse herausgegebene Schrift „Gerhart Hauptmann und sein Werk" gedacht, die nicht etwa bei dem Hauptmann-Verleger S. Fischer, sondern bei Franz Schneider (Berlin) erschienen ist. Das vornehm und gediegen ausgestattete Werk, mit einer Radierung von Emil Orlik, vereinigt in drei großen Abschnitten das, was Dichter, Schauspieler, Kritiker und Menschen dem Jubilar an Dank zu sagen haben. Ein Chorus ist vereint, aus dem wir manchen Stimmen mit Bereicherung gerne lauschen.

Musik

Die bedeutendste Neuerscheinung ist die Mozart-Biographie von Ludwig Schiedermair: „Mozart, sein Leben und seine Werke" (München, C. H. Beck), mit Titelbild in Lichtdruck, 22 Einschalttafeln und 70 Notenbeispielen im Text. Das ausgezeichnete Werk des bekannten Bonner Musikhistorikers füllt eine oft empfundene Lücke aus und muß als die Mozart-Biographie gelten, da es alle die Ansprüche erfüllt, die unsere Zeit an eine solche Arbeit stellen muß, denen Jahns Werk nicht genügen konnte. Auf gründlichsten Quellenstudien beruhend, stellt es zwar die

Persönlichkeit Mozarts in den Mittelpunkt, geht aber bewußt als auf die eigentlichste Aufgabe darauf aus, die Werke in ihrer Problemstellung und in ihren Tendenzen tief zu erfassen. Gerade aus der Vermeidung der banalen Engheit früherer Versuche, das Leben eines Künstlers zu beschreiben, wächst die Größe des Werkes empor. Denn die zeitliche Bedingtheit und der Zoll an Anregungen, die Mozart seinen Vorgängern schuldet, werden geadelt durch ihre dämonische Durchdringung durch das persönliche Erleben des Künstlers. Aus solcher Darstellung erwächst weit mehr und Lebendigeres, Unverlierbares, als aus billigem Persönlichkeitskult. — Zur Kenntnis Beethovens dürfen wir eine wertvolle Bereicherung verzeichnen: Ludwig van Beethoven und seine Verleger S. A. Steiner und Tobias Haslinger in Wien, Ad. Mart. Schlesinger in Berlin, bearbeitet im Auftrage der Inhaber der jetzt vereinigten Verlagsbuchhandlungen von M. Unger (Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung). 28 Stücke der Sammlung sind bisher ungedruckt. Sie sind mit Sorgfalt von dem Herausgeber in die Reihe der schon bekannten eingeordnet, die nach den Handschriften neu verglichen und zum Teil verbessert wurden. So gibt das Büchlein ein abgerundetes Bild von dem Verkehr zwischen Beethoven und seinen Verlegern. — Den ganzen Beethoven, seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern versucht in geschickter Weise O. Hellinghaus einem weiteren Kreise nahezubringen. Sein hier schon erwähntes Werk liegt in 2. Auflage vor (Freiburg, Herder). — In der von R. Smekal geleiteten Sammlung „Theater und Kultur" (Wien, Wiener Literarische Anstalt) wird in einem neuen Bändchen „Offenbach und seine Wiener Schule" Offenbachs Wirkung in die Ferne, nach Österreich, durch E. Rieger sachkundig dargestellt. — Als ein zuverlässiger Führer durch die Oper darf „Das große Opernbuch" von A. Eisenmann (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) angesprochen werden, das, ohne auf musikalische Fragen einzugehen, den Gang der Handlung von 125 Opern angibt, kurze Daten biographischer Art und eine knappe Charakteristik der Musiker bringt. — Sehr ansprechend ist das Buch von K. Kobald, Alt-Wiener Musikstätten (Zürich, Amalthea-Verlag), das mit liebevollem Eindringen und gutem Bildmaterial Verständnis für die Stellen verbreiten will, die in der Musikstadt Wien durch ihre Großen, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, geheiligt sind.

Theater

Das alte Wien ist gestorben. Da ist es so verständlich, daß sich die Erinnerung in seine große Zeit zurückflüchtet. Das Theater war der reinste Ausdruck der Wiener Volksseele. Um seine Hauptstätten ist ein schöner Kranz von Erinnerungen geflochten. In erster Linie um die „Burg". Wir hören Jacob Minor in 16 gesammelten Aufsätzen über die großen Schauspieler, die Wiens Stolz und Zierde waren, und freuen uns in dem Buche „Aus dem alten und neuen Burgtheater" (Zürich, Amalthea-Verlag), mit einem Begleitwort von Hugo Thimig versehen, an dem feinsinnigen und eindringenden Verständnis des verstorbenen Wiener Literarhistorikers für die Fragen des Theaters und der Schauspielkunst. In dieser Sammlung ist ein Wunsch Minors, seine Einzelaufsätze und Rezensionen vereint herauszugeben, für die Schauspieler-Charakteristiken wenigstens erfüllt. — Von ganz besonderem Reiz ist das sehr hübsch ausgestattete, mit Bildbeigaben versehene Buch von Helene Bettelheim-Gabillon, des großen Burgtheaterschauspielers Gabillon Tochter, „Im Zeichen des alten Burgtheaters" (Wien, Wiener Literarische Anstalt). In 20 Aufsätzen wird eine Fülle von Wissenswertem, in Briefen und Erinnerungen an Schauspieler, Dichter und Musiker, mit-

geteilt. Das Ganze ist in einem persönlichen Stil, einer anmutigen Gescheitheit und liebenswürdiger Ironie bei großer innerer Wärme geschrieben, und man wird sehr dankbar für diese Bereicherung aus berufenem Munde. — Auch Auguste Wilbrandt-Baudius' Erinnerungsskizzen „Aus Kunst und Leben" (Zürich, Amalthea-Verlag) sind hübsch und lebendig zu lesen. In ihrem Mittelpunkte steht ebenfalls die Burg. Die Pflegetochter des prachtvollen Baudius, die gefeierte Burgschauspielerin und Gattin Adolf Wilbrandts, hat etwas zu sagen, und sie versteht es, das hübsch zu sagen. — Hermann Bahrs Büchlein „Burgtheater" (Wien, Wiener Literarische Anstalt) gibt in der geistreichen Art des Meisters, glänzend geschrieben, ein Bild dieses Theaters, das durch einen Protest entstand, immer Opposition bleibt, Frucht aber nur trägt, „wenn es eben der Opposition, aus der es entstand, opponiert, irgendwie das Barock wiederherstellt und durch diesen höchsten Aufruhr gegen sich selbst nun im höchsten Sinne konservativ wird". Solange es der Idee des Barock treu ist und den Literaten abweist, ist es groß. Bahr endet mit einem Hymnus auf Mahler und Reinhardt, der eine Neigung zu einem leisen Protest unsererseits hervorruft. (Der unerschöpfliche Essayist ließ im gleichen Verlag ein „Bilderbuch" erscheinen mit Künstlerporträts und Aufsätzen, die wie alle seine Arbeiten Entzücken über den eigengewachsenen Stil und die originalen Gedanken und fruchtbaren Widerstand auslösen. Ganz aber stimmen wir ihm zu, wenn er von seiner „Entdeckung" Adalbert Stifter spricht (Zürich, Amalthea-Verlag). — Die Erinnerungen seiner Gattin, Anna Bahr-Mildenburg (Wien, Wiener Literarische Anstalt) geben Zeugnis von einem reichen Leben, reich an Zielen und reich an Erfolgen. Man lernt hier die große Künstlerin auch als Schriftstellerin von Rang und Kultur schätzen. — Ein wertvolles Büchlein hat Richard Smekal beschert in der Sammlung von Ferdinand Raimunds Lebensdokumenten (Wien, Wiener Literarische Anstalt), in der alle vorhandenen Zeugnisse von und über den unsterblichen Volksdichter mit Sorgfalt zusammengetragen und von Hugo von Hofmannsthal meisterhaft eingeleitet sind. — Einen interessanten, gut geglückten Versuch, in sechs Schicksalen von Menschen des Theaters alles zu umfassen, was die Wirklichkeit und ihr Abbild, das Theater, vom Leben verlangen und aufzeigen können, macht das Buch von Friedrich Rosenthal, „Schauspieler aus deutscher Vergangenheit" (Zürich, Amalthea-Verlag). Er bringt sechs Beispiele in ihrer einfachsten Formel: Iffland, der Begründer und Wegbahner; Sophie Schröder, die Frau auf der Bühne; Devrient, das romantische Genie; Anschütz, der deutsche Hausvater; Seydelmann, der ethische Pädagoge; Mitterwurzer, der erste moderne Mensch. Mehr noch zwischen den Zeilen als ausgesprochen wird hier Wesentliches zu dem im Grunde unheimlichen Problem des Schauspielers gesagt. Die Arbeit ist für die Geschichte der Schauspielkunst von nicht zu unterschätzendem Wert. — Derselbe Verfasser unternimmt es in seinem Büchlein „Die Wanderbühne" (ebenda), einen Weg zur Rettung und Genesung des deutschen Theaters aus seiner schweren Not zu weisen. Die praktischen Erfahrungen, die er als Leiter der „österreichischen Wanderbühne" sich erworben hat, machen seine Ausführungen besonders beachtenswert. — Von großer Bedeutung sind zwei weitere Neuerscheinungen, die sich mit der Umgestaltung des Theaters beschäftigen: „Deutsche Bühne", Jahresgabe 1922 und Theater-Politik (Frankfurt a. M., Verlag des Bühnen-Volksbundes, Patmosverlag). Es ist ein gewisser Trost, daß das schmerzliche Problem in seiner ganzen Tiefe erkannt ist und von unsern besten Geistern untersucht wird. Wer sich ex officio mit der Entwicklung des Theaterlebens beschäftigen muß, hat die unbedingte Notwendigkeit einer grundlegenden Änderung längst erkannt und wird jeder ernsten Anregung mit größter Aufmerksamkeit gegenüberstehen. Es ist hier nicht Raum genug, diese schwierige Frage eingehend zu erörtern. Wir müssen uns

darauf beschränken, auf den wesentlichen und tiefen Aufsatz von Hans Brandenburg, „Theatererneuerung" (Deutsche Bühne) und die programmatischen Ausführungen hinzuweisen, welche die Führer der christlichen Theaterbewegung, W. C. Gerst, J. Eckardt, E. L. Stahl, J. Bappert, A. Kraetzer u. a., zu praktischen und theoretischen Fragen machen (Theater-Politik). Alle Bestrebungen, die dazu führen, den Trägern unseres Volksbegriffs, der Mittelschicht, den Besuch von Theatern zu ermöglichen, in denen anständige Kost gereicht wird, verdienen die stärkste Unterstützung aller, die es mit unserm Volke ernst meinen. — Besonderer Beachtung empfehlen wir auch das kluge und energische Büchlein von Hanns Martin Elster, „Die Erneuerung des deutschen Theaters" (Regensburg, F. L. Habbel), das wesentliche Anregungen bringt. Wir werden an anderer Stelle auf diese Schriften zurückkommen.

„Schneiders Bühnenführer", die dazu dienen sollen, den breiteren Kreisen der Theaterbesucher eine Übersicht über Leben und Schaffen der Autoren zu geben, und eine literarische Würdigung sowie Angaben über Inhalt und Idee der Hauptwerke enthalten, versprechen, in geschickter Weise der gestellten Aufgabe gerecht zu werden. (Berlin, Franz Schneider.) Empfehlen würde es sich vielleicht, den Analysen der Stücke einen kurzen Überblick über ihre bisherigen Theaterschicksale: Uraufführung, Erfolg usw., hinzuzufügen. Sehr ansprechend sind die von Fritz Engels bewährter Hand geschriebenen Bände über Lauckner und Shaw; Karl Strecker bearbeitete das Werk Ibsens, Gustav Peters sehr frisch Götts Bühnenwerk, H. Teßmer Björnson, E. Engelhardt Tagore. Alle halten sich in den vom Plan des Unternehmens gesteckten Grenzen. Einzig Ludwig Marcuse gibt in seinem Führer zu Büchner seiner verhängnisvollen Neigung, viel tönende Worte um ein Nichts zu machen, in vermeint geistreichen Phrasen und Prägungen sich und niemanden sonst zu ergötzen, ohne Hemmung nach.

Ein Buch, das jedem Freunde der Kunst des unvergessenen Schauspielers viel Freude machen wird, sind die Erinnerungen von Richard Alexander, „Meine Streiche beim Theater" (Berlin, Scherl). Aus einem bunten, erfolgreichen Leben wird frisch und ungekünstelt erzählt; dabei erhält man nebenbei gerade durch die Art, wie geschrieben ist, neue Aufschlüsse zum nachdenklichen Thema „Mensch und Schauspieler".

Naturwissenschaften

Ganz besonders wertvolle Arbeiten können wir auf dem Gebiet der Naturwissenschaften verzeichnen, welche die Aufgabe, die Kenntnis der Natur möglichst weiten Schichten nahezubringen, glänzend lösen. An erster Stelle sei Newcomb-Engelmanns „Populäre Astronomie" genannt, die in 6. Auflage erschienen ist, herausgegeben von H. Ludendorff gemeinsam mit Eberhard, Freundlich, Kohlschütter (Leipzig, W. Engelmann). Das sehr gut gedruckte, mit 240 Abbildungen versehene Werk erfüllt seinen Zweck in so hervorragender Weise, daß es andern Büchern ähnlicher Art schwer fällt, sich daneben zu behaupten. Die Fortschritte der Wissenschaft sind auf das genaueste berücksichtigt worden. Der Laie besitzt hier ein Werk, das ihm den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft klar und verständlich zeigt und ihn zugleich in das Reich der großen Probleme einführt. Die Namen der Mitarbeiter allein schon verbürgen, daß hier Vollkommenes geleistet ist. Das Werk gliedert sich in vier Teile: Geschichtliche Entwicklung des Weltsystems, Praktische Astronomie, Das Sonnensystem, Stellarastronomie und einen Anhang, enthaltend biographische Skizzen. Gegenüber früheren Auflagen bedeutet der Abschnitt „Die Grundgesetze der Mechanik und ihre Entwicklung seit Newton, Das Relativitätsprinzip" eine Neu-

erscheinung und wertvolle Erweiterung. — Das Interesse an der Sternkunde ist im Wachsen, und das ist erfreulich, lenkt es doch nicht nur allein die Gedanken von dem traurigen Stern, Erde genannt, ab, sondern es vermittelt auch Einsicht in die tiefen Zusammenhänge des großen Geschehens. Diesem stärkeren Interesse kommt in glücklicher Weise das „Astronomische Handbuch", herausgegeben vom Bund der Sternfreunde durch R. Henseling, entgegen (Stuttgart, Francksche Verlagshandlung). Das mit 98 Abbildungen und 15 Tafeln versehene Buch bringt Beiträge von P. D. Neugebauer, C. Hoffmeister, C. Wirtz, K. Graff, W. Voß, Ph. Fauth und P. Guthnick. In zwei Abschnitte: „Die Hilfsmittel des Sternfreundes" und die „Arbeit des Sternfreundes und die Gegenstände der Beobachtung", gegliedert, bringt das Buch alles an Wissenswertem und Notwendigem, um jedem die nutzbringende Beschäftigung mit den Schönheiten und den Geheimnissen der Sternenwelt zu ermöglichen. — Das „Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften 1919 bis 1920" (Freiburg, Herder), herausgegeben von J. Plaßmann, behandelt in einer langen Reihe von Aufsätzen, nach Fächern geordnet, eine große Zahl von Einzelfragen. In kluger Einsicht, um breiten Schichten verständlich zu bleiben, beschränken sich die Arbeiten auf Fragen des praktischen Lebens. Das Werk verdient mit seinen 147 Bildern große Beachtung. — Die unermüdliche Arbeit der Gesellschaft der Naturfreunde, Kosmos (Stuttgart, Franckshe Verlagshandlung), auf die wir so oft mit Wärme hinweisen konnten, bringt neue Bände heraus, die durchaus auf der Höhe der früheren stehen und nur empfohlen werden können: Wege zur Relativitätstheorie von R. Lämmel und Chemische Technologie der Naturvölker (Anfänge der Naturbeherrschung II) von K. Weule. Weitere Bände bemühen sich, Erkenntnis zu verbreiten in sachlicher Form über okkulte Dinge und seelische Grenzgebiete: Prophezeien und Hellsehen von A. Moll; Hypnose und Suggestion von H.-Th. Sanders; Schlafen und Träumen von W. Fischer-Defoy. Die Schrift von K. Ludwig, Die Anthroposophie, ihr Wesen und ihre Ziele, die sich mit Steiner beschäftigt, läßt trotz aller Kritik nicht genügend die ungeheure Gefahr erkennen, die das Treiben dieses Menschen für die geistige und sittliche Gesundheit unseres Volkes bedeutet. Das Positive, das in der Anthroposophie enthalten ist, darf nicht darüber täuschen, daß sie durch Verbindung auf Gedeih und Verderb mit der fragwürdigen Person ihres „Propheten" sich um eben dieses Positive bringt. Im gleichen Verlag erschien ein treffliches, in knappem Rahmen das gesamte Gebiet umfassendes „Chemiebüchlein", ein Jahrbuch der Chemie mit Beiträgen von H. Kauffmann, E. Kohlweiler, A. Koenig, D. Reuß, herausgegeben von H. Bauer, das jedem Anspruch standhält.

*

Ein neues Unternehmen „Wunder der Technik" beginnt mit einem interessanten und wertvollen 1. Band vielversprechend sein Erscheinen: Die Technik in der Kunst von R. W. Schmidt (Stuttgart, Franckhs Technischer Verlag, Dieck & Co.). Durch die Zusammenstellung der Bilder aus allen Zeiten, von den Ägyptern bis zu unsern Tagen, die technische Vorgänge künstlerisch wiedergeben, fällt ein ganz neues Licht auf die Wechselbeziehung zwischen Kunst und Technik, die früher eins waren, und von deren neuem Bündnis viel zu erwarten ist. Wenn die Reihe weiter so glücklich fortgesetzt wird, wie sie begonnen ist, darf sie des größten Interesses sicher sein.

* * *

Ein großes und wundervolles Geschenk zum Jubiläum des Mannes, der von Rußland aus die Welt umgestalten half, bedeutet die 25bändige Ausgabe von F. M. Dostojewskis Sämtlichen Romanen und Novellen (Leipzig, Insel-

Verlag). Gebunden und ausgestattet mit der gewohnten Sorgfalt, können die Übersetzungen von Köhl und Nötzel mit geringen Einschränkungen jeder Kritik standhalten. Das Lebensbild, das Stefan Zweig der Gesamtausgabe voranstellt, wird den Ansprüchen gerecht, die man an eine Würdigung und Einordnung des Gewaltigen stellen muß, der anderes Maß und andere Einstellung verlangt, als alle anderen. Das Nebeneinander der Hölle und des ewigen Lichts, aller Peinlichkeiten und letzter Güte, das Hinübergreifen seiner Probleme in die Unlösbarkeiten der Menschheit, das Chaos und der Kosmos, den dieser unselige, gesegnete Mensch umschloß: alles das führt Zweig in schmerzlichem Erlebnis zu wundervoller Klarheit und zum Miterleiden. Wir dürfen mit Recht auf diese Ausgabe stolz sein.

Von der geschmackvollen Ausgabe der Werke Gottfried Kellers, deren Einband und Satzanordnung Hugo Steiner-Prag schuf, ist ein weiterer Band erschienen, enthaltend: Züricher Novellen, Das Sinngedicht, Novellen, Sieben Legenden. (Berlin, Propyläen-Verlag.) Die Textbearbeitung besorgte Harry Maync. Wie schon bei der Besprechung der früheren vier Bände sei auch jetzt wieder bemerkt, daß nach dem Erscheinen aller Bände diese schöne Ausgabe den ersten Platz unter den Gesamtausgaben der Kellerschen Werke einnehmen dürfte. — Die Volksausgabe der Shakespeare-Übersetzung von Gundolf, die hier warm empfohlen wurde, liegt nach dem Erscheinen des 5. und 6. Bandes nunmehr vollständig vor (Berlin, G. Bondi). — Ein sehr anzuerkennendes Unternehmen ist die von Marcus Behmer mit erlesenem Geschmack ausgestattete Ausgabe von Flauberts Werken (Minden, G. C. C. Bruns). Bisher sind zwei Bände erschienen: Bouvard und Pécuchet, in der Übersetzung von Bertha Huber, und die Geschichte eines jungen Mannes, Die Schule der Empfindsamkeit, übertragen von Luise Wolf. Die Übersetzungen sind flüssig und gut. Diese Ausgabe, bei welcher die sorgfältige Eindeutschung dem geschmackvollen äußeren Kleide entspricht, berechtigt zu der Erwartung, daß die Ausgabe der Werke des großen Franzosen, auf die wir nach ihrem vollständigen Erscheinen zurückkommen werden, als eine Musterleistung deutscher Verlagstätigkeit wird angesehen werden können. —

In der prachtvollen Sammlung „Der Dom", die eine der schönsten Gaben des an Kostbarkeiten so reichen Insel-Verlages bedeutet, sind die Schriften J. G. Hamanns und Theophrasts von Hohenheim erschienen. Es ist eine bedeutsame und im Grunde tief beglückende Tatsache, daß nach geistigen und sittlichen Katastrophen eine heiße Sehnsucht, die aus letzten Zusammenhängen emporblüht, die Menschen von dem Scheingold und Trompetenschall des zeitlich Bedingten zu dem echten Gold wahrer Weisheit und starken Gefühls treibt. Darum kommen diese beiden Bücher, die zu den Werken der tiefsten und freiesten Geister führen, just jetzt zur gegebenen Stunde. Die Arbeit, die für Hamann als Herausgeber Karl Widmaier, für Paracelsus Hans Kayser leistete, muß in Auswahl und Einleitung, in der gründlichstes Wissen sich mit Wärme verbindet, schlechtweg musterhaft genannt werden. Das äußere Gewand der schönen Bände ist würdig und edel. — Von ganz besonderem Wert ist die große Ausgabe „Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" (Leipzig, Dyksche Buchhandlung), die in den Händen aller sein sollte, die um unser Volk ringen. Jetzt ist als 7. Band der Gesamtausgabe Prokops Gothenkrieg erschienen, in 3., unveränderter Auflage. Außer Prokops Schilderung des großen Dramas enthält er Auszüge aus Agathias und Fragmente des Anonymus Valesianus sowie des Johannes von Antiochia. Die ausgezeichnete Übersetzung, die sich wie ein deutsches Original liest, ist von D. Coste. — Eine gut zusammengestellte Auswahl von russischen Gespenster-Geschichten hat Johannes von Guenther übersetzt (München, Drei-Masken-Verlag). Sie beginnt mit Puschkins „Pique-Dame" und bringt von Gogol „Die verschwundene Urkunde", von Lermontow „Fragment einer

unvollendeten Novelle", von Turgenjew „Gespenster" und Erzählungen von Fürst Odojewsky, Tjeskow, Ssologub und Brjussow.

* * *

Jede Art guter Heimatliteratur kann unserer wärmsten Unterstützung sicher sein, besonders wenn es um Werke sich handelt, die aus dem Grenz- und Auslanddeutschtum stammen. Wir weisen mit Nachdruck auf die frischen, bodenständigen, dramatischen Werke von Joseph Papesch, dem Schriftleiter der ausgezeichneten, jede Unterstützung verdienenden Zeitschrift „Südmark" hin: Die Radkersburger, ein Grenzerspiel in drei Aufzügen, und Der steirische Hammerherr, Heimatspiel in zwei Aufzügen (Graz, Deutsche Vereinsdruckerei). Im Ernst und Scherz, in Wucht und Anmut äußert sich hier eine heiße und von Erkenntnis schmerzliche Liebe zum eigenen Volk, welche die ewige deutsche Tragik tief empfunden und begriffen hat. Auch die Böhmerwald-Sagen von Hans Watzlik (Budweis, Verlagsanstalt Moldavia) sowie die fröhlichen Erzgebirgsgeschichten in der Mundart von Anna Wechsler: Felsquell und Tannenrausch und Blumen vom Pöhlberg-Hang (Annaberg, F. Thallwitz, Pöhlberg-Verlag) sollten gerade von den Reichsdeutschen so stark wie nur möglich gefördert werden.

* * *

Schon im vorigen Jahre hoben wir die reizenden Geschenkbände der „Amalthea-Bücherei" (Zürich, Amalthea-Verlag) besonders hervor, deren buchtechnisch sehr feine Ausstattung die sorgfältige und geschmackvolle Auswahl der aufgenommenen Werke auf das Glücklichste unterstützte. Der Leiter, Karl Toth, bewährt auch weiter seine geschickte Hand: E. T. A. Hoffmanns „Kater Murr" mit Buchschmuck und acht farbigen Originallithographien von M. Liebenwein und einem feinsinnigen, knappen Nachwort von R. von Schaukal ist ebenso ein Kabinettstück wie die Meistererzählung der Droste „Die Judenbuche", zu der Bernd Steiner Bildschmuck beisteuerte, der dem düsteren Charakter des Stoffes und der Unentrinnbarkeit der Schicksalsführung dieser reifen Kunst ganz gerecht wird. — Von einem neuen Unternehmen des gleichen Verlages, dem „Amalthea-Damen-Brevier", liegen drei Bändchen vor, deren zweie vielversprechend sind: Altdeutsche Minnelieder, aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von R. Zoozmann, und gleichfalls von ihm gesammelte Liebeslieder aus dem Orient „Östliche Rosen". Dem Essay „Die Liebe" von Silvia Alving kann man nicht so freudig zustimmen, da hier Literatenluft weht.

Aus der „Amalthea-Bücherei" heben wir noch als wertvoll hervor: Unsere Liebe Frau in Österreich, Sagen und Legenden, eingeleitet und herausgegeben von Franz Strunz; Wiens Kirchen und Kapellen, von Alfred Schnerich, mit 66 Abbildungen; Lyrik aus Deutschösterreich, eine Sammlung vom Mittelalter bis zur Gegenwart von Stefan Hock und eine Würdigung Rainer Maria Rilkes durch Robert Faesi.

* * *

Künstlerbriefe sind fast durchweg dadurch interessiert, daß sie Einblick in den verwickelten Prozeß künstlerischen Schaffens mittelbar oder unmittelbar gewähren. In dieser Sammlung (Wien, L. Heidrich) sind die Briefe Rudolf von Alts und Carl Schuchs erschienen, herausgegeben von A. Roeßler. Während Schuch viel bei Problemen seiner Kunst verweilt, zeigt sich Alt ganz als liebevoller, treuer Verwandter, fast ohne der Malerei zu gedenken.

* * *

Ein etwas ungleichmäßiges, aber munteres Buch ist die von K. Anzengruber herausgegebene und von F. K. Ginzkey eingeleitete Sammlung „Fahrende Sänger von heute“ (Wien, Wiener Literarische Anstalt). Die Erzählungen deutscher Dichter über ihre Erlebnisse auf Vortragsreisen bieten viel sehr Lustiges, aber auch einiges Nachdenkliche über das Thema Dichter und Publikum.

* * *

Übersetzungen aus der lettischen Literatur, die Kenntnis von einem beachtenswerten künstlerischen Eigenleben geben, liegen in fünf Bänden vor (Riga, A. Gulbis): Novellen von J. Akurater; Wintermärchen von K. Skalbe; Novellen von R. Blaumann; von demselben ein Drama aus dem lettischen Volksleben: Die Indrans, und gleichfalls ein Drama „Joseph und seine Brüder“ von S. Rainis.

* * *

Mit Vergnügen verzeichnen wir auch die literarische Hinrichtung Hanns Heinz Ewers' durch Hans Reimann, „Dampir, ein garantiert verwahrloster Schundroman in Lumpen, Fetzchen, Mätzchen und Unterhosen von Hanns Heinz Dampir“ (Hannover, P. Steegemann), die mit allen Mitteln, hauptsächlich den derbsten, diesem Schädling überlegen den Garaus macht. Reimann ist gegenwärtig der einzige, der in Deutschland wirklich Parodien schreiben kann.

* * *

Wenn die Dichter Propheten sind und es richtig ist, daß Umwälzungen sich Jahre vorher in der Literatur ankündigen, so gehen wir Zeiten entgegen, in denen das Leben sich wieder lohnen wird, Zeiten, in denen die Macht der Gewalthaber der Erde durch geheime Gesellschaften und vollendete Beherrschung neuer unerhörter technischer Erfindungen gebrochen wird. Eine neue Art Abenteurerroman ist entstanden, der mit den Mitteln der Kolportage einen vollen Inhalt verbindet und in so begabter Form geschrieben ist, daß wir, bis ins Letzte gespannt, völlig die Willkür vergessen, mit der über Zeit und Raum verfügt wird. F. K. Nord ist ein Meister dieses Stils, und sein neuer Roman „Der blaue Teppich“ wird viele Freunde finden, ebenso wie seine früheren Arbeiten „Ker-Ali“, „Das Land ohne Lachen“ und „Shir-anusch“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Nord ist ein Karl May der Jetztzeit für Erwachsene, wobei zu bemerken ist, daß wir Karl May durchaus positiv werten. — Ernsthafter ist der Gedanke des Romans aus dem Jahre 1955 „Die Macht der Drei“ von Hans Dominik (Leipzig, E. Keils Nachf.), der die Befreiung der Unterdrückten durch die Technik beschreibt. Er muß für jeden Deutschen aufreizend wirken, und wir hoffen, das war die Absicht!

* * *

Die „Südafrikanischen Novellen“ von Hans Grimm (München A. Langen) gehören zu dem Besten, was in letzter Zeit erschienen ist. So stark ist Afrika erfühlt und erlebt, daß sich aus jeder Zeile der Zauber und das Geheimnis des Landes in seiner seelischen und geistigen Wirkung auf alle, die es je berührten mitteilt. Hier ist unmittelbares Erlebnis, verdichtet in persönlicher Form und Stil von stärkster, vornehmer Eigenart.

* * *

Die Erinnerungen des Kriminalkommissars H. von Treskow, „Von Fürsten und anderen Sterblichen“ (Berlin, F. Fontane & Co.) kann man nur mit gemischten Gefühlen lesen. Sie enthalten sehr viel Positives und ver-

mitteln Erkenntnis, traurige Erkenntnis, warum es mit Deutschland so kommen mußte, wie es kam. In seiner amtlichen Eigenschaft hat Treskow die Hintergründe fast all der trüben Sensationsprozesse, die bis in den kaiserlichen Hofstaat reichten, kennen gelernt. Es ist gut, daß wir uns an die Atmosphäre erinnern, die sie hervorgerufen hatten. Aber die Art Treskows, zu erzählen, sei es schriftstellerische Ungewandtheit oder das Vorwalten bestimmter Absicht, erwecken wieder und wieder ein peinliches Gefühl, so daß man zweifelnd fragt, ob nicht doch ein gut Teil Klatsch dabei ist. Diese Fragen müssen anders behandelt werden: mit Dokumenten. Für die persönlichen Ansichten und Schicksale des Verfassers vermag man stärkere Anteilnahme nicht aufzubringen.

* * *

Ein für jeden, der sich mit dem Vereinswesen in Deutschland beschäftigt, vor allem für jeden, der in der Lage und willens ist, mit Geld Vereine zu unterstützen, schlechthin unentbehrliches Buch ist das Vademekum von Hans-Werner von Zengen „Das Vereinswesen im heutigen Deutschland“ (Berlin, Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände). Bedauerlicherweise hat gerade auf diesem Gebiet die sittliche Verwilderung schlimmste Blüten getrieben, und große nationale Ziele sind zum persönlichen Vorteil von Glücksrittern und Betrügern mißbraucht worden. Hier bietet nun der Verfasser aus langjähriger persönlicher Erfahrung einen sicheren Führer durch das verwickelte Gebiet, dem man in der Ablehnung gewisser Gründungen vorbehaltlos zustimmt, und sie vielleicht auch auf andere Verbände noch ausgedehnt sehen möchte. — Auch die Bücher von F. Stier-Somlo, Das preußische Verfassungsrecht (Bonn, A. Marcus & E. Weber) und von Kl. Ottel, Die Technik des wirtschaftlichen Verkehrs (Wien, Hölder-Pichler-Tempsky) sind sichere Wegweiser durch den von ihnen behandelten Stoff.

* * *

Es ist zu begrüßen, daß man sich jetzt mit Erfolg bemüht, die so lange vernachlässigte Kenntnis des Auslandes zu verbreiten, vor allem mit Rücksicht auf die deutschen Auswanderer. Die ungeheure Bedeutung der spanisch sprechenden Länder wird endlich richtig gesehen, und wertvolle Arbeiten liegen auf diesem Gebiet vor. Als zuverlässige Führer empfehlen wir: Venezuela von W. Sievers, Mittel-Amerika von K. Sapper, Brasilien von A. Bieler, Südafrika von H. Blumhagen, mit guten Übersichtskarten (Hamburg, L. Friederichsen & Co.), Brasilien, seine Bedeutung für Auswanderer, Exporteure und Kapitalisten von K. Schueler auf Grund langjähriger persönlicher Erfahrungen (Berlin, Barthol & Co.). Ausgezeichnet ist die Sammlung „Kaufmann und Wirtschaft“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt), in der die weltwirtschaftliche Stellung und Bedeutung Spaniens von H. J. Held, die Mexikos von C. Collmann und die Argentiniens von E. W. Schmidt klar und erschöpfend behandelt werden. Bei dieser Gelegenheit sei auch mit Nachdruck auf die Schrift von A. Rühl, Die Wirtschaftspsychologie Spaniens (Berlin, E. S. Mittler & Sohn) und die von Gouverneur H. Schnee, Braucht Deutschland Kolonien? (Leipzig, Quelle & Meyer) hingewiesen.

* * *

Eine Reihe von Büchern, die zum Teil in ausgezeichneter Art den Bedürfnissen des täglichen Lebens dienen, verdienen besondere Erwähnung. Die „Thora Goldschmidt“ (Leipzig, F. Hirt & Sohn), von der uns der spanische und polnische Teil vorliegen, ist eine Sammlung von Bildertafeln für den Unterricht in fremden

Sprachen. Nach der hier angewandten Methode wird der Hauptwert auf die Anschauung gelegt, während der Gebrauch der Muttersprache fast ganz beim Unterricht ausgeschaltet ist. Durch Vermittlung des Auges lernt der Schüler, der die einfachsten Anfangsgründe hinter sich hat, leicht und spielend die Ausdrücke für die Gegenstände seiner Umwelt. Jeder Gegenstand der Bildtafel trägt eine Zahl, unter der beigedruckt der fremdsprachige Ausdruck steht. Diese Bücher erscheinen gerade für den Selbstunterricht geeignet. — Einem Krebsschaden, dem schlechten kaufmännischen Stil, der mit dem amtlichen Stil um die Palme der Scheußlichkeit ringt, gehen zwei frisch und mit erfreulichem Temperament geschriebene Bücher energisch zu Leibe: Vom schlechten zum rechten Handelsbrief, der gute Stil des deutschen Kaufmanns (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) von H. Cloy und Der kaufmännische Stil, von B. Betcke (Leipzig, Hesse & Becker). — Sehr gut sind die klaren, kenntnisreichen Bände von „Gloeckners Handelsbücherei", die auf breiter Grundlage die Berufsbildung des Kaufmanns vertiefen will, indem sie ihm neben den Elementen seines Berufs auch die Zusammenhänge seiner Arbeit mit dem Ganzen zeigt (Leipzig, G. A. Gloeckner). Kürzlich sind erschienen: Die Privatversicherung im Dienste des Kaufmanns von J. Koburger und Der kaufmännische Schriftverkehr mit dem Auslande von H. Lüdke. In 9. Auflage liegt das bewährte „Gloeckners Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz", bearbeitet von W. Völkner, vor.

* * *

Das für den Politiker wie den Wirtschaftler gleich unentbehrliche „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich", 1921/22, herausgegeben vom Statistischen Reichsamt (Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft) ist in seinem 42. Jahrgang wieder in alter Vollständigkeit und erweitertem Umfang erschienen. Wer es lesen kann — und auch der Laie kann die Sprache der Zahlen leicht verstehen lernen — erhält hier ein Material, aus dem er die großen wie die kleinen Zusammenhänge des wirtschaftlichen und politischen Geschehens klar zu erkennen vermag und auch hier die unseligen Folgen einer Politik durch nüchterne Daten belegt findet, die eben keine Politik ist. Ob sich die deutsche Regierung wohl eigentlich darüber klar ist, was dieses Buch für sie bedeutet? Was es gegen den „Frieden" von Versailles bedeutet, nutzt sie ja leider nicht aus. — Gleichfalls unentbehrlich für jeden, der sich mit dem Grenz- und Auslanddeutschtum beschäftigt, ist das große Werk: Die von Preußen abgetretenen (weggerissenen wäre richtiger!) Gebiete (Berlin, Verlag des Preußischen Statistischen Landesamts). Hier ist ausgezeichnete Arbeit geleistet, und gerade die kühle Sachlichkeit läßt die Widersinnigkeit des Geschehenen besonders stark hervortreten. Das Werk enthält eine Hauptübersicht, ein Gemeinde- und Ortsverzeichnis der durch die neuen Landesgrenzen zerrissenen Kreise nebst Flächengröße und Einwohnerzahlen.

* * *

Robinson Crusoe — welch eine Fülle von Erinnerungen, atemloser Spannung und heimlichen Schauers steigt herauf aus der Kindheit bei diesem Namen! Durch das Lesen dieses Buches ist man als Kind in einen Bann geschlagen, der sich lebenslang nicht lösen wird, und so ist es allen ergangen, und wird es auch in Zukunft allen ergehen, die das Buch nur je in die Hand bekommen. So begrüßt man es mit stärkster Freude, als Erwachsener die Bekanntschaft erneuern zu können und nun erst den wahren Robinson Crusoe kennen zu lernen. Den unsterblichen Roman von Daniel Defoe hat H. Reisiger aus dem englischen Urtext in ein prächtiges Deutsch übertragen (München, F. Hanfstaengl), nur die gar zu breiten, morali-

sierenden Betrachtungen kürzend. Der Stoff zwingt einfach, das Buch von Anfang bis zu Ende wieder zu lesen, und man bewundert den Blick und die Kunst des Defoe, der aus der Tatsache, daß ein schottischer Matrose, namens Alexander Selkirk, auf einer Insel an der chilenischen Küste fünfeinhalb Jahre in Einsamkeit verbrachte, ein Menschheitsbuch geschaffen hat. Die 60 Zeichnungen von Ernst Pengoldt, die von ganz besonderem Reiz sind, trotz gelegentlichem Streifen an Parodie, erhöhen den Wert dieses köstlichen Buches.

* * *

Besondere Anerkennung verdienen wieder die hier immer gerühmten Sammlungen, die trotz der Ungunst der Zeit ihre unermüdliche, umsichtige und für das deutsche Volk notwendige Arbeit fortsetzen. In Reclams Universalbibliothek sind als sehr willkommene Gabe „Die deutschen Volksbücher" von Gustav Schwab in neun Bändchen erschienen, eingeleitet von Max Mendheim. Auch Friedrich Lists Schrift „Über den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland", eingeleitet von Otto Jöhlinger, ist sehr zu begrüßen, da die Kenntnis der Werke dieses wahrhaft Großen immer noch sehr unvollkommen ist. Ebenfalls einen guten Griff bedeutet die Aufnahme von E. A. Brehms, „Die Säugetiere". Staatsbürgerlicher Bildung dient das von G. Bergmann herausgegebene Bändchen, enthaltend zwei Schriften von Lord Bolingbroke, „Das Bild eines patriotischen Königs" und „Ein Brief über den Geist des Patriotismus". Für die Kenntnis russischer Literatur arbeiten die sieben Bände „Phantasien und Geschichten" von Nikolaus Gogol und die sehr reizvollen „Erinnerungen eines Musikers" von Peter Tschaikowsky. Im Sinne des inneren Zusammenhangs des gesamten Deutschtums leisten die „Tiroler Novellen des 19. Jahrhunderts", veranstaltet von Anton Dörrer, mit kürzeren Erzählungen von J. Schuler, G. Müller, G. D. Zingerle, A. Pichler und A. Renk, ebenso wie die „Tiroler Novellen der Gegenwart", ebenfalls von Dörrer herausgegeben und mit biographischen Notizen versehen, gute Dienste. Aus der neueren Literatur bringt die Bibliothek: „Der violette Tod" von G. Meyrink, „Dolores" von Julius Havemann, „Der Handschuh" von E. Ertl, „Der Glückfinder" von A. Huggenberger, „Das Wiesenmärchen" von K. Tietsch und von der Missionarin K. Zitelmann „Die schwedische Gräfin" und andere Novellen. In der Dramenreihe sind G. Hirschfelds Tragödie „Das hohe Ziel" und K. Geuckes „Sebastian" erschienen. — Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" (Leipzig, Quelle & Meyer) bringt neu heraus: „Soziale Fragen im Urchristentum" von E. Lohmeyer, „Das Griechentum und seine Weltmission" von Frhr. v. Bissing, „Städtebaukunst" von H. Ehlgötz; „Die ostasiatischen Kulturreligionen" von J. Witte; Grundlagen der Naturphilosophie von Th. Ziehen; Grundzüge der deutschen Volkskunde von H. Naumann; Die Gedichte Homers von E. Bethe; Grundfragen christlicher Lebensgestaltung von R. Hupfeld. — Die Sammlung Göschen (Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger) gibt die 3. Auflage von R. Sternfelds „Französischer Gedichte" und der „Völkerkunde" von M. Haberlandt neu heraus. D. R.

Dänische Erzähler

Dänische Erzähler schreiben gut. Man stellt dortzulande hohe Ansprüche an das literarische Handwerk. Gepflegte Sprache, ein durch Selbstkritik geschulter Geschmack, aber auch eine gewisse psychologische Feinfühligkeit und die Fähigkeit künstlerisch geordneter Erzählung sind Voraussetzungen literarischer Anerkennung, die mit Strenge behauptet werden. Die Folge ist ein hoher Durchschnittsstand der

allgemeinen literarischen Kultur. Den mit dem dänischen Schrifttume bekannten Deutschen erfaßt leicht ein Gefühl der Beschämung, wenn er sieht, daß in Deutschland Romane Leser finden, ja es zu großen Auflagen bringen, die unsere Muttersprache mit der Holzaxt bearbeiten, und es an Geschmack wie an künstlerischer Schulung bitter fehlen lassen. Die Kehrseite der Medaille ist freilich eine allgemeine formalliterarische Verflachung der dänischen Talente. Die Ursprünglichkeit leidet, der Wagemut fehlt, es fehlen die Naturen, die, aus dem Strome tiefen, leidenschaftlichen Erlebens schöpfend, sich nicht scheuen, die Form zu zerbrechen, die zart gehüteten Grenzen des guten Geschmacks zu überschreiten. Die Literatur verschlingt die Dichtung. Es bewährt sich die tiefe Wahrheit des Goethe-Wortes: „Nur das Unvollkommene ist produktiv."

Die drei Erzähler *), deren Werke hier zur Besprechung stehen, erheben sich über den literarischen Durchschnitt. Sie sind Dichter.

Das Buch Thit Jensens (übrigens der Schwester Johannes V. Jensens) gilt dem nicht selten behandelten Problem von der Erde, die dem Bauern entgleitet (es sei an Polenz' „Büttnerbauern" erinnert). Der harte jütische Bauer zwingt den Sohn, auf seine Liebe Verzicht zu leisten und die ungeliebte reiche Frau zu heiraten, um das Erbgut zu retten. Darüber zerfließt diesem sein Leben. Die Erde ist stärker als die Menschen; sie saugt sie aus, bereichert und schmückt sich mit ihrer Arbeit und wirft sie weg, wenn sie verbraucht sind: das ist das dunkle Grundmotiv der Erzählung. Der letzte der Kjaer auf Edensdal ist der Erde nicht mehr gewachsen. Die Passivität, mit der er sein Schicksal nimmt und sein Leben verdämmert, ist dänische Tonart; dänisch aber auch die Feinheit, mit der die Gestalten modelliert sind und die Entwicklung motiviert wird. Es ist ein Drama in Moll, eine Erzählung in Herbstfarben, die kunstvoll an dem kurzen, strahlenden Sommer der Lebensfreude und des Liebesglücks kontrastiert sind.

Otto Rung gehört zu jenen, die des Werktags mit den Akten und des Sonntags zum Helikon gehen. Das soll nicht mehr besagen, als daß er seines bürgerlichen Berufes Jurist — ich glaube: Richter — ist; nicht aber, daß er als Dichter Dilettant sei. Vielmehr zählt er zu den angesehensten Vertretern des zeitgenössischen dänischen Schrifttums, und auch bei uns ist eine Reihe seiner Werke wohlbekannt und nach Gebühr geschätzt. Was ihnen einen kräftigeren Blutumlauf gibt, als ihn dänische Erzähler in der Regel aufbringen, das ist gerade, daß sein Beruf den stärksten Nährboden seiner Kunst bildet. Verbrechen und Verbrecher, Richter und Angeklagte, Schuld und Strafe, das sind die Gegenstände, die er vorzugsweise behandelt. Er behandelt sie mit einer gründlichen Kenntnis, die Vertrauen und Anteil erweckt, mit einem psychologischen Verständnisse, das in geheimste und verwickeltste Gänge des Seelenlebens hineinleuchtet, und mit einer vornehmen und ernsten Humanität, die auch im Verworfensten noch den Menschen und das Menschliche sucht und erkennt, ohne sich drum ins Weichlich-Sentimentale zu verlieren. Der vorliegende Novellenband zeigt sein Talent auf der Höhe. Gericht, Gefängniszelle, Strafanstalt sind die Schauplätze, Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrecher, Defraudant und Vagabund die „Helden"; der Vagabund ist Rungs Liebling, und bei der Schilderung seines fahrenden Daseins entfaltet er allerlei glückliche Humore. Die Atmosphäre des Untersuchungsgerichtes, durch das sich tagaus, tagein der trübe, klebrige Strom der Angeklagten und der Zeugen wälzt, die finstere Ordnung der Strafanstalt sind mit greifbarer Lebendigkeit geschildert; aus der Unterwelt des Verbrechertums wird

*) Die Erde. Roman von Thit Jensen. Übersetzt von Erwin Magnus. Leipzig, Dürr & Weber. — Sünder und Schelme. Ein Novellenbuch von Otto Rung. Georg Müller, Verlag, München. — Der Richter. Roman von Sophus Michaelis. Übersetzt von Erwin Magnus. Leipzig, Dürr & Weber.

eine überraschende Fülle von Charakteren und Schicksalen herausgeholt, und hinter dieser bunten Reihe von Bildern und Gestalten steht als großer und schwerer Horizont immer der Gegensatz zwischen den Notwendigkeiten der bürgerlichen Gerechtigkeit und der Zwangsläufigkeit der seelischen Entgleisungen der Stiefkinder der Gesellschaft.

Man ist überrascht, auch Sophus Michaelis, der seine reife Künstlerschaft an ganz anderen Gegenständen bewährt hat, gleichfalls mit dem Problem von Schuld und Strafe beschäftigt zu finden. Sein Richter ist der Sprößling eines uralten Juristengeschlechtes, der mit dem Probleme an seinen eigenen Erfahrungen sozusagen experimentiert. Seine juristischen Instinkte sind erblich aufs höchste geschärft, aber der Ahnen unantastbares Gefühl der inneren Sicherheit und Einigkeit mit sich selbst ist bei diesem Spätling skeptisch zersetzt. Er entdeckt Verbrecherneigungen und Verbrecherhandlungen im eigenen Lebensgange und in seiner Umwelt, er wird der haarfeinen Scheidelinie inne, die den bürgerlich Rechtschaffenen vom Verbrecher trennt, und er wird zum Verfechter einer großen Strafreform. Sein Plan wird zur Wirklichkeit durch den Willen der Königin, die ihm ihre Liebe geschenkt hat. Das in zarten Farben geschilderte Verhältnis zwischen ihr und dem obersten Richter des Landes schmeckt fast etwas nach H. C. Andersens Stil, aber Michaelis hat auch die Erzählung in eine leicht märchenhafte Atmosphäre gerückt, indem er ihr ein Irgendwo, ein Land Musca zum Schauplatze gibt, an dessen Lage zwischen Öresund und Nordsee freilich nach zahlreichen schalkhaften und ironischen Anspielungen kein Leser irre sein kann. Nur will der Märchenschein und die flott realistisch durchgeführte und reich ausgestattete Schilderung der Erlebnisse des Helden stilistisch nicht immer recht zusammengehen, und die ausgedehnten rechtsphilosophischen Erörterungen werden um so mehr als Ballast empfunden, als die vielberufene Reform am Ende doch nicht befriedigen kann. Aber der Dichter ist ja auch kein Strafrechtsreformer, und es bleibt das Bild einer interessanten Persönlichkeit, in der sich uralt ererbte und erstarrte Rechtsanschauungen unter dem Einflusse eines verfeinerten, ins Schwanken geratenen sozialen und menschlichen Empfindens auflockern. Ein Streben nach neuer Ethik, das vom Ästhetischen ausgeht und zuletzt auch am Ästhetischen strandet.

Albert Dresdner.

Politische Rundschau

Verhältnismäßig glatt und rasch ist im vergangenen Berichtsmonat Kemal Paschas Vorstoß zur Wiederaufrichtung der türkischen Macht seinem vorläufigen Ziele entgegengeführt worden. Kemal Pascha hat sich, wie von ihm zu erwarten war, wiederum als besonnener und zielsicherer Staatsmann bewährt. Er ist nicht zur Figur auf dem Schachbrette herabgesunken, auf dem Frankreich und England ihren weltpolitischen Gegensatz auskämpfen, sondern hat die Führung behalten. Die Entschlossenheit seines Vormarsches gegen Konstantinopel nötigte die Engländer zu einer Vorverhandlung in Mudania, wo Kemal seinen französischen Berater Franklin Bouillon und den englischen Unterhändler General Harrington gegeneinander auszuspielen vermochte. Das Ergebnis war, daß das neutralisierte Gebiet längs des Marmarameeres auf der kleinasiatischen Seite wesentlich schmäler abgesteckt wurde, daß die Griechen Mitte Oktober mit der Räumung Ostthraziens beginnen mußten, daß bis zum 1. Dezember achttausend Mann türkischer Gendarmerie das geräumte Land, wenn schon noch unter der Verwaltung des Verbandes, besetzen

werden, und daß auch die militärische Räumung Konstantinopels durch den Verband in Aussicht steht. Der kluge Türke scheint den Engländern so viel abgenötigt zu haben, wie er sich nach Maßgabe seiner Kräfte zu erreichen zutrauen durfte. In Griechenland brach darüber eine Revolution aus, durch die König Konstantin nun wohl endgültig Thron und Land verlassen mußte. Sein Sohn Georg hat die Regierung übernommen. Der wirkliche Einfluß ist an Konstantins alten Gegner Denizelos gefallen. Denizelos aber übt das Ministerpräsidium nicht selbst aus, sondern versuchte zunächst, einmal in Paris und London die Folgen der Niederlage seines Volkes möglichst abzuschwächen. Viel Gehör fand er bisher nicht. Seine Hoffnung, Thrazien, wenn die Griechen es aufgeben müssen, wenigstens nicht in die Hände der Türken geraten zu lassen, blieb vergeblich. Unterdessen wird die Not vieler Zehntausende aus Kleinasien in das Mutterland geflüchteter Griechen beständig größer. Auch in England hat der türkische Erfolg eine heftige innerpolitische Krisis hervorgerufen, Lloyd George neigte sichtlich dazu, den Forderungen Kemals Widerstand entgegenzusetzen. Bonar Law dagegen, der Führer der Konservativen im Kabinett, Lord Curzon, der durch seine lange Erfahrung als indischer Staatsmann die vorderasiatischen Kämpfe auf ihre Tragweite hin innerhalb des Kabinetts am besten beurteilen kann, und General Harrington waren dafür, daß das auflodernde Feuer möglichst schnell wieder abgedämpft wurde. Curzon unterhandelte persönlich in Paris, um mit den Franzosen ins Einvernehmen zu kommen. Bonar Law kritisierte Lloyd Georges Politik öffentlich. Dieser antwortete in einer Rede zu Manchester und suchte dort Deckung hinter den alten Überlieferungen der englischen Liberalen. Der Widerhall der Äußerungen beider Staatsmänner in der öffentlichen Meinung zeigte deutlich, daß die Stellung des leitenden Ministers an Festigkeit und Rückgrat gegen die Zeit der Genueser Konferenz noch verloren hat. Wer aber sollte ihn ersetzen? Wer hatte nun wirklich den Mut, ihn zu stürzen? Da hat der Zufall, daß eben in diese Tage eine Nachwahl fiel und die Wähler ihren Widerwillen gegen den abgewirtschafteten englischen Erzberger mutiger als ihre parlamentarischen Vertreter bekannten, in die Parteien plötzliche Bewegung gebracht. Die Konservativen sagten sich in ihrer Mehrzahl von der durch Lloyd George geführten Koalition los, und die Folge war sein sofortiger Rücktritt. Mit der Bildung des neuen Kabinetts ist Bonar Law vom König beauftragt worden. Unter diesen Umständen, aber auch nur unter ihnen, erscheint es glücklich, daß bei uns die Parteien der Mitte die Wahl des Reichspräsidenten, die für den 3. Dezember vorgesehen war, vertagt haben. So wird es den Engländern nicht möglich sein, den Blick der Welt von ihren eigenen inneren Schwierigkeiten auf unsere Nöte abzulenken und die Welt von der deutschen Reaktion oder dem deutschen Sozialismus, je nach dem Ausfall der Wahl, statt von sich zu unterhalten. Lloyd George hat sein Amt mit der Losung angetreten, daß er uns niederboxen werde. Er hat die Blockade noch über den Waffenstillstand hinaus aufrechterhalten. Er hat unsere volle Entwaffnung durchgesetzt, und er trägt, wie wir noch jüngst von Loucheur erfuhren, auch die Verantwortung dafür, daß unsere Schuld in London im Frühjahr 1921 auf 132 Milliarden festgesetzt wurde. Seine oberflächliche, sprunghafte, rein demagogische Natur trägt einen wesentlichen Teil der Schuld daran, daß die Weltpolitik nur immer mehr verfahren worden ist. Noch vor wenigen Wochen faltete er fromm die Hände, um uns Gott zu empfehlen, falls wir wirtschaftlich immer mehr herunter kämen. Nun hat Gott zunächst ihm selber geholfen. Vox populi, vox Dei.

Mudania war immerhin nur eine Vorverhandlung. Der Friede soll erst auf einer künftigen Konferenz geschlossen werden. Schon heute unterliegt es aber kaum noch einem Zweifel, daß bei der Friedensverhandlung selber der türkisch-griechische

Streit keine Bedeutung mehr haben und dafür die Dardanellenfrage wieder vornean stehen wird. An der Dardanellenfrage sind Frankreich und vor allem Rußland mit beteiligt. Die Franzosen haben demgemäß schon im September durch den Lyoner Bürgermeister Herriot mit den Bolschewisten in Moskau selbst Fühlung genommen. Die Bolschewisten, die während der letzten Monate auffällig ruhig geworden waren, sind wieder in lebhaftester Bewegung. Sie haben den von Krassin in Berlin geschlossenen Urquhart-Vertrag nicht bestätigt. Dabei verhandeln sie nach allen Richtungen hin, zum Beispiel mit Holland und Belgien, über ähnliche Verträge. Sie haben denn auch offen erklärt, daß ihr Entschluß auf das politische Verhalten Englands zurückzuführen sei. Tschitscherin reiste nach Warschau, in die polnische Filiale Frankreichs, um dort gut Wetter zu machen. Kemal forderte in Mudania, daß Rußland ebenso wie die Ukraine zu der Verhandlung über den Frieden eingeladen würden. Da er auf der sofortigen und ausdrücklichen Annahme dieser Forderung nicht bestand, schlugen die Russen einen drohenden Ton gegen ihn an, dessen Widerhall sich auch in der Berliner „Roten Fahne" bemerkbar machte. Unwillkürlich erinnern wir uns der ähnlichen russisch-französischen Annäherungsversuche und der gegenseitigen türkisch-russischen Unterstützung vor und während der Genueser Konferenz. Den Haupttrumpf gegen England spielten die Bolschewisten damals freilich durch den Vertrag von Rapallo mit uns aus. Was haben wir diesmal im Spiele zu tun? Welche Bedeutung kommt uns zu? Damals schob uns England aufs Kampffeld, und dadurch wurde es den Russen möglich, sich unserer zu bedienen. Heute hält uns England sorgfältig beiseite; und daß wir uns von selbst in eine Stellung bringen, in der man mit uns rechnen muß, darf wohl als ausgeschlossen gelten. Dabei ist die Glut, die sich im Orient ausbreitet, aus dem Blut unserer tapferen Soldaten aufgelodert, und was im Orient geschieht, steht noch im engsten Zusammenhange mit dem Weltkriege.

Einen mittelbaren Einfluß deutscherseits auf den Gang der Dinge am Bosporus könnte vielleicht die Auswirkung des Stinnes-Lubersac-Abkommens ausüben. Um so mehr muß uns erschrecken, daß nicht nur die Wühlarbeit der Sozialdemokratie dagegen andauert, sondern daß auch das Unternehmertum im Eifer des Wettbewerbs die Stoßkraft des Abkommens aufzuheben droht, und daß selbst in den Reichsministerien Maßnahmen getroffen werden, die den deutschen Vertragsteil dem Verdachte der Illoyalität auszusetzen geeignet sind. Stinnes wird sich, zumal die Einwände gegen die von ihm mit dem Abkommen innerpolitisch verfolgten Zwecke insbesondere aus Süddeutschland kommen, durchaus als Führer bewähren müssen, wenn die vortrefflich eingeleitete Sache durchgehalten werden soll. Daß er es tut, erscheint um so dringlicher, als die Franzosen die Atempause, die durch das Ergebnis von Mudania und durch den englischen Kabinettswechsel im Orient entstanden ist, sichtlich benutzen wollen, um wieder uns gegenüber einen Schritt vorwärts zu kommen. Sie haben in dem Wiedergutmachungsausschuß die Forderung aufgestellt, daß wir — in logischer Entwicklung der Eingeständnisse Wirths und Rathenaus vom letzten Frühjahr — in volle Finanzaufsicht genommen werden. Bradbury ist schon vor ihnen zurückgewichen. Wir vergleichen mit der völlig energielosen Haltung unseres Ministeriums und unserer öffentlichen Meinung gegen die drohende Ottomanisierung unseres Vaterlandes die Tatsache, daß Rußland zur selben Zeit die allgemeine Wehrpflicht wieder einführt.

Wieweit Rußland, wieweit Kemal den weiteren Verlauf der Verhandlungen zu beherrschen vermag, hängt selbstverständlich an erster Stelle von der inneren Leistungsfähigkeit Rußlands ab. Sie beruhte seit dem November 1917 auf der Persönlichkeit Lenins. Er ist über seiner Erkrankung immer mehr zurückgetreten. Zuständige versichern, daß er demnächst noch einmal hervortreten wolle, um, was

auseinanderstrebe, wiederum zu binden; darüber hinaus jedoch werde seine Kraft nicht mehr reichen. Anderseits ist Kemals Stärke wesentlich von dem Rückhalt bedingt, den er an der gesamt-islamitischen Bewegung findet. Dauernd wiederholen sich die Meldungen über die Genugtuung, die Afghanistan über die glücklichen Ergebnisse von Kemals Politik empfindet. Seltsam stumm sind die englischen Kabel über alles geworden, was sich in Indien, Ägypten und Irland zuträgt. Ob daneben noch die von der englischen Presse behaupteten neuerlichen Siege Enver Paschas in Mittelasien die Russen am Mitkämpfen um die Dardanellen hemmen werden, läßt sich nicht übersehen, solange die Nachrichten nicht überprüft werden können.

Sehr beengt erscheint die Bewegungsfreiheit Italiens an der Seite der ihm befreundeten Westmächte. Schwankte es früher wohl, mit welcher von beiden es gehen sollte, und wurde seine Politik darüber zuweilen übervorsichtig, so ist diesmal die Ursache seiner Zögerungen die innere Politik. Die Sozialisten, ihre Mitträger neben den katholischen „Popolari", haben sich rettungslos gespalten. Die Gewalt im Staate ist tatsächlich an die Fascisten übergegangen. Deren Leidenschaft hat sich aber in den vergangenen Wochen mehr gegen das deutsche Volkstum in Südtirol als gegen die Sozialisten ausgelöst. Immer wieder bricht in ihnen der gehässige und blinde irredentistische Geist hervor und lenkt sie von ihrer großen Nachkriegsaufgabe, der Fernhaltung des Bolschewismus von Italien, ab.

Nicht imstande, sich aussichtsreich an der Weltpolitik zu beteiligen, mag Italien eine gewisse Entschädigung für seinen Verzicht darin finden, daß einer seiner Söhne mit der Aufsicht über Österreich beauftragt wurde, die der Völkerbund als Gegenleistung für die unseren Volksgenossen endlich gewährte Anleihe für nötig befunden hat. Ob der Beauftragte neben den Agenten der großen Banken, die Österreich den Kredit zur Verfügung stellen sollen, Einfluß zu erlangen vermag, darüber muß er sich aber erst ausweisen. Vorläufig hat sich Österreich wie ein echter Germane, der im Spiel all sein Gut verlor, durch die Verschreibung an den Völkerbund den Westmächten als Sklave verkauft. Es hat damit die Erfüllungspolitik bis zum äußersten getrieben. So schwebt die Hoffnung, daß ihm nunmehr ernstlich geholfen werde, nur auf den Lippen seiner Staatsmänner; sie lebt nicht in den Herzen der armen, verzagten Bevölkerung.

Die Hilfe an Österreich ist das Hauptanliegen gewesen, womit sich der Völkerbund in seiner letzten, am 4. Oktober geschlossenen Tagung abgab. Die Absicht Lloyd Georges, Frankreich die Führung des Bundes zu entringen, ist ebenso sofort im Keime erstickt worden, wie vorher in Genua der denselben Zweck verfolgende „Treuga Dei"-Plan des englischen Ministers abgebogen wurde. Frankreich scheint den Völkerbund nach wie vor fest in der Hand zu haben.

Dagegen sind im kleinen Verbande erhebliche Unsicherheiten zu verzeichnen. In der Tschechoslowakei hat das Ministerium gewechselt. Seine Leitung ist an die Agrarier übergegangen, von denen man sich hier und da bei uns eine größere Bereitschaft zur Verständigung mit den Deutschen des tschechoslowakischen Staatswesens verspricht. Benesch ist in das neue Ministerium als Außenminister übergetreten. Sein für den Sommer angekündigter Rücktritt ist also nicht erfolgt. In dem jugoslawischen Ministerium kam es über der Rückwirkung auf den türkischen Vormarsch fast zu Prügeleien. Die Regierung hat Kemal zu seinem Siege beglückwünschen lassen. Anderseits hat sie engere Fühlung als bisher mit England genommen. Vielleicht widerspricht sich beides nicht so sehr, wie es den Anschein hat, vorausgesetzt, daß wir es in Mudania mit einem ernstgemeinten Anlaufe Englands zu tun hatten, angesichts der anschwellenden Erregung im Islam und im Hinblick auf die eigenen bundesgenossenschaftlichen Beziehungen zu Frankreich, das Verhältnis zur Türkei freundlich, mindestens auf einige Zeit erträglich zu gestalten. Auch

mit Bulgarien dürfte sich England besser stellen wollen. Von den bulgarischen Wünschen zu dem Waffenstillstand am Bosporus ist der auf die Neutralisierung der beiden Mariza-Ufer in Mudania erfüllt worden.

Die Vereinigten Staaten haben, obwohl möglichst geräuschlos, so doch entschiedener, als wir es von ihnen seit Wilsons Rücktritt abendländischen Begebnissen gegenüber gewohnt sind, in Mudania ihren Druck bemerklich gemacht. Sie haben die Ausführung des Washingtoner Abrüstungsabkommens verschoben. Sie lassen offen, ob sie nicht auch auf der Friedenskonferenz vertreten sein werden. Durch den Ölreichtum ihres Bodens hat die Welt des Islams ein Interesse für die Vereinigten Staaten. Mesopotamien und Persien ziehen sie gleichmäßig an. In diesem Zusammenhange gewinnt auch die Vermutung an Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht gleichgültig gegen das Mißglücken der japanisch-bolschewistischen Konferenz in Tschang-Chun geblieben sind, weil sie mit der Regierung in Tschita in eifrigen Unterhandlungen über Ölvorkommen stehen.

Japan hat nun wieder China einen Schritt entgegengetan. Es will Kiautschou räumen. In Argentinien hat der Deutschland nicht fremde, noch jüngst von der Frankfurter philosophischen Fakultät mit dem Ehrendoktorat ausgezeichnete Präsident Alvear sein Amt angetreten. Pertinacior.

Kronprinz Wilhelm. Meine Kriegserinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf. Berlin 1923. E. S. Mittler und Sohn.

Die militärischen Erinnerungen aus dem Weltkriege, die Kronprinz Wilhelm uns in seinen Aufzeichnungen über seine persönlichen Erlebnisse versprochen hatte, liegen jetzt in einem schön ausgestatteten Bande vor. Der Verfasser will in diesem Buche den Kämpfern seiner 5. Armee und seiner Heeresgruppe ein Denkmal setzen und kündigt solches in einem schönen, warm empfundenen Geleitwort an. Schon dieses läßt den Geist erkennen, der das ganze Buch durchzieht. Es ist abgeklärt und im höchsten Maße vornehm gehalten, voll eingestreuter, tief empfundener und wahrer Bemerkungen. Überall zeigt sich ein gesundes Urteil und treffender soldatischer Blick. Der Leser wird gefesselt durch das Lebensvolle der Darstellung. Dabei verliert sie sich nirgends in Einzelheiten, wozu der große Umfang der geschilderten Kriegsereignisse und die Größe der vom Kronprinzen befehligten Heeresverbände leicht hätte verführen können. Das Gesamtbild erleidet trotzdem keinen Eintrag. Karten und Textskizzen helfen, wo es nötig ist, nach.

Kronprinz Wilhelm, dem im Kriege das Kommando über die 1. Gardedivision zugedacht gewesen war, sah sich wider Erwarten infolge der Erkrankung des Generaloberſten von Eichhorn gleich zu Beginn an die Spitze der 5. Armee gestellt. Sein kaiserlicher Vater eröffnete ihm dieses, indem er ihn gleichzeitig an die Befolgung der Ratschläge seines Generalstabschefs, des Generalleutnants Schmidt von Knobelsdorf, verwies. Generaloberst v. Moltke schränkte das insofern ein, als er dem Kronerben sagte: „Sie haben guten militärischen Blick und gesunden Menschenverstand. So wie die anderen werden Sie die Sache auch machen. Vergessen Sie nie, daß der Armeeführer verantwortlich ist und bleibt. Der Chef hat seinen Rat zu geben.“ Militärischen Blick und gesunden Menschenverstand hat der Kronprinz in der Tat während des Krieges überall bewiesen. Vor allem bewahrheitete sich an ihm, was bereits vor 40 Jahren Feldmarschall v. d. Goltz in seinem „Volk in Waffen“ aussprach, daß fürstliche Abstammung über manches hinweghelfe. „Sie ist für einen begabten Mann ein wertvolles Wiegengeschenk. Sie gewöhnt früh an eine Herrscherrolle, an große Verhältnisse, erleichtert die Übernahme von Verantwortung. Schnellere Beförderung führt den Fürstensohn in jungen Jahren in diejenigen hohen Stellungen, die sonst nur alternde Männer erreichen und deren Ausfüllung doch frische Jugendkraft erfordert.“

Zu Anfang des Buches findet sich eine spannende Darstellung der Schlacht bei Longwy vom Standpunkt des Armeeoberkommandos. Dessen Entschluß, sie angriffsweise durchzukämpfen, statt dem Feinde, der ja selbst mit starken Kräften offensiv wurde, anlaufen zu lassen und so die Wirkung neuzeitlicher Feuerwaffen voll in der Abwehr zur Geltung zu bringen, um erst dann zum Gegenangriff zu schreiten, wie es die Oberste Heeresleitung anriet, wird man freilich nicht unbedingt beipflichten können. Einem Führer von so ausgesprochenem Schneid, wie ihn der Kronprinz besitzt, der wie wenige die Gefahr liebt, fühlen wir nach, daß er am zweiten Schlachttage nicht länger bei den Karten aushielt,

und daß es ihn nach vorne zu seinen Truppen zog. Wie hier, so hat er überall im Kriege die gewinnende Macht seiner frischen Persönlichkeit zum Vorteil des Ganzen zur Geltung zu bringen gewußt. Aus späterer Zeit des Krieges schreibt der Kronprinz: „Ich habe auch als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe es als meine oberste Pflicht betrachtet, die Kommandobehörden, Truppen und Kampfgebiete so oft als möglich aufzusuchen." Er bedauert nur, infolge der großen zurückzulegenden Entfernungen und der Gebundenheit an den Sitz des Oberkommandos dieser Führerpflicht nicht mehr in dem Maße haben nachkommen zu können, wie noch als Oberbefehlshaber der 5. Armee. Innerhalb der ihm gesetzten Grenzen aber hat er bewiesen, daß auch im Massenkriege und im Stellungskampf selbst die höchstgestellten Führer, wenn sie beweglich bleiben, mit Erfolg persönlich einzuwirken vermögen.

Von hohem Interesse ist, daß die Gefahr, die 1914 dem rechten deutschen Heeresflügel an der Marne drohte, bei dem auf dem linken Flügel der Umfassungskräfte befindlichen Oberkommando der 5. Armee frühzeitig erkannt und zutreffender gewürdigt worden ist als bei der Obersten Heeresleitung. Die Unzulänglichkeit des Generaloberſten v. Moltke gesteht der Kronprinz bei aller Wertschätzung seines Charakters offen zu. Bei dem späteren Angriff auf Verdun hat er, nachdem der erste gelungene Ansturm zum Stehen gekommen war, frühzeitig erkannt, daß wir dort nicht zum erstrebten Ziele kommen würden. Er hat sich im Gegensatz zu seinem Chef lange Zeit vergeblich bemüht, die Einstellung des Angriffs bei der Obersten Heeresleitung durchzusetzen, und hier ein durchaus selbständiges Urteil bei gewissenhafter Abwägung der einschlägigen Verhältnisse bewiesen. Keineswegs hat hierbei Verzagtheit mitgesprochen. Für sie gab es in diesem tapferen Hohenzollernherzen überhaupt keinen Raum. Der Kronprinz bekennt sich vielmehr gelegentlich ausdrücklich zum Optimismus — und wie wäre ein tüchtiger Heerführer ohne solchen zu denken? — nur verwahrt er sich gegen falsch angebrachten Illusionismus, vor allem hinsichtlich der Gesamtlage Deutschlands und seiner inneren Verhältnisse, von dem sich leider sein kaiserlicher Vater nicht freizuhalten gewußt hat. Die Eigenwilligkeit seines Chefs, dessen bei aller militärischen Tüchtigkeit begrenzter Blick für das gewaltige Ausmaß dieses Krieges und das ihm fehlende Verständnis für die Psyche der Soldaten angedeutet werden, haben diesen dem Kronprinzen schließlich entfremdet. Um so fester gestaltete sich später das Band, das ihn mit dem General Grafen v. d. Schulenburg verband. Die Art, wie diese Dinge behandelt werden, machen dem fürstlichen Verfasser Ehre. Seine Ausführungen bilden in ihrer Art auch eine Kritik des im Laufe des Krieges bei uns immer mehr einreißenden falschen Systems nahezu ausschließlichen Wirkens durch den Generalstab unter Umgehung der höheren Führer.

Vom Jahre 1917 und der Bildung besonderer Heeresgruppenstäbe über den Armeen an nimmt die Darstellung eine mehr summarische Gestalt an. In dieser Form erleben wir mit dem Kronprinzen die Abwehrschlachten von 1917, die erhebenden Eindrücke der großen Angriffsschlachten von 1918 und die harten Schlußkämpfe dieses Jahres. Richtiger als Ludendorff hat er erkannt, daß der Gedanke des großen Angriffs zu beiden Seiten von Reims, um diesem eine Offensive gegen die Engländer in Flandern folgen zu lassen, das Maß unserer Kräfte zu jener Zeit weit überstieg. Besser auch als die Oberste Heeresleitung hat er die zersetzenden Einflüsse zu würdigen gewußt, die sich in unserem Heere geltend machten.

Dieses Buch läßt gleich dem ersten, gemeinsam mit Karl Rosner herausgegebenen des Kronprinzen, dessen menschlich wie soldatisch gleich sympathische Gestalt hervortreten. Wie jenes stellt es ungewollt diejenigen an den Pranger, die sich unterfangen, die Söhne Kaiser Wilhelms II. zu verunglimpfen. Die Prinzen haben ausnahmslos im Kriege vorbildlich ihren Mann gestanden und den alten Ruf ihres Hauses in hingebender Pflichttreue unter rücksichtslosem Einsatz ihrer Person bewährt. Der Kummer, daß der Heldenleistung des deutschen Heeres und seiner im ganzen doch trefflichen Führung kein besserer Kriegsausgang beschieden war, bemächtigt sich eines alten Soldaten, wie beim Lesen jeden Kriegsbuches, so auch bei diesem. Er ergreift ihn geradezu mit körperlichem Weh. Das rege Mitgefühl mit dem völlig unverschuldeten Schicksal des Kronprinzen Wilhelm tritt hinzu. Möchte es dem Einsiedler von Wieringen in etwas zum Trost gereichen, daß seine Worte vollen Widerhall erwecken in den Herzen seiner alten Kameraden.

Frhr. von Freytag-Loringhoven.

Großdeutsch—Kleindeutsch. Stimmen aus der Zeit von 1815 bis 1914. (Der deutsche Staatsgedanke. Deutsche Probleme I.) Von Prof. Dr. Adolf Rapp. München 1922, Drei-Masken-Verlag.

Der Tübinger Historiker, dessen wertvolles Werk über den „Deutschen Gedanken" wir kürzlich an dieser Stelle anzeigten, bietet uns für ein wichtiges Teilgebiet deutscher politischer Ideengeschichte eine glücklich ausgewählte und äußerst reichhaltige Quellen-

sammlung. Die völlig neue Problemlage des großdeutschen Gedankens unserer Tage enthebt uns keineswegs der Verpflichtung, uns in seine Entwicklungsgeschichte zu vertiefen. Ganz im Gegenteil sollten wir uns heute mehr als je auch mit den Vorstadien dieses Problems befassen, das eine der wichtigsten Entfaltungsmöglichkeiten und Aufgaben des Deutschtums in sich birgt. Eine ausführliche Einleitung schließt uns die Frage in ihren Zusammenhängen auf. Für reichhaltige Literaturnachweise ist gesorgt. Den Hauptteil des Buches macht der Abdruck geschickt ausgewählter und glücklich zusammengedrängter Quellenstücke aus, der uns ein mühsames Zusammensuchen eines weitschichtigen und vielfach schwer zugänglichen Materials erspart. Zum Teil sind Quellen aus Zeitschriften oder Gelegenheitsschriften herangezogen, die selbst einem eindringenden Studium leicht entgehen. Die objektive Auswahl widerstreitender Stimmen gibt ein lebendiges Bild der tief erregenden Kämpfe und Streitigkeiten, welche die Frage namentlich vor 1866 ausgelöst hat. In dieser Zeitepoche liegt naturgemäß der Schwerpunkt. Aber auch für die Fortentwicklung der großdeutschen Gedankenwelt nach 1871 werden interessante Belege geboten. Als Hilfsmittel für politisch-historisches Selbststudium, insbesondere auch als Grundlage für Kurse und Arbeitsgemeinschaften für wissenschaftliche Grenzlandarbeit kann dieses Werk auf das beste empfohlen werden. M. H. Boehm.

Studien zur Weltanschauung der Renaissance. Von Ernst Walser. Basel 1920, Benno Schwabe & Co.

Walser will in seinen temperamentvollen Ausführungen gegen die alte Burckhardtsche Auffassung von der Renaissance als einer antireligiösen Bewegung Front machen. Er hat ohne Zweifel recht, wenn er die tiefe Religiosität der meisten Humanisten betont; sie waren indes keine Christen im kirchlichen Sinne, und daß die bedeutendsten — denn es handelt sich bei geistigen Bewegungen stets um die Qualität, nie um die Quantität — antikurial und antiklerikal gesinnt waren, das zu widerlegen, dürfte ihm nicht gelingen. Ich vermisse gänzlich den Namen Burdachs in dem Büchlein. Wenn Walser sich mit seinen grundlegenden und umstürzenden Forschungen beschäftigt hätte, würde er vielleicht bemerkt haben, daß es sich bei der neuen Entdeckung des Altertums um mehr als eine bloß künstlerische Empfindung handelte. Er hätte auch in Burdachs Büchern bereits die tiefe und neuartige Frömmigkeit der Humanisten konstatiert und belegt gefunden, so daß uns dünkt, als ob Walser mit einem großen Teil seiner Ausführungen offene Türen einrennt. Die Anschauung von Renaissance, welche er als die herrschende sehr hübsch ironisiert, ist vielleicht in dem breiten Publikum noch maßgebend, aber in der Wissenschaft dürfte da seit längerem ein Umschwung eingetreten sein. Wolfgang Stammler.

Aus einem Schreiben, das Herr Arthur Trebitsch an uns gesandt hat, bringen wir nachstehende Berichtigung zum Abdruck. (Die Schriftleitung.)

„In der Besprechung meiner beiden Bücher über das Judentum durch J. von Uexküll im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" hat sich ein irreführender Druckfehler eingeschlichen.

Während mein erstes, im Verlag Ed. Strache (Wien) erschienenes Buch den Titel „Geist und Judentum" führt und sich bemüht, das Problem des Verhältnisses des Judentums zum Geistigen überhaupt zu ergründen, hat das zweite, im Antaios-Verlag, Berlin, erschienene Werk den Titel „Deutscher Geist — oder Judentum", wodurch meine Überzeugung zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß es sich hier um ein unzweideutiges „Entweder — Oder" handelt.

Auch in der Besprechung von Uexküll ist insofern ein berichtigenswerter Irrtum unterlaufen, als ich den jüdischen Geist mit dem Ausdruck „sekundär-beweglich" bezeichne, ihn so von dem sekundär-gewordenen anderer ursprünglich primär gewesener Völker scheidend und unterscheidend."

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Universitätsprofessor Alejandro E. Bunge-Buenos Aires. — Prof. Benoy Kumar Sarkar, zurzeit Berlin. — Legationsrat Dr. Friedrich Stieve, Berlin. — Theophile von Bodisco, Reval. — Dr. Paul Fechter, Berlin. — F. E. Gruber, Wien. — Baron A. von Cumbrosо, Rapallo. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Max Friedländer, Berlin. — Privatdozent Dr. Albert Dresdner, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Marcuse. — Gerhart Hauptmann und sein Werk. Herausgegeben von Dr. Ludwig Marcuse. 220 S. Mit 8 Bildtafeln. Berlin 1922, Franz Schneider. (Kleinen 500 M.)

Meinecke. — Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. Von Friedrich Meinecke. 554 S. München 1922, R. Oldenbourg. (800 M., gbd. 1020 M.)

Moore. — The Coming of Gabrielle by George Moore. 253 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. Vol. 4587.)

Mörike. — Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Von Eduard Mörike. Mit 10 farbigen Bildern von Carl Rabus. 93 S. München-Pullach 1922, Paul Stange. (Ganzleinen 270 M., Papp 210 M.)

Nansen. — Für unsere kleinen russischen Brüder! Gaben westeuropäischer Schriftsteller u. Künstler für die notleidenden Kinder in den Hungersnotdistrikten Rußlands. Kommissariat Prof. Dr. Fridtjof Nansen. Genf.

Olden. — Kilimandscharo. Ein Roman aus Deutsch-Ost von Balder Olden. 244 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag.

Östliche Rosen. — Liebeslieder aus Sonnenaufgangsländern. Gesammelt und herausgegeben von Bernhard Boozmann. 84 S. (Amalthea-Damenbrevier. Kleinodien der Liebe, V. Bd.) Wien, Amalthea-Verlag.

Ottel. — Die Technik des wirtschaftlichen Verkehrs. Ein Handbuch der allgemeinen und internationalen Handelskunde des Waren- und Bankgeschäftes. Von Klemens Ottel. 304 S. Wien 1922, Hölder-Pichler-Tempsbey A.-G. (190 M., gbd. 250 M., freibleibend.)

Ponten. — Studien über Rethel von Josef Ponten. 72 S. mit 14 Bildtafeln. Stuttgart 1922, Deutsche Verlagsanstalt.

Prokop. — Gothenkrieg. Nebst Auszügen aus Agathias, Fragmenten des Anon. Valesianus und des Johannes von Antiochia. Übersetzt von Dr. D. Coste. 400 S., 3. Aufl. Leipzig 1922, Dykesche Buchhandlung. Kleinen 180 M.)

Riehl. — Führende Denker und Forscher. Von Professor Dr. A. Riehl. 248 S. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. (Kleinen 100 M.)

Rühl. — Die Wirtschaftspsychologie des Spaniers. Von Prof. Dr. Alfred Rühl. 115 S. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn.

Schotthöfer. — Sowjet-Rußland im Umbau von Fritz Schotthöfer. 195 S. Frankfurt (Main) 1922, Frankfurter Societäts-Druckerei.

Schwarte. — Der große Krieg 1914—1918 in zehn Bänden herausgeben von M. Schwarte. Vierter Band: Der Seekrieg, Der Krieg um die Kolonien, Die Kampfhandlungen in der Türkei, Der Gaskrieg, Der Luftkrieg. 690 S. mit 4 Karten und 20 Kartenskizzen. V. Band: Der Österreichisch-ungarische Krieg. 675 S. mit 2 Karten und 22 Textskizzen. 1922. Auslieferung durch J. A. Barth, Leipzig. (Leinen je 400 M., Kleder je 650 M.)

Shakespeare. — König Lear von William Shakespeare. 133 S. Neue Übersetzung von Hans Rothe. München 1922, Meyer & Jessen. 50 M., Papp 80 M., Leinen 120 M., Kleder 170 M., Leder 600 M.)

Shaw. — Back to Methuselan by Bernhard Shaw. 295 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Edition Vol. 4578.)

Soyka. — Käufer der Ehre. Roman von Otto Soyka. 346 S. Leipzig 1922, Ernst Keils Nachf. (Kleinen 100 M.)

Soyka. — Herr im Spiel. Roman von Otto Soyka. 150 S. Leipzig 1922, Ernst Keils Nachf.

Spies. — Rheinkunde. Von Dr. Spies: I. Der werdende Rhein. 32 S. mit zahlreichen Bildtafeln. Köln a. Rh. 1922, Hourisch & Bestedt.

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Statistisches Reichsamt. 42. Jahrg. 1921/22. 480 S. mit angeh. Register u. Tafeln. Berlin 1922, Verlag f. Politik u. Wirtschaft. (25 M.)

Stümcke. — Wanderseele. Von Hellmuth Stümcke. 100 S. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. (40 M.)

Thurston. — The Eyc of the Wift by E. Temple Thurston. 253 S. Leipzig 1922, Bernh. Tauchnitz. (Edit. Vol. 4579.)

Thurston. — Achievement by E. Temple Thurston. 396 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz (Edit. Vol. 4580.)

Treskow. — Von Fürsten und anderen Sterblichen. Erinnerungen eines Kriminalkommissars von Hans von Treskow. 240 S. Berlin 1922, F. Fontane & Co.

Uellenberg. — Das Licht im Moor. Roman von Emil Uellenberg. 222 S. Leipzig 1922, C. F. Amelang.

Urbanitzky. — Die goldene Peitsche. Roman von Grete von Urbanitzky. Leipzig 1922, H. Haessel.

Vera, by the Author of „Elizabeth and her German Garden". 271 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Edit. Vol. 4583.)

Vogel. — Politische Geographie. Von Dr. Walther Vogel. 135 S. mit 12 Textabbild. („Aus Natur- und Geisteswelt." 634. Band.) Leipzig 1922, B. G. Teubner.

Wachler. — Till Eulenspiegel und der Burgemeister von Schilda. Von Ernst Wachler. Schelmenspiel in einem Aufzuge. Mit 27 Schwarzbildern nach Scherenschnitten von Charlotte Wachler. 36 S. Ückermünde i. Pomm. 1922, Wolf Heyer Verlag.

Weniger. — Von hellenischer Art und Kunst. Von Ludwig Weniger. 289 S. Leipzig 1922. E. A. Seemann. (400 M., Pappbd. 500 M., Hpgt. 600 M.)

Willmann. — Pythagoreische Erziehungsweisheit. Aus dem literarischen Nachlaß von Otto Willmann, herausgegeben von Dr. Wenzel Pohl. Mit einem Bildnis des Verfassers. 109 S. Freiburg im Breisgau 1922, Herder & Co.

Witte. — Die ostasiatischen Kulturreligionen. Von Missionsdirektor D. Dr. F. Witte. (Wissenschaft und Bildung, Band 178.) Leipzig 1922, Quelle & Meyer. (Gbd. 28 M.)

Zengen. — Das Vereinswesen im heutigen Deutschland. Ein Vademekum für Industrie-, Bank- und Handelskreise von Hans-Werner von Zengen. Schriften der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. E. V. Heft 2. 174 S. Berlin-Charlottenburg 1922, Verlag „Offene Worte".

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Zur Luxemburger Frage von 1867

Von

Paul Wentzcke

Auf dem Höhepunkt unserer Kriegserfolge drang nur zu oft aus der Heimat ein Wort zu uns hinaus, das schon damals für manchen Frontkämpfer einen bösen Klang hatte. Belgien, so hieß es, brauche man ja lediglich zu „luxemburgisieren", um dauernd den freien Zugang zum offenen Meere zu erhalten und von der flandrischen Küste aus England Trotz zu bieten. Die Einbeziehung des Landes in den deutschen Zollverein sowie seine Stellung unter deutschen Grenzschutz werde zur Sicherung genügen. — Man vergaß ganz und gar, daß ein Volk, das seine Überlieferung und seine Geschichte achtet, nicht von Heute auf Morgen seine politische Anschauung wechselt, selbst wenn noch so große wirtschaftliche Vorteile mit dieser Umstellung verknüpft sind. Man vergaß, daß Jahrzehnte hindurch selbst die vlämische Bewegung in Belgien nur von einem verschwindend kleinen Teil von Fachgelehrten in Deutschland beachtet wurde. Man vergaß endlich und vor allem, daß diese selbe Nichtachtung, die der kleindeutsche Bundesstaat den Stammesgenossen jenseits der Grenze gemeinhin entgegenbrachte, gerade Luxemburg am schärfsten traf, dessen staatsrechtliche und wirtschaftliche Zwittergestalt nun auf einmal als Vorbild für die Mittel und Methoden der künftigen deutschen Außenpolitik gelten sollte.

In der Tat aber war und ist die nationale Teilnahme des deutschen Volkes für das kleine Großherzogtum in den letzten Jahrzehnten ganz verschwindend gewesen. Seit ein ungezügelter Geschäftsgeist in die Weltwirtschaft hinauslockte, wertete man gerade in Deutschland nur noch die Bodenschätze des Landes, dessen Erze sich ganz von selbst in die neuen Machtverbindungen zwischen der lothringischen Minette und den Kohlenschätzen der Ruhr einfügten. Das Bewußtsein uralter politischer Gemeinschaft sank dahin, als sich hüben wie drüben in den Parlamenten ein neuer Parteigeist erhob, der lediglich die eigenen Wählermassen als Volksgenossen ansprach und sich aufs engste an den staatsrechtlich verbrieften Umkreis der Landesgrenzen hielt. Die Gemeinschaft der Sprache und Kultur, die trotz allem weiter bestand und auch heute noch selbst das Diktat des Versailler Vertrags überdauert, kam nicht zum Bewußtsein. In der Stadt Luxemburg wie in den „höheren Kreisen der Gebildeten" hörte und las man nur von der Überlegenheit der französischen Kultur und beugte sich gern diesem Weisheitsspruch, der ja selbst in unsern Tagen noch weithin Billigung auch in Deutschland findet. Selbst den Historiker, der auf alle Regungen der Volksstimmung zu achten sucht, berührt es fast seltsam, daß diese „westliche Orientierung" das Ergebnis einer nur kurzen Entwicklung sein soll, und doch zeigt gerade die innere Geschichte der sog. Luxemburger Frage von 1867 deutlich, wie lebhaft gerade damals — zum letzten Male — das nationale Bewußtsein auch von diesem westlichen Grenzposten deutschen Landes zurückdrängte zur Wiedervereinigung mit dem übrigen Deutschland. Aus dem weltpolitischen Konflikt, den wir gemeinhin in der damaligen Politik Bismarcks allein erkennen wollen, klingt laut und vernehmlich auch die Mahnung an das Grenzgewissen des deutschen Volkes hinüber, das dann vier lange Jahrzehnte hindurch durch die Sucht nach äußerlichen, weit-

ausgreifenden Erfolgen übertönt wurde. Kleine Randzeichnungen zu dieser geschichtlichen Wandlung, die ich ausführlich und mit zahlreichen neuen Belegstücken in der Kölner Zeitschrift „Die Westmark" behandele, lassen deutlich den langsamen Niedergang dieses werktätigen nationalen Selbstbewußtseins erkennen.

Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehen wir bei leidenschaftsloser Betrachtung des ganzen Rheintals von Emmerich bis hinauf nach Basel und von den Höhen des Bergischen Landes bis hinüber zu den Ardennen die natürlichen Zusammenhänge im deutschen Volke (insbesondere auf religiösem Gebiet) überaus lebendig. Im Kampf der katholischen Kirche mit der Staatsgewalt, der in allen Einzelteilen dieses Bereichs in den dreißiger Jahren entbrannte, zeigt sich dies alte Gemeinschaftsgefühl in schärfstem Lichte. Ganz selbstverständlich treibt die große Bewegung von 1848 auch Vertreter des Luxemburger und Limburger Volkes in die erste deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt, wo sie in der Mehrzahl trotz eines formellen staatsrechtlichen Einspruchs bis zum bitteren Ende ausharren. Als am 28. März 1849 die Wahl eines deutschen Kaisers die wechselvollen Verhandlungen über die Reichsverfassung abschloß, fehlte nur ein einziger von ihnen bei diesem weltgeschichtlichen Vorgang. Die drei übrigen Abgeordneten stimmten sämtlich für den „König von Preußen" und bekundeten damit den festen Willen, dem neuen deutschen Reich die alte Treue zu bewahren. Erst der Verzicht König Friedrich Wilhelms IV. und der Zusammenbruch der Paulskirche bedeuten auch für dieses Grenzland die Entscheidung.

Wie überall in Mitteleuropa ließ der neueingeführte Parlamentarismus, der den eigenen Nutzen zum Maßstab der nationalen Wohlfahrt machte, auch ein neues Staatsgefühl aufkeimen. Vom unfindbaren Reiche weg wendet sich der Luxemburger jetzt erst dem neuen Ideal einer geschlechtslosen Neutralität zu, in deren Schutz sich seine wirtschaftlichen Kräfte im Deutschen Zollverein sehr bald zu unerhörter Blüte entwickelten, während umgekehrt von Westen her die Werbung für die „überlegene" französische Kultur weithin Eingang fand. Die „Ultramontanen", die vor 1848 in den rheinischen Glaubensbrüdern auch Kampfgenossen gegen die Staatsgewalt sehen durften, mußten sich jetzt auf den Streit in der eigenen kleinen Ständekammer beschränken. Der neue Antrieb, den die deutsche Einheitsbewegung dann 1859 in der „Neuen Ära" erfuhr, ging nicht mehr, wie ein Jahrzehnt zuvor, vom Rheintal, sondern von Berlin aus. Der kleindeutsche Gedanke, der vornehmlich nur Deutschösterreich aus dem künftigen Staatsgebäude ausschließen wollte, vergaß doch zugleich die festere Bindung und kulturelle Sicherung auch der westlichen Grenzmark. Bismarcks deutsche Politik aber war in erster Reihe von außenpolitischen Gesichtspunkten bestimmt und sah sich Frankreich gegenüber bis ins Jahr 1870 hinein lediglich auf die Verteidigung zurückgedrängt. Schritt für Schritt höhlte die Entwicklung das Gefühl der inneren gemeinsamen Zusammengehörigkeit zum alten deutschen Reichsverbande so stark aus, daß im Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zwischen Preußen und Österreich zum erstenmal auch Frankreich als gleichwertiger Nebenbuhler um Geist und politischen Willen des luxemburgischen Volkes auftreten konnte. Die neue weltpolitische Einstellung der Diplomaten konnte Kaiser Napoleon III. am 16. September 1866 dahin umschreiben, daß die jüngste Entwicklung der europäischen Staatengeschichte keine lebensunfähigen Zwittergebilde mehr im Grenzgebiet der romanischen und germanischen Nationen dulde: „Eine unwiderstehliche Macht drängt die Völker, sich zu großen Gestaltungen zu vereinen und die kleineren Staaten verschwinden zu machen. . . . Im Zukunftsinteresse der europäischen Völker liegt es, nicht in soundsoviel verschiedene Staaten ohne Kraft und öffentlichen Geist zerstückelt zu sein." Trotzdem gelang es Bismarcks überlegener Staatskunst, die Entscheidung über die „Kompensationsforderungen" Frankreichs so

lange hinzuhalten, bis ihm der verfassunggebende Norddeutsche Reichstag den nötigen inneren Rückhalt zu entschlossenem Widerstande bot.

Die einzelnen Abschnitte dieses diplomatischen Kampfes, den der Kanzler damals gegen den Kaiser der Franzosen begann, sind auch heute noch nicht mit Sicherheit festzustellen. Die große französische Aktenveröffentlichung, die seit 1910 die Ursprünge des Krieges von 1870/71 aufzuhellen und das „heimtückische" Spiel Bismarcks zu enthüllen suchte, ist längst nicht bis in die entscheidenden Jahre fortgesetzt worden. Von deutscher Seite gar fehlt bislang jede ausreichende wissenschaftliche Bearbeitung des einschlägigen Stoffes. Immerhin ist klar, daß die Zuneigung oder der Widerstand der Bevölkerung in Luxemburg für die Entschlüsse der preußischen Regierung nur eine sehr geringfügige Rolle spielten. An eine friedliche Durchdringung des Landes etwa und an eine Stärkung der deutschen Kultur im Großherzogtum dachte man damals so wenig wie bis in die Tage des Weltkrieges hinein. Im Norddeutschen Reichstag selbst klagten nur die unentwegten Gegner Bismarcks, insbesondere auch August Bebel, daß die Regierungsvorlage Limburg und Luxemburg verloren gebe wie das Elsaß. Im letzten Augenblick erst, als am 1. April 1867 der niederländische König im Haag bereits die Abtretung Luxemburgs an Frankreich unterschreiben wollte, erhob der Bundeskanzler entschiedenen Einspruch. Zugleich begannen die Liberalen einen wohlvorbereiteten Pressefeldzug, der nun zum letztenmal in der Tat preußische, süddeutsche und Luxemburger Parteiführer zum gemeinsamen Kampf gegen die Verwelschung des Landes zusammenführte.

Dieselben „Liberalen", die in Luxemburg jahrzehntelang den „Ultramontanen" allein die Verteidigung deutscher Sprache und Kultur überlassen hatten, wurden jetzt endlich durch die zügellose Propaganda französischer Sendboten aus ihrem Hang zur „Doppelkultur" aufgeschreckt. In furchtbarer Deutlichkeit sahen jetzt diese Großindustriellen durch eine politische „Annäherung" nach Westen auch die Grundlagen ihres Wirtschaftslebens, das auf Gedeih und Verderb bereits im Zollverein verkettet war, mit Vernichtung bedroht. Durch Vermittlung von Eduard Lasker vor allem, der damals wie später gerade im Grenz- und Auslanddeutschtum als der hervorragendste Kämpe des deutschen Liberalismus galt, geht die Mahnung nach Deutschland hinüber, daß die Luxemburger Bevölkerung zwar noch „im höchsten Grade partikularistisch und preußenfeindlich" sei, daß aber „in letzter Zeit die Vernunft etwas mehr Eingang gefunden" habe. „Mir will es scheinen," schreibt der frühere preußische Abgeordnete Philipp André Anfang März 1867 aus seiner Heimat unmittelbar an der Luxemburger Grenze, „daß die Drohung, Luxemburg aus dem Zollverein auszuschließen, sofort einen Umschwung zugunsten des Bundes hervorrufen werde."

Wichtiger noch war, daß bald darauf auch der frühere Minister und langjährige Kammerpräsident Norbert Metz Neigung zu unmittelbaren Verhandlungen mit deutschen Parteien und Regierungskreisen zeigte, trotzdem der Präfekt von Verdun ihm bei einem halbamtlichen Werbebesuch den Anschluß an Frankreich sehr nahelegte. Auf streng geheimen Wegen, die auch meine neuen, in der „Westmark" veröffentlichten Funde nur zum Teil aufdecken, pürschte man sich an Bismarck selbst heran, der gleichzeitig den deutschen Zeitungen die Zügel zu einem heftigen Gegenangriff gegen Frankreichs Ansprüche freigab. Am 1. April durfte Rudolf von Bennigsen im Norddeutschen Reichstag die bekannte große Anfrage über das Schicksal Luxemburgs vorbringen, die der Kanzler mit einer scharfen Erklärung beantwortete, „daß keine fremde Macht zweifellose Rechte deutscher Staaten und deutscher Bevölkerungen beeinträchtigen werde".

Für die europäische Diplomatie war damit der Höhepunkt der Krisis erreicht. Die Luxemburger Frage trat ins Stadium der Kriegsgefahr, um deren Abwendung sich nun alle Großmächte gemeinsam bemühten, während zugleich die Preßfehde zwischen Frankreich und Deutschland aufs schärfste entbrannte. Trotzdem Bismarck selbst im Reichstage

ausdrücklich erwähnte, „daß eine entschiedene Abneigung, dem Norddeutschen Bunde beizutreten, in allen Schichten der Bevölkerung heimisch“ sei, eröffneten weitere Briefe und Berichte aus Luxemburg doch schließlich auch neue Aussichten auf eine andere Regelung, die dem Grenzgewissen der Nation damals noch natürlicher erschien als die Neutralisierung des wichtigsten Vorpostens der deutschen Westmark. Gestützt auf diese Nachrichten nahm daher Ludwig Bamberger von der Mainbrücke zwischen Nord- und Süddeutschland aus den alten Kampf gegen die Bismarcksche „Gewaltpolitik“ auf und mahnte dabei zugleich zur engsten Verbindung mit Luxemburg. Der „Nationalverein“ selbst, damals die einzige gesamtdeutsche politische Vereinigung, die den nationalen und liberalen Gedanken auf ihren Fahnen trug, suchte eine Volksbewegung für den Anschluß des Landes auch an die neue politische Staatsschöpfung des Norddeutschen Bundes zu entfesseln. Ein Mitglied des Vorstandes, August Metz aus Darmstadt, ging selbst nach Luxemburg, teils, wie es hieß, „um sich über die dortige Lage und Stimmung zu unterrichten, teils, um die Luxemburger Bevölkerung zu öffentlichen Kundgebungen gegen die Annexion durch Frankreich aufzumuntern“. Die mit gewohnter Rührigkeit von Paris aus eröffnete Propaganda zugunsten der Einverleibung galt es unverzüglich durch eine möglichst kräftige Gegenbewegung zu durchkreuzen.

In der Tat gelang es sehr bald, nun auch deutschfreundliche Kundgebungen in großer Zahl hervorzurufen, sobald der Bevölkerung klar wurde, daß der Verkauf des Landes an Frankreich noch längst nicht, wie die Pariser Werber verbreiteten, „eine unwiderrufliche, endgültig beschlossene Tatsache“ sei. Gleichzeitig wurde im einflußreichen „Wochenblatt des Nationalvereins“ selbst sowie in zahlreichen Tageszeitungen am Rhein und in Süddeutschland zur Verteidigung und zum Gegenangriff aufgerufen. Ähnlich wie früher für Schleswig-Holstein hoffte man wohl eine wirkliche „Volksbewegung zu wecken“. Die Agitation für Luxemburg, schrieb der feurige „Realpolitiker“ August Ludwig von Rochau dem Freunde Bennigsen, „muß in die Massen getragen werden. Sie ist der Haken, mit welchem sich möglicherweise die ganze deutsche Sache aufs trockene bringen läßt“. Vor allem die Erkundungsreise zweier Oberlehrer aus dem Wuppertal, die im ausdrücklichen Auftrage des Nationalvereins Luxemburg besuchten, war sehr ertragreich. Ihre ausführlichen Berichte in der „Elberfelder Zeitung“, von der der Jahrgang 1867 bezeichnenderweise nur noch in einem einzigen Stück in der Bonner Universitätsbibliothek erhalten ist, sind heute noch außerordentlich wichtige Quellen für die Beurteilung der Lage.

Insbesondere der Barmer Gymnasiallehrer August Döring, später Gymnasialdirektor in Dortmund und dann Professor der Philosophie an der Universität Berlin, zeichnet mit scharfem Blick für die inneren Gegensätze von Wirtschaft und Kultur die verschiedenen Strömungen, die Stadt und Land durchziehen. „Es ist eine Unwahrheit,“ schreibt er, „wenn französische und deutsche Blätter behauptet haben, die akademische Bildung werde meist auf französischen Hochschulen gesucht; gerade das Umgekehrte ist der Fall.“ Langsam und stetig ist vielmehr das Deutschtum der Luxemburger erstarkt, seit im Jahre 1839 die letzte Abtrennung des wallonischen Teils das deutsche Element „von einer hemmenden Schranke, einem niederziehenden Ballaste“ befreite. „Es ist eine Unwahrheit,“ betont er, „daß der katholische Klerus undeutsch gesinnt sei. Er ist durchweg entschieden deutsch, und würde bei einer etwaigen Volksabstimmung sein entscheidendes Gewicht in antifranzösischem Sinne in die Wagschale legen. In dem heranwachsenden Geschlecht nehmen die deutschen Sympathien in bemerkenswerter Weise zu . . . . Wer nicht mit blödem Auge an der Oberfläche haftet, wird auch die scheinbar dieser Auffassung widerstreitenden Momente richtig einzureihen wissen. Es ist eine Tatsache, daß die Bureaukratie vom gemeinsten Sekretär bis hinauf zum Richter französisch gesinnt ist. Warum? Weil die Bureaukratie hier wie überall etwas Fossiles hat und eingerostet der alten süßen Gewohnheit ergeben, dem Volke durch französische Brocken, Formeln und Floskeln

zu imponieren sucht. Es ist so bequem, am Altgewohnten festzuhalten und zugleich so schön, außer dem Bureaugitter sich noch durch das geistige Gitter einer unverständlichen Sprache unnahbar zu machen und so in doppelter Beamtenhoheit zu strahlen. Das sind die Reste alter Zustände, die für die seit 1839 angebahnten neuen nicht beweisend sein können." »Gebt uns noch zehn Jahre ungestörter Entwicklung, rief ein begeisterter Deutschgesinnter Döring zu, und das reine Deutschtum der Luxemburger wird wieder hergestellt sein.» „Es braucht bloß auf Antrieb der Ständekammer die luxemburgische Regierung das widersinnige System des zweisprachigen Volksunterrichts aufzugeben und den ebenso widersinnigen Gebrauch des Französischen als Regierungs- und Verwaltungssprache aufzuheben, so steht der vollen Restitution der deutschen Kultur und Sprache Luxemburgs kein Hindernis mehr im Wege . . . ." Daß dieses Volk andererseits mit einem starren Partikularismus behaftet ist, „ist eine Tatsache, die sich teils geschichtlich, teils dadurch erklärt, daß das niedere Volk nie idealen Interessen, wie nationale Sprache und Gesittung, Zugehörigkeit zu einem großen Staate, materielle Vorteile, wie Freiheit vom Militärdienst und niedrige Steuern, opfert".

Diesem allgemeinen Urteil Dörings folgen dann ausführliche Beobachtungen über die Presse und über die Schichtung der politischen Parteien im Großherzogtum. Wie in Belgien bekämpfen sich Liberale und Klerikale bis aufs Messer, doch scheint sich unter dem furchtbaren Druck der politischen Lage eine gewisse Einigung auch unter diesen Todfeinden anzubahnen. Um der wallonischen Überfremdung im Beamtentum entgegenzutreten, wollen sich die deutschgesinnten Luxemburger aus beiden Lagern zu einer neuen Parteibildung zusammentun, „um den nächtlichen Spuk einer seit 1839 glücklich beseitigten Periode endlich einmal gründlich zu vertreiben und Deutsch-Luxemburg faktisch zu dem zu machen, was es seit 1839 im Prinzip ist: ein rein deutsches Land und Volk". „Zugleich aber erhellt aus diesen Betrachtungen," so schließt der Bericht, „welch ein frivoler Angriff auf die deutsche Nationalität es ist, ein Land, in dem die nationale Scheidungslinie längst gezogen ist, und um dessen rein deutschen Teil es sich lediglich handelt, an Frankreich oder auch an Belgien zu verraten! Endlich aber begreift sich auch aus dieser Sachlage, wie wichtig den Deutschgesinnten, gegenüber den beiden oben erwähnten Eventualitäten, die Beibehaltung ihres bisherigen Zustandes oder die Konstituierung als selbständiges Großherzogtum für ihre nationalen Hoffnungen erscheinen muß. Denn eine engere Verbindung mit Deutschland oder gar völlige Einverleibung in Preußen, die selbst einem großen Teil der Ultramontanen das Wünschenswerteste wäre, wagen sie ja gar nicht zu hoffen."

In zähem Kampf rangen so die Wortführer der liberalen Parteien den ganzen Rhein herauf um die Teilnahme des deutschen Volkes für das hartbedrohte Grenzland, und hier und da gelang es in der Tat, auch das Grenzgewissen weiterer bürgerlicher Kreise zu wecken. Wie weit jedoch die so geschaffene Stimmung auf die gleichzeitig tagende Londoner Konferenz von Einfluß war, läßt sich zurzeit auch nicht annähernd bestimmen. Der wichtigste und größte Erfolg blieb dem Ansturm der öffentlichen Meinung versagt, als selbst Bismarck das Wagnis einer Volksabstimmung oder gar einer offenen Annexion Luxemburgs durch Preußen ablehnen mußte. Der Gefahr eines Weltkrieges durfte und wollte er die junge Staatsschöpfung des Norddeutschen Bundes nicht jetzt schon aussetzen, zumal gerade dank der planvoll einsetzenden Erregung in Deutschland das Schlimmste, die Einverleibung von Land und Festung in Frankreich, vermieden wurde. In den Augen der Zeitgenossen wenigstens konnte ja die „Neutralisierung", die endlich den Streit beendigte, nur ein vorläufiger Abschluß der Entwicklung sein. „Trotz des Friedensschlusses", meinte der wackere Publizist August Lammers aus Bremen, „muß die Germanisierung ihren Weg fortsetzen. Was wir nicht im Sturm eines raschen Siegeszuges erringen sollten, müssen wir auf dem langsameren, aber

sicheren Weg geistiger Eroberung an uns ziehen. Ich denke, unsere Rasse ist der gallischen in beiderlei Arbeit überlegen, und Luxemburg ist nun der Ort, es zu zeigen."

Immerhin war wenigstens das eine erreicht: neue Beziehungen waren zwischen dem Norddeutschen Bunde und Luxemburg geknüpft, und vor allem hatte die Gefahr einer Einverleibung in Frankreich doch auch die liberalen Kreise im Großherzogtum, die bisher allzu gern mit der von Paris und Brüssel eingeführten „culture" kokettierten, aus ihrer trägen Gleichgültigkeit aufgeschreckt. An den Führern des deutschen Nationalvereins war es zunächst, die so geschaffene Stimmung wachzuerhalten und ihrerseits einer deutschen Einheitsfront gegenüber dem Welschtum das Wort zu reden.

Die erste Aufgabe ward zunächst redlich fortgeführt. Auch als die letzten preußischen Truppen am 9. September 1867 das nun „neutrale" Land verließen, blieb am Rhein und in Süddeutschland doch die Hoffnung auf eine anderweitige spätere Regelung der Frage bestehen. August Bebel und die Welfen standen nicht allein, als sie im Norddeutschen Reichstage und in ihrer Presse dem Bundeskanzler vorwarfen, daß er „ein altes Glied des Deutschen Reiches trotz der in der vorigen Tagung gegebenen Versicherung preisgegeben" habe. Weit in die Kreise auch des siegreichen Liberalismus hinein ging die Bewegung, und sehr bemerkenswert ist doch, daß auch der Nationalverein noch einmal versuchte, als Vertreter des deutschen Volkes Einfluß in Luxemburg zu gewinnen. „Wird Bennigsen bei der künftigen Krone der Edelstein, den wir wünschen," so meinte einer der erwähnten Gymnasiallehrer noch im Juni 1867, „so kann man mit ganz anderer Pression ohne vorläufige Verletzung der Verträge auf die Luxemburger Regierung einwirken", während nüchterner sein Freund August Döring die Neutralisierung des Landes bereits scharf und schneidend als einen schweren „Nationalverlust" bezeichnet.

„Man mache uns nicht den Einwurf," so klagt er Mitte Mai, „die traurige Geschichte dieses stiefmütterlich behandelten Landes sowie die vaterlandslose Gesinnung eines Teiles der Bevölkerung lasse sein Deutschtum zum mindesten verdächtig erscheinen. — Tatsächlich ist und bleibt Luxemburg ein deutsches Land, und wenn es hundertmal seinen Besitzer gewechselt hätte; und Deutschland, das so lange die Stiefmutter zu spielen verurteilt war, sollte doch nachgerade anfangen, der wahren Mutterpflichten inne zu werden. Wenn es sich in der Luxemburger Frage wirklich nur um ein Besatzungsrecht handelte, welches Preußen und das von ihm vertretene Deutschland auf eine Festung in fremdem Lande hätten, so könnten wir uns bei der zu London verabredeten Lösung beruhigen. Wir müßten freilich auch dann sagen: wir haben zu London für eine Realität, die wir in unseren Händen hatten, bloße Worte eingetauscht, welche zum allerhöchsten einen moralischen Wert besitzen, und wir kennen den Lauf der Welt hinreichend, um zu wissen, wie wenig das bedeutet. Aber wir könnten hinzufügen: der Erhaltung des Friedens mußte dies Opfer gebracht werden, und wir haben Frankreich, wenigstens für den Augenblick, von dem Erwerb des uns fremden und gleichgültigen Landes, in welchem jene Festung liegt, zurückgehalten. — Indessen, so liegen die Dinge in der Tat nicht. Vielmehr handelt es sich heute um ein deutsches Grenzland, welches infolge der von unserer Regierung eingeschlagenen Politik nur noch durch den dünnen Faden des preußischen Besatzungsrechts mit Deutschland zusammenhängt, und dieser Faden wird nach den Londoner Beschlüssen abgeschnitten werden. Ein deutsches Grenzland wird eine kosmopolitische Existenz erhalten, die jedenfalls seine definitive Loslösung von Deutschland bedeutet und sogar als ein Übergangsstadium zur Französierung betrachtet werden kann. Wir geben eine Position auf, die zurückzuerobern wir vielleicht niemals imstande sein werden."

Im bergischen Land wie auf den Höhen des Taunus wußte man gut genug zu werten, daß schon die Neutralisierung eines neuen Teiles deutschen Landes zugleich ein

dauernder Verlust im deutschen Rheintal sei. Unwillig genug nahm man daher in Elberfeld wie in Mainz die Meinung der Berliner „Nationalzeitung" auf, die nun als Sprachrohr der liberalen Fraktion im Reichstage die Preisgabe Luxemburgs als ein „notwendiges und würdiges Opfer für die Erhaltung des Friedens" pries. Für die in der Hauptstadt ausgesprochene Hoffnung, „daß der aufgeklärtere Teil beider Nationen in Zukunft kein Verlangen tragen wird nach Kriegen um den «Vorrang in Europa»", fand man im Angesicht der vom Oberrhein und von der Mosel herüberdrohenden Kanonen von Straßburg und Metz kein Verständnis.

Auf eigenen Wunsch und mit besonderer Empfehlung wieder des Darmstädters August Metz unternahm daher August Döring in den Sommerferien im Auftrage des Nationalvereins eine neue Erkundungsreise, die ihn diesmal mit Freunden aus dem ganzen Luxemburger Land zusammenführen sollte. Vor allem wollte er nun versuchen, eine „Deutsche Partei" zu unterstützen, deren Gründung in Briefen und Unterhandlungen von verschiedenen Seiten gewünscht wurde. „In beiden Parteien", schreibt er, „und namentlich unter den Klerikalen sehr zahlreich, finden sich Männer, denen die Germanisierung der Schule und der Verwaltung als nächstes praktisches Ziel unbedingt vor Augen steht, so daß eine Partei mit diesem Programm sich sofort aus beiden alten Parteien stark rekrutieren resp. deren Auflösung herbeiführen würde." Ultramontane wie liberale Führer ließen sich bereits im Frühjahr für ein solches Programm gewinnen, das im wesentlichen folgende Ziele aufstellte:

„1. eine deutsche Mehrheit in der Ständeversammlung;
2. Einwirkung auf die Wahlen in diesem Sinne;
3. fortschreitende Arbeit der Volksvertretung für deutsche Schule und deutsche Verwaltung; endlich
4. die Beschaffung eines tüchtigen Organs in der Presse, indem entweder eines der vorhandenen Blätter gewonnen oder ein neues gegründet würde."

Vom deutschen Mutterlande könnte man dabei die Beschaffung und Vertreibung volkstümlich geschriebener Flugschriften und vielleicht auch die Unterstützung eines geeigneten Tageblatts erwarten, doch betrachtete auch Döring diese letzte Andeutung nur „als solche, deren Verwirklichung erst unter Vorbehalt des Gelingens des ersten Planes ins Auge gefaßt werden könne". Nur an das Eine erinnerte er vor allem, „wie günstig gerade durch das deutsche Interesse der katholischen Geistlichkeit die Chancen für diesen Plan seien, und welch ein Einfluß durch dieselbe auf das ganze Land, namentlich auf die Landbevölkerung gewonnen werden könne".

Leider entsprach jedoch der Erfolg der Reise, die nun Döring im Auftrage des Nationalvereins im Hochsommer antrat, in keiner Weise den Erwartungen, welche die „Kriegsgefahr" noch in weiten Kreisen erregt hatte. Dieselben Parteiführer, die früher von sich aus den Gedanken einer „Deutschen Partei" gefaßt und um Unterstützung gebeten hatten, ließen sich jetzt verleugnen oder schützten dringende Geschäftsreisen vor, als sich der Sendbote des Nationalvereins zu weiterem Vorgehen die Wege zu ebnen suchte. Nur mit jüngeren Kräften und vor allem wieder mit einem „sehr tüchtigen, warm patriotischen und liebenswürdigen" Kaplan konnte er sich aussprechen und die Anschauungen der „ultramontanen" Partei weitergeben. Das Wesentlichste berichtete er seinen Auftraggebern in einer kurzen Zusammenfassung, die auch unsere lebhafte Teilnahme noch findet.

1. „Eine französische Agitation hat lange vor der Zeit des Annexionsversuchs bestanden, hat in jener Zeit ihren Höhepunkt erreicht und dauert unzweifelhaft in verschiedenen Formen noch jetzt fort.

2. Dagegen gravitiert die natürliche Lage aller Verhältnisse des Landes vermöge seiner deutschen Nationalität und seiner materiellen, auf den Zollverein hinweisenden Interessen zwar keineswegs zu einer Annexion durch Preußen oder zum Eintritt in

den Nordbund hin, wohl aber zu einer fortschreitenden Erstarkung, Reinigung und Konsolidierung des deutschen Elements, in welcher seit diesem Frühjahr Fortschritte gemacht sind und noch mehrere zu erwarten sind.

3. Die Haltung der Presse ist schwankend und unsicher, ja vollkommen widerspruchsvoll, indem fast alle Blätter neben zweideutigen Äußerungen ihrer Redaktionen die freilich sehr vorsichtig abgefaßten Artikel der deutschen Patrioten aufnehmen . . . .

5. Die Annäherung der verschiedenen Richtungen, der anti-annexionistischen, d. h. antifranzösisch und deutsch Gesinnten, das ist hauptsächlich eines wesentlichen und tüchtigen Teils des Klerus einerseits, und der deutschliberalen und Zollvereinsinteressenten andererseits hat noch keinen entscheidenden Schritt getan, vielmehr finden sich in der Presse noch von beiden Seiten Plänkeleien zwischen Klerikalen und Liberalen, und ein tiefes Mißtrauen, verbunden mit Widerwillen, waltet besonders auf seiten der Liberalen gegen den Klerus vor."

Das schmerzlichste Ergebnis dieser Erkundungen aber war doch, daß sich gerade die einflußreichsten Kreise des Landes, die sich als „liberal" und deutschfreundlich bezeichneten, immer stärker zurückzogen. Der frühere Minister von Scherff, der als junger deutscher Jurist erst 1839/40 ins Land gekommen war und jetzt durch seine persönliche Tüchtigkeit und durch seine Einheirat in die Großindustrie bereits wieder als künftiger Minister galt, lehnte ein entschiedenes Auftreten ängstlich ab. „Er hielt", wie Döring erzählt, „bei den deutschen Bestrebungen die äußerste Vorsicht für geboten, glaubte bei einem irgendwie offenen Hervortreten mit deutschnationalen Tendenzen seine ganze Popularität aufs Spiel zu setzen, meinte, Deutschland müsse Luxemburg eine Weile vergessen, d. h. sich selbst und der natürlichen Wirksamkeit der vorhandenen Faktoren überlassen, und sprach die Hoffnung aus, vermittels einer bevorstehenden Verfassungsrevision, also auf einem Umwege, das heute französirende Ministerium durch ein deutschgesinntes ersetzen zu können, und zwar in allernächster Zeit."

War diese Feststellung schon bezeichnend genug, so nimmt es nicht wunder, daß sich nun die eigentlichen Anreger einer deutschfreundlichen Propaganda gänzlich zurückhielten. Sobald diese wirtschaftlich führenden Männer die Zukunft ihres Handels und ihrer Gewerbebetriebe im Schutz des Zollvereins gesichert sahen, hielten sie politisch lediglich die Befürwortung einer „Neutralität" für geboten, die ihnen die ungestörte Fortführung der altgewohnten Notabelnherrschaft gewährleistete. Um so überraschender war dem liberal gesinnten jungen Deutschen wieder die Beobachtung, daß die „ultramontane" Partei in Luxemburg, der er doch im innersten Herzen nicht über den Weg traute, auch weiterhin allein für die deutsche Sache eintreten werde.

„Der deutschgebildete und deutschgesinnte Teil des Klerus," schrieb er, „vorzüglich die jüngeren Elemente umfassend, ist zunächst durchaus antifranzösisch und antibelgisch. Hofft von Deutschland hauptsächlich für die Zukunft des Katholizismus, versichert aufs entschiedenste seine schon vor der Schlacht bei Königgrätz vorhanden gewesenen preußischen Sympathien, hebt mit großer Energie die Gediegenheit und Gründlichkeit der deutschen Wissenschaft und Schulbildung im Gegensatz gegen das hohle Scheinwesen der französischen und belgischen Institute, von dem selbst die freie katholische Universität in Löwen durchaus angekränkelt sei, hervor, ist im Grunde für Einverleibung in Preußen und ist jeden Augenblick bereit, den deutschgesinnten Liberalen, die sich vor ihnen fürchten, zu jeder Art von religiös neutraler Kooperation die Hand zu bieten. Die Vertreter dieser Gesinnung im Klerus halten häufige Zusammenkünfte und suchen die Schwankenden ihres Standes herüberzuziehen. Die Zöglinge des Seminars werden deutsch beeinflußt und vom Besuche der Universitäten Nancy und Löwen abgehalten und nach deutschen Universitäten geschickt."

So erfreulich schien diese Verständigung, daß der Barmer Oberlehrer hoffnungsvoll eine ständige publizistische Verbindung mit norddeutschen Blättern und mit dem Wolff-

schen Telegraphen-Büro durchzuführen versprach. Die in Süddeutschland weitverbreitete „Augsburger Allgemeine Zeitung" fand er bereits gewonnen. Die weiteren Versuche aber, die taktische Verbindung zwischen den Klerikalen und den deutschgesinnten Liberalen in Luxemburg selbst durch Ausnutzung seiner persönlichen Beziehungen in beiden Lagern herzustellen, mißlang Döring aufs neue. Unverrichteter Sache kehrte er schließlich dem Lande den Rücken.

Noch in diesem letzten amtlichen Bericht aber sprach der Vertreter des Nationalvereins aufs nachdrücklichste die Überzeugung aus, daß das deutsche Volk die Luxemburger nicht verlassen dürfe. „Da die Fortdauer der Annexionsbestrebungen konstatiert ist," schreibt er, „da das deutsche Wesen dort immerhin in analoger Weise wie im Elsaß, wenn auch natürlich nicht in der Stärke, eine französische Tünche erhalten hat, die als Vorwand für eine Annexion benutzt werden könnte, so müssen wir ein wachsames Auge auf die dortigen Vorgänge haben. Vielleicht gelingt es den Luxemburgern, ihr ganzes soziales und staatliches Leben langsam, aber sicher deutsch zu regenerieren, wozu entschieden ein Impuls vorhanden ist. Aber auch dabei können wir ihnen Handreichung tun, sie ermutigen, anregen und positiv unterstützen. Nicht eher aber kann dieses Ziel irgendwie als erreicht betrachtet werden, daß sie aus ihrer verdummenden Halbschlächtigkeit herauskommen, als bis das gesamte Schulwesen, höheres wie niederes, auf gründlich deutschem Fuß regeneriert ist: und dazu ist der Weg weit. Bis dahin bleibt Luxemburg ein französisch angefressenes, unterminiertes Land mit nicht vollem und rein deutschem Charakter."

Leider verbietet es der Raum, die ausführlichen Berichte auch an dieser Stelle noch wiederzugeben, die unser Gewährsmann dann weiterhin in der „Elberfelder Zeitung" von 1867 mitteilt. In der letzten Nummer der leider eingehenden Kölner „Westmark" sind wenigstens die wichtigsten Sätze ausgezogen, in denen ein kritischer Beobachter schon vor mehr als einem halben Jahrhundert Arbeit und Erfolg der französischen Kulturpropaganda in der deutschen Westmark schildert. In Wahrheit war das Schicksal des Luxemburger Landes in der Tat in demselben Augenblick besiegelt, als es aus dem Verband des deutschen Bundes ausschied. Als auch der deutsche Nationalverein am 29. September 1867 aufgelöst wurde, verloren damit die liberalen Parteien im ganzen großen Deutschland die letzte Körperschaft, die über die trennenden Staats- und Landesgrenzen hinweg das Deutschtum im Grenzlande aufrecht zu erhalten willens war. In Berlin wie in der Hauptstadt Luxemburgs hatte man fortan übergenug mit dem Ausbau des neuen Staatswesens zu tun, und hier wie dort befehdeten sich aufs neue „liberale" und „ultramontane" Parteigruppen, die in den parlamentarischen Kämpfen allzu oft wieder das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Schicksalsgemeinschaft verloren.

Wohl fühlte man in beiden Lagern gerade der Luxemburger Kammer auch weiterhin das Bedürfnis, sich an einen großen, lebenskräftigen Staat anzulehnen. Nach ihrer ganzen Entwicklung und inneren Einstellung aber konnten die Liberalen einen Halt eben nur in Frankreich, dem Hort „politischer Aufklärung", suchen, während die Klerikalen die alten Beziehungen zur katholischen Kirche in Belgien, zum Teil auch noch in Rheinpreußen pflegten. Als im Jahre 1870 der kaum beigelegte Entscheidungskampf zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, war der Sieg Napoleons III. der ganzen Bevölkerung zunächst geradezu selbstverständlich. Nach ihrer Auffassung war drei Jahre zuvor Preußen der kriegerischen Entscheidung über die Luxemburger Frage ausgewichen, weil es die Überlegenheit des französischen Heeres fürchtete. Die Wortführer der liberalen Partei erhofften jetzt geradezu die völlige Einverleibung auch Luxemburgs in den französischen Einheitsstaat, und selbst die Ultramontanen wurden unsicher, als ihnen aus dem sprach- und stammverwandten rechtsrheinischen Deutschland gleichzeitig eine starke kirchenfeindliche Welle entgegenschlug.

Die Errichtung des neuen deutschen Reichs vollendete diese unheilvolle Entwicklung. Mit vernichtendem Schlage zerschnitt der Kulturkampf die letzten Verbindungsfäden, die zum wenigsten die klerikale Partei in Luxemburg noch immer mit den Vertretern des politischen Katholizismus in der Rheinprovinz verknüpften. Die Nationalliberalen, die mit der Vorherrschaft im Reichstag die Sorgen zugleich für die kulturell bedrohten Grenzgebiete übernehmen mußten, konnten diesen Verlust nicht ersetzen. Als politische Partei sahen sie in den „klerikalen" und „ultramontanen" Strömungen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen lediglich eine Bedrohung des deutschen Staatsgedankens, dessen Ausdeutung sich im parlamentarischen Kampfe ganz selbstverständlich mit der Verteidigung der eigenen Weltanschauung deckte. Seit Luxemburg in der Tat Ausgangspunkt und Zufluchtsort „reichsfeindlicher", „ultramontaner" Angriffe wurde, vergiftete diese Feststellung auch die Überlieferung der älteren Beziehungen, die wenige Jahre zuvor erst hoffnungsfroh angeknüpft waren. Heinrich von Treitschke selbst, der Herold des neu erwachten Ehr- und Selbstgefühls der Nation, konnte unter dem Druck dieser parteipolitischen Kämpfe in seine Deutsche Geschichte Sätze niederschreiben, die zum mindesten der Gesamtheit zur Last legten, was doch nur für einzelne eigennützige Streber gerade aus dem liberalen Lager gelten durfte: Daß sich seit dem Beitritt des Großherzogtums zum Zollverein „an Deutschlands mächtigem Stamme die ekelhafte Schmarotzerpflanze der nation luxembourgeoise mästete, ein Blendlingsvolk ohne Vaterland und ohne Ehre"! Schlug auch den übrigen Parteien im Reich und in den Einzelstaaten je einmal das Grenzgewissen, so beschwichtigten sie alle Bedenken mit der in Deutschland bald vorherrschenden Erklärung, daß wirtschaftliche Momente allein das Leben der Nation bestimmten, und gerade diese Verbindung mit Luxemburg wurde in der Tat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer stärker.

Wiederum hat dann aber die Geschichte dieser letzten fünfzig Jahre in furchtbarster Deutlichkeit am Beispiele Luxemburgs gezeigt, daß eben auch die größten materiellen Vorteile einem Volke nicht das ersetzen können, was man gemeinhin nationales Gemeinschafts- und Pflichtgefühl nennen darf. Da seit dem Spätherbst 1867 jede Gegenwirkung fortfiel, wandte sich die geistige Teilnahme der Bevölkerung immer mehr dem romanischen Kulturkreis zu. Ganz vorübergehend ward 1879 beim einschneidenden Wechsel der deutschen Zoll- und Handelspolitik daran erinnert, ob man nicht Luxemburg wenigstens bei Erörterung von Zollfragen und Handelsverträgen ein Mitberatungsrecht im Bundesrat und Reichstag geben solle. Auch dieser Gedanke jedoch, der in gewissem Sinne die frühere Entwicklung der deutschen Einheit vom Zollparlament zum Reichstag erneuert hätte, fiel hüben und drüben auf unfruchtbaren Boden. Politisch und kulturell losgelöst vom Mutterlande mußte Luxemburg langsam dem Westen verfallen, als die dritte französische Republik willig das Erbe Napoleons III. übernahm.

Das deutsche Volk aber sah dieser unheilvollen Entwicklung völlig teilnahmlos zu. Wie ein Hohn klang ja noch in die Kriegsjahre hinein das prunkende Wort vom „Luxemburgisieren", das die tatkräftige Ausdehnungspolitik der Nation kennzeichnen sollte, während es in Wahrheit gerade ein Versagen dieser selben Volksgemeinschaft bedeutete.

In seiner Geschichte soll ein Volk seine Fehler erkennen lernen, aus ihrer Kritik neue Kräfte ziehen. Wird es gelingen, in Erinnerung an das verlorene Luxemburg unser „Grenzgewissen" endlich zu schärfen, so dürfen wir hoffen, zum wenigsten noch den kargen Rest der Rheinlande, der heute noch dem Namen nach dem deutschen Reiche angehört, deutsch zu erhalten. Den schwersten Kampf aber, den es darum gilt, wird das ganze deutsche Volk mit sich selbst durchzufechten haben, um den unwägbaren Kräften des nationalen Selbstgefühls in Angriff und Abwehr neben und über den materialistischen Anschauungen unserer Tage Geltung zu verschaffen. „Alle Sünden eines Volkes sind ein

unteilbares Erbe seiner Geschichte": so urteilte schon 1867 der liberale Parteiführer Ludwig Bamberger gerade mit Bezug auf die „Luxemburger Frage": „Keiner entzieht sich den Folgen der Dinge, die er nicht hindern konnte. Nur aus der Erkenntnis gemeinsamer Fehler aber entspringt die Empfindung gemeinsamen Entbehrens und aus beiden vereint die lebendige, begeisterte Arbeit."

Das Problem des Lebens*)

Von

J. von Uexküll

Heutzutage, da alle Bedürfnisse des täglichen Lebens fast unerschwinglich geworden sind, werden die Weltanschauungen zu Schleuderpreisen weggegeben. Für einen ganz geringen Entgelt kann ein jeder auf dem allgemeinen Markt der Meinungen die ihm zusagende Weltanschauung, bis ins einzelne durchgearbeitet, mit vortrefflichen Gründen gestützt und an schönen Beispielen erläutert, käuflich erwerben. Die Tageszeitungen und zahllose populäre Schriften sind dauernd bemüht, ihre Weisheiten zu verbreiten.

Der Leser ist der beschwerlichen Arbeit, sich selbst ein Urteil zu bilden, überhoben. Er wird wie ein Baby, das noch keine Zähne besitzt, mit sorgfältig hergerichteten Weisheiten aufgepäppelt.

Das einzig Bedenkliche an diesem so angenehmen Zustande liegt in dem Umstande, daß die Weisheiten der verschiedenen Weltanschauungen sich immerzu widersprechen, und der Leser, der nicht bloß seinen persönlichen Geschmack zu Rate zieht, sondern sich die Frage vorlegt, welche von diesen gelehrten Meinungen ist eigentlich die richtige? — steht ratlos da.

Dann erwacht in jedem ernsthaften Leser das Bedürfnis, das Tatsachenmaterial selbst kennenzulernen, das durch die schönen Weisheitslehren oft mehr verhüllt als gezeigt wird. Er fühlt sich erwachsen genug, um selbst zu urteilen, und verschmäht die Kinderkost, die nur für solche geeignet ist, die keine Zähne besitzen.

Ich würde es für eine nutzlose Zeitverschwendung halten, wenn ich ein noch so schönes Gedankengebäude vortragen wollte. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." Auf die Sachen — die Tatsachen kommt es an, aus denen jeder seine eigenen Schlüsse ziehen kann und soll.

Nun ist es unmöglich, aus der ungeheueren Menge von Tatsachen vernünftige Schlüsse zu ziehen, wenn diese nicht in einer übersichtlichen Ordnung vorgetragen werden. Die Ordnung der Tatsachen kann aber nur durch eine präzise Fragestellung erreicht werden, die das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet.

In der Kunst der Fragestellung bewährt sich die wissenschaftliche Forschung. Die Fragestellungen haben im Lauf der Zeiten immer wieder gewechselt. Jede Zeit hat ihre brennenden Fragen gehabt, über die sie von der Forschung Aufklärung verlangt hat. Meist sind es die von der vorherigen Generation als selbstverständlich hingenommenen Wahrheiten gewesen, die plötzlich in Frage gestellt wurden. Um diese hat sich dann ein lebhafter Kampf entsponnen; denn die herrschende Lehre hat niemals ohne Widerstreben ihre Dogmen in Zweifel ziehen lassen.

*) Vortrag, gehalten auf der Kieler Woche, September 1922.

Heutzutage nun dreht sich der Streit um die Frage: „Können alle Lebenserscheinungen auf mechanischem Wege erklärt werden?"

Diese Frage wird von der eben noch herrschenden materialistischen Lehre abgelehnt, weil es als Grundwahrheit aller wissenschaftlichen Erkenntnis gilt, daß alle Vorgänge in der Welt allein nach dem Kausalgesetz erklärt werden müssen.

Jede Wirkung hat ihre zureichende Ursache; daher können auch alle Äußerungen eines Mechanismus nur mechanisch gedeutet werden. Ist das richtig, so sind auch alle Lebewesen, deren Körper immer einen Mechanismus darstellt, Maschinen und besitzen keine höheren übermaschinellen oder übermechanischen Fähigkeiten.

Von dem Grundsatz aus: Jedes Lebewesen ist nur Maschine, sind denn auch alle Forschungen der letzten 60 bis 70 Jahre betrieben worden und mit Erfolg betrieben worden. Der Mechanismus der Tierkörper ist nach allen Seiten hin durchforscht worden, und man kann wohl sagen: es steht jetzt zweifellos fest, daß keine beobachtbare Leistung eines Tieres nicht aus der Mechanik seines Körpers abzuleiten sei.

Jede Tierhandlung läßt sich auf einen oder mehrere äußere Reize zurückführen, die ein Sinnesorgan des Körpers treffen und in ihm eine Erregung hervorrufen, die durch Nervenbahnen dem Zentrum zugeführt wird. Das nervöse Zentralorgan besteht aus Umschaltestationen, welche die Erregung den Nerven für die Werkzeuge des Körpers — Muskeln oder Drüsen — zuleiten. Worauf diese mit einer dem Reiz entsprechenden Handlung antworten.

Alles läuft dabei nach mechanischen Gesetzen ab, überall folgt auf eine materielle Ursache eine materielle Wirkung. Nirgends ist eine Spur einer übermateriellen Einwirkung zu verspüren.

Wie kommt es, daß gerade jetzt, nach den unbestreitbaren Erfolgen der rein mechanischen Betrachtung der Lebensvorgänge, die Frage nach übermaschinellen, übermechanischen Fähigkeiten der Lebewesen auftritt? Das findet seine Erklärung in dem Umstande, daß, je genauer ein Gebiet durchforscht wird, um so klarer sich auch seine Grenzen aus dem Nebel erheben. Die mechanische Erklärung hat sich glänzend bewährt, aber auch die Grenzen, die ihr gesetzt sind, sind unverkennbar geworden.

Um zu der grundlegenden Frage: „Sind die Lebewesen reine Maschinen?" Stellung nehmen zu können, muß man sich darüber im klaren sein, welche Leistungen einer Maschine grundsätzlich zugeschrieben werden können.

Bei dem ungeheueren Aufschwung, den unsere Technik genommen hat, wird man sagen müssen, daß es grundsätzlich keine mechanische Leistung gibt, die nicht durch eine geeignete Maschine ausgeführt werden könnte. Wenn wir die physikalischen und chemischen Gesetze im gleichen Maße zu beherrschen lernen, wie es die Organisation des Tierkörpers vermag, so liegt kein Grund vor, warum wir nicht eines Tages eine ebenso fein durchgearbeitete Maschine herstellen könnten, wie sie der Körper eines Lebewesens darstellt.

Hätten wir damit auch ein Lebewesen hergestellt?

Wäre ein künstliches Pferd, das in allen Teilen einem natürlichen zum Verwechseln gliche, darum schon ein lebendiges Pferd — auch wenn es traben, galoppieren und einen Wagen ziehen könnte?

Oder besitzt trotzdem das lebende Pferd Eigenschaften, die dem Maschinenpferde notwendig abgehen müssen?

Eines, wissen wir, kann eine Maschine nie — nämlich ihr eigenes Gefüge umgestalten. Jede mechanische Leistung geht auf einen Mechanismus zurück. Diesem aber sind seine Grenzen durch sein eigenes Gefüge gesetzt. Ein jeder Mechanismus

kann grundsätzlich nur entsprechend dem Gefüge seiner Teile, aber nie gegen dies Gefüge arbeiten.

Eine Maschine, die ihr eigenes Gefüge umgestalten könnte, besäße übermechanische Fähigkeiten und wäre somit keine reine Maschine mehr.

Dies ist der Hauptpunkt, um den sich der Streit in unseren Tagen dreht. Es lautet die Frage nicht mehr: „Sind die Lebewesen Maschinen?" Diese Frage ist entschieden: Ein jeder Körper eines Lebewesens ist eine Maschine. Die Frage lautet: „Sind die Lebewesen mehr als Maschinen, d. h. ist ihr Körper mit übermaschinellen Fähigkeiten begabt?"

Ich will es nun versuchen, die hauptsächlichsten Tatsachen mitzuteilen, auf Grund derer die Entscheidung gefällt werden kann. Dem eigenen Urteil des Lesers soll dabei in keiner Weise vorgegriffen werden.

Der Baustein, aus dem die Körper aller Lebewesen erbaut sind, ist die Zelle. Jede Zelle ist in sich bereits eine kleine Maschine.

Als Urbild der Zelle, auf das sich alle anderen Zellen zurückführen lassen, kann man den Körper einer Amöbe ansehen. Die Amöben sind die einfachsten Lebewesen, die wir kennen. Sie bestehen im wesentlichen aus einem Protoplasmaklümpchen mit eingelagertem Kern.

Das Protoplasma ähnelt einem dickflüssigen Schaum, in dessen Kammern sich aber nicht Luft, sondern ebenfalls Flüssigkeit befindet. Die chemischen Eigenschaften der die Kammern erfüllenden Flüssigkeiten stehen in stetem Austausch miteinander. Dadurch gewinnt der ganze Schaum nicht allein die Fähigkeit, einen Stoffwechsel zu vollziehen, sondern auch Bewegungen auszuführen und elektrische Ströme hin- und herzuleiten. Alles das geschieht in streng geregelter Weise, so daß wir annehmen müssen, die Schaumkammern seien von vornherein in vollkommen planvoller Weise wie die Teile einer Maschine angelegt.

Am besten ist es, wir stellen uns eine große Schaumkugel vor, die wie eine Honigwabe gebaut ist, deren Zellen aber vom Mittelpunkt aus regelmäßig nach allen Seiten hin ausstrahlen. Daß diese Vorstellung die Verhältnisse richtig wiedergibt, beweisen die zahlreichen einzelligen Urtierchen, die ein inneres Skelett besitzen, das aus dem Protoplasma entsteht. Es sind diese oft sehr komplizierten Skelette geradezu mathematisch genau gearbeitet und können daher nicht aus einem ungeordneten Schaum hervorgegangen sein.

Das Merkwürdigste an dieser wabigen Schaumkugel ist nun, daß sie sich immer von neuem herzustellen vermag. Man kann von einer Amöbe einzelne Teile wegschneiden — sie stellt sich wieder her. Sie kann die weggeschnittenen Stücke wieder in sich aufnehmen — und findet doch ihr inneres Gleichgewicht wieder. Sie nimmt fremde Stoffe auf, die sie z. T. ihrem Wabenbau angliedert, z. T. als unverdaulich abstößt. Sie führt Bewegungen aus, die ihren ganzen Wabenbau verschieben, und findet doch zu ihrer alten Ruhestellung zurück.

Jahrzehntelang haben sich die Forscher mit dem Problem abgequält, wie es möglich ist, daß eine flüssige Maschine, die aus freiverschiebbaren Teilen besteht, überhaupt arbeiten kann; bis immer mehr Lebensäußerungen der einzelligen Protoplasmatiere bekannt wurden, die sich immer weniger mit der Maschinentheorie vereinigen ließen.

So gibt es ein kleines, den Amöben verwandtes Tierchen, dessen Protoplasma in einer ovalen Schale steckt, aus der es einen Zipfel seines zähflüssigen Leibes hervorstreckt. Dieser verwandelt sich in einen derben Strang, an dessen äußerstem Ende sich ein Saugnapf ausbildet. Mit diesem Saugnapf heftet sich das Tierchen am Boden fest, und nun zieht sich der Strang zusammen, wobei die Schale vorwärts rutscht. Dann löst sich der Saugnapf los und verschwindet mit dem Strang im Innern

des Tieres, woselbst das ganze Gefüge dieses wohlausgebildeten Gehwerkzeuges vollkommen aufgelöst und verflüssigt wird. Wenn das Tierchen sich auf die Wanderschaft begibt, so muß bei jedem Schritt ein neues Gehwerkzeug gebildet und wieder aufgelöst werden.

Die Werkzeuge der übrigen Urtierchen sind meist einfacher gebaut, obgleich auch bei ihnen feingeschliffene Messer, Fangnetze und dergleichen vorkommen. Alle Werkzeuge aber werden zum jedesmaligen Gebrauch neugebildet, weshalb man von „Scheinfüßen" redet.

Noch weiter geht die Umgestaltung des Leibesgefüges bei den parasitischen Amöben, wie z. B. beim Erreger des Wechselfiebers Plasmodium vivax. Dieses Tierchen bedarf, um sein Leben zu führen, zweier Wirte, der großen Stechmücke und des Menschen. Um aber in so völlig verschiedenen Umwelten leben zu können, muß Plasmodium nicht bloß einzelne Scheinfüße, sondern den ganzen Körper umgestalten. Fünfmal ändert sich sein ganzes Körpergefüge von Grund aus und bildet immer wieder einen neuen, andersgestalteten, kurzfristigen Mechanismus, der sich bald wieder auflöst, um für seinen Nachfolger Platz zu schaffen. Die Reihenfolge, nach der diese verschiedenen Mechanismen in der Zeit aufeinander folgen, ist ebenso genau festgelegt, wie bei den höheren Tieren die räumliche Anordnung der einzelnen Organe im Körper.

Die Fähigkeit, anstatt räumlich geordneter, zeitlich geordnete Organe auszubilden, tritt uns auch bei den Infusorien mit voller Deutlichkeit entgegen. Die ebenfalls einzelligen Infusorien besitzen im Gegensatz zu den Amöben fertig ausgebildete Geh- oder Schwimmwerkzeuge an der Körperoberfläche. Ihr Inneres ist aber meist noch flüssiges Protoplasma. So sehen wir an dem besterforschten Infusor Paramaecium, wie die von ihm verschluckte Wasserblase im flüssigen Inhalt des Leibes erst zur Speiseröhre — dann zum Magen — dann zum Drüsendarm — dann zum Mittel- und Enddarm wird, wobei der Verdauungsvorgang, den wir bei den höheren Tieren kennen, sich mit der gleichen Sicherheit abspielt, obgleich kein fertiger Mechanismus vorhanden ist, sondern nur das sich dauernd, aber nach festen Regeln umgestaltende Protoplasma.

In allen angeführten Fällen erkennen wir ausnahmslos, daß zur Ausübung einer mechanischen Leistung immer ein Mechanismus vorhanden sein muß, daß aber außerdem das Protoplasma die Fähigkeit besitzt, die einzelnen Mechanismen aufzubauen und zu zerstören.

Der Körper dieser einzelligen Lebewesen besitzt, wie man sich ausdrücken kann, nicht bloß *mechanische Eigenschaften*, sondern auch *technische Fähigkeiten*, die den Maschinen grundsätzlich abgehen.

Eine jede Maschine, mag sie noch so vollkommen sein, ist vollständig von ihrem Gefüge abhängig, das sie weder aufzubauen noch umzugestalten vermag. Die technischen Leistungen des Aufbauens und Umbauens der Maschinen vollführt immer der außerhalb der Maschine stehende Baumeister oder Techniker.

Es fragt sich nun, wer vertritt den Techniker unserer Maschinen in der Maschinerie des Protoplasmas. Wer ist es, der das wabige Schaumgebilde immer neu zu gestalten vermag, so daß es bei den Amöben die vergänglichen Werkzeuge der Scheinfüße, bei den Infusorien die zeitlich geordnete Kette von Verdauungsorganen hervorzubringen vermag. Wer ist es, der die fünf verschiedenen Mechanismen von Plasmodium entstehen und vergehen läßt.

Wer nur materielle Vorgänge in der Natur anerkennt, muß annehmen, daß es eine innere Maschine gibt, die diese Leistungen vollbringt, so daß schließlich doch die übermaschinellen Vorgänge im Protoplasma nichts anderes als die mechanischen Leistungen einer unbekannten Maschine darstellen.

Wo aber mag sie stecken?

Unsere Augen wenden sich ganz von selbst dem Kerne zu, der, wie das Protoplasma, einen Grundbestandteil jeder Zelle bildet.

Wir dürfen im Kern kein nervöses Zentrum erwarten, das, ähnlich unserem Gehirn, die Bewegungen und den Stoffwechsel in dem Protoplasma der Zelle lenkt, weil es sich hier nicht um Bewegungen einer fertigen Maschine, sondern um die Gestaltung und Umgestaltung des im Protoplasma vorhandenen Gefüges handelt. Dagegen werden wir die Vorgänge der inneren Sekretion zum Vergleich heranziehen dürfen, welche gänzlich unabhängig von der Anordnung und Gestalt der Organe durch die in den Blutkreislauf geworfenen Reizstoffe, die sog. Hormone, an jeder Stelle ihre Wirkung auszuüben vermag. Die Hormone gleichen sehr fein gearbeiteten Schlüsselchen, die nur ganz bestimmte Schlösser zu öffnen vermögen. Nimmt man an, jeder technische Vorgang im Protoplasma, der zur Umgestaltung des Gefüges führt, sei durch das Eingreifen eines bestimmten Hormones veranlaßt, so kann man von einer chemischen Beherrschung der Zelle durch den Kern sprechen.

Was uns interessiert, ist die Frage, ob der Kern die Maschine enthält, deren Leistung darin besteht, im Protoplasma Mechanismen zu erzeugen. Dürfen wir, wenn wir die Hormone mit den Zungen einer Spieldose vergleichen, annehmen, daß im Kern eine feste Walze vorhanden ist, welche die Hormone wie die Töne zwingt, nach einer bestimmten Melodie aufzutreten?

Der Kern der Zelle, der, von einer Membran umhüllt, meist als kugliges Gebilde ins Protoplasma schwebt, zeichnet sich vor dem Protoplasma der Zelle durch einen besonderen, leicht färbbaren Stoff, das Chromatin, aus, das in einzelne Teile, die sog. Chromosome, zerfällt, die im ruhenden Kerne schwammig ausgebreitet sind.

Daß in den Chromosomen die gesuchten Hormone stecken, ist kaum zu bezweifeln, nachdem es sich herausgestellt hat, daß bei der Befruchtung in die mütterliche Keimzelle ausschließlich die Chromosome des väterlichen Spermakernes übergehen und sich mit den Chromosomen des mütterlichen Kernes vermischen.

Die Chromosome sind die Überträger der erblichen Eigenschaften. Sie können jedoch diese Eigenschaften nur durch eine Umgestaltung des gesamten Zellprotoplasmas zur Geltung bringen. Daher liegt es nahe, ihnen den Charakter von Reizstoffen oder Hormonen zuzusprechen.

An die Chromosome werden wir uns daher halten bei der Suche nach einer Maschine im Kern. Ist es möglich, bei den Chromosomen ein Gefüge nachzuweisen, das ähnlich der Walze einer Spieldose das geregelte Auftreten der Hormonwirkungen verbürgte?

Bei der Suche nach einem solchen Gefüge werden wir gleich enttäuscht, denn die einzig sichtbare Handlung des Kernes besteht nicht in einer mechanischen Leistung, sondern in einer technischen Handlung — der Kernteilung.

Sie wird eingeleitet durch die Spaltung eines kleinen, außerhalb des Kernes gelegenen, Centrosoma genannten Kügelchens, das in zwei Hälften zerfällt, die auseinanderstreben und an den entgegengesetzten Polen der Zelle ihre Aufstellung nehmen. Zugleich geht eine Umwälzung im Kerne vor sich: die Chromosome ordnen sich in einer Reihe senkrecht zu der durch die Centrosomen gehende Zellachse. Inzwischen hat sich die Kernmembran aufgelöst, und im Protoplasma der Zelle haben sich deutliche Stränge gebildet, die ein jedes Chromosom mit beiden Centrosomen verbinden. Auf diese Weise ist ein zierlicher Mechanismus, die sog. Kernspindel, entstanden, die alsbald in Tätigkeit tritt. Die Chromosomenbänder spalten der Länge nach auf, und jede Hälfte wird durch die sich verkürzenden Spindelfasern an je ein Centrosoma herangezogen.

Ist dies geschehen, so entsteht um jede Chromosomhälfte eine neue Kernmembran, innerhalb derer das Chromatin sich wieder schwammig ausbreitet.

Meist folgt auf die Kernteilung eine Spaltung des Zellprotoplasmas, und dann sind aus einer Mutterzelle zwei Tochterzellen hervorgegangen.

Die Kernteilung zeigt mit aller Deutlichkeit, daß es keine Chromosomenmaschinerie gibt, nach der wir suchten. Denn was wir hier vor Augen sehen, ist das Entstehen und Vergehen einer Teilungsmaschine. Wir sind mithin wohl Zeugen eines übermaschinellen Vorganges geworden, eine der Walze der Spieldose ähnelnde Vorrichtung vermögen wir nicht aufzufinden. Aber wir sind ja gar nicht gezwungen, uns an den grobmechanischen Vergleich einer Walze zu halten. Es genügt, wenn wir eine chemisch festgelegte Ordnung annehmen, die das Abspielen der Hormone ermöglicht — wir können annehmen, daß die in den Chromosomen steckenden Hormone derart miteinander verbunden sind, daß ein jedes Hormon bei seinem Freiwerden auf ein spezifisches Ferment einwirkt, das an das nächstfolgende Hormon gekoppelt ist. Auf diese Weise würde durch eine einfache Reizübertragung die Abfolge der Hormone in einer bestimmten Reihenfolge von vornherein gesichert sein.

Eine solche chemische Maschinerie braucht keine feste, räumliche Anordnung zu besitzen und wäre doch eine vollgültige Maschine. Auch die chemische Maschine wäre wie jede andere Maschine in ihren Leistungen an ihren chemischen Mechanismus gebunden und nicht imstande, ihr chemisches Gefüge umzugestalten.

Wir nehmen jetzt zugunsten der Maschinentheorie des Lebens an, daß ein chemisch festgelegtes Hormonklavier im Kern vorhanden sei, und daß dieses imstande sei, die bisher unerklärlichen Vorgänge bei der Umgestaltung des Protoplasmagefüges der Amöben und Infusorien zu beherrschen. Es sind ja nur relativ wenig Tasten nötig, um in immer gleichbleibender Reihenfolge die Scheinfüße entstehen und vergehen zu lassen. Auch die Abfolge der Verdauungsorgane der Infusorien kann man auf diese Weise deuten. Das regelmäßige Entstehen und Vergehen der Mechanismen im Körper von Plasmodium vivax beweist zwar nur, daß eine Melodie ihrer Abfolge vorhanden ist. Aber diese Melodie kann man sich an ein festes chemisches Gefüge gebunden denken.

Schwieriger ist es schon, die Kernteilung über diesen Leisten zu schlagen.

Aber die wahre Probe aufs Exempel kann uns nur die Entstehung der vielzelligen Tiere aus dem einzelligen Keim geben.

Bevor wir uns an die Entscheidung der Frage heranwagen, ob es möglich ist, den gesetzmäßigen Ablauf von Vorgängen bei der Entstehung eines vielzelligen Tieres auf eine chemische Maschinerie im Kern des Keimes zurückzuführen, müssen wir uns klar machen, welcher Art diese Vorgänge sind. Wir können dreierlei Arten von Entstehungsvorgängen unterscheiden: 1. die Zellvermehrung durch Teilung, 2. die Gewebsbildung, 3. die Organbildung. Die Zellvermehrung erfolgt meist in der Weise, daß die erste Furche, die bei der ersten Teilung der Keimzelle in zwei Tochterzellen auftritt, zugleich über die künftige Medianlinie des ausgebildeten Tierkörpers entscheidet. Die Abkömmlinge der linken Tochterzelle liefern die Zellen der linken Körperhälfte, die der rechten die Zellen der rechten Hälfte. Ginge nun die Zellvermehrung in gleichmäßiger Weise weiter und geschähe sonst nichts, so würden wir z. B. bei einem Hühnerei nach Ablauf der Zellteilung ein kugeliges Gebilde vorfinden, dessen Zellen in gleichen Gruppen entsprechend ihrer gemeinsamen Abstammung zusammengehörten. Der Einfachheit halber nehmen wir an, das fertige Zellgebilde bestände aus regelmäßigen Pyramiden, die ihre Basis auf der Oberfläche, ihre Spitze in der Mitte des Eies hätten. Um ein solches Gebilde hervorzubringen, genügte eine Reihe gleicher Hormone im Kern der Keimzelle, die immer mit geteilt, immer wieder die nächste Teilung veranlaßten.

Nehmen wir ferner an, daß die Hormone, die am Schluß eines jeden Teilungsvorganges in ihren Zellen die spezifische Gewebsbildung veranlassen, während der Teilung gruppenweise getrennt würden, so daß die gleichen Hormone in die gleichen Zellpyramiden gelangten — dann würden wir immer noch nicht ein Hühnchen erhalten, sondern hier eine Pyramide mit Muskelgewebe, daneben eine Pyramide mit Knochen- oder Nervengewebe usf. Eine solche Anordnung ließe sich ebenfalls auf eine chemische Hormonmaschine im Kern des Keimes zurückführen.

Die wahre Schwierigkeit, um ein Hühnchen zu bilden, liegt in der Aufgabe, die sich teilenden Zellen so zu dirigieren, daß — wenn am Schluß der Teilung die Hormone zur Gewebsbildung schreiten — die Gewebe eine wohlgegliederte Körpermaschine liefern.

Für die Verschiebung der jeweilig vorhandenen Zellen zu Organanlagen müssen wir ebenfalls spezielle Hormone verantwortlich machen, deren zeitlich geordnetes Eingreifen durch die mit ihnen verkoppelten Fermente festgelegt ist.

Numerieren wir in Gedanken ganz summarisch die Hormone für die Organbildung entsprechend ihrem zeitlichen Auftreten, um festzustellen, wie ihre Verteilung durch die Zellteilung erfolgt. Dann wird es sich voraussichtlich herausstellen, daß bei der ersten Teilung der Keimzelle in zwei Tochterzellen die eine Tochterzelle alle mit geraden Zahlen versehenen Hormone, die andere alle mit ungeraden Zahlen versehenen Hormone erhält.

Was geschieht nun, wenn ich die beiden ersten Tochterzellen voneinander trenne? Offenbar ermangelt die linke Zelle aller Hormone, die dazu berufen sind, die rechte Körperhälfte zu bauen, und der rechten Zelle fehlen die Hormone zum Aufbau der linken Körperhälfte, die eine enthält nur die Hormone mit geraden, die andere die mit ungeraden Zahlen.

Als Driesch am Seeigelei zu diesem Versuche schritt, war er der Überzeugung, daß aus jeder der beiden Zellen eine halbe Seeigellarve hervorgehen müßte. Statt dessen entstanden zwei ganze Seeigellarven von halber Größe. Die Hormone für die rechte Körperhälfte, die sich im rechten Halbkeim befanden, hatten auch die linke Körperhälfte zu bilden vermocht, und dasselbe geschah im anderen Halbkeim.

Obgleich das chemische Hormongefüge in zwei Hälften zerrissen worden war, hatten die Hormone dennoch weiter gearbeitet, als wenn gar nichts geschehen wäre.

Dieser Versuch allein genügt bereits, um das Vorhandensein des chemischen Gefüges in Abrede zu stellen.

Aber Driesch fügte noch zwei weitere, ebenso entscheidende Versuche hinzu.

Aus den ersten Teilungszellen entsteht durch weitere Teilung ein kugliger, solider Zellhaufen, die sog. Morula. Die Morula verwandelt sich darauf in eine einschichtige Hohlkugel, die Blastula. Darauf stülpt sich die Blastula an dem einen Pol, dem sog. Urmund, ein und bildet die Gastrula. Diese ist dreischichtig, weil sich besondere Zellen, die sich in der Gegend des Urmundes abspalten, zwischen die äußere und die innere Zellschicht einschieben. Auf diese Weise entstehen bei allen Tieren mit geringen Abweichungen die drei Keimblätter.

Drieschs zweiter Versuch bestand nun darin, die Zellteilung der Morula zwischen zwei Glasplatten ablaufen zu lassen. Wurden die Glasplatten entfernt, so bildete die an Stelle der kugligen Morula entstandene Zellenplatte eine normale Blastula. Nur war die Reihenfolge der in ihr enthaltenen Zellen gründlich geändert. Es hatten sich Nachbarzellen zusammengefunden, die beim normalen Ablauf am entgegengesetzten Pol der Blastula gelegen hätten. Und trotzdem schritt die Bildung ruhig weiter, und es entstand eine durchaus normale Seeigellarve — als wenn nichts geschehen wäre.

Das bedeutet, daß, obgleich in der Blastula Zellen mit geraden und ungeraden Hormonzahlen regellos durcheinandergemischt waren, diese Verwirrung des chemischen Gefüges trotzdem von keiner Bedeutung war.

Wäre ein chemisches Geheimgefüge wirklich vorhanden, so müßte in diesem Falle ein futuristisch gestaltetes Wesen hervorgehen, dessen Organe in willkürlicher Unordnung durcheinanderliegen.

Und nun schritt Driesch zum dritten Versuch. Er wartete ab, bis die Blastula sich voll entfaltet hatte und schnitt sie nun mitten durch. Bald trennte er die voraussichtlich linke Hälfte von der rechten, bald die vordere von der hinteren Hälfte, bald schnitt er die Blastula schräg durch. Alles mit gleichem Erfolg. Immer entstanden zwei normale Larven von halber Größe. Oft war die eine größer als die andere, wenn der Schnitt nicht gerade durch die Mitte der kugligen Blastula gegangen war.

Setzen wir den Fall, daß bei einem Exemplar der Schnitt eine größere vordere, bei einem anderen eine größere hintere Halbkugel geschaffen hat, dann können wir feststellen, daß das Zellenband, das beiden gemeinsam ist, einmal die vordere, ein andermal die hinteren Leibesorgane aufbauen muß.

Das ringförmige Zellenband, das in der Norm dazu berufen ist, die mittleren Organe des Körpers zu bilden, erhält daher je nach der Schnittführung eine durchaus andere Aufgabe, die es immer mit der gleichen Leichtigkeit löst.

Es läßt sich schlechterdings keine Art von Gefüge oder materieller Bindung denken, durch welche die Zellen befähigt würden, nach Belieben verschiedene Organe zu bauen.

Jede materielle Ordnung setzt eine Beschränkung. Hier sehen wir aber, daß die Zellen unbeschränkt bald zu diesem, bald zu jenem Behufe Verwendung finden.

Müssen wir somit das Vorhandensein irgendwelcher materiell gebundener Ordnung in den Keimen ablehnen, so werden wir um so mehr eine den Stoff beherrschende Regel anerkennen müssen.

Wie beim Bau eines Hauses der Bauplan nicht in den Ziegelsteinen zu suchen ist, so ist auch bei der Entstehung der Lebewesen der Bauplan nicht in den Zellen zu suchen, die genau wie die Ziegelsteine in beliebiger Reihenfolge Verwendung finden.

Ich bin auf die Versuche von Driesch mit so großer Ausführlichkeit eingegangen, weil sie den positiven Beweis dafür bringen, daß bei der Gefügebildung die Lebensgesetze unmittelbar gestaltend eingreifen.

Diese Erkenntnis gestattet es uns, die Beobachtungen bei der Gefügebildung auf Naturwirkungen zu beziehen, die nicht mechanischer Art sind, sondern die uns einen Einblick in die Technik der Natur selbst gewähren.

Wir haben keine Walze in der Spieldose gefunden, dafür erlauschen wir eine Melodie in der Abfolge der Hormone, die von der Natur selbst gespielt wird.

Wie ein Handwerker oder Künstler zum Gelingen seines Werkes bestimmte Handgriffe in bestimmter Reihenfolge bei Bearbeitung seines Stoffes vollführen muß, so bedarf die Natur bei der Gestaltung eines Lebewesens einer gesetzmäßig festgelegten Folge von Einwirkungen auf die im Kern der Zelle bereitliegenden Hormone, um den Körper des Lebewesens durch alle Übergänge der Vollendung entgegenzuführen.

Man kann von einem im Kern der Keimzelle bereitliegenden Hormonklavier sprechen, auf dem die Melodie der Natur sich selbst abspielt. Mit der Teilung der Zellen teilen sich auch die Klaviere, die bis zum Beginn der Gastrulabildung einander gleichen, denn man kann die Zellen beliebig vertauschen, ohne das Abspielen der Melodie zu behindern.

Das ändert sich, wie Spemann durch sehr feine Pfropfungsversuche an Molchen gezeigt hat, mit dem Eintreten in die Gastrula. Dann läßt sich ein neues

musikalisches Thema der Organisation, von Spemann „Organisator" genannt, im Gebiet des oberen Urmundrandes nieder, das seinen Einfluß auf die gesamten Zellen des äußeren Keimblattes von Zelle zu Zelle fortschreitend ausbreitet und bestimmt, welcher Keimbezirk zum Nervensystem, welcher zu Epidermis werden soll.

Den Weisungen des Organisators gehorchen die Zellen unbedingt, mögen sie von vornherein an ihrer Stelle gestanden haben oder durch Pfropfung dorthin versetzt worden sein. Ja, selbst Zellen, die aus Keimlingen einer anderen Art von Molchen entnommen sind, fügen sich dem neuen Gesetz.

Sobald aber ein Keimbezirk seine Weisung vom Organisator erhalten hat, lassen sich seine Zellen durch Umpfropfung in andere Gebiete nicht mehr aus der eingeschlagenen Bahn bringen.

Innerhalb des Keimbezirkes, der sich zu einer Organanlage abgegrenzt hat, können die Zellen anfangs untereinander vertauscht werden — wieder ein Beweis dafür, daß es eine vom Stoff unabhängige Melodie ist, welche die Hormone der Kernklaviere beherrscht.

Erst beherrscht eine allen Zellen gemeinsame Melodie sämtliche Zellen in den ersten Stadien des Keimlings. Mit dem Auftreten des Organisators erhalten die einzelnen Keimbezirke ihre Spezialmelodien, die sich in ihnen abspielen.

In jeder Organanlage spielt sich die spezielle Gestaltungsmelodie vollkommen unabhängig davon ab, was in den Nachbaranlagen geschieht.

Es gibt bestimmte Molche, bei denen die Ausbildung der Vorderbeine unter einer Schutzdecke vor sich geht. Ist das Bein fertig, so findet es in der Schutzdecke ein Loch, durch das es herausschlüpfen kann. Braus konnte zeigen, daß dieses Loch in der Schutzdecke auch entsteht, wenn man die Beinanlage vor ihrer Ausbildung unter der Schutzdecke wegoperiert. Das Loch wird eben nach der speziellen Melodie der Schutzdecke gebildet und steht in gar keinem ursächlichen Zusammenhang mit der Beinanlage. Beide werden nach einem gemeinsamen Plan ausgebildet und hängen daher wohl technisch, aber nicht mechanisch zusammen.

Es sind übermaschinelle oder, um mit Reinke zu sprechen, diaphysische und nicht physische Faktoren, welche die Körpermaschine aufbauen.

Es fragt sich nun: Ist die ausgebildete Körpermaschine am Ende auch keine bloße Maschine? Wird sie vielleicht auch von übermaschinellen Faktoren beherrscht, wie sie von ihnen gebildet wurde? Auch unsere menschlichen Maschinen bedürfen einer Überwachung durch einen Techniker, der für einen dauernd richtigen Gang sorgt und Gefügeverluste wieder ausgleicht.

Ein sehr merkwürdiges Experiment hat diese Frage beantwortet. Wenn man einem Regenwurm das vordere Drittel seines Leibes wegschneidet, so regeneriert die Wundfläche des vorderen Drittels den fehlenden Rumpf. Schneidet man aber die vordersten Leibesringe vom vorderen Drittel ab und heilt dieses in verkehrter Richtung mit der vorderen Wundfläche an den Rumpf an, so daß jetzt die hintere Wundfläche des vorderen Drittels nach vorne schaut, so regeneriert dieses nicht, wie zu erwarten, ein Hinterende, sondern das fehlende Vorderende.

Damit ist unsere Frage entschieden. Kein noch so feiner Mechanismus der Körperzellen wäre imstande, sich nach dem Bedürfnis des Ganzen zu richten und einmal ein Hinterende, ein andermal ein Vorderende zu erbauen.

Der fertige Tierkörper, dessen Leistungen durchweg mechanisch sind, untersteht trotzdem einer übermechanischen Leitung.

Nun wird es auch plötzlich klar, wie es möglich ist, daß besonders höhere Tiere nicht nur maschinelle Reflexbewegungen ausführen, sondern zu plastischen Handlungen befähigt sind, die von einem zwangläufigen Gehirngefüge gar nicht vollbracht werden können.

Das Grau des Großhirnes, das der Hauptsache nach aus protoplasmatischen Zellen besteht, besitzt ebenfalls die Fähigkeit der Gefügebildung. Zur Ausführung einer jeden einzelnen Handlung bedarf der Körper stets eines vollkommen durchgebildeten Mechanismus auch im Großhirn. Dieses aber besitzt außerdem wie die Amöben die Fähigkeit der Gefügebildung. Und diese erfolgt stets nach einer den Stoff beherrschenden Regel der Natur.

Nicht allein die Zellen des Keimes und die Organanlagen des Embryo, auch der ausgebildete Tierkörper mit seinem feindurchgearbeiteten Mechanismus ist letzten Endes einer höheren, übermaschinellen Leitung unterstellt. Und diese allein ist es, die wir *Leben* nennen.

Man kann sich ganz gut ein Pferd vorstellen, das einen vollständig ausgebildeten Körpermechanismus besitzt, das traben, galoppieren und einen Wagen ziehen kann, in dem aber jede Leistung zwangläufig abläuft. Ein solches Pferd wäre an sein festes Gefüge gebunden und daher nicht imstande, die geringste Verletzung seines Körpers, den geringsten Verlust seines Mechanismus wieder gutzumachen. Änderungen in der Außenwelt, auf die sein Gefüge nicht eingestellt wäre, müßten ihm notwendig zum Verderben werden. Es wäre eben nur scheinbar lebendig, in Wirklichkeit aber tot, und ohne Hilfe eines Technikers wäre sein Dasein als geordneter Mechanismus in kürzester Frist beendet. Denn *die mechanische Ordnung einer Maschine trägt keinerlei Gewähr ihrer Erhaltung in sich selbst*. Nur solche Maschinenpferde sind es, die wir bestenfalls herstellen könnten — ein Lebewesen zu verfertigen, geht über unsere Kraft.

Ein von Menschen verfertigtes Maschinenpferd würde ferner wie alle menschlichen Maschinen in und für die Menschenwelt geschaffen sein.

Hierdurch offenbart sich ein klaffender Abgrund zwischen Lebewesen und Maschine. Das lebende Pferd ist nämlich nicht für die Menschenwelt geschaffen, sondern ganz ausschließlich für eine Pferdewelt, von der wir Menschen nur eine dürftige Vorstellung haben.

Dies ist die grundlegende, aber viel zu wenig beachtete Tatsache, daß nämlich ein jedes Lebewesen, sobald seine Organe zu arbeiten beginnen und sein Körper die Beziehungen zur Außenwelt aufnimmt, sich in einer eigens für seine Bedürfnisse hergerichteten Umwelt befindet.

Die Dinge der Außenwelt, die, von unserem menschlichen Standpunkt aus betrachtet, eine festumschriebene Form, eine ganz bestimmte Größe, Farbe, Härte, Duft und Geschmack haben, die sich mit einer ganz bestimmten Geschwindigkeit bewegen, besitzen in Wahrheit eine unvorstellbar große Plastizität und Änderlichkeit.

Jeder von uns weiß ganz genau, was ein Grashalm, den unser Fuß zertritt, für ein unbedeutendes Ding ist. Aber für einen Heuhüpfer ist es von großer Wichtigkeit, weil es ihm ein breites, elastisches Sprungbrett darbietet; für eine Kuh ist es ein Leckerbissen, der von ihrer Zunge umfaßt und von ihren Zähnen zerrieben wird; für die Zikadenlarve im Kuckucksspeichel ist der Grashalm das Faß ohne Boden, aus dem sie ihren Nahrungssaft herauspumpt, der zugleich die Wände ihrer luftigen Schaumwohnung bildet.

Andere Merkmale bietet der Grashalm dem anderen Tier, das seinerseits mit anderen Werkzeugen versehen ist, um ihm zu Leibe zu gehen.

Wie dem Grashalm, so geht es jedem Ding der Außenwelt — es wird zu einem Menschending in der Menschenwelt — zu einem Pferdeding in der Pferdewelt — zu einem Zikadending in der Zikadenwelt usf.

Ein jedes Lebewesen baut sich dank seiner speziellen Sinnes- und Handlungswerkzeuge eine mit seinen Dingen erfüllte Umwelt auf. Und ein jedes, unter nor-

malen Umständen zur Welt kommende Lebewesen findet auch an seinem Geburtsort solche Dinge vor, die es in seine Welt aufnehmen kann. Höchst bemerkenswerterweise sind bei einem jeden Tier die Sinnesorgane auf die gleichen Objekte eingestellt, wie seine Werkzeuge, auch wenn sie beide mit durchaus verschiedenen Eigenschaften des gleichen Objektes in Beziehung treten. Die Augen der Zikade, die ihr den Weg zum Grashalm weisen, sind ganz außerstande, die Saftgefäße im Inneren des Halmes zu sehen, die sie ansticht und auspumpt, dank ihrer für diese Vorrichtung eigens gebauten Werkzeuge.

Auch der Umfang der Umwelt ändert sich von Tier zu Tier. Der Horizont des Menschen ist viel umfangreicher als der der Kuh. Für die Zikade ist er kaum einen halben Meter entfernt.

Am auffallendsten aber ist die Änderung des Inhalts der Umwelten. Wie wir sahen, ist vor allem die Gegenleistung, die ein jeder Gegenstand in der Umwelt dem einzelnen Subjekt bietet, von ausschlaggebender Wichtigkeit.

Was bedeutet ein Grashalm für uns Menschen? Er ist eines der unbedeutendsten Glieder der reichen Menschenwelt, die uns umgibt. Er ist nicht nur unbedeutend, sondern auch klein. Er wächst an Bedeutung und Größe in der Umwelt der Kuh, die ihn zur Nahrung wählt. Einen stattlichen Teil der ganzen Umwelt umfaßt der Grashalm, wenn er zum Sprungbrett für den Heuhüpfer wird. Und riesengroß wie die Weltesche steht er da in der Umwelt der Zikade.

Dies alles ist leicht einzusehen. Aber man muß schon tiefer schürfen, wenn man die ganze Breite der Änderlichkeit der Objekte überschauen will. Unser Auge und unser Gehirn sind fähig, sehr feine Unterschiede der Formen allenthalben aufzufassen. Die Netzhaut unseres Auges birgt abertausend lichtempfindliche Elemente, von denen ein jedes uns die Kenntnis eines anderen Ortes der Außenwelt übermittelt. Die Fläche, die der Ort eines besonders sehtüchtigen menschlichen Auges deckt, ist so klein, daß selbst die Monde des Jupiter voneinander getrennt werden können. Diese Sehschärfe ist freilich den meisten unter uns versagt.

Trotzdem setzt sich auch unsere Welt immer noch aus sehr kleinen und sehr zahlreichen Mosaiksteinchen zusammen.

Wird die Zahl der lichtempfindlichen Elemente viel geringer, wie z. B. bei den Insekten, so setzt sich die Welt aus entsprechend weniger Orten zusammen. Es müssen dabei die feinen Unterschiede der Formen immer mehr verloren gehen, je weniger Mosaiksteinchen beim Bau des Weltbildes verwendet werden. Die Insekten unterscheiden daher die Umrisse der Objekte nur in der Nähe in genügender Deutlichkeit, um ihnen auszuweichen. Die Stubenfliege aber vermag einen Faden der Spinne, dessen Dicke geringer ist als die von einem Fliegenort gedeckte Fläche, nicht mehr zu sehen.

Und nun denken Sie sich die Anzahl der Orte auf wenige hundert eingeschränkt, wie bei den Schnecken. Dann verlieren alle Objekte ihre Feinheiten und wirken nur noch als Flächen.

Was von den Orten gilt, gilt auch für die Farben. Diese nehmen bereits bei den Vögeln an Zahl ab. Die Umwelten der großen Mehrzahl aller Tiere enthalten gar keine Farben mehr. Ihre Welt besteht nur aus helleren oder dunkeln Flächen. Das gleiche gilt von den Tönen, deren Fülle unsere Welt verschönt. Sie beschränken sich bei den Krebsen auf einige Schwirrungen.

Die Gerüche ändern sich in den Tierwelten vollends. Bestimmte Schmetterlingsweibchen produzieren einen uns völlig unbekannten Duft, der die Männchen aus meilenweiter Ferne herbeizulocken vermag. Offenbar weil die Männchen nur diesen Duft in unerhörter Verdünnung als einzigen wahrzunehmen vermögen. Sonst müßte er von den anderen Gerüchen übertönt werden.

Jeder Riechfühler eines Insektes gleicht, da er von Art zu Art wechselt, einem immer andersgebauten Zauberstab, der immer andere Gerüche in die Welt seines Trägers hineinzaubert.

Immer und ganz ausschließlich ist es das lebende Subjekt, das die Größe und den Inhalt seiner Umwelt bestimmt, und das die Objekte ummodelt, ähnlich dem Maler, der mit seinen Farben die Fläche der Leinwand nach eigenem Gesetz ausfüllt.

So offenbart sich uns, vom Standpunkt des Lebens aus gesehen, die völlige Abhängigkeit der Außenwelt mit all ihren Objekten von den Subjekten. Wenn jemand die Formel für das Leben schreiben wollte, so müßte er die Subjekte als Konstante, die Objekte als Variabele einführen.

Das Leben tritt immer nur in der Form von Einzelwesen auf. Es ist niemals eine allgemeine Beziehung zwischen Objekten, wie die Schwerkraft, die Wärme und die übrigen anorganischen Kräfte. Es ist ohne Subjekte überhaupt nicht vorhanden.

Die für die Menschenwelt allein ersonnene Maschinentheorie des Lebens tötet alles Lebendige um uns.

Außer dieser allgemeinen Erkenntnis können wir aber dank der neuen Forschungen Näheres über das Leben aussagen. Wir wissen, daß es die Körpermechanismen nach eigenen subjektiven Bauplänen aufbaut und erhält. Es ordnet nicht nur die Organe des Körpers bald an Raum, bald in der Zeit, es bestimmt auch die räumlichen Beziehungen der Lebewesen zu ihrer Umwelt.

Das Gleiche gilt von der Zeit. Es lassen sich Umwelten zeigen, in denen der Moment nicht, wie bei uns, eine Zehntelsekunde beträgt, sondern entweder bedeutend kürzer oder länger ist. Ist der Moment viel kürzer, so werden alle Bewegungen der Außenwelt viel langsamer. In der Umwelt einer Taube naht sich der heranrollende Wagen viel langsamer als für uns. Sie finden daher immer noch Zeit genug, wegzufliegen, wenn es für uns zu spät wäre, auszuweichen.

In der Umwelt der Mollusken, die sehr lange Momente haben, geht alles in einem beschleunigten Tempo vor sich. Der Pilgermuschel naht der Seestern mit seiner für uns kaum merkbaren Geschwindigkeit so schnell, wie uns ein trabendes Pferd. Sie muß daher viel frühzeitiger darauf reagieren, als wir es an ihrer Stelle tun würden.

Das Leben setzt nicht bloß die Grenzen für den sichtbaren Raum der Umwelt, der jedes Tier wie eine Seifenblase umgibt, es setzt auch die Grenzen der Zeit und bestimmt, wann diese Seifenblase zerspringen muß, wann mit dem Ende der Körpertätigkeit auch die Umwelt verschwindet.

Die wenigsten Tiere und Pflanzen überdauern die Spanne eines Jahres. Anderen sind die Grenzen weiter gesteckt. Aber auch bei ihnen folgt auf die Jugend das Alter als Vorbote des Endes, das uns alle erwartet.

Daraus zu schließen, daß das Leben selbst sterben könne, ist ein unverzeihlicher Trugschluß. Entstehen, Gestaltung und Dauer der Körpermaschine eines jeden Lebewesens gehorchen einem subjektiven Gesetz, wie die Töne eines Liedes einer Melodie gehorchen. Wir behaupten doch auch nicht, daß die Melodie tot sei, wenn das Lied verklungen ist.

Warum behauptet man dies vom Leben? Wir sind in jedem Frühjahr Zeuge davon, daß in tausendfältigen Keimen die Lebenslieder neu erklingen nach unsterblichen Melodien, die ebenso sicher einsetzten, wie das Kristallgesetz im Winter den Nebeltropfen der Wolken in die strahlige Form des Schneekristalls zwingt.

Ein jedes Zeitalter in der Menschheitsgeschichte zeichnet sich durch seine ihm eigentümliche Blindheit aus. Wir stehen an der Wende des mechanischen Zeitalters, dessen Blindheit nun allen offenbar wird.

Der Hauptfehler in der bisherigen Weltbetrachtung lag darin, daß man ausschließlich von der Menschenwelt ausging, in der sich die Lebewesen als selbsttätige Objekte umhertummeln sollten.

Man ergötzte sich wohl an ihrer Vielgestaltigkeit und an der Feinheit ihrer Mechanik — aber man übersah gänzlich, daß zu jedem Lebewesen eine eigene Welt gehört, völlig verschieden von der unsrigen.

Man vermochte weder zu sehen, daß andere Räume und andere Zeiten, noch daß andere Gegenstände diese Welten erfüllen, die alle nach immer neuen und höchst merkwürdigen Lebensgesetzen geformt sind.

Hier muß in Zukunft eine ganz neue Wissenschaft einsetzen.

Aber auch unsere eigene Menschenwelt bedarf dringend der Korrektur. Unsere wirkliche Welt ist in der Anschauung als ein vollkommen abgeschlossenes Ganzes gegeben. Unser Menschenraum schließt mit dem Himmelsgewölbe ab. Was darüber hinaus errechnet wird, gilt nur für die Vorstellung eines gedachten Raumes. Ein jeder von uns ist von einer undurchdringlichen Schale, die seine Welt umschließt, umgeben. Alles, was sich innerhalb der Schale befindet, ist in Größe, Farbe, Form und Bedeutung streng an unser eigenes Lebensgesetz gebunden.

Es kann nichts Lehrreicheres und Ergötzlicheres geben, als sich die Rolle vorzustellen, die wir selbst in fremden Umwelten spielen. Wie sehe ich aus in der Welt der Wespe, des Pferdes, meines Hundes und gar in den Umwelten meiner lieben Mitmenschen? Schmeichelhaft würde eine solche Reise durch die Umwelten nicht sein, aber in hohem Maße erzieherisch.

Vor allem kommt es aber darauf an, daß man sich vollkommen klar darüber wird, in welchen Beziehungen man zum Mechanismus des eigenen Körpers steht. Bisher gab man vor, das Subjekt Mensch müsse mit seiner Körpermaschine eines Tages gemeinsam zugrunde gehen.

Davon kann gar keine Rede sein. Wir als Subjekte sind Teile eines unvergänglichen Lebensgesetzes. Hier liegen die wahren Wurzeln unseres Daseins.

Der billige Wahn, daß mit dem Tode unseres Körpers für uns alles zu Ende sei, hat ausgespielt.

Das ewige Leben fordert wieder seine Rechte.

Zerfallen

Erzählung

von

P. J. Arnold

Die Dame des Hauses zog sich zurück.

Sie stand schon im Rahmen der Tür; da wandte sie sich noch einmal zu ihrem Gaste: „Vielleicht wird Ihnen mein Mann heut abend das Rätsel lösen, das der Tag Ihnen aufgegeben hat, Herr Braun. Nur müssen Sie nicht locker lassen mit bitten; es ist manchmal nicht ganz leicht, ihn herumzukriegen."

Auf den fragenden Blick ihres Gatten hin ging sie zu ihm zurück und verabschiedete sich zum zweitenmal in liebenswürdigster Weise von ihm, ehe sie die beiden allein ließ.

„Was ist denn los, Braun?“ fragte der Hausherr. „Ich bin wirklich begierig, was ihr da Geheimnisvolles habt.“

„Von dir gerade möchte ich hinter seine Türen geführt werden“, wandte sich dieser ihm zu. „Am Nachmittag ging ich auf meinem Spaziergange auch über euern Friedhof. Die Bauern hier haben sich für ihre letzte Ruhe den schönsten Platz der ganzen Gegend ausgesucht. Du weißt vielleicht noch, wie ich vor sieben Jahren, als ich ein paar Tage bei euch war, die quadratische Anlage auf der kleinen Höhe mit den riesenhaften Baumwällen darum in ihrer großartig-feierlichen Wirkung bewundert habe. Jetzt fand ich dort zufällig beim Durchschlendern denselben merkwürdigen, halb spanischen, halb italienischen Namen wieder, den ich schon damals einmal gehört hatte. Und mit ihm stand mir wieder ein Bild vor Augen, das sich auch später wiederholt in herrischem Eigensinn ganz beziehungslos mir in vollständig andere Gedankenreihen schob: die straffe, höchstens mittelgroße Frauengestalt in Reitkleidern mitten in der Kinderschar eures Heims da draußen. Es war etwas Unaufgelöstes in dem Bild; lag's in dem Verhalten der Dame, der Kinder, ich weiß nicht mehr; jedenfalls hatte es sich mit einem Fragezeichen in meine Seele gehängt. Ich sah auf dem Steine nach; das Alter von einigen vierzig Jahren mochte stimmen, wenn es ja auch eigentlich noch nicht die Berechtigung gibt, sich schon da oben auszuruhen. Auf dem Rückwege traf ich deine Frau und fragte nach dem frühzeitigen Tode der Dame.

„Ein Unfall, wenigstens glaubt man das hier“, meinte sie und reizte meine Neugierde so noch mehr. Mit meinen weiteren Bitten um Auskunft wies sie mich an dich. Du könntest sie vollständiger und auch in anderer Beziehung besser geben. Da fiel mir auch ein, daß ihr damals meinen Erkundigungen ausgewichen wart. Deine Frau sagte mir aber ziemlich bestimmt zu, jetzt, drei Jahre nach dem Tode der Dame, würdest du sicher bereit sein, mir von ihr zu erzählen.“

Der Hausherr war aufgestanden und im Zimmer auf und ab gegangen. Er ließ seinen Freund kurze Zeit auf Antwort warten; dann setzte er sich wieder ihm gegenüber. „Ich hätte dir vordem schon aus äußeren Gründen keine befriedigende Antwort geben können; mir widerstrebte es auch, davon zu sprechen, weil ich persönlich zu stark an das Schicksal jener Frau gebunden war. Durch die Zeit bin ich freier geworden, und ich will versuchen, dir ein Bild von ihr zu geben. Eine Lösung des Rätsels kann freilich auch das nicht werden, höchstens das Ausbreiten einer menschlichen Natur, die doch schließlich immer Rätsel und Lösung zugleich bedeutet.

Wir waren Nachbarskinder, wenigstens seit unserm zwölften Jahre, als ihr Vater das Grundstück neben unserm elterlichen Hause auf der Uhlenhorst kaufte. Meine erste Erinnerung an sie umflirrt der Glanz der Außenalster, wie sie in leichtem, lichtdurchglühtem Dunst sich weitet. Sie besaß ein schmales, kanoeartiges Boot, das bald bekannt wurde; es war bei uns das erste seiner Art, ein früher Vorläufer der großen Mode. An solchen stillen, flimmrigen Sonnentagen sah man es stundenlang mitten auf dem hellen Becken treiben und sich schaukeln, ohne daß ein Zipfelchen von einem Menschenkinde darin sichtbar wurde. Nur wenn ein neugieriges Boot zu dicht daran vorüberglitt, schoß ein schwarzer Pudelkopf über den Bootsrand hoch, und ein Paar wilde Augen starrten die Insassen so haßbrennend an, daß ihnen die Lust zu weiterer Annäherung vergehen mußte, namentlich, da das Gesicht mit seinen unfertigen, eckigverschwommenen Zügen nichts Anziehendes hatte und auch nicht durch den wirren Strudel des ungekämmten Lockenwusts bekam.

Ein Spielgefährte von mir und ich beschlossen, sie in ihrem Treiben zu stören, das uns durch seine Eigenwilligkeit gereizt und geärgert hatte. Wir lenkten eines Tages unser Boot auf sie zu, um ihr Kanoe zu entern; zu welchem Ausgange, hatten wir uns wohl kaum überlegt. Als ich hinüberfaßte, um es Bord an Bord mit uns

zu ziehen, sah ich nur die in tückischer Bosheit aufblitzenden Augen und fühlte im selben Augenblicke einen solchen Hieb mit ihrem Ruder auf der Hand, daß ich alle Standhaftigkeit eines Indianers am Marterpfahl, die ich oft genug phantasiemäßig durchgeprobt hatte, zusammenreißen mußte, um nicht aufzubrüllen.

Damit begann unsere Freundschaft.

Allerdings war meine Unternehmungslust für den Augenblick vollkommen gestillt; meine Finger mußte ich noch tagelang im Verband tragen. Unsere Gärten waren nur durch eine niedrige, geschnittene Hecke voneinander getrennt, und so sah sie, was sie angerichtet hatte. Ich weiß noch, daß ich mich an einem der nächsten Nachmittage vergebens mühte, die Schaukel an dem Gerüst aufzuhängen, weil ich mit der Linken nicht zufassen konnte. Plötzlich stand sie hinter der Hecke fast neben mir, ohne daß ich sie bis dahin bemerkt hatte.

„Soll ich dir helfen?" Heute noch höre ich, wie die Worte mit lauernder Gespanntheit zu mir herüberflogen. Schon war sie über die Hecke gesprungen und an meiner Seite. Da griff ich trotz des Zuckens und Stechens in der gequetschten Hand zu und brachte den Ring in seinen Haken. Der zur Schau getragene Gleichmut zwang ihr anscheinend einige Achtung ab, und ich merkte auch, daß sich hinter ihren Äußerungen von Schadenfreude ein weibliches Mitleid nicht ganz verstecken konnte.

Hatte ich sie in den ersten Wochen unserer Nachbarschaft im Garten kaum zu Gesicht bekommen, so lagen wir von nun an eigentlich ständig zusammen. Ich machte mich für sie frei, so weit ich konnte, und um sie kümmerte sich im Grunde genommen niemand. Am wenigsten ihr Vater.

Jetzt lernte ich auch ihn kennen, soweit das bei ihm möglich war. Ich habe von ihm nur den Eindruck eines etwas angetrockneten älteren Herrn behalten, der in jeder Beziehung zugeknöpft war. Später erfuhr ich, daß er die Leidenschaftlichkeit seiner jungen Jahre in Brasilien verpufft hatte; man erzählte von tollen Sachen dort. Was sich bei ihm unter der heißen Sonne als explosionsfähig erwiesen hatte, war aber vollkommen ausgeglüht oder verglomm wenigstens äußerungslos, als er in unsere härtere Luft zurückgekehrt war. Das einzige, was an Temperament bei ihm erinnern konnte, war ein Sammeleifer, der nach Madonnenbildern griff, besonders solchen aus italienischen Schulen. Als ich mir die kleine Galerie mit reiferen Augen betrachtete, merkte ich, daß sie reichlich wahllos zusammengeholt war, sicher ohne jeden Kunstverstand und jedes Empfinden für ästhetische Werte. Es mochte ihn eine leise Motivsehnsucht dazu getrieben haben.

Aus Brasilien hatte er auch seine Frau mitgebracht. Sie war nicht mehr da. Als wir einmal von ihr sprachen, führte mich Stephanie, wie wir sie in der deutschen Form ihres Namens nannten, statt des spanischen Estefania, in ein unbewohntes Dachzimmer ihres Hauses und zeigte mir das dort aufgehängte Porträt ihrer Mutter. Ich sah eine füllige Dame mit nichtssagendem Gesicht. Als mich Stephanie dann in ihr Wohnstübchen gezogen hatte, erzählte sie mir alles von ihr, was sie wußte. Es war nicht viel und verdichtete sich schließlich in einer Vorstellung: Wie sie leicht bekleidet in ihrem überhitzten Zimmer auf ihrem Ruhebette lag, sich wohlig dehnend in untätigem Sich-Selbst-Genügen und in dem Gefühl des eigenen pulsenden Körpers; aus ihrer schläfrigen Gelassenheit blitzte es dann zuweilen aus ihren Augen auf wie die Gier eines wilden Tieres. Die Tochter schilderte das mit anderen und mehr Worten; aber es ist das Bild, das sie mir von ihr gab. Stephanie mag etwa fünf Jahre alt gewesen sein, da war die Mutter eines Tages verschwunden. Der Vater forschte ihr nicht weiter nach, als er erfahren hatte, daß sie zuletzt auf einem nach Südamerika fahrenden Dampfer gesehen worden war. Auch in den folgenden Jahren sprach er nie über sie.

Unsere Spiele führten zu immer größerer Vertraulichkeit. Doch hat es keinen Zweck, dir das alles zu erzählen. Ich will versuchen, mich auf das zu beschränken, was unmittelbar die Züge ihres Wesens formt.

Am liebsten streckte sie sich lang auf dem Rücken im Grase aus oder in einer Hängematte, die sie niedrig über dem Boden zwischen zwei Bäumen befestigt hatte. Ich mußte mich neben sie legen und ihr erzählen; irgend etwas, je wilder, desto besser. Nur durfte es nichts sein, was sie selbst irgendwo gelesen hatte, oder was ihr sonstwie bekannt geworden war. Ich erreichte mit der Zeit einige Übung im Darstellen der ungeheuerlichsten Begebnisse; auch kam mir zu Hilfe, daß Stephanie wenig Bücher in die Hand nahm und ich alles mögliche Erlesene in meine Phantastereien einflechten oder doch mit einiger Verzerrung anbringen konnte. Meine Erfindungskraft ist nie groß gewesen, und so versuchte ich schließlich halb aus Not doch einmal aus einem Buche vorzulesen, von dem ich annahm, daß es ihr gefallen würde. Es waren alte spanische Novellen, die ich in der Bibliothek meines Vaters aufgestöbert hatte. Ich kam kaum über die erste Seite hinaus, und auch das nur, da sie nach ihrer Gewohnheit das Gesicht von mir weggedreht hielt. Dann nahm sie mir das Buch aus der Hand, warf es im Bogen weg ins Gras und meinte, lesen könne sie selbst, wenn sie dazu Lust hätte; sie wolle mich erzählen hören.

Wir waren damals übrigens schon ungefähr sechzehn Jahre alt. Die Stoffe meiner gelegentlichen Augenblicksdichtungen waren nach und nach aus dem Gebiete der blutigen Abenteuer herausgerückt und streiften gewöhnlich das Erotische. Wie ich heute noch glaube, haben das ihre eigenen, dazwischen geworfenen Bemerkungen veranlaßt. Von mir aus allein hätte ich dergleichen kaum gewagt. Nicht, daß ich ihr verfängliche Sachen auftischte, doch waren die Situationen wohl so, daß sie der Sinnlichkeit Spielraum zu phantastischer Auswirkung gaben. Eines Tages malte ich in einem Machwerk, das einem orientalischen Märchen gleichen sollte, eine Szene aus, die mit der von Susanna im Bade entschiedene Familienähnlichkeit hatte. Als ich mich ehrlich um einen Ausweg aus dieser heiklen Lebenslage der jungen Königin abmühte, warf sich Stephanie mit einem Ruck zu mir herum und glühte mich mit brennenden Augen an:

„Was hättest du da getan?"

Im Augenblick war ich gänzlich verwirrt, hilflos, diesem Überfall gegenüber. Da war sie auch schon aufgesprungen und, ohne sich umzuwenden, rasch ins Haus gegangen.

Ich stand damals auf der Entwicklungsstufe, wo der junge Mensch die inneren Wirren, die durch das gewaltsame Heraufdringen der Leidenschaftlichkeit in die sich langsam aufbauende Natur entstehen, in der Regel in sich selbst abzutun sich müht, noch nicht wagt, sich darin mitzuteilen. Bei mir war das vielleicht besonders stark ausgeprägt. In Wahrheit war ich nicht kühler als andere, nur umschlossener; äußerlich ebenso zaghaft wie innerlich voll von verzehrendem Begehren. Dabei war es für mich eine unmögliche Vorstellung, daß eine sinnliche Gier in Stephanie hätte aufschießen können. Und wenn sie es mich in der nächsten Zeit auch ein paarmal sehr deutlich merken ließ, so war ich doch im nächsten Augenblick wieder der festen Überzeugung, mich getäuscht zu haben. Ich blieb wohl sogar ein paar Tage weg, weil ich mich meiner Gedanken über sie schämte; jedenfalls fehlte mir vollkommen die Fähigkeit, ihr darauf zu antworten. Das brachte uns auseinander.

An einem Morgen, dessen graudunstige Schwüle das Blut in schweren Schlägen durch die Adern trieb, waren wir zusammen ausgeritten; Stephanie auf ihrem kleinen Braunen, den sie verzog wie ein Kind. Wie immer im schärfsten Tempo. Auf dem Tiere schien sie doppelt zu leben; es war, als ob seine Sprungkraft ihr durch den Körper schnellte. Zurückgekehrt, warf sie sich in ihre Hängematte und

riß den locker gerüttelten Haarwust mit unruhigen Fingern auseinander. In mir gärte die Bruthitze des drückenden Tages. Ich bückte mich, die ins Gras gefallenen Nadeln aufzuheben. Sie nahm meinen Kopf und drückte ihn in das wirre Haargerieſel. In willenloſem Taumel lag ich einen Augenblick in dem prickelnden Netze, das alle Sinne mit ſeinem berückenden Duft gefangen hielt. Dann nahm ſie mich mit in ihr Zimmer. Sie wollte ſich zu einem gemeinſamen Gange in die Stadt umziehen. Ich war in der doch ſonſt vertrauten Umgebung unſicher wie nie, ſtand herum und griff mit heißen Händen nach allen möglichen Sachen, die dort lagen. Die Tür zu dem anſtoßenden Schlafzimmer ließ ſie halb offen. In fiebriger Erregung lief ich hin und her, wagte aber doch nicht, mich der Tür zu nähern und drehte kurz vorher um. Deutlich hörte ich ſie die Kleider abſtreifen. Ich ſtand mit zuckenden Pulſen dabei, wie feſtgewachſen, und konnte keinen Schritt mehr vorwärts tun. Drüben war es auch ganz ſtill geworden; eine unendlich lange Zeitſpanne, wie mir ſchien.

Da ſchlug die Tür zu. Mir war's faſt eine Erlöſung, und doch durchfuhr's mein Inneres wie ein ſchneidender Schmerz. Nach einiger Zeit klopfte ich, klopfte wiederholt. Endlich rief ſie: „Geh doch!“ Und — ich ging.

Wäre ich ein paar Jahre älter geweſen, hätte das ſicher einen anderen Ausgang genommen. Doch ich zweifle, ob es einem von uns zum Glücke gedient hätte.

Etwa eine Woche darauf traf ich Stephanie in ihrem Wintergarten ſitzen, einer Art Treibhaus, das mit den Wohnräumen verbunden war und voll tropiſcher Gewächſe ſtand. Sie hatte ſchon tagelang dort gekauert, trotz der feuchtſchweren Wärme da drinnen und der ſommerlichen Luft draußen fröſtelnd, und in einen weichen, ſtark farbigen Schal gewickelt. Wir ſprachen wenig miteinander. Sie ſah meiſt an mir vorbei und kraute ihrem Papagei, der neben ihr in dem dunklen Grün ſaß, das grau-roſa Gefieder. Sie erſchien mir ſo fremd, daß ich es nicht begreifen konnte. Und als ſie zum Abſchied ihre Hand, die vom Anfaſſen des Vogels leicht gepudert war, wie leblos mir entgegenſtreckte, wußte ich kaum noch, daß ich ſie je gekannt hatte.

Auf der Straße erſt merkte ich, wie leer es in mir geworden war. Ich trug jahrelang an dieſem Nichts in mir. Manche Leute glauben ja, über die erſte Liebe ſpäter mindeſtens lächeln zu müſſen; vielleicht wäre es beſſer, ſie ein wenig ernſter zu nehmen.

Ich ging nicht mehr aus eigenem Antriebe ins Nachbarhaus; eine gegenſeitige Scheu drängte unſere Wege auseinander. Erſt im nächſten Winter führte mich eine kleine Feſtlichkeit in ihrer Wohnung wieder zu ihr. Für ſie war ich nicht da; mich ſelbſt bannte mein Gefühl in einen gewiſſen Abſtand, wie man ſich einer ſeltſam fremden Gewalt nicht zu nähern wagt, oder der brutalen Offenheit einer blutſtrömenden Wunde. In ſpäter Stunde hatten ſich die jungen Leute im Muſikzimmer geſammelt. Stephanie wurde im Laufe des Abends ſtiller und zurückhaltender. Jetzt ſaß ſie in ſich zuſammengezogen in der dunkelſten Ecke des kleinen Saales. Man ſpielte etwas, ſang. Zuletzt verſuchte ein junges Mädchen einen Tanz. Stephanie ſtarrte in den lichtdurchſchimmerten Knäuel. Plötzlich ſprang ſie auf, ſtellte ſich in die Mitte des Kreiſes und verlangte irgendein wildes Stück. Nun begann ſie, ihren Körper zu drehen, biegen, aufzuwerfen, ihre Glieder in zuckendem Spiele zu ſchleudern, unbekümmert um alle Grenzen der weiblichen Kleidung, wilder und immer wilder, daß ſie ſchließlich wie ein flammender Wirbel in der zurückgewichenen Runde ſtand.

Dann brach ſie faſt zuſammen.

Unter den jungen Männern war einer, der als rückſichtsloſer Genießer bekannt war. Ich ſah die beiden nun oft zuſammen, beſonders häufig, wenn er ſie zu ge-

meinsamen Ritten abholte; auch darin trat er an meinen Platz. Er begriff Stephanie besser als ich, wenn man so will, und war das, was sie suchte und brauchte.

Wenn ich auch über die folgende Zeit ihres Lebens genauer unterrichtet bin als irgendein anderer, so kommt das daher, daß die persönlichen Fäden, die mich immer noch mit ihr verknüpften, mich jede Spur ihres Lebensganges verfolgen ließen, soweit es mir möglich war. Aus späteren häufigen Gesprächen, aus Briefen und namentlich aus persönlichen Aufzeichnungen, die sie mir überwiesen hat, als sie freiwillig, was man so nennt, oder vielmehr aus der Notwendigkeit ihrer Natur aus dem Leben ging, kenne ich sogar die geheimsten Vorgänge, ihre Ansichten, Stimmungen und inneren Kämpfe, viele bis in jede mitteilbare Regung.

Mit jenem Manne kam sie schnell zum Ziel — ohne daß dem quälenden Drängen ihres Innern dadurch eine Entspannung gefolgt wäre, jedenfalls auf die Dauer. Sie schaffte ihn ab und gab ihm Nachfolger. Ihre sprunghafte Laune hielt bei keinem lange aus; am längsten noch bei einem Maler, dem sie sich als Modell gegeben hatte. Bei ihm kamen auch die feineren, geistigen Bedürfnisse ihrer Sinnlichkeit zu ihrem Recht. Sie waren nicht umfangreich, aber deshalb nicht weniger fordernd. Hatten sie sich in ihren Kinderjahren am schärfsten in dem Verlangen nach meinen phantastischen Erfindungen geäußert, so sah sie nun die Möglichkeit, nicht nur in Gedanken an der Formung solcher traumgeborenen Bilder mitzuwirken, in einer Weise, die ihrer Natur in jener Zeit entsprach. Sie lief stundenlang in seinem Atelier unbekleidet umher, um ihm die Möglichkeit zu Bewegungsstudien zu geben, die sich nur aus ungewollten Durchgangsstellungen erhaschen lassen. Dann wieder ertrug sie mit einer ihr sonst fremden Ausdauer die Unbequemlichkeit einer unausgewogenen Lage, bis die Glieder sie schmerzten und herunterfanken. Und sie empfand in diesem Herausstellen ihres Körpers, bei dem auch ihre ganze Seele sich ausschwang, ein Glücksgefühl, das sie bis dahin nicht gekannt hatte.

Doch blieb sie noch nicht auf dieser Bahn; ihr gärendes Blut trieb sie durch alle Tiefen. In einer tollen Anwandlung hatte der Maler ein paar Berufsfreunde zu sich geladen und Straßenmodelle dazu bestellt. Sie hatte davon erfahren. Tagelang brannten unerhörte Bilder in ihrem Hirn; eine rasende Gier folterte sie und ließ sich nicht mehr dämmen. Sie drang in ihn, mit dabei zu sein. Er wollte sie nicht herunterziehen; sein Widerstand reizte sie noch mehr. Sie bat, forderte, drohte wegzugehen; da gab er nach. Mit allen Mitteln einer bis ins Kleinste ausgeklügelten Toilettenkunst machte sie sich unkenntlich. Einen plötzlich aufquellenden Ekel trank sie mit einem Glase Sekt hinunter, dem einzigen an dem Abend. Dann tanzte sie mit den Dirnen und trieb den Sinnenrausch auf die Spitze taumelnder Ausgelassenheit.

Es war das letzte Mal, daß sie in dem Atelier war. In derselben Woche verreiste sie, angeblich zu einer Freundin. Sie blieb für ein paar Tage gänzlich verschwunden. Es waren die dunkelsten ihres Lebens. Sie hat nur einige unbestimmte Andeutungen darüber hinterlassen. Das Andenken daran peinigte sie späterhin wohl nicht, doch würgte es sie jedesmal, wenn das käufliche Laster ihr über den Weg lief. — Als sie wiederkam, war das Tier in ihr gesättigt; sie fühlte, daß nach dieser Seite hin nichts Ungenossenes mehr ihrer wartete.

Zwar hatte sie meisterlich verstanden, ihr Treiben allen Unbeteiligten aus dem Spürbereich zu rücken, aber ihr Vater merkte schließlich doch, daß seine Tochter Wege ging, die weitab von dem führten, was ihm wünschenswert erscheinen mußte. Wie weit er unter die verdeckenden Schleier sah, hat auch sie selbst nie erfahren. Er begünstigte mit einem Male jede von seinem Standpunkte aus annehmbare Heiratsmöglichkeit. Sie wies jedoch alle Absichten dieser Art schroff zurück; und als sie ver-

langte, sich im Tanz ausbilden zu lassen, legte er ihr auch dabei keine Hindernisse entgegen.

Es wurde ihr nicht leicht, sich in schulgemäße Formen zu finden. Sie mühte sich mit zähester Beharrlichkeit, ihrer Herr zu werden. In ihrem Zimmer warf sie alle beengenden Kleidungsstücke ab und zwang ihren Körper in ermüdender Arbeit, ihrem Willen zu gehorchen, bis er seinen Dienst versagte und sie genötigt war, ihm Ruhe zu gönnen. Er war kein gefügiges Werkzeug; das merkte sie bald. Auch wußte sie genau, daß sie nicht durch ihren Wuchs zur Tänzerin geschaffen war. Das aber konnte nur ihre trotzige Entschlossenheit verstärken, sich dazu zu machen. Sie konnte heulen vor Wut, wenn das Gelingen ihr unmöglich schien. Es war eine Erbitterung gegen sich selbst, die aus innerer Not herausprang.

Du mußt schon mein Urteil mit in Kauf nehmen", wandte sich der Erzähler, sich unterbrechend, an Braun; „ich bin doch wohl noch nicht unbefangen genug, um nur berichten zu können. Auch habe ich manche Stunde damit zugebracht, mir über ihr Wesen klar zu werden, und da ich dir nicht jede Einzelheit ihres Lebens darlegen kann, mag's zur Abkürzung dienen. Manches scheint wohl auch nur Urteil, was Selbsterkenntnis ist, die ihr bittere Stunden gaben.

Wie gesagt, sie hatte kein eigentliches Talent zum Tanze, wie sie überhaupt keins hatte, nicht einmal das, einem Menschen eine Geliebte zu sein. Was ihr ganzes Sein restlos beherrschte, war der unbändige Trieb, ihr eigenes Wesen herauszustellen, es in irgendeiner Form tätig werden zu lassen, dem Wildlebendigen ihrer Persönlichkeit zum Ausdruck zu verhelfen. Die schrankenlose Betätigung ihrer Sinnlichkeit war nur ein Teil dieses maßlosen Dranges. Hätte dieser in einem bestimmten, kräftigen Talent einen vorgebahnten Ausweg gefunden, vielleicht wäre sie nie jenen Irrweg gegangen. Diese Gedanken haben sie später oft und tief beunruhigt. Die Tragik der heißen Künstlerseele in den unübersteigbaren Schranken eines produktionsunfähigen Körpers. — Doch ging sie nicht daran zugrunde, wie so manche andere. Sie bahnte sich einen Gang ins Freie aus diesen seelischen Wirrnissen durch die mit angstvoller Beharrlichkeit durchgeführte Schulung ihres Körpers. Zwar erreichte sie nie das Letzte darin, die natürliche Selstverständlichkeit im spielenden Gebrauche ihrer Glieder; aber vielleicht war es bei ihrem öffentlichen Auftreten gerade der letzte, noch eben merkbare Rest krampfhafter Gewaltsamkeit, der das wahnsinnige innere Aufstrudeln besonders deutlich werden ließ, und der zu ihren Erfolgen führte, und nicht die Fähigkeit besonders hoher künstlerischer Gestaltung. Von Petersburg nach Stockholm, Paris und Budapest umjubelte man sie. Das Siegesgefühl, ihre innere und die äußere Welt bezwungen zu haben, gab ihr für einige Jahre ein Gleichgewicht der Seele, das sie nie vorher noch nachher besessen hat.

In dieser Zeit traf ich wieder mit ihr zusammen. Es war bei einer Abendgesellschaft in Berlin. Ich wußte, daß ich sie dort sehen würde, und daß ich ihr in dem kleinen Zirkel nicht aus dem Wege gehen könnte. Dennoch wollte ich nicht fernbleiben und umpanzerte mich mit dem Trotz einer gewissen inneren Sicherheit; damals war ich siebenundzwanzig Jahre. Meine Absicht war, ihr völlig kühl gegenüberzutreten. Zuerst gelang mir das auch, das heißt, sie ließ mich meine von mir gewählte Rolle spielen. Dabei konnte ich beobachten, was ich vorher schon gehört hatte. Sie verbreitete eine merkwürdige Atmosphäre um sich. Man wußte in diesen Kreisen, daß sie nicht unbedingt unzugänglich war; ebenso klar war man sich aber über die Unmöglichkeit, sie sich zu erobern. Sie wählte, ganz wie sie wollte, und sie wählte sehr sparsam. So suchte man allgemein, ihr zu gefallen, war liebenswürdig, ohne sich übermäßig an sie zu drängen.

Mich ärgerte im Laufe des Abends fast schon mein angenommenes Wesen, und

ich war im Begriff, mich in den herrschenden Ton einzustimmen; da kam sie auf mich zu und nahm meinen Arm. Das geschah so unerwartet, daß ich mich einen Augenblick nicht zurechtfand, und als ich sie förmlich mit „Sie" anredete, lachte sie und meinte: „Was willst du denn damit?" Da hatte ich, wohl zum letztenmal in meinem Leben, das ausgesprochene „Dumme-Jungen-Gefühl". Sie zeigte die liebenswürdige Hilfsbereitschaft der erfahrenen Dame, die jede Lebenslage beherrscht, stellte mich rasch auf die gleiche Plattform mit sich und war von nun an ausschließlich für mich da. Und ich für sie. Die andern schob sie fast unmerklich in einige Entfernung. Sie brach bald auf und bat mich, den Tag bei ihr mit einer Tasse Tee zu beschließen. Mir kam gar nicht der Gedanke, auszuschlagen.

Gleich beim Eintritt in ihre Wohnung sagte sie in meinem Beisein zu dem bedienenden Mädchen: „Du bleibst so lange auf, auch wenn's spät wird, daß du den Herrn nachher hinunter begleiten kannst", steckte so meinen Gedankenläufen eine feste Grenze und bestimmte sofort den Boden, auf dem sie sich mit mir zu bewegen wünschte, wohl weniger aus besonderem Mißtrauen gegen mich oder gar sich selbst, als aus ihrer reichen, wenn auch einseitigen Erfahrung mit dem anderen Geschlecht. Den Tee bereitete sie selbst und entfernte die Zofe. In einer Viertelstunde hatte sie eine Stimmung der Behaglichkeit geschaffen, daß mir's nirgends vertrauter hätte sein können. Sie setzte sich mir gegenüber, so dicht, daß wir uns fast berührten.

„Dein Gesicht hat mir ein Stück Erinnerung vor die Augen gebracht, nach dem ich mich sonst nie gesehnt habe", meinte sie und betrachtete mich mit offener Aufmerksamkeit; „aber vielleicht ist's auch gar nicht das, was mich anheimelt — du bist's wohl selbst, nicht das, was du mit dir trägst." Wir plauderten über alle gemeinsamen kleinen Erlebnisse; wenn ich auf Personen oder Verhältnisse zu sprechen kam, die wir nicht als gemeinsames Gedenken hatten, wehrte sie ab. Zuletzt lenkte sie dabei auch unbefangen auf das hin, was uns entfremdet hatte. Als ich auszubiegen versuchte, fragte sie einfach dazwischen: „Warum denn?" und gab mir damit meine innere Freiheit zurück. Ich hatte sie nötig; denn sie verlangte: „Erzähle mir einmal ganz offen: hast du mich damals verstanden?" Da versuchte ich, ihr meinen seelischen Zustand in jener Zeit zu schildern. Sie sank in sich zusammen und unterbrach mich mit keinem Wort. Es entstand eine Pause. Ich beendete sie schließlich dadurch, daß ich meinerseits fragte: „Und du — du warst — erregt über mich?"

„Ja", sie nickte mehr vor sich hin als zu mir.

„Und nun kommt dein Bekenntnis", drängte ich.

Sie sah zu mir auf und mochte aus meinen Augen merken, daß ich nicht so ganz der kühle Berichterstatter geblieben war und auf die geringste Ermunterung ihrerseits bereit sein könnte, jetzt vor ihr niederzustürzen, um das Versäumte nachzuholen.

Mit einem Schlage hatte sie ihr lächelndes Vertrauen wieder, das alles in mir zurückscheuchte, was es hätte verletzen können. „Meine Antwort hat dir eigentlich schon alles gesagt; — aber", setzte sie nach kurzem Besinnen hinzu, „ich bin dir wohl eine etwas ausführlichere schuldig, und du sollst sie haben, ich verspreche es dir; nur laß mich, bitte, die Zeit selbst bestimmen."

Ich bekam sie auch — in ihren Papieren, nach ihrem Tode.

Sie fuhr fort: „Ich will dir jetzt dafür lieber von der Zeit nachher erzählen, die du nicht kennst." Mit kurzen Bemerkungen ging sie über die ersten Jahre hinweg; doch war es genug, daß ich mir ein Bild davon machen konnte. Dann schilderte sie mir ihr Leben, wie sie es nun führte, mit einer freimütigen Offenheit, wie man dergleichen sonst nur sich selber gestehen kann. Mitten darin unterbrach sie sich einmal und meinte etwa: „Es ist seltsam, das alles laut zu sagen, und

doppelt, es dir zu sagen. Aber es tut so wohl. Wir Katholiken haben ja eigentlich die Beichte, um uns zu entladen. Mir ist das nur zu unpersönlich; man beichtet dem Priester, einer Gewalt, einer fremden Macht. Ich mußte das einmal einem Menschen sagen, der mir lieb ist, und das kannst nur du sein. Einer Frau gegenüber wäre mir das unmöglich. Treten Männer mir näher, ist das Verhältnis anders. Ich gebrauche solche Spannungen, diese schwingenden Erregungen aus wechselnden Verhältnissen; ich bin keine Frau, die heiraten könnte. Bei allen Vertraulichkeiten, die ich jenen Männern gestatte, bist du mir lieber, trotzdem oder vielleicht gerade weil dergleichen nie zwischen uns sein könnte. Du fragtest mich vorhin, ob ich dir dein Verhalten damals verziehen habe, und meintest, in der Regel verzeihe ein Weib das niemals. Solche Verallgemeinerungen sind immer falsch und albern; deshalb gab ich dir keine Antwort darauf. Hier magst du sie haben. Als Mann kann ich dich nicht ansehen; das ist die Folge davon, wenn du willst, deine Strafe. Dafür bist du mir dadurch ein lieber Mensch geworden, und auf die Art lieber als alle Männer." Mir war's dabei, als gingen mir die Augen auf, und ich konnte eine Frau wohl zum ersten Male rein als Menschen betrachten, ganz von ihrem Geschlechte absehen.

Es war sehr spät geworden. Beim Abschied fragte sie mich: „Wann wolltest du abreisen?"

„Eigentlich morgen", antwortete ich zögernd.

„Tu's, bitte", drängte sie, und da sie eine erstaunte Frage in meinem Gesichte las, fügte sie rasch hinzu: „Laß diesen Abend allein stehen."

Beim Einschlafen war mir, als wäre ich die Stunden vorher auf einem hohen Seil geschritten; eine zwingende Gewalt hätte mich gehalten und allen Schwindel gebannt, und doch schien mir noch unbegreiflich, daß ich nicht gestrauchelt war.

Wenn ich in den nächsten beiden Jahren von ihr hörte, paßte alles in das Bild, das ich von ihr hatte, und dessen Hauptzüge von ihr selbst gezeichnet worden waren. Dann überraschte mich die Nachricht von ihrer Heirat — mit dem Direktor eines großen Zirkusses. Daher übrigens die merkwürdige Namenmischung, die dir aufgefallen ist. Ihre Worte an jenem Abend waren sicher ehrlich gewesen. Um so mehr stand ich nun vor einem Rätsel. Doch konnte ich sie unmöglich um eine Aufklärung bitten; jedenfalls hätte es auch keinen Zweck gehabt.

Ihre Ehe war nur kurz; sie dauerte ungefähr drei Jahre. Während dieser Zeit trat sie in dem Zirkus ihres Mannes als Kunstreiterin auf mit demselben Erfolg, den ihr Tanz gehabt hatte. Mit dem Tode ihres Vaters fand auch das alles ein plötzliches Ende.

Nicht, daß sie durch dessen Ableben über das selbstverständliche Maß hinaus erregt worden wäre, das sich aus dem Kindheitsverhältnis natürlich ergibt; sicher wirkte die Erschütterung nicht nachhaltig, da sie sich ihm nie innerlich verbunden gefühlt hatte. Die Triebkräfte lagen in ihr, daß der Pendelschlag ihres Lebens nun nach einer anderen Richtung ausschwang. Sie betrat seit ihrem öffentlichen Auftreten zum ersten Male wieder das väterliche Haus. Da hat das beengende Gefühl der äußeren Leere aller Räume beschleunigend und verdeutlichend bei ihr gewirkt.

Ich hörte erst am Nachmittage von ihrem Kommen und ging noch am Abend gleich vom Geschäft aus zu ihr. Schon seit Stunden lag sie auf dem Sofa ihres Mädchenzimmers. Sie war gänzlich verstört; auch mein Eintritt brachte sie nicht aus ihrer verkrampften Betäubung; keine Freude darüber, nicht einmal Überraschung. Eine ganze Weile versuchte ich vergeblich, sie zum Reden zu bringen. Mir schien unmöglich, daß die unerwartete Trauernachricht ihr Gesicht so hatte zerquälen können. Endlich gab ich meine erfolglose Anstrengung auf und wollte

gehen; da sah sie mich an aus einer Tiefe seelischer Not, daß es mir unmöglich war, sie darin allein zu lassen. Nun fing sie auch mit sichtbarer Überwindung ihrer selbst an zu sprechen, unzusammenhängend, schließlich in leidenschaftlichem Ausbruch.

Mit einem leise erkältenden Gefühl des Fremdseins, als sie nach langen Jahren wieder durch das Haus schritt, hatte es angefangen. Sie hatte keinen Platz gefunden, wo sie sich hätte heimisch fühlen können. Je länger das dauerte, desto mehr verwirrte es sie, machte sie haltlos, trieb das Bedürfnis immer höher, sich im Anschmiegen an diese früher vertrauten Dinge zur Ruhe zu bringen. Schließlich wollte sie es zwingen und kam dadurch dem ersehnten entspannenden Versinken nur immer ferner. Das zerschnitt sie. Sie flüchtete mit schmerzenden Schläfen in ihr Zimmer; doch da war alles verändert. Es stand dort kaum noch etwas von dem, was sie zusammengetragen hatte. Auch hier das drohende Gefühl der Fremdheit, vor dem sich ihre Seele zusammenkroch. Sie wollte ihm Trotz bieten, durchwühlte ihr Inneres nach Werten, die sie ihm hätte entgegensetzen können — sie fand sich ausgebrannt, ihre Seele verödet.

Ich wollte ihr helfen, sich aufzurichten, und suchte nach allem Positiven aus ihrem früheren Leben.

„Laß das!“ schnitt sie heftig ab, „das trägt alles nicht, ist zerbrochen.“ Unerwartet fuhr sie hoch: „Das ist es!“ Sie zeigte nach einem alten Madonnenbilde, das auch erst später dort aufgehängt sein mußte. Mit verdoppelter, zermalmender Gewalt durchschauerte es sie. Ich glaubte im ersten Augenblick an eine religiöse Empfindung, die sie vor der Muttergottes zusammenbrechen ließ. Doch das war es nicht, wie ich bald aus ihren Worten merkte. Sie sah ein, daß sie auch noch in anderer Beziehung Weib war, als sie bis dahin geglaubt hatte, daß sie ihre eigene Natur vergewaltigte, als sie sich zwang, allein zu stehen, als sie glaubte, in sich selbst Genüge zu finden, aus sich heraus immer nur geben, verschwenden wollte. So hatte sie ihr Bestes vertan, sich selbst verloren; und dieses Gefühl bäumte sich mit vernichtender Macht in ihr hoch vor dem Bilde des vollendeten, des höchsten Weibes. Die Überschätzung ihres inneren Ausmaßes und der Dauer der explosiven Glut ihrer jungen Jahre brachte sie in das Fegefeuer dieser bitteren Stunden.

Eigentlich war schon ihre Heirat der erste Schritt zur Umkehr gewesen; sie hatte ihn aber unbewußt getan. Wie sie nun zu spät erkannte, war sie dazu durch ein Nachlassen der seelischen Spannkraft, ein dunkles Gefühl des Ungenügens auf die Dauer bewogen worden. Diese Ehe schien ihr ein ruhigerer Weg in derselben Richtung zu sein. Bei der neuen Art ihrer Tätigkeit flammte sie zuerst in alter Leidenschaftlichkeit auf. Doch dauerte es nicht lange, bis die Ernüchterung folgte. Bei ihrer Unfähigkeit, solche Art Kunst rein handwerklich zu betreiben, sah sie sich jetzt ständig angetrieben, genötigt, ihr Selbst herauszustellen. Das, nach dem sie früher aus dem Bedürfnis ihrer Natur verlangt hatte, war zum Muß geworden und fing daher schon bald an, ihr unerträglich zu sein. —

Am andern Morgen verließ sie frühzeitig das Haus und hat es auch nie wieder betreten. Sie verkaufte es so schnell wie möglich und zerriß auch rücksichtslos alle Fäden, die sie mit ihrem bisherigen Leben verbanden. Dadurch und durch die Auflösung ihres väterlichen Geschäfts wurde sie längere Zeit in Hamburg festgehalten. Dann kaufte sie sich hier in unserem Geestdorfe an.“

„Wußte sie, daß du hier wohntest?“ unterbrach Braun zum erstenmal den Erzähler.

„Gewiß; auch daß ich verheiratet war. Gerade darum wählte sie diesen Platz, trotzdem er für ihren Geschmack eigentlich zu nahe bei der Stadt lag. Ich hatte ihr in jener schwierigen Zeit meine Hilfe angeboten. Sie wies sie mit der Bemerkung zurück, das könnten bezahlte Leute machen, sie wolle mich dazu nicht mißbrauchen,

und ich solle ihr noch zu Wichtigerem behilflich sein. Eines Tages überraschte sie uns mit der Nachricht, daß sie unsere Nachbarin geworden war."

„Und deine Frau?" warf Braun dazwischen.

„Ihr erzählte ich damals alles. Es ist wohl selbstverständlich, daß sie Stephanie zuerst mit einer gewissen Zurückhaltung entgegentrat; aber diese hatte auch gar nichts anderes erwartet und begnügte sich für den Anfang damit. Der Verkehr war in den ersten Monaten auch nicht allzu lebhaft. Sie beschäftigte sich mit einer Reihe von Änderungen, die sie an Haus und Garten vornehmen ließ, ganz nach eigenen Wünschen, ohne überhaupt viel darüber zu sprechen. An die Stallungen wurde eine Art Reitbahn angebaut. Denn von ihren Pferden konnte sie nicht lassen und hatte immer zwei prächtige Reittiere stehen, die sie selber zuritt, ohne ihnen jedoch einen letzten Rest von Wildheit zu nehmen. Ihr größter Genuß war ein kurzer, aber desto schärferer Ritt durch unsere Knickwege im grauen Morgen. Ich habe sie ein paarmal zufällig so durch den kühlen Wiesendunst stieben sehen, das Gesicht ein wenig vorgestreckt, daß die dicken Erdbrocken hinter die schlagenden Hufe sausten, an mir vorbei, ohne mich zu sehen, dunkel schemenhaft in den Frühnebel hinein über dem dumpfen Taktgepolter des keuchenden Tieres. Dann hatte ich wieder jenes wilde Aufblitzen ihrer Augen vor mir, das mich zwanzig Jahre vorher oft mit seiner fremdartigen Gewalt erschreckt hatte. Ihre Reithalle gebrauchte sie dazu, ihren Körper in seiner elastischen Straffheit zu erhalten; sie „arbeitete" dort wie in den Jahren ihres Auftretens als Reiterin, wenn auch nicht regelmäßig; solche Art körperlicher Betätigung war ihr Notwendigkeit. Sie wollte keine Zuschauer dabei, daher der Luxus der geschlossenen Bahn. Doch hatte die Neugier einige Jungen wohl bis zu den Fenstern hinaufklettern lassen; sie hatten sie beobachtet, und seitdem waren die wunderlichsten Geschichten über sie in der Umgegend verbreitet. Man nannte sie nur noch die Kunstreiterin.

Sie hatte wenig Verkehr, ohne vielleicht irgendeine Spur von Menschenscheu zu zeigen. Sie bewegte sich in einem kleinen Zirkel geistig wertvoller Menschen. Nur zu uns kam sie nun häufig. Nach ihren Worten war ich der einzige Mann ihrer früheren Bekanntschaft, der ihre Achtung nicht verloren hatte. Alle anderen waren ihr auf dem Boden sinnlichen Begehrens nähergetreten. Das Übermaß des Genusses und mehr noch die völlige Neugestaltung ihrer ganzen seelischen Einstellung ließen in ihr einen ausgesprochenen Ekel davor herausbrechen. Ihre ehemaligen Liebhaber erschienen ihr als eine Reihe minderwertiger Menschen. Sie floh dieses Lebensgebiet jetzt ebenso ängstlich, wie sie sich früher darin wohlgefühlt hatte. Derselbe Grund, aus dem ich ihre Liebe als Weib verlor, brachte sie nun dazu, in mir die menschliche Stütze zu suchen, nach der sie verlangte. Ob das von ihrer Seite wirkliche Freundschaft war, habe ich mich manchmal vergebens gefragt; denn ihre sinnliche Natur war auch in diesem Verhältnis nicht indifferent, da sie es in bewußte und gepflegte Gegenstellung zu allen derartigen Beziehungen rückte.

Meine Frau hatte mit dem instinkthaften Witterungsvermögen ihres Geschlechts eigentlich gleich von Anfang an begriffen, daß von jener Seite keine Störung ihrer Kreise drohte, daß sich Stephanie in keiner Form zwischen uns schieben wollte und würde. Wenn sie eine etwas zurückhaltende Scheu ihr gegenüber nie ganz ablegen konnte, so sprang dieses Gefühl nicht aus einer Abneigung gegen ihr Wesen, vielmehr aus dem Bilde ihres früheren Lebens, das sie in ihrer Gegenwart nie vollständig vergessen konnte, und vor dem sie zurückschreckte. Schon wegen der Verschiedenheit der Naturen hätte die beiden wohl niemals eine schrankenlose Herzlichkeit verbinden können, doch spann sich eine Freundschaft an, die über die Formen hilfsbereiter Liebenswürdigkeit hinausging. Das begann noch im ersten Jahre unseres Zusammenlebens, als meine Frau ein paar Tage fast ganz bei Stephanie

zugebracht hatte. Es handelte sich um häusliche Einrichtungen, und Stephanie bat meine Frau um Rat und Hilfe. Ich bin überzeugt, daß beides ihr nicht nötig war, und daß sie auf diese Weise nur versuchte, ein Verhältnis zu meiner Frau zu gewinnen, wie sie es wünschte. Es muß da zu einer Aussprache zwischen beiden gekommen sein, von der mir meine Frau allerdings nichts weiter mitgeteilt hat. Doch hat Stephanie sie wohl tief in die sonst sorgsam verschlossenen Kammern ihrer Seele blicken lassen; denn sie war fast verstört, als sie am letzten dieser Abende zurückkam. Mich beängstigte diese Erschütterung zuerst; auf meine Frage sagte sie aber nur:

„Wir müssen ihr helfen."

Mir schnitt der Widerhall des Wehs, der daraus klang, durch und durch; ich konnte ihr keinen besseren Trost geben als den, den sie schon selbst gefunden hatte: „Wir wollen's versuchen."

Von nun an war Stephanie oft hier. Sie besuchte nicht mich, sondern uns. Es war auch nicht etwa eine geistige Leitung irgendwelcher Art, die sie finden wollte, vielmehr eine Atmosphäre, in der sie innerlich zu gesunden hoffte. Sie fühlte schmerzhaft, wie wund sie geworden war.

Nach dem Umschwung vor dem Marienbilde im väterlichen Hause war sie doch nicht mehr zu einer vollen Umstellung fähig; die Kraft reichte nicht, einen neuen Menschen in sich herauszubilden. War ihr Wesen in ihren jungen Jahren eine wenn auch etwas bestienhafte, doch prachtvolle Einheit, und späterhin auch noch in gemilderter Weise, oder schien es wenigstens so, so zerbrach ihre Natur jetzt in Rissen und Sprüngen. Sie litt grenzenlos unter den Zwiespältigkeiten, die sie immer mehr zerrissen, und daran ist sie schließlich zugrunde gegangen. Immer deutlicher formte sich in ihrem inneren Menschen das geistige Bild ihres Vaters heraus, und doch hatte das Blut der Mutter seine Gewalt nicht verloren. Das hemmungslose Sich-Darstellen war ihr zuwider geworden, sie war auf keine Weise mehr zum Tanz zu bewegen, und doch waren es im Grunde mehr als rein körperliche Bedürfnisse, daß in ihrer Reitbahn die Kunstreiterin weiterlebte. Ihr stilles, strenges Leben forderte doch die wilden Morgenritte. Aus der explosiven Natur war keine weiblich empfangende geworden. Sie fuhr zur Stadt, um zu beichten, und kam gereizt und gequält wieder heim. Ein Ungenügen an sich selbst durchfieberte sie auf die Dauer immer heftiger und länger, und sie lag dann tagelang erschlafft auf ihrem Ruhebette, ohne daß sie sich überwinden konnte, auch nur uns zu sehen. Das klare Bewußtsein, geistig immer mehr auseinander zu fallen, peinigte sie als körperlicher Schmerz; um so heftiger, als sie mit aller Willensanstrengung, mit der sie dem entgegenarbeitete, sich nur noch weiter in die Zerrissenheit trieb. Und doch konnte sie das Glück eines von einem einzigen Trieb zielsicher vorwärts geschnellten Lebens, ein Leben, vor dem sie trotzdem seines Inhalts wegen nur Grauen empfand.

Das schlimmste für sie war, daß ihre mütterlichen Instinkte zu einer Zeit erwachten, als alle Sinnlichkeit in ihr bis auf die Wurzel abgetötet war. Sie wäre vorurteilslos genug gewesen, einem lebhaften Verlangen nach einem Kinde auch nach ihrer Ehe noch zu folgen. Aber ihr Ekel vor einem körperlichen Zusammensein war unüberwindlich geworden. Sie ist einmal mit dem festen Entschluß nach Hamburg gefahren, ihrem heißen Begehren genugzutun und den Widerwillen zu besiegen. Als sie nach wenigen Tagen wieder hier war, hat sie sich eine ganze Woche eingeschlossen und war auch nachher noch gänzlich zerbrochen. Sie konnte nicht. Niedergeschlagenheit, Scham, Wut über sich selbst, Verzweiflung wirbeln auf ein paar beschriebenen Blättern aus jenen Tagen durcheinander, die wie von einer geistig Gestörten anmuten.

Kurz darauf gründete sie das Kinderheim, ein Stück Wegs entfernt von ihrem Hause. Sie nahm etwa ein Dutzend kleiner Mädchen darin auf, die sonst auf der

Straße verkommen wären, und ließ sie durch eine Erzieherin und eine Pflegerin betreuen. Sie selbst war eigentlich nur selten da. Und wenn sie dann kam, erschien sie den jungen Dingern natürlich als die Herrin, die feine, reiche Dame, der man seine Dankbarkeit durch einen ehrerbietigen Knicks bezeigen muß, und die immer unendlich fern steht. Eine Zutraulichkeit, die Liebe gibt und fordert, weil sie aus unbewußter Liebe herauswächst, konnte sich bei dem Verhältnis natürlich nicht entwickeln. Du hast das ja selbst beobachtet. Stephanie konnte nicht über die Schranke hinwegkommen, die sie selbst wider eigenen Willen zwischen sich und die Kinder gestellt hatte, so sehnlichst sie sie fort wünschte. Sie konnte sich nicht mehr hingeben; wie ihr das körperlich unmöglich war, so auch seelisch. Der Überdruß aus dem zu häufigen Preisgeben auch ihres inneren Menschen verstärkte sich mit den Jahren weiter und weiter; so wuchs sie sich immer mehr zu einer umschlossenen Persönlichkeit aus, die sich darin der Natur ihres Vaters näherte. Ja, sogar in den Gesichtszügen war eine früher nie hervorgetretene Ähnlichkeit jetzt deutlich sichtbar; sie alterte überraschend schnell und bekam ein hartes, ausgeprägtes Gesicht. Weil ihr ihre Schöpfung das nicht gab, was sie davon erhofft hatte, sah sie sie als halb verfehlt an und rückte dadurch um ein weiteres Stück von ihr ab.

Da kam eines Tages ein kleines, schwarzhaariges Geschöpf in den Kreis ihrer Pfleglinge, das irgendwo als herrenloses Gut aufgelesen worden war. Es war häßlich, launenhaft, tückisch, zeigte alle minderwertigen Eigenschaften eines verprügelten Hundes; war aber dabei flink und geschmeidig wie eine Katze. Sie war von Eltern, die hier völlig stammesfremd sein mußten, aus irgendeinem Grunde der öffentlichen Fürsorge überlassen worden und brachte nun die, deren Obhut sie anvertraut war, durch ihr zügelloses Wesen, das allen Fesseln entglitt, zur Verzweiflung.

In der ersten Zeit nach ihrer Aufnahme war sie manchmal tagelang nicht aufzufinden, vagabundierte in der Gegend, steckte in den Feldern, Knicks, und war dann ebenso unerwartet wieder da, wie sie verschwunden war. Nie konnte jemand aus ihr herauskriegen, wo sie eigentlich umherströmerte, weshalb sie weglief. Sie antwortete auf solche Fragen überhaupt nicht, ließ sich strafen, schlagen, was sie anscheinend als selbstverständlich hinnahm, und schüttelte dann die Prügel ab, wie ein Hund das Wasser absprüht, wenn er aus dem Bach kommt.

Dieses Mädchen hängte sich, unbekümmert um alle Herrinnen-Allüren, an Stephanie. Zuerst lief sie regelmäßig, wenn diese kam, an die Gartenpforte und blieb regungslos bei dem Pferde stehen, bis Stephanie wiederkam, und hielt ihr dann den Bügel. Dabei fürchtete sie das unruhige Tier nicht im geringsten, trat dicht hinzu, während die anderen Kinder höchstens im weiten Bogen drum herum standen, und bleckte nur die weißen, spitzen Zähne, wenn es gar zu nervös tanzte. Stephanie konnte die kleine Katze bald nicht mehr von sich loswerden, wollte es auch gar nicht; es tat ihr wohl, daß sie nicht von sich aus entgegenzukommen brauchte, wenigstens nicht als erste. So ließ sie sie eine Zeitlang hinter sich her trotten, gewöhnte sich an ihre Gesellschaft und ihre kleinen Dienste. Nie wurde sie ihr lästig. Sie konnte stundenlang mäuschenstill in einer Ecke des Zimmers sitzen, wenn sie merkte, daß ein Hervorkommen nicht am Platze war. Ob sie das aus Berechnung tat — bei ihrer Frühreife hätte ich ihr das schon zugetraut — oder aus einer Art Instinkt ihrer wilden Natur, habe ich nie unterscheiden können. Jedenfalls kam es dahin, daß Stephanie ihr gestattete, mit in die Ställe und sogar mit in die Reitbahn zu kommen, was viel mehr besagen wollte als der Zutritt zu ihrer Wohnung.

Das schien das kleine Ding nur gewollt zu haben. Von nun an trieb sie sich ständig dort herum, war nur mit Gewalt von den Tieren wegzubringen und fand

auch dann noch in der Regel ein Loch, um trotz Verbot wieder hineinzuschlüpfen. Meine Vermutung, daß Zigeunerblut ihr aus Gesicht und Wesen spräche, verstärkte sich immer mehr. Sogar die Anhänglichkeit an Stephanie trat hinter der an den Stall zurück und erhielt nur ihre ganze Klettenhaftigkeit wieder, wenn Stephanie sich mit ihren Pferden zu schaffen machte. Bald hatte sie auch hier hundert kleine Handreichungen, die ihr möglich waren, herausgefunden, um sich unentbehrlich zu machen. Schließlich setzte sie es sogar durch, daß Stephanie ihr die ersten Reitversuche gestattete. Eigentlich waren es gar keine Versuche, es waren die ersten Schritte eines unverkennbaren Talents. Ihre Meisterin sah das natürlich am klarsten und gab darum rasch den drängenden Wünschen mehr und mehr nach. Noch eins bestimmte sie dazu: in dem wildquirlenden Wesen ihres Schützlings erkannte sie deutlich Züge aus ihren eigenen Kinderjahren. Und da sich hier eine scharf gezeichnete Begabung so stark bemerkbar machte, glaubte sie durch deren Förderung dem Mädchen Irrwege zu ersparen, auf die sie durch einen ähnlichen inneren Strudel geschleudert worden war. Ich konnte nicht widersprechen, als sie mir das andeutete. Sie gebrauchte außerdem die Vorsicht, ihr das Reiten nur in ihrem Beisein zu gestatten, es sonst streng zu verbieten.

Ich kann mir allerdings kaum denken, daß sie sich davon eine irgendwie sichere Wirkung versprach; vielleicht tat sie es auch nur, um sich selbst zu beruhigen. Sie kam denn auch bald dahinter, daß das Mädchen, wenn es sich vor einer Überraschung sicher glaubte, doch ein Pferd in die Reitbahn zog und darauf herumhetzte. Trotzdem konnte sie sich nicht entschließen, die Drohung wahrzumachen und ihr das Vergnügen ganz zu nehmen; sie empfand selbst eine Art Befriedigung und Stolz über den erfolgreichen Eifer.

Was sie allerdings nicht erfuhr, war, daß die Kleine ihr allerlei Zirkusstücke abgelauscht hatte und nun in toller Verwegenheit nachzumachen versuchte. Sie mögen ja ziemlich ungefährlich sein, wenn sie zuerst unter der Leitung einer geübten Hand durchgeprobt werden; hier aber geschah es ohne systematische Schulung, auf eigene Faust. Hätte das Mädchen Stephanie gebeten, wäre es wohl auf keinen unbezwinglichen Widerstand gestoßen; aber ein letzter Rest von tief eingewurzeltem Mißtrauen mochte sie wohl davon abhalten.

Da überraschte Stephanie sie bei ihren Übungen. Sie warf die Stalltür auf — sieht das Mädchen in einer gewagten Stellung und kann einen Schreckenslaut nicht unterdrücken. Das nervöse Tier zuckt bei dem Rufe und Anblick seiner Herrin, das Mädchen stürzt, und — wie es nun einmal ist, wenn das Schicksal seine brutale Vernichtungswalze in Gang gesetzt hat — ein unglücklicher Huftritt zerbricht ihm den Schädel.

Stephanie trug den zuckenden Körper in ihr Zimmer und blieb mit stieren Augen davor sitzen, bis der Arzt kam, der ihr nur bestätigen konnte, daß nicht mehr zu helfen war. Nun ließ sie sich eine halbe Stunde durch ihre Zofe ablösen. Darin hat sie wohl die Zeilen geschrieben, die ich nachher bekam. Dann blieb sie wieder allein vor dem Bett und sah in letzten, verkrampften Bewegungen das Leben vor sich erlöschen. Es müssen entsetzliche Stunden gewesen sein. Das Gefühl einer Mitschuld an dem Tode dieses Geschöpfes hat sie wohl furchtbar gepeinigt; es war aber nicht das, was sie zermalmte. Sie erkannte erst jetzt, das schrieb sie noch, wie lieb sie den armen Findling gehabt hatte, und sah ihr ganzes Sein wieder in blutiger Zerrissenheit sich zerquälen und vernichten, wo ihrem mütterlichen Gefühl dies Heilmittel genommen war. Das konnte sie nicht mehr ertragen.

Als ihr Liebling in seiner letzten Zuckung erstarrte, ging sie leise hinaus. Sie warf sich auf das Pferd, das ihm den Tod gebracht hatte, und jagte fort.

Man fand sie mit gebrochenem Genick auf einer Koppel, das Tier mit schlagenden Gliedern daneben liegen. Ein Bauer fuhr sie auf seinem Erntewagen nach Hause.

* * *

Es blieb still im Zimmer, als der Erzähler schwieg. Braun wartete, bis die Züge seines Freundes anfingen, sich wieder zu entspannen. Erst als dieser selbst den Druck der Erinnerung abschüttelte, meinte er: „Mir bleibt nur noch eine Frage offen."

„Und das wäre?"

„Weshalb deine Frau beinahe dazu drängte, daß du mir das erzählen solltest. Mir will das jetzt seltsam erscheinen."

Der Hausherr sann eine Weile und lächelte dann. „Vielleicht gibt's auch dafür eine Erklärung; ob sie stimmt, wer weiß? Ich habe noch nie zu einem andern so über Stephanie gesprochen; meine Frau selbst kann nicht als anderer gelten, sie ist wie ich. Bestimmt hat sie nie etwas wie Eifersucht gefühlt, oder was daran grenzt. Und doch; sollte sie nicht haben verhüten wollen, daß das Bild jener Frau sich mit den Jahren zu einem kleinen Heiligtum in mir ausbilden könnte, weil es mir ganz allein gehörte? Nun teilen wir beide es miteinander; die Gefahr ist vorbei."

Balzacs Widmungen

Von

Anton Bettelheim

So viele Verdeutschungen die Hauptromane wie die kleineren Geschichten der Comédie humaine Balzacs im vorigen Jahrhundert und neuerdings in unseren Tagen mit Recht als die Schöpfungen eines der mächtigsten Erzähler und Sittenschilderer aller Zeiten gefunden haben, die Widmungsblätter und Sendschreiben, mit denen der Dichter diese Bücher einbegleitete und deren selbständige Sammlung einen eigenen Band fordern und lohnen würde, sind nicht nur hierzulande niemals übertragen, sie scheinen mir auch in der kaum übersehbaren französischen Balzac-Literatur wenig beachtet und weder biographisch noch künstlerisch ausgeschöpft worden zu sein. Zweck und Ziel dieser mannigfaltig abgestuften Dedikationen hat Balzac wiederholt selbst zur Sprache gebracht. So heißt es in der 1836 an die Gräfin Serafina San Severino, geborene Porcia, gerichteten Widmungs-Epistel der Employés: „Verpflichtet, alles zu lesen, in dem Bestreben, nichts zu wiederholen, durchblätterte ich jüngst die mehr oder weniger drolligen, kürzlich in der Florentiner Ausgabe der italienischen Erzähler vollständig gesammelten Geschichten des Bandello, eines in Frankreich wenig gekannten Schriftstellers des 16. Jahrhunderts. Ihr Name, wie derjenige Ihres Gemahls fiel mir dort so lebhaft in die Augen, als ob ich sie Sie selbst von Angesicht erblickt hätte. Zum erstenmal las ich den ganzen Bandello im Urtext und fand nicht ohne Überraschung jede Erzählung, auch wenn sie nur fünf Blätter umfaßte, mit einem vertraulichen Brief Königen, Königinnen und den berühmtesten Zeitgenossen, darunter die Edelsten von Mailand, Piemont, der Heimat Bandellos, Florenz und Genua zugeeignet: die Dolcini von Mantua, die San Severini von Crema, die Visconti von Mailand, die Guidoboni von Tortona, die Sforza, Doni,

Fregoſi, die Dante d'Alighieri (es gab deren noch), die Frascati, die Königin Margaretha von Frankreich, der Kaiſer von Deutſchland, der König von Böhmen, Maximilian, Erzherzog von Öſterreich, die Medici, Sauli, Pallavicini, Bentivoglio von Bologna, Soderini, Colonna, Scaliger, die Cadore von Spanien. In Frankreich die Marigny, Anna v. Marignac, Prinzeſſin v. Marſillac und Gräfin v. Larochefoucauld, Kardinal v. Armagnac, Biſchof von Cahors, kurz die ganze große Geſellſchaft der Zeit, glücklich und geſchmeichelt durch die Freundſchaft von Boccacios Nachfolger. Ich ſah auch, welcher Adel dem Charakter Bandellos eigen war: wenn er ſein Werk mit ſo erlauchten Namen ſchmückte, gab er darum nicht ſeine nächſten Freunde preis: nach der Signora Gallerana, Gräfin von Bergamo, kommt der Arzt, dem er ſeine Geſchichte Romeo und Julie zueignet; der hochmögenden Signora Hippolita Disconti und Atellana folgt ein einfacher Hauptmann der leichten Reiterei Livio Liviana; dem Herzog von Orleans ein Prediger; nach einer Riario kommt ein Luccheſer Kaufmann an die Reihe, dem er erzählt, wie ein Navarreſer Edelmann Eine heiratete, die era sua sorella e figliugola, non lo sapendo: ein Novellenſtoff, den ihm die Königin von Navarra zugeſandt hatte. Ich dachte, daß ich gleich dem Bandello eine meiner Geſchichten unter den Schutz einer virtuosa, gentilissima, illustrissima contessa Serafina San Severino ſtellen und einige Wahrheiten beifügen könnte, die man als Schmeicheleien anſehen wird. Weshalb nicht geſtehen, wie ſtolz ich bin, hier und anderwärts zu bezeugen, daß heutzutag wie im 16. Jahrhundert, die Schriftſteller, welchen Rang immer ihnen die Mode für einen Augenblick anweiſt, über Verleumdungen, Beleidigungen, bittere Kritiken getröſtet werden durch ſchöne, edle Freundſchaften."

Bandellos Zueignungsbriefe waren nicht das Urbild von Balzacs Widmungen, da ſie ihm nicht vor 1836 zu Geſicht kamen und er ſchon ſeit Ende der zwanziger Jahre Band um Band ſeiner Comédie humaine in die Welt geſchickt und jedes neue Buch mit dem Namen eines Blutsverwandten, Freundes, Bekannten, Kunſtgenoſſen bedacht hatte. Bandellos Beiſpiel bekräftigte den franzöſiſchen Meiſter nur in ſeinem alten Vorhaben. Und ſelbſtändig wie in der Sache blieb er auch in der Form dieſer Dedikationen, die ſich ebenſo unabhängig von den Muſtern franzöſiſcher Größen behaupten. Sie halten ſich nicht an das Vorbild Molières, der, meiſt mit abwehrenden Ausfällen gegen modiſche Widmungen zeitgenöſſiſcher Autoren, die eine und andere ſeiner Komödien Ludwig XIV., dem großen Condé, der Königin-Mutter, Madame Henriette mit Wendungen zueignete, die bei aller durch den Hofton gebotenen äußerlichen Unterwürfigkeit den Mannesſtolz des innerlich freien, ſeiner Sendung bewußten Künſtlers nicht verleugnen. Und ſie unterſcheiden ſich ebenſo von Voltaires Staatsbriefen, die er der Henriade und ſeinen Theaterſtücken voranſchickte: Kundgebungen, die äußerlich an die Königin von England, Maffei, Bolingbroke, die Herzogin von Maine, die Tragödin Clairon, die Pompadour, Marſchall Richelieu, ſeine Gebieterin die Marquiſe von Chatelet, d'Alembert, oder wie ſein Mahomet ernſthaft an Friedrich den Großen, und in einer zweiten ſchalkhaft mutwilligen Huldigungsepiſtel an Papſt Benedikt XIV. ſich wendend, eigentlich durchweg zur Rechtfertigung oder zur Verſchleierung ſeiner Abſichten an die ganze, die damaligen gebildeten Kreiſe aller Länder umſpannende Leſewelt gerichtet ſind. Balzacs Widmungen tragen ein anderes Gepräge: ſie gleichen Medaillen, deren Vorderſeite den Empfänger, deren Rückſeite den Stifter individualiſiert, in ihrer Weiſe eher an Ludwig Tieck erinnernd, der den Einfall hatte, jeden Band einer Ausgabe ſeiner Werke einem Freunde zu widmen mit Worten, aus denen nach Ricarda Huch ſeine geiſtige und treue, unwandelbare Zärtlichkeit ſpricht. „Des Freundes Eigenart ehren, ſich von jedem beſonders ergänzen laſſen, war die Grundlage ſeiner Freundſchaftskunſt": ein Zug, der ſich wohl auch in Paul Heyſes Widmungen nachweiſen läßt.

Bisweilen begnügt sich Balzac damit, auf seine Widmungsblätter nur die Namen der Bedachten zu setzen: in solchen Fällen ist es dem Kenner seines Lebens und Lebenswerkes meist möglich, den Grund dieser Wortkargheit und der Wahl just dieses Buches gerade für diese Persönlichkeit zu erraten. Für seinen Medecin de campagne, dieses Ideal eines Landarztes und Volkserziehers, hatte er den Montyon-Preis angestrebt und verhofft: angesichts dieser Tugendschule waren die drei Worte A ma mère beredt genug. Nicht minder erschöpfend sind die sechs Worte Et nunc et semper dilectae dicatum (Der jetzt und immerdar Geliebten geweiht), die Balzac einem der ihm am meisten ans Herz gewachsenen Werke, dem die eigene leidensschwere Jugend halb selbstbiographisch vor Augen stellenden Louis Lambert vorangeschickt hat: sie gelten Madame de Berny, der deutschem Blut entstammten Frau, die bedeutend älter als er, dem ungestüm in Liebesglut entflammenden Jüngling ihr Herz geschenkt hatte, in Kunst und Leben seine Beraterin und Führerin wurde, und vor und nach ihrem Ende jederzeit diejenige Menschenseele blieb, die er um ihrer Treue, Hingebung, Opferbereitschaft, geistigen Überlegenheit willen höher hielt und dankbarer im Gedächtnis trug, als irgendwen, der ihm in seiner Familie oder sonstwie auf seinem Lebensgang begegnete [1]).

Ein weiteres Hauptwerk, in dem Balzac seine geheimsten Gedanken und Liebhabereien, Mystizismus und Swedenborgianismus, zur Sprache brachte, die literarisch und philosophisch vielbestrittene Dichtung Seraphita, hat er 1835 mit einem ausführlicheren Widmungsbrief der polnischen Gräfin Eva Rzewuska-Hanska, jener Etrangère zugeeignet, die nach einem romanhaft begonnenen, sechzehn Jahre währenden biographisch unschätzbaren Briefwechsel als seine Gattin sein Verhängnis werden sollte. Der gemessene Ton dieser etwas verstiegenen Zueignung nimmt augenscheinlich Bedacht auf den dazumal noch lebenden und seit wiederholten Begegnungen des Romanciers mit Gräfin Eva in der Schweiz ihres Alleinbesitzes nicht mehr sicheren Gemahl der Etrangère: „Hier, Madame, ist das Werk, das Sie von mir verlangt haben. Ich bin glücklich, indem es ich Ihnen widme, Ihnen einen Beweis der hochachtungsvollen Ergebenheit geben zu können, die Sie mir gestattet haben, Ihnen entgegenzubringen. Sollte ich der Unzulänglichkeit geziehen werden, nachdem ich versucht habe, aus den Tiefen des Mystizismus dieses Buch herauszuholen, das in der Durchsichtigkeit unserer schönen Sprache die Leuchtkraft der Dichtung des Orientes anstrebte, trifft Sie die Verantwortung. Haben nicht Sie mir diesen dem Kampf Jacobs mit dem Engel ähnlichen Kampf geboten, indem Sie mir sagten, daß die unvollkommenste Zeichnung dieser von Ihnen wie von mir seit meiner Kindheit geträumten Gestalt für Sie noch Etwas wäre? Hier ist denn dieses Etwas. Warum kann dieses Werk nicht ausschließlich den edlen Geistern vorbehalten bleiben, die wie Sie vor den Kleinlichkeiten der Welt durch die Einsamkeit „eines russischen Latifundien-Besitzes“ behütet bleiben. Ihresgleichen könnten ihm den fehlenden, klangreichen Rhythmus leihen, der in der Behandlung eines unserer Dichter die ruhmwürdige Epopöe geworden wäre, die Frankreich noch erwartet. Ihresgleichen aber werden dies Etwas von mir hinnehmen, wie eines der von einem frommen Künstler geschnitzten Geländer, auf die sich die Pilgrime stützen, um über den Endzweck des Menschen zu sinnen, indem sie den Chor einer schönen Kirche beschauen. Ich bin mit Achtung, Madame, Ihr ergebener Diener de Balzac.“ Was der Dichter in diesen für die Öffentlichkeit bestimmten, ziemlich schwülstigen Zeilen nur unvollkommen mehr stammelt als ausspricht, sagt er in seinen gleichzeitig nur unter die Augen Evas

[1]) Vgl. La jeunesse de Balzac. Von Gabriel Hanotaux und Georges Dicaire. Paris, Librairie des amateurs 1903, und meine Balzac-Studien, „Deutsche Rundschau“, Oktober und November 1910.

kommenden Liebesbriefen in überschwenglicher Begeisterung heraus: daß er bei der Schöpfung von „Seraphita" vor allem unablässig nur ihrer gedacht habe.

Ein zweiter, ohne Namensaufschrift derselben Herzenskönigin geltender Widmungsbrief ist die stürmische Apostrophe von Modeste Mignon. Die Anregung zu diesem Roman hatte Gräfin Eva Rzewuska-Hanska dem Dichter gegeben: eine Unbekannte knüpft anonym, wie sie selbst das getan, mit einem bedeutenden Poeten einen schicksalschweren Briefwechsel an. Die aus dieser Keimzelle erwachsene Geschichte schrieb ihr Balzac zu mit dem Anruf: „Einer Polin, Tochter eines geknechteten Landes, Engel durch die Liebe, Dämon durch die Phantasie, Greis durch die Erfahrung, Mutter durch den Schmerz, Dichterin durch Deine Träume, Dir, die zudem die Schönheit ist, dieses Werk usw."

Jahre zuvor hatte Balzac eines seiner größten Meisterwerke, Eugénie Grandet, einem kurzweg nur Maria genannten weiblichen Wesen mit dem unvergleichlich schlichteren und wirksameren Segenswunsch zugeeignet: „Möge Ihr Name, deren Bild der schönste Schmuck dieses Werkes ist, wie ein beständig grünender, von frommer Hand gepflegter, sicher vom Glauben geweihter Palmzweig sein, der das Haus beschirmen soll."

Noch manchen anderen, Balzacs Herzen nahestehenden Frauen sind Bände der comédie humaine gewidmet. So der Herzogin von Castries, einer der eigenrichtigsten Damen des höchsten Adels, die meisterliche Humoreske vom sprichwörtlich gewordenen (Gotthelf würde sagen: Müsterler) illustre Gaudissart, dem Ausbund aller Handlungsreisenden. Möglicherweise hatte Balzac bei dieser Einführung eines verwegenen Commis voyageur bei der unberechenbaren, auch mit Alfred de Musset verkehrenden Aristokratin eine ironische Nebenabsicht. Die Herzogin hatte mit dem früh verblichenen Sohn des Staatskanzlers Metternich, Prinz Victor Metternich, einen Aufsehen erregenden Roman: ihren Sohn ließ sie, trotz allem Zuspruch ihres legitimen Gatten, nicht als dessen Sohn, sondern als außerehelichen Sprößling, als Baron Roger von Aldenburg, in der Matrikel erscheinen[2]); auf einem kühnen Ritt stürzte sie und verletzte sich die Rückenwirbel so sehr, daß sie sich kaum bewegen konnte; durch ihren Geist, ihre Anmut, ihre Koketterie hielt sie, wenn sie das wollte, bedeutende Männer gleichwohl dermaßen in ihrem Bann, daß der geraume Zeit wehrlos ihren Launen gehorchende, in seiner Schwärmerei ihr Spiel erst allmählich durchschauende Balzac sie vielleicht für eine seiner skrupellosen Salonköniginnen, die Herzogin von Langeais in Ne touchez pas à la hache oder die Prinzessin von Cadignan, Modell stehen ließ: Bücher, die er der Herzogin von Castries nicht hätte zueignen können, ohne wahre oder irrige Vergleiche wachzurufen.

Galanter vermeint war die Zueignung seiner Beatrix: einer bloß Sarah genannten Dame, deren „fromme Bescheidenheit die Sonne der Öffentlichkeit verletzen würde", vergleicht er einer unter dem Meeresspiegel in buntem Farbenspiel ihr samtenes Gewebe ausbreitenden Wunderblume, die, sowie man sie aus der Flut an das Gestade zieht, welkt und verbleicht. Im Gegensatz zu dieser ängstlich ihre Verborgenheit am Ufer des Mittelländischen Meeres wahrenden Sarah feiert das Widmungsblatt seiner Fille d'Eve die Gräfin Bolognini, geborene Dimercati, die dem Vielreisenden in ihrem Mailänder Heim durch angeregte Konversation gewürzte Gastfreundschaft gewährte; seine Dedikation läßt ihren Stucksalon und den Garten im Vicolo dei Capucini aufsteigen, sie soll bezeigen, daß er, wenn die Franzosen der Leichtfertigkeit beschuldigt werden, Italiener sei an Beständigkeit und treuem Gedenken. Gleiche Gesinnungen betätigt er, wie den Fernsten, den Allernächsten.

[2]) S. „Balzacs Begegnung mit Metternich". Bettelheim, Biographenwege, Paetel 1905.

Seiner Schwester, Laure de Surville, die nachmals seine Biographin werden sollte, schrieb er Un début dans la vie mit der Erklärung zu: „Möge der glänzende und bescheidene Geist, der mir den Vorwurf zu dieser Szene gab, die gebührende Ehre haben." Ein anderes Mal eignete er die Dantes Pariser Aufenthalt verklärende Geschichte Les proscrits derselben Almae sorori zu. Und den Sprößlingen dieser Schwester, seinen Nichten, schrieb er zwei Novellen zu: Valentine Surville La paix du ménage, Sophie Surville Ursule Mirouët. Jeder mit ihrem Alter und Wesen angepaßten Wendungen. Der Tochter seiner Etrangère, Anna v. Hanska, wiederum schickt er die Leidensgeschichte Pierette mit dem Begleitschreiben: „Theures Kind! Sie, die Freude eines ganzen Hauses, deren weiße oder rosenfarbene Mäntelchen in den Waldungen von Wierzchownia herumflattern, wie ein Irrlicht, das Ihr Vater und Ihre Mutter mit gerührtem Blick verfolgen, wie soll ich Ihnen eine Geschichte voll Schwermut widmen? Soll man Ihnen nicht von Heimsuchungen sprechen, die ein Mädchen, das angebetet wird, wie Sie, nie kennen lernen wird?" Die Prophezeiung traf nicht zu: die Schicksale Anna v. Hanskas umdunkelten sich.

Gastfreundschaft wohlgesinnter Wirte in Frankreich, Italien, Deutschland, Österreich, Rußland vergilt der Dichter gern mit Erntegaben, die auf ihrem Grund und Boden keimten und wuchsen. Der namenlose, blutarme Anfänger, dem für die Vorstudien zu den Chouans auf einem bretonischen Schloß Aufnahme und mannigfaltige Förderung zuteil geworden war, widmet seinem dortigen Beschützer, dem General Baron de Pommereul „zur Erinnerung an die beständige Freundschaft, die zwischen den Vätern bestanden und unter den Söhnen fortbesteht" die E. T. A. Hoffmann nacheifernde Skizze Melmoth reconcilié. Dem Gutsbesitzer von Saché, wo Balzac mehr als ein bedeutendes Buch entworfen und vollendet hatte, Monsieur de Margonne[3]), widmet er die eine Cause célèbre, die trotz vieler archivalischer Forschungen unaufgeklärte Entführung eines Großwürdenträgers unter und vielleicht durch Fouchés Ministerschaft schildernde Ténébreuse affaire. Seiner Jugend- und Lebensfreundin Zulma Carraud, der Frau eines hohen Militärs, dem die Pulverfabrik in Angoulême unterstand, einer der besten Kennerinnen seiner Schicksale und Schöpfungen und eifrigsten Korrespondentinnen, dediziert er La maison Nucingen, die sitten- und zeitgeschichtlich denkwürdige Freske der Ränke der bedenkenlosesten, erfolgreichsten Börsen-Piraten des Julikönigtums mit der Begründung: „Muß ich nicht Ihnen, deren hoher, redlicher Sinn ein Schatz für Ihre Freunde ist, Ihnen, die für mich zugleich das Publikum und die nachsichtigste der Schwestern ist, dieses Werk zueignen? Nehmen Sie es hin als Zeugnis einer Freundschaft, auf die ich stolz bin. Sie und einige wenige schönen Seelen, wie die Ihrige, werden meinen Gedanken begreifen, indem sie der Maison Nucingen die Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau gegenüberstellen": den unverschuldeten Bankrott eines grundehrlichen, kleinbürgerlichen Parfümeurs, der ein Martyrium auf sich nimmt, um seine Gläubiger bis auf den letzten Heller an Kapital und Zinsen schadlos zu halten. „Liegt in diesem Gegenstück nicht ein ganzer sozialer Anschauungsunterricht?" Balzac nannte in seinem Drama Mercadet le faiseur Romane soziale Predigten, und es hat seinen guten Grund, daß Karl Marx nach der Erzählung seines Biographen Mehring vorhatte, Balzac in einer besonderen literarischen Studie zu würdigen.

Liebeszeichen und Erinnerungsmale beschert die Comédie humaine vielen seiner Angehörigen und Jugendbekannten. Seinem Bruder Henri widmet er nicht allein Le Bal de Sceaux; da Henri durch traurige Lebensschicksale verunglückt und der Dichter ihm durch Fürsprache bei maßgebenden Leuten ein Ämtchen in einer

[3]) Balzacs widerspruchsvolle Beziehungen zu Margonne behandelt André Hallays in einem seiner anregenden Wanderbücher: En Touraine. Pèlerinage Balzacien, 1903.

Kolonie verschafft, dediziert er dem Konteradmiral Bazoche, Gouverneur der Isle de Bourbon L'interdiction „als dankbarer Autor". Seinen Schwager Surville, einen bedeutenden Ingenieur, bedenkt er mit einer seiner gelungensten Grotesken, der Geschichte einer, selbst in der Ehe zur ewigen Jungferschaft verdammten „Vieille fille". Seinem Schulkameraden im Gymnasium, Baron Barchou de Penhoën, übersendet er das berühmte Meisterbildnis des Erzwucherers Gobseck mit den Zeilen: „Unter allen Zöglingen von Vendome sind, wie ich glaube, wir die Einzigen, die uns auf der literarischen Laufbahn begegneten; wir, die wir Philosophie schon in einem Alter trieben, wo wir nur De viris uns bekümmern sollten. Hier ist das Werk, das ich schuf, als wir uns wiedersahen und während Du an Deinen schönen Werken über die deutsche Philosophie, „zumal über Fichte", gearbeitet hast. So hat weder der Eine noch der Andere von uns seinen Beruf verfehlt." Einem Pariser Kaufmann Theodor Dablin, der ihm in Tagen bitterster Not hilfreich beigestanden, schreibt er das Buch zu, das ihm nach vielen Fehlschlägen zuerst entscheidenden Erfolg brachte, Les chouans, mit dem wuchtigen Zusatz: Au premier ami le premier ouvrage. Dem Sohn der Dilecta, Alexander von Berny, der die unter Balzac mit schweren, zeitlebens auf ihm lastenden Geldverlusten zugrunde gegangene Schriftgießerei an sich brachte, schreibt er „in alter Freundschaft" „Madame Firmiani" zu. Seinem Arzt Nacquard sendet er Le lys dans la vallée mit den Worten: „Theurer Doctor! Hier einer der am sorgsamsten zugerichteten Grundsteine meines mühselig aufgerichteten literarischen Baues: ich will Ihren Namen hineingraben, ebensosehr, um dem Gelehrten zu danken, der mich einst gerettet hat, als um den Freund all meiner Lebenstage zu feiern." Dem Notar Guyonnet Merville, in dessen Kanzlei der Dichter (deren Übernahme Vater Balzac für Honoré als Lebenszweck in Aussicht genommen hatte) nicht aushielt, dedizierte er, wohl ohne Anzüglichkeit, Une épisode sous la terreur mit der Erklärung: „Muß ich nicht, mein lieber alter Patron, den Leuten, die alles wissen wollen, Aufschluß darüber geben, wo ich mir genug Juristerei aneignen konnte, um die Rechtshändel meiner kleinen Welt zu führen und das Andenken des geistvollen, liebenswürdigen Mannes festzuhalten, der seinem anderen dilettirenden Concipienten Eugène Scribe, den er auf einem Balle traf, zurief: „Sehen Sie sich doch gehörig in meiner Kanzlei um, ich versichere Ihnen, es gibt dort Arbeit genug", auch für Lustspieldichter und einen Romancier von Balzacs oder Dickens satirischer Beleuchtung des Reiches der Chikane, der Pfiffe und Schliche schlauer Anwälte, geriebener Erbschleicher, der Schäden und Schwächen irdischer Tribunale."

In andere Sphären führen Balzacs Beziehungen zur Künstlerwelt, zu den wissenschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen Größen seiner Tage. Wie nahe und neidlos er sich Dichtern und Schriftstellern des Julikönigtums anschloß, offenbaren wiederum seine Dedikationen. Den Mémoires de deux jeunes mariées geht ein Sendschreiben an George Sand voran: „Dies Buch kann den Glanz Ihres Namens nicht erhöhen, der seinen magischen Widerschein auf seine Blätter werfen wird. Dabei spielt meinerseits weder Berechnung noch Bescheidenheit mit. Ich wünsche derart nur die wahre Freundschaft zu bezeugen, die unbeschadet aller Reisen und Entfernungen, trotz unserer Arbeiten und der Böswilligkeit der Welt zwischen uns fortbestanden hat. Dieses Gefühl wird sich zweifellos niemals unter uns ändern. Das Gefolge befreundeter Namen, das meine Schöpfungen begleitet, gesellt sich zu den Mühen, die mir ihre Zahl bereitet, als ein Vergnügen: Denn sie entstehen nicht ohne Schmerzen, nicht zu reden von den Vorwürfen, die mir wegen meiner bedrohlichen Fruchtbarkeit gemacht werden, als ob die Welt, die mir Modell steht, nicht noch fruchtbarer wäre. Wird es nicht schön sein, Georges, wenn eines Tages der Alterthumsforscher zerstörter Litteraturen in diesem Gefolge nur große

Namen, edle Herzen, heilige, reine Freundschaften und die Ruhmestitel dieses Jahrhunderts wiederfindet? Kann ich mich nicht durch dieses gewisse Glück stolzer wissen, als durch den immer anfechtbaren Erfolg? Ist es für Denjenigen, der Sie kennt, nicht ein Glück, sich, wie ich es thue, nennen zu können Ihren Freund de Balzac." Wie herzlich und über seinen Tod hinaus die Sand diese freundschaftlichen Gesinnungen erwiderte, bezeugen ihre beider Erzähler würdigen, Balzac geltenden Blätter in ihrer Histoire de ma vie und den Essays Autour de la Table.

Nicht minder bedeutend ist die Zueignung eines der gewaltigsten Werke Balzacs, der Iliade der Korruption, der Schilderung der entarteten Zeitungswelt in den Illusions perdues an Victor Hugo: „Sie, der durch das Privilegium der Raphaël und der Pitt schon ein großer Dichter waren in einem Alter, in dem die Menschen noch so klein sind, Sie haben wie Chateaubriand, wie alle großen Talente gegen die Neidischen gekämpft, die sich hinter den Spalten der Zeitungen verschanzt oder in ihren unterirdischen Gängen versteckt haben. Ich würde auch wünschen, daß Ihr siegreicher Name mithelfe zum Sieg dieses Werkes, das ich Ihnen widme und das nach der Meinung Mancher eine ebenso große That des Mutes als eine Geschichte voll Wahrhaftigkeit wäre. Hätten denn die Journalisten nicht wie die Marquis, die Geldmenschen, die Ärzte und Juristen Molière und seinem Theater zugehört? Warum sollte denn die Comédie humaine, die castigat-ridendo mores eine Macht ausschließen, wenn die Pariser Presse selbst nicht eine einzige aus ihrem Machtbereich freiläßt? Ich bin glücklich, mich also nennen zu dürfen Ihren aufrichtigen Freund und Bewunderer de Balzac." Victor Hugo hat die außerordentliche Gabe gleichwertig erwidert. Er war Zeuge des Todeskampfes Balzacs, den er in seinem Choses vues grauenhaft groß und wahr geschildert hat, und er hielt die Grabrede Balzacs, die in ihrer monumentalen Verherrlichung von Balzacs, mit Tacitus und Juvenal in eine Reihe gestellter Art und Kunst so lange dauern wird, als man nach seinem Wesen und Schaffen fragen wird.

Gleiche Nachwirkung war seiner Dedikation eines nicht weniger belangreichen Buches La rabouilleuse an Charles Nodier nicht beschieden, der Balzac bis in seine letzten Lebenstage vergeblich zu seinem Nachfolger in der Académie française ausersehen haben wollte. Der Widmungsbrief, in dem Balzac die von ihm überschätzten verderblichen Wirkungen der Minderung der väterlichen Gewalt befehdet und sein Bekenntnis zum Katholizismus im Gegensatz zum unkirchlichen Schulwesen einseitig übertreibend entwickelt, rechtfertigt die grausam unerbittlichen, lebenstreuen Porträts, die er von vorurteils- und zuchtlosen Landsknechten, von allerhand zu jeder Missetat bereiten, gemaßregelten Offizieren der napoleonischen Armee entwirft, die „im Privatleben so zu handeln wagen, wie auf dem Schlachtfeld".

Eines seiner rührendsten (vorhin erwähnten) Bücher, Cäsar Birotteaus Glück und Ende, hat er „in Bewunderung" Alphonse de Lamartine zugeeignet. Der Herzogin von Abrantès, der Witwe Junots, deren Denkwürdigkeiten Balzac mit veranlaßt, durch Rat und Tat gefördert hat, widmet er „als beflissener Diener" La femme abandonnée. Seiner treuen Anhängerin, der Verfasserin der Schnurre vom verzauberten Spazierstock des Dichters, La canne de Mr. Balzac, Madame Emile de Girardin, stiftete er seinen, mit Unrecht vielfach als Selbstporträt herangezogenen, Albert Savarus; der lyrischen Dichterin Madame Desbordes Valmore „Jesus Christus in Flandern" als „der Tochter Flanderns und einer seiner modernen Ruhmestitel"; der Fürstin Belgiojoso eine zweite Gaudissart-Skizze. Jüngere Talente, die später Balzac biographisch, kritisch, anekdotisch der Nachwelt vor Augen stellten, beschenkte er mit literarischen Kleinodien: Théophile Gautier mit den Secrets de la princesse de Cadignan; seinen Parteigänger Charles Bernard mit der Geschichte vom Kastraten Sarrasine; Léon Gozlan, der nach Balzacs Tod

die Humoresken Balcac en pantoufles zum Besten gab, fiel „als Beweis guter literarischer Kameradschaft" Une autre étude de femme zu. Ein besonders eingehendes Sendschreiben begleitet La Muse du département an den Grafen Ferdinand Grammont, dem nicht nur das Verdienst gebührt, für jedes in der Comédie humaine eingeführte Adelsgeschlecht als kenntnis- und sinnreicher Heraldiker Stammbäume, Wappen, Wahlsprüche ersonnen und gezeichnet zu haben, so daß ihn Balzac den Hozier, den Wappenkönig seiner Sittenstudien nennt: Grammont soll es gewesen sein, der, von Italienfahrten heimgekehrt, mit dem Marquis du Bellon die Anregung gab, die Sammlung seiner romanhaften Sittenstudien unter einem Generalnenner zusammenzufassen und nach dem Vorbild von Dantes Divina commedia mit bezeichnender Abweichung La comédie humaine zu betiteln [4]).

Auch die Maler, Bildhauer, Musiker, Forscher von Balzacs Kreis, vielfach Weltnamen, haben ihren Ehrenplatz in der Comédie humaine. Rossini wurde Le contrat de mariage, Berlioz Ferragus le chef des dévorants, Franz Liszt La duchesse de Langeais, Eugène Delacroix La fille aux yeux d'or, Achilles Deveria Honorine, seinem Medaillen-Präger David d'Angers Le curé de Tours, dem Maler Boulanger, dem wir eines der besten gegenwärtig im Museum von Balzacs Vaterstadt Tours aufbewahrten Bildnisse zu danken haben, La femme de trente ans zugeeignet. Dem Meister der Wissenschaft le grand et illustre Geoffroy Saint Hilaire überwies er eines seiner berühmtesten Bücher Le père Goriot als „Denkzeichen seiner Arbeiten und seines Genies". Dem Baron James Rothschild, dazumal Generalkonsul Österreichs, wurde — eine scherzhafte Anspielung? — un homme d'affaires, dessen Gemahlin, der Baronin James Rothschild, L'enfant maudit zugedacht.

Die Deutschenfreundlichkeit Balzacs, der in seinen Schriften oft und gern Goethes, Jean Pauls, E. T. A. Hoffmanns gedenkt und deutsche Charaktere in seinen Romanen zu Ehren bringt, verleugnet sich auch nicht in seinen Widmungen. Dem Fürsten Fritz Schwarzenberg, der als Literat den Kriegsnamen „der Lanzknecht" annahm und Balzacs Führer in der Lobau und auf dem Schlachtfeld von Wagram war, ist die tragische, an den Rückzug der großen Armee aus Rußland anknüpfende Anekdote „Adieu" zugeeignet. Dem Orientalisten Hammer-Purgstall schreibt er Le cabinet des antiques zu: „Theurer Baron! Sie haben sich so warm für meine lange, weitläufige Geschichte der französischen Sitten im 19. Jahrhundert interessiert, Sie haben meinem Werk solche Ermutigung angedeihen lassen, daß Sie mir das Recht gegeben haben, Ihren Namen einem der Fragmente, die einen Theil davon ausmachen, mit auf den Weg zu geben. Sind Sie nicht einer der ernstesten Vertreter des gewissenhaften, forschungsbeflissenen Deutschlands? Sollte Ihre Billigung nicht Anderen Weisung sein? Ich bin so stolz, sie erlangt zu haben, daß ich mich bemühte, sie zu verdienen, indem ich meine Arbeiten mit jener Unerschrockenheit fortsetzte, die Ihre Studien kennzeichnet und ohne welche die litterarische Welt das von Ihnen aufgerichtete Monument „die Geschichte des osmanischen Reiches' nicht besäße. Ihre Sympathien für die Arbeiten, die Sie gekannt und den Interessen der orientalischen Gesellschaft zugewendet haben, hat oft die Glut meiner Nachtwachen, die von den Einzelheiten unserer modernen Gesellschaft in Anspruch genommen war, genährt. Wären Sie nicht glücklich, das zu wissen, Sie, dessen unbefangene Güte sich derjenigen unseres La Fontaine vergleichen läßt? Ich wünsche, daß dieses Zeugniß meiner Verehrung Sie und Ihr Werk in Döbling ‚bei Wien, Hammers Wohnsitz' trifft und Sie und die Ihrigen Alle an einen Ihrer auf-

[4]) Le Voltaire 4. 10. 20. janvier 1884. Interview Grammonts durch einen Herrn Louis Durand.

richtigsten Freunde und Verehrer erinnere." Heinrich Heine, der ihn lieb hatte und gelegentlich mit der Schwester Lassalles als seinen Tischgast zu sich bat, hat Balzac Un prince de la bohême zugeeignet: „Mein lieber Heine! Ihnen diese Studie, Ihnen, der in Paris den Geist und die Poesie Deutschlands verkörpert, wie Sie in Deutschland die lebendige, geistvolle französische Kritik verkörpern; Ihnen, der besser als irgendwer wissen kann, wie viel an Kritik, Liebe, Spaß, Wahrheit sie enthalten kann."

Über den geistigen Bund mit Deutschland ließ er die literarische Allianz mit Italien nicht außer acht. Zwei seiner letzten und größten Schöpfungen, den Doppel-Roman Les parents pauvres (La cousine Bette und Le cousin Pons: zwei Gegenstücke) widmete Balzac Don Michele Angelo Cajetani nicht als römischem Fürsten und Abkömmling eines Geschlechtes, das der Christenheit Päpste gegeben hat, sondern als Kommentator Dantes, dessen Gelehrsamkeit nach Balzacs Ausspruch es mit drei Schlegeln aufnehmen konnte, und der ihn während seines Aufenthaltes in der ewigen Stadt die ihm bis dahin unendlich rätselvoll erscheinende Divina commedia erschloß: deshalb fügte er seinen Namen dem der in der Comédie humaine durch Sendschreiben bedachten Porcia, San Severino, Parata, di Negro, Belgiojoso an, die schon Bandello, der Bischof gleicherweise geweiht hatte durch Novellen, die Shakespeare stofflich, mehrfach oft bis auf einzelne Reden in seine Stücke herübernahm.

Bevor Balzac also Buch um Buch bestimmten Persönlichkeiten zuschrieb, hatte er sich an die „unbekannte Menge" gewendet. Der 1824—1829 erwachsenen Physiologie du mariage schickt der Anfänger halb ernst-, halb scherzhaft die Ansprache voran: „Achten Sie auf diese Worte: der überlegene Mensch, dem dieses Werk zugeeignet ist; besagt das nicht: Ihnen?" Und 1830 wählt er im Vorwort zum Elixir de longue vie absichtlich die herkömmliche Anrede „an den Leser". Die Lektüre bringt uns unbekannte Freunde. Der Autor hofft darum seine Schuld bezahlt zu haben, indem er dies Buch DIIS IGNOTIS zueignet.

In den 20 Jahren, die seit Balzacs ersten Siegen die Fülle seiner Schöpfungen der unersättlichen Lesewelt beschied, wuchs die Menge dieser unbekannten Freunde nicht bloß, soweit die französische Zunge klingt, in aller Herren Ländern, wohin immer die Mode- und Feuilleton-Romane der Pariser Presse in guten und minder guten Übertragungen drangen. Eroberten dazumal Balzac und die George Sand die Massen auch nicht in solchem Grade, wie Sue und der ältere Dumas mit den ‚Geheimnissen von Paris' und den ‚Musketieren': in breiten Schichten der in- und ausländischen Bevölkerung genossen sie immerhin Weltruhm. Zeuge dessen eine Begebenheit, die der Balzac nichts weniger als wohlgesinnte, durch erbitterte literarische Fehden dauernd verfeindete Sainte-Beuve verbürgte. Balzac kehrt eines Abends inkognito auf einem russischen Landsitz ein und erbittet ein Nachtessen; als nach einer Weile das Hausfräulein mit einem Imbiß zurückkommt und unversehens Balzac von einem Reisegefährten mit seinem Namen ansprechen hört, läßt sie vor jäher Überraschung das Teebrett mit allen Schalen und Schüsseln zu Boden fallen. Sie konnte sich nicht fassen, den fast als mythisch angesehenen Wundermann leibhaftig vor sich zu haben. Zu solchen und ähnlichen Überraschungen des Künstlerruhms, wie sie jenem Zeitalter des Virtuosenwesens und -unwesens eigen war, stimmt auch die Flut ungezählter Frauenbriefe, in denen Balzac als Seelenrat heimgesucht, als Kenner der weiblichen Natur angeschwärmt wurde. So sehr derartige Erlebnisse den von kritischen Widersachern und erbarmungslosen Gläubigern maßlos gehetzten Künstler aufrichteten und aufheiterten, zur Überhebung verführten sie ihn nicht. Ebensowenig wurde er, der in seinen Schriften die Zwiespältigkeit und Verworfenheit seiner Zeit und Umgebung

züchtigte, wie wenige andere, zum Menschenverächter oder Menschenhasser. Im Innersten blieb er kindlich, wohlmeinend, eine gütige, freundschaftliche, anteilsfähige und -bedürftige Natur, die nicht zum wenigsten in seinen Widmungen zu uns spricht. Dieser Grundzug seines Wesens bildet auch die Einheit seiner Widmungen. Sie schließen sich zu einem Ganzen zusammen, in dem kaum jemals — wie das in den Werken der Comédie humaine unvermeidlich ist — ein Wort oder ein Zug stört. Blatt um Blatt flicht sich zu einem unverwelklichen Kranze zusammen. Der Stifter und die Empfänger der Dedikationen kommen miteinander auf die Nachwelt, wie — um den größten Weltroman zu nennen — mit den beiden Teilen des Don Quixote der Herzog von Bejar und der Graf von Lemos, dank Cervantes' Widmungsbriefen, durch alle Zeiten und Zonen fortdauern.

Crucifixus

Aus der Tiefe rufe ich . . . .

Von

Peter Weber

Die alte Römerbrücke liegt im dumpfen Grau der frühen Dämmerung des Herbstabends. Wie schwarze Ungeheuer wachsen aus dem dampfenden Fluß die stumpfen Pfeiler. Aus den Kraterwänden der Eifelvesuve haben keltische Sklaven die Riesenbasaltquader herausgehauen. Ganze Herden von Stiergespannen zogen sie über die unwegsamen, zerklüfteten Eifelberge nach dem Moseltal, zur Augusta Trevirorum, der römischen Kaiserstadt diesseits der Alpen.

Ein paar matte Lichter schwimmen über der Brücke im Dunkel und Dunst, hängen, wie die Brücke, gespenstisch über einem Abgrund. Menschen tauchen auf, lautlos wie Schatten. Dann schluckt sie Nebel und Nichts. Kaum ein Laut. Der Lebensatem der Stadt geht wie ein gepreßtes, dumpfes Stöhnen durch das Tal. Notzeit, Unheilszeit ist.

In der Mitte der Brücke, zwischen blutroten Lichtern steht in Stein gehauen ein Kreuzbild. In dem schwankenden, umdunsteten Licht dehnen und verzerren sich die Glieder des Gekreuzigten wie im Todeskampf. Not und Verzweiflung schreien auf in dem Bild. Doch der Himmel ist verschlossen in Nacht und Schatten. Kein Stern verheißt Erlösung. „O, ihr alle, die ihr des Weges vorübergeht, merket auf und schauet, ob ein Schmerz sei gleich meinem Schmerze."

Mit gehemmtem Schritt geht ein Mann am Kreuze vorüber. Nimmt den Hut ab, wie man es ihn als Kind gelehrt. Soll er beten? Um Erlösung, Gnade, Barmherzigkeit? — Oder um Haß, Kraft zum Hassen?

In die Stille hinein springt jäh ein freches, lärmendes Lachen. Dazwischen eine verängstigte Frauenstimme. Und dann flüchtige Schritte — höhnendes Nachrufen. Den Mann vor dem Kreuze reißt es herum, ballt ihm die Fäuste, krümmt ihm den Rücken zum Sprunge. Er lauscht, stößt mit den Augen durch das graue Dunkel. Kein Angstruf mehr — die Frau ist geflohen. Nur noch, sich entfernend, das freche Lachen der Franzosen.

Nein! Nicht Gnade, nicht Barmherzigkeit — Haß, Haß! Du Mann der Schmerzen, Mann der Marter und des Todes: Es geht ums Leben! Ums Leben eines ganzen Volkes. Heilig ist der Haß, wie deine Liebe heilig ist. Ich m u ß die drüben hassen, wenn ich mein Volk liebe!

Sein Schritt ist, wie er sich wendet, hart wie sein Wille, jach wie sein Haß.

Ein französischer Offizier taucht aus dem Dunkel auf. Das rote Käppi mit den Goldschnüren leuchtet. Die Rechte schwingt ein Reitstöckchen. Er sieht den „boche" und läßt seine Reitpeitsche spielend durch die Luft pfeifen. Sie gehen hart aneinander vorbei. Der Haßatem des einen streift den anderen. Es reißt sie jäh herum. Keiner weiß recht warum — sie stehen sich um Armeslänge gegenüber. Einen Atemzug lang. Etwas wie Angst packt den Franzosen. Er hebt den Arm mit der Peitsche. Zur Abwehr oder zum Schlag?

Keiner von beiden wußte nachher zu sagen, wie und warum das Folgende geschah. — Der Deutsche packt den Franzosen. Der reißt sich los, schlägt. Die Peitsche wird ihm entrissen, Schlag folgt auf Schlag. Dann ein kurzes Ringen, lautlos, erbittert. Der Deutsche hält den anderen mit würgendem Griff am Boden. — Ehe er zur Besinnung kommt, ist er gepackt, geschlagen, getreten von einem Haufen französischer Soldaten. In der linken Schulter fühlt er einen scharfen, schneidenden Schmerz — dann nichts mehr.

Im französischen Lazarett wird der Kaufmann Peter Zingen vernommen. Die Anklage lautet auf Überfall und Mordversuch an einem französischen Offizier. Er lächelt mit müdem Staunen. Überfall und Mordversuch? Schüttelt den Kopf und dreht sich zur Wand.

Die Herren kommen wieder mit dem Überfallenen. Die beiden mustern sich erstaunt. Nie hat einer den anderen gesehen. Peter Zingen sagt aus, das alles sei ihm unbegreiflich. Der andere habe mit der Reitpeitsche nach ihm geschlagen. Da habe er zugepackt.

Der Kapitän findet alles ebenso unbegreiflich. Er sei, vom Kasino kommend, dem „boche" begegnet. Sie hätten sich plötzlich gegenübergestanden. Er habe bestimmt nicht schlagen wollen. Die Haltung des Deutschen sei drohend gewesen. Und da habe er — vielleicht — zur Abwehr den Arm erhoben. Kurz, ihm sei das Ganze ein Rätsel.

Die Anklage gegen den „boche" wird also aufrechterhalten — zumal er im Kriege Offizier war. Man durchstöbert seine Wohnung nach Beutestücken aus Frankreich und ist erstaunt, dergleichen nicht zu finden. Dafür aber eine der angesehensten, eingesessenen Familien in Trier, von der eine Seitenlinie sogar in — Frankreich lebt.

Die Heilung des zerstochenen und zerschundenen Dr. Peter Zingen geht recht langsam vor sich. Der Untersuchungsrichter erlaubt, da Fluchtverdacht ausgeschlossen ist, die Überführung in eine Klinik. Peter Zingen hat Zeit zum Nachdenken. Und er grübelt, wie ein Deutscher grübelt. Er fühlt: was da geschah, was ihn, den Deutschen, und den Franzosen zum Kampf zwang, das war nicht Zufall, Erregung und Erbitterung des Augenblicks. Da brach etwas aus Urtriebhaftem, aus Urhaß, aus Urfeindschaft plötzlich riesenstark, uneindämmbar heraus. Wie beim Urgroßvater 1813, noch ehe Blücher über den Rhein gegangen. In die Eifel mußte er damals fliehen vor den französischen Häschern.

Zingen geht dem Raunen seines Blutes, spürt dem Urtrieb seines Hasses nach. Und er schreibt die Gesichte, die ihm zwischen Fiebertraum und Wachen werden, nieder. Erst mit einem schier kindlichen Staunen, dann in erwachender Erkenntnis und ungebändigtem Haß.

Das folgende aber sind die Gesichte des Peter Zingen:

Der junge Cingetorix kann keine Ruhe finden. Das Zelt erdrückt ihn schier. Er hängt das kurze, breite Hiebschwert um und geht durch die Zeltgassen. Die Wachen stehen schläfrig, mißmutig. Aus der Saar steigen graue Nebel auf. Das Felsmassiv schwebt wie ein Riesenuntier, wie ein Unheil schwarz über dem Talkessel, über dem kleinen Heer der Treverer. Oben, im castellum ist seit mittag der Vater mit Indutiomarus bei dem Römerfeldherrn Cäsar. Und die Gallier sind auch da oben.

Der Römer macht ihm keine Unruhe, auch nicht seine Legionen. Sie wagen sich nicht nach Trier. Cäsar ist zu klug und vorsichtig. Er hat keine Reiterei, keinen Nachschub aus Italia. Aber die Gallier, die Gallier! Er traut ihnen nicht. Sie haben den Streit und Kampf angestiftet zwischen seinem Vater und Indutiomarus wegen der Römer. Er traut ihrem Bündnis nicht mehr, seit sie den Vertrag mit Cäsar geschlossen.

Frieden machen mit den Römern! Wozu Frieden? Sollen sie bleiben, wo sie sind. Aber der Cäsar will zum Rhein. Er soll n i c h t an den Rhein. Der Vater sperrt sich. Aber die Gallier und Indutiomarus wollen Verträge. Sie wollen Waffen und Gewänder, Schmuck und Früchte aus Italia. Aber mit ihnen kommt die Römer h e r r s c h a f t. Was sind heute noch die Gallierfürsten?

Er traut ihnen nicht, wie der Vater. Und von diesem Mißtrauen getrieben, wendet er sich dem vom Fluß eingeengten Talausgang zu, den die Gallier besetzt halten. Aus dem Dunkel schwanken die plumpen Zelte. Er wendet sich — mag keinen sehen von den mit Römergewändern und -waffen Prunkenden. Er lauscht. Kein Laut. Nur unterdrücktes Pferdegestampf. — Einen Augenblick will ein schwarzer Verdacht das Schlangenhaupt heben. Dann lächelt er: beschworene Verträge!

Die Morgenhelle dringt nur mühsam in das dampfende Tal. Das Lager ist noch nicht erwacht. Cingetorix wälzt sich in unruhigem Schlaf. Da, ein schneller Schritt, ein Rufen, Fragen. „Die Gallier — fort — die Zelte leer — — —“ Cingetorix ist draußen, packt zwei, drei Wächter: „Folgt!“ — Die Zelte sind leer, nur ein Dutzend stehen noch, die dem Lager der Treverer nächsten. — Cingetorix steht einen Augenblick, den Sturm bändigend. Dann läßt er das Lager wecken, still und lautlos. Die Zelte bleiben. Kurze Befehle, die Schildträger voran, die kurzen Schwerter gezogen, dann die Reiter. Die Pferde am Halfter geht's dem Talausgang zu. Vorne sichern die Bogenschützen. Lautlos wird der Ausgang erreicht. Ein kurzes Rufen vorne. Die Schützen sind auf ein paar Gallier gestoßen. Dann sind sie im Nebel verschwunden. Cingetorix biegt scharf den Hang zur Höhe hinauf. — Die Treverer sind aus dem Kessel heraus auf dem Hochland — frei.

Kurzer Rat mit den Führern. Entscheidung: der Sohn des Indutiomarus übernimmt den Befehl. Cingetorix wählt zwanzig Leute, steigt den Hang hinab, durch das Lager, zum Fluß. Sie reichen sich die Lanzenschäfte und waten durch, schwimmen ein paar Stöße. Sind drüben. Steil, senkrecht steht die Felswand. Der Aufstieg m u ß sein. Wer denkt an Absturz? — Es gilt dem Vater, den Fürsten.

Es wird langsam, mühsam heller. Von Fels zu Fels heben, ziehen sich die Männer hinauf.

Das castellum liegt hart am Felsabsturz, von zwei Seiten unansteigbar. Lautlos schleichen sie das Tor an, das gegen den Wald zu liegt. Eben finden ein paar Gallier Einlaß. Cingetorix erkennt den Führer vom Lager unten am Fluß. Er folgt mit den Seinen. Die römische Wache fragt, will sie halten. Umsonst. Er kennt das Lager, kennt das feste Haus des Cäsar. Hinter ihnen Alarmrufe.

Der Cäsar mustert den jungen Cingetorix, der ihn um Haupteslänge überragt. Und lächelt. Der Vater und Indutiomarus blicken erstaunt. „Die Gallier sind heimlich über Nacht aus dem Lager entwichen." Weiter nichts. Cäsars Gesicht ist starr wie eine Maske. Eine kaum merkliche Bewegung verrät die Überraschung des Trevererfürsten Cingetorix. Nur der heißblütige Indutiomarus wendet sich den Galliern zu. Die blicken verlegen und hilfesuchend nach Cäsar hin.

Keiner sagt ein Wort. Die Entscheidung, um die eine ganze Nacht gerungen wurde, ist gefallen. Ein kurzes Neigen des Hauptes, die Treverer verlassen den Cäsar, auch Indutiomarus. Durch eine Gasse bewaffneter und gaffender Legionssoldaten schreiten sie aus dem Lager. Sie biegen nach rechts ins Tal hinab, auf Serveche zu. Kurz gibt Cingetorix Erklärungen.

Über die jenseitigen Höhen marschiert das römische Heer auf die Treverer zu. Zum ungleichen Kampf. 400 gegen zwei Legionen. Die Trevererfürsten schwanken keinen Augenblick. — Drüben führt der römische Legat Labienus, nicht Cäsar. O, er hält Wort! — — Der Zusammenprall ist erbittert. Kein Rufen.

Da brechen aus der Waldschlucht die Gallier heraus. Wut und Empörung brüllt auf.

Die Schlachtordnung der Treverer schwenkt und stürzt sich auf die Gallier. Der erste Anprall stößt sie auseinander. Den Eisen der Treverer vermag kein Schild, kein Lederkoller zu widerstehen. Den Rücken durchstoßen, bleiben die meisten liegen.

Die Römer stehen und — warten. — Labienus bietet neuen Kampf an. Indutiomarus fällt. Mit fünfzig zieht sich Cingetorix zurück, unbehelligt von den Römern. Vater und Sohn mit Wunden bedeckt. —

Droben im castellum stehen Labienus und die Gallierführer vor Cäsar. Der Römer ist kurz, in seinen Mundwinkeln liegt Verachtung. Die Gallier fordern leidenschaftlich, erbittert den Feldzug gegen die Treverer. Jetzt, sofort! Indutiomarus und 400 der Besten liegen erschlagen.

Cäsars Gesicht ist starr, eine Maske. Er könnte jetzt, aber er will nicht. Zwingt er sie zur Unterwerfung, hat er Feinde im Rücken. Er will zum Rhein, über den Rhein. Und es sind Männer, Germanen. Keine Gallier.

„Labienus, biete ihnen die Freundschaft Roms!" —

Einzug Cäsars und der Legionen in Trier, der Stadt der neuen römischen Bundesgenossen. Cingetorix und sein Sohn empfangen den Feldherrn. Mit ungeheilten Wunden. Im Gefolge Cäsars der Gallierfürst Maginot, der Verräter. Wie er mit Cäsar die Schwelle des Hauses überschreiten will, zieht der junge Cingetorix das Schwert. Ein Schlag, der stürzt zusammen. Kein Römer rührt eine Hand. Sie schreiten über den Liegenden hinweg, ins Haus.

* * *

Das Atrium des Statthalterpalastes liegt in blassem Mondlicht. Das dunkle Erzbild des Jupiter Optimus Maximus tritt erhaben aus dem matten Weiß des Marmors. Aus ehernem Opferbecken steigt ein letzter, verlorener Weihrauchduft. Weltferne Entrücktheit und Stille träumen im Nordland einen selig-heiteren Göttertraum des Südens.

Nicht lange. Ein Haß- und Blutatem stürmt jäh herein. Die Leibwache des Statthalters. Gewaltschritte schüttern, Erzklang singt eine wilde Melodei. Fackeln leuchten. In Helm und Brustharnisch zucken gleißende Lichter wie Mordschwerter.

Rixius Varus, der römische Statthalter in der Trevererstadt, neigt das Haupt vor dem Erzbild, ein wildes, grimmes Leuchten in den Augen.

Zwei Centurionen stehen vor ihm. Nicht einen Blick werfen sie nach dem Gotte. Ein Schweigen, ein fürchterliches Schweigen peitscht das Blut.

Sie wissen, es geht um Leben und Tod.

„Ihr kennt den Willen des Kaisers. — Opfert!"

Um die hart geschlossenen Lippen des blondbärtigen Brukterers spielt etwas wie ein Lächeln, wie ein Staunen. Ein Christ soll den Göttern opfern? Kennt man sie so wenig. Er sieht dem Kamerad aus Apulien in die dunklen Augen und liest das gleiche Staunen. Doch dahinter grimmen Kampfwillen. Dann e i n Wort:

„Nein!" Ruhig, verhalten der Klang des einen Nein, trotzig, aufbegehrend, Schwertklang das andere.

Dem Statthalter springt das Blut in die Augen, die Fäuste umkrampfen die blutrot gestreifte Toga. Hinter verzerrten Lippen halten die zusammengebissenen Zähne mühsam, knirschend die Worte zurück, die heulend, blutlechzend die beiden anspringen wollen.

Der „Tiger", durchzuckt es die Leibwache, daß die Fackeln in ihren Händen zittern, einen Augenblick lang.

Ein — zwei Schritte. — Rixius Varus stiert, Brust an Brust, die beiden an. Das Geäder an den Schläfen strotzend vor Blut. Ein wildes Tier im Ansprung.

Die Centurionen stehen wie Bildsäulen, die Augen starr und hart. Keine Furcht, keine Unsicherheit.

Mit jähem Ruck wendet er sich, hebt den Arm. — Nein, nicht die Wache. — Sie sind auch von der Thebäischen Legion, sind auch — Christen. Sie nehmen ihre Centurionen nicht gefangen. Um die Lippen des Brukterers spielt abermalen ein leises Lächeln.

„Morgen — nach der letzten Nachtwache — bei Sonnenaufgang — wird die Legion — im Lager — den Göttern — opfern — opfern! Das — das Kreuz — zerbrechen!"

Mit letzter Anstrengung reißt sich der Statthalter herum und geht.

Gallier haben die Wache im Palast übernommen. Die Führer der beiden gallischen Legionen stehen vor dem Statthalter, zögernd, unentschlossen. Rixius Varus drängt, mit kaum unterdrückter Ungeduld: „Es ist der Wille des Kaisers! Wer sich weigert zu opfern, verfällt dem Tode. Sie wollen nicht, nun, so ist der Tod ihr Teil. Eure Legionen schlagen sie zusammen, m ü s s e n!"

„Herr, bedenkt, es ist die Thebäische! Unsere Soldaten — werden zögern. Der Kampf — die Gefahr — —"

„Sie werden belohnt!" Geringschätzung, Hohn zieht dem Römer die Mundwinkel herab. „Du, Maginot, wirst das Lager in Köln befehligen, du, Quintilius, das in Mainz. Ich werde dem Kaiser berichten!

„Den Legionen übergebe ich die Christen der Stadt. Ihr Leib und Leben und — Beuterecht! Und all die blonden, weißen Jungfrauen!" — Ein fürchterliches Lächeln verzerrt ihm die Lippen.

„Vor allem das Haus des Fürsten Cingetorix. — Maginot, du weißt!"

„Beuterecht! — Die Legionen werden zur Stelle sein! Samt der Abteilung der Bogenschützen."

Triumph flackert auf in den Augen des Statthalters. O, er kennt die Gallier. Doch Verachtung macht die Freude bitter. Tausend Bogenschützen noch dazu — gegen — die eine Legion.

Die von der thebäischen Legion wissen, was kommt. Die Centurionen brauchen nicht viel Worte zu machen. Der „Tiger" will ihr Blut. In Rom zerreißen wilde Tiere die Brüder, brennen sie als lebendige Fackeln.

Aber hier ist nicht Rom, sie haben Waffen, sie sind die thebäische Legion, der besten eine im römischen Heer.

Der Brukterer stellt verdoppelte Wachen. Wer will gegen die Thebäische kämpfen?! Keine Legion wird sich finden. Nur den gallischen, denen traut er nicht. Der Maginot ist eine Knechtesseele, feil und ehrgeizig. Mögen sie kommen! Er wird ihnen das Verräterblut abzapfen.

Der Schüler des Apostels Petrus, Eucharius, segnet die Legion. Und spricht andere Worte. Worte vom Gekreuzigten, der sich wie ein Lamm führen ließ zur Schlachtbank und seinen Mund nicht auftat. Der nun droben beim Vater sitzet in Herrlichkeit, die Siegespalme in der Hand für alle, die um seines Namens willen Verfolgung leiden und das Leben geben.

Und die harten Fäuste der Germanen lösen sich mählich von den Eisen. — Ein neuer, seltsamer Geist — Märtyrergeist kommt über sie. Ein anderes Heldentum, ein größeres als in der Schlacht.

Bis nach Noviomagum, einen halben Tagesmarsch moselabwärts von Trier, ist die Mosel rot gefärbt zwei Tage lang von dem Blut der Enthaupteten und Erschlagenen.

Noch länger treiben die Leichen flußabwärts dem Rheine zu. Die thebäische Legion und an 5000 Treverer, Männer, Frauen und Kinder erschlugen die gallischen Legionäre. Drei Tage dauerte der Blut- und Lusttaumel.

Ein Sohn des Cingetorix entrinnt dem Blutbad und wird in Noviomagum verborgen gehalten. Der Vierzehnjährige sieht den blutigen Fluß, sieht tagelang Leichen der Seinen vorbeitreiben.

Und seine Söhne, sein Enkel sehen in einsamen Stunden diese Blutwellen. Hören Wehe- und Todesschreie einer gemarterten Stadt, die dem Ahn im Ohre klangen bis ins Grab. Ihre Augen und Herzen werden hart, wenn sie nach Westen sehen.

Rixius Varus aber wird bald darauf vom Wahnsinn geschlagen. Nächtens hetzen ihn die Schatten der Erschlagenen. Er flieht in die Berge, reitet, reitet, bis das Pferd unter ihm zusammenbricht.

Und muß reiten bis zum jüngsten Tage.

* * *

„Zingen, sie kommen heut nicht mehr. Laß absatteln. Die Leute schlafen im Stehen. Die Gäule fallen um. 's ist zu viel! Acht Tage durch Eifel und Hunsrück! Und bei diesem hundsmiserablen Wetter. Gott verdamm' die Bande!"

„Sie kommen, Manderscheid. 's ist gesorgt dafür, daß sie kommen. Sie wissen, daß der Zingen auf der Burg Ramstein an der Kyll sitzt. Ich kenne den General Manginot. Drei Jahre sucht er mich. Er kommt!"

Schweigen. Ein mattes Sonnenlicht dringt durch die Butzenscheiben und müht sich um Helle auf dem schwarzen Eichengetäfel der Herrenstube. Zittert um die

bleichen Gebeine des Kruzifixes, das fahl aus dem Dunkel herauswächst. Blutrot leuchten die Wundmale auf, als seien sie eben erst geschlagen.

Zingen, den ehemaligen Vogt auf der Bischofsburg bei Pfalzel an der Mosel, schüttelt es. — Blut, Blut. —

So mißhandelt, gepeinigt und gekreuzigt ist das Land seit mehr als zehn Jahren, seit der Melac und Turenne ins Land gefallen mit ihren Horden. Seit die Reunionskammern die Pfalz für ihren König beanspruchen. Seit sie den Trierer Erzbischof zum Freund und Bundesgenossen gemacht haben. Der Erzbischof hat sich nach Coblenz gerettet. Wir aber müssen bleiben!

Hilfe, Rettung? Verdammt! Der Kaiser Leopold? Nicht einen Finger rührt er. Erbfolgekrieg in Spanien ist.

Die Fürsten? Daß Gott erbarm! Die haben andere Sorgen. Raufen sich um Städt und Dörfer, äffen dem welschen Hof nach. Pfui Deibel!

Und wir können hier verrecken und verderben. Unser Land, unsere Bauern müssen die französischen Heere füttern. Unsere Mädchen müssen tanzen und —

Zingen springt auf. Es würgt ihm in der Kehle, Wut, Haß, Ekel, Verzweiflung.

„Manderscheid, 's geht nicht mehr. Ich kann nicht mehr. Ich ersticke, ich werd' irre. Es bringt mich um."

„Zingen, Feuerkopf, nun muß ich d i c h mahnen. Hab' Geduld, wart' ab. Es wird! Die Herren und Bauern stehen auf. Wir sind nicht ein halbes Jahr umsonst geritten. Der Kaiser rafft sich auf. Der kleine Kapuziner mit dem grauen Mantel, der Prinz Eugen rüstet. Ein paar Fürsten im Münsterschen, Osnabrückschen, in dem getretenen Lothringen. Im nächsten Frühjahr . . ."

„Zum Teufel mit eurem nächsten Frühjahr! — Wir wollen sie nicht mehr noch einen Winter hier haben. Jetzt, jetzt drauf, mit Sengsten und Mistgabeln! Wir können nicht mehr warten, wir wollen nicht mehr! Drauf — und wenn wir alle drüber erschlagen werden. Ha, wenn er nur käm', der Manginot, der Hund, der Bluthund. Diesmal pack' ich ihn und würg' ihn ab. Nicht einer soll mir lebendig auskommen. Nicht einer!

„Er kommt nicht. Er ist zu schlau, der Fuchs."

Die Tür wird aufgeschmissen, der junge Zingen stürmt herein. „Ihr Herren — sie kommen, haben Ehrang passiert. An die Tausend. Mit Geschütz!"

Einen Augenblick Schweigen. Dann bricht es los: „Sie kommen, sie kommen! Drauf und dran!"

„Jeder an seinen Posten, zu seinem Haufen! In zehn Minuten ist der Hohlweg besetzt. Die Bauern an die Steine und Bäume. Gerolstein, Ihr haltet die Burg. Die Frauen nach der Genovefa-Höhle. Mit Gott!"

Der Heerwurm wälzt sich mühsam über den aufgeweichten Weg die Kyll entlang. Die Söldner sind mißmutig und murren. Zum Teufel! Man saß schon warm und behaglich in Trier, hatte sich eingerichtet für den Winter. — Eine Burg mehr oder weniger, was liegt daran? Tausend Mann und Geschütze wegen eines solchen Katzennestes. Sie faßt noch nicht hundert Mann! Und was sollt's da für Beute geben?!

Aber der Alte hat keine Ruh und Rast. Der Teufel hol' auch ihn!

Der General Manginot reitet an der Spitze. Ihm zur Seite gehen die zwei Bauern, die ihm die Botschaft getan, daß der Zingen mit den Hauptaufwieglern in Ramstein sitze.

Der General ist voll Unruhe. Links der steile Berg, rechts die reißende Kyll. Er mustert die Bauern. Die gehen stumpf und müde. Zu stumpf für ihre Jugend, wittert Manginot. Sein Mißtrauen ist plötzlich riesengroß.

Er sieht sich um. Verdammt, wie in einer Mausefalle steckt er. Er wendet sich in jähem Entschluß:

„Halten lassen!“ — —

„Chevalier d'Estrée, erkunden Sie die Berghöhe über uns. Sie, Herr Leclercque, marschieren weiter nach vorn, bis das Gelände frei wird.“ —

„Hier die beiden Burschen werden festgehalten!“

„Oder auch nicht!“ Mit einem Satz sind sie an der Kyll. Ein Sprung durch die Büsche — sie sind verschwunden.

„Verrat! Zurück! — in Ordnung umkehren! — Ordnung halten — Ordnung!“

Zu spät! Zingen oben auf dem Berge sieht und begreift. Verdammt! Nun sind sie nicht ganz hineingegangen in die Falle.

„Manderscheid, laßt die Blöcke wälzen. Ich stürm' nach vorn und such' zu packen, was sich packen läßt. Der Kyllburger soll folgen!“

Im nächsten Augenblick kollern Riesensandsteinblöcke den steilen Abhang hinunter. Sausen in den Heerwurm, reißen ihn auseinander, zermalmen seine Glieder.

Ein fürchterliches Gebrüll heult auf. — Und immer neue Blöcke sausen, stürzen, poltern herab, zerbrechen, zerquetschen die Menschen zu Brei.

Alle Ordnung löst sich. Kein Vorwärts und Rückwärts möglich. Überall niederstürzende, niederbrechende Steinblöcke.

Nun folgen Baumstämme. Mit fürchterlichem, hohlem, stumpfem Dröhnen poltern sie herab, tanzend, spielend von Fels zu Felsgrat. Ein fürchterlicher Todesreigen. In voller Breite fegen sie den Weg ab. Wirbeln, schleudern die Menschen wie Bälle.

Da gibt es kein Entrinnen, kein Ausweichen mehr. Aus Brüllen und Angstgeschrei wird Todesröcheln.

Nur eine Rettung noch: der Fluß. Was noch lebt, sich regen, was noch kriechen kann, stürzt hinein. Die reißende Flut wirft und wirbelt sie durcheinander.

Und drüben! Da werden sie empfangen. Mit Lanzen und Schwertern, Knütteln und Sengsten. Ein fürchterliches Morden hebt an, ein erbarmungsloses Morden.

O, die Deutschen haben's gelernt, seit zehn Jahren gelernt von den welschen Mordbrennern. Zehn Jahre Not und Bedrückung, zehn Jahre Mord und Brand, zehn Jahre fürchterliche Gewalt, zehn Jahre Haß, Haß, Haß! Das gibt jedem Stich und jedem Hieb eine Wucht, von der keiner mehr sich erholt. Wer nicht erschlagen wird, den ersäuft die wilde Flut. Es ist, als ob das Element mithelfen wolle, diese Brut zu vertilgen.

Aber nur etwas mehr als die Hälfte des Haufens hat es gepackt, nur die Hälfte stak in der Falle. Der Rest flieht, läßt die Geschütze im Stich und flieht.

Über die Höhe hastet ihnen der Zingen nach, gefolgt von seinen Soldaten und Bauern. Dann hinunter den Hang, springend, gleitend, stürzend. Und hinein in die Fliehenden. Zingen voran. Neben ihm sein Sohn, ein junger Riese. Ihre Schwerter mähen.

Sie sind mitten im Strom der Fliehenden drin. Halten ihn auf. Immer stärker brandet es gegen sie an. Der Druck von hinten gegen die vorne Kämpfenden ist unhaltbar, drängt die Vorderen in die mähenden Schwerter. Aber immer mehr Deutsche springen in die Bresche, hauen in den zusammengedrängten Menschenkeil hinein.

Bis er in Verzweiflung in die Kyll sich stürzt, die hier ruhiger fließt. Und drüben — ist keiner, der sie empfängt. Sie fliehen in den Wald hinein.

Zingen schickt zu Manderscheid: mit allem, was er hat, nachkommen, vor

Ehrang absperren, daß keiner aus den Wäldern heraus kann! Er selber setzt dem geflohenen, geschlossenen Rest nach. An den verlassenen Geschützen vorbei.

Die Brücke ist gesperrt von einer geschlossenen Abteilung. Musketen krachen. Zingen reißt es um.

Ein kurzes Erstarren seiner Leute. Dann ein Aufbrüllen, ein furchtbares Aufbrüllen. Wilde Tiere stürmen über die Brücke. Voran der junge Zingen. Sein Schwert rast, würgt. Der Haß würgt, würgt sich müde in Blut, Blut.

Die Bauern in Ehrang, Cordel, Speicher, Biewer schlagen den Rest der Tausend tot. Nicht fünfzig entkommen nach Trier.

Die linke Schulter des alten Zingen ist durchbohrt und zerschmettert. Auf dem Ramstein liegt er im Sterben. Wie morgens der Mönch über Brot und Wein die heiligen Wandlungsworte spricht: „Dies ist mein Blut, das für euch vergossen wird — — —“ — stirbt er. Nachdem man ihm gemeldet, daß die zerschmetterte Leiche des Generals Manginot gefunden.

So endet der letzte Zug der Franzosen in die Eifel. Es ist der Anfang vom Ende. Am 6. September schlagen die aufgestandenen Trierer, Lothringer, Münsterer, Osnabrücker und Lüneburger, Kaiserliche und Spanier unter General Grana die französischen Truppen unter Marschall Crequi entscheidend und vollständig. Das deutsche Land wird frei, frei!

Der junge Zingen entscheidet an der Conzer Brücke den Tag.

* * *

Das Schiffsleuthaus zu St. Barbara bei Trier liegt dunkel. Der Winter Anno 13 ist absonderlich kalt. An den Mauern rumpeln die Eisschollen vorbei schon im November.

Allerheiligen ist kein Freudenfest in diesem Jahre. Denn ihm folgt der Tag der Toten, Allerseelen. Und kaum ein Haus gibt es in Trier, an Mosel und Rhein, in der Eifel und im Hunsrück, wo nicht Tränen fließen an diesem Tag, wo nicht Klage, wilde Klage aufstöhnt zum Himmel. Wo nicht um Fluch und Verdammung gebetet wird für den Kaiser, den Mörder und Bluthund.

In Spanien und Österreich liegen die Konskribierten und in den Steppen Rußlands. Zerschossen, verhungert, erfroren, ermordet für den nimmersatten fremden Eroberer, für den Vergewaltiger der rheinischen Heimat.

Aus dem schmerzzerrissenen Schoß der Mütter aber wächst ein so furchtbarer Haß gegen die welschen Würger ihrer Kinder, daß die Säuglinge mit der Muttermilch ihn trinken müssen.

Über den hartgefrorenen Schnee tappt einer heran. Klopft dreimal und sagt ein Wort. Die Tür wird ihm geöffnet. Und so geht's fort, ein Dutzend Mal. Es ist um die achte Stunde.

Oben im Meisterzimmer sind die Fenster dicht verhängt. Nur ein paar Talglichter brennen. — Die Schiffer sind arm geworden, arm wie das ganze Land. — Um den großen Eichentisch sitzen die Männer. Über ihren Häuptern, in den hohen Rückenlehnen der breiten Meisterstühle, springt und bäumt sich lustig allerhand geschnitztes Getier.

Ein unterdrücktes Reden geht von Stuhl zu Stuhl. Sie warten noch. Bis durch die Tür, gebückt den Riesenleib, der Erwartete hereintritt. Da springen sie auf. In ihren Gesichtern wird es hell. Der Ring, den Not und schwere Zeiten um ihre Brust geschmiedet, lockert sich. Wie ein frischer Lebensatem packt sie Hoffnung und Kraft. „Willkommen, Herr Zingen, willkommen.“

„Lieben Freunde, Brüder! Es ist so weit! Die Zeit erfüllet sich, muß sich erfüllen. Der Kaiser ist bei Leipzig völlig geschlagen, sein Heer auf dem Rückzug. Blücher marschiert auf den Rhein zu!"

Kein ausbrechender Jubel. Der Atem, das Blut stockt den Männern. — Die Erfüllung, die Erfüllung! Hände fassen sich, Fäuste umkrampfen die kantigen Lehnen. Unter den dunklen Röcken krachen die Brüste, als wollte es sie sprengen, zerreißen. Jede Muskel, jede Sehne ist gespannt wie zum Sprunge. — Sie spüren den Atem des Schicksals.

Und fühlen etwas in sich wachsen, ein Erkennen, ein Wollen, ein Müssen, das sie jäh hinaushebt über das Denken, Sorgen und Planen von gestern. Sie sind nicht mehr der Kaufmann Linz, der Gerber Pies, der Bauer Weber, sie sind nicht mehr die Trierer Bürger so und so — sie spüren in sich das ganze Volk, die Not aller, die Kraft und den Haß von Millionen.

Und wissen, was sie tun müssen. Keine Überlegung, kein Wort ist vonnöten. Sie sind *ein* Wille, *ein* Entschluß. — Der Wille, der Entschluß des ganzen Landes, wenn es diese Botschaft hört.

Und was Zingen redet, ist nicht *sein* Wort, *sein* Erkennen. Es ist das Müssen!

„Das Land muß aufstehn, muß zu den Waffen greifen. Wir packen sie im Rücken. Die Wege über den Hunsrück, an der Mosel entlang, durch die Eifel müssen gesperrt werden. — Die Pläne und Aufzeichnungen hab' ich hier. Ihr kennt eure Wege, ihr Herren. Alle Kontributionen, alle Lieferungen, alle Spanndienste, aller Gehorsam müssen aufgesagt sein. Zu den Waffen, wenn das Zeichen gegeben wird! Morgen reis' ich nach Coblenz und Mainz zu den Brüdern." — — —

Am 16. November sitzen sich Zingen und die Herren wieder gegenüber. Finster, erbittert, voll Ingrimm. Das, das hatten sie nicht erwartet. Zingen redet sich den Druck von der Seele, bleich, mit mahlenden Zähnen.

„Die Verbündeten wollen nicht über den Rhein gehen. Sie wollen „Frieden" machen in Frankfurt. Den König von Preußen gehen wir anderen über dem Rhein nichts an. Metternich will Frankreich seine „natürlichen" Grenzen am Rhein lassen. Sie wollen ihm den ganzen Raub auf dem linken Rheinufer — wollen uns, uns den Franzosen überlassen.

Bei Blücher und Gneisenau war ich. Blücher tobt, möchte die Schufte von Diplomaten an den Galgen hängen. Einen Rat gab mir Arndt mit vom Freiherrn vom Stein: Losschlagen, den Diplomaten in Frankfurt zeigen, *wo* Deutschlands Grenzen liegen.

Wir müssen, lieben Freunde und Brüder, wir müssen! Und wir können es. Der Mut ist den Franzosen entschwunden. Wir sehen ihre Angst Tag für Tag. Alle Leistungen sind eingestellt, sie wagen aber nicht mehr Gewalt. Mit tausend Bürgern und Bauern jag' ich die jämmerliche, kranke Garnison, alle Gendarmen und Douaniers zum Teufel. Die Verbündeten können uns nicht im Stich lassen, wenn wir kämpfen."

„Drauf, Herr Zingen, drauf!" Der alte Weber aus Olewig, der seine Bauern kennt, haut auf den Tisch. „Konskribieren wollen sie wieder. Wir sollen kämpfen gegen unsere Brüder von drüben. Der Teufel soll's holen, wir wollen nicht. Anno 8 haben wir die Gendarmen erschlagen. Meinen Jungen haben sie dafür auf die Galeeren geschickt. Keiner von den Hunden soll auch diesmal lebendig aus Olewig herauskommen. Ruft die Bauern auf, morgen abend sind alle Franzosen im Hunsrück erschlagen!" —

Unten kracht es gegen die Türe, Stimmen, französisch und deutsch, brüllen um Einlaß.

Zingen ist am Fenster, sieht einen Trupp Soldaten. Ein grimmes, entschlossenes Lächeln lächelt er den Freunden zu. „Öffnen wir ihnen."

Zingen tritt als erster heraus. Schnell drängen die anderen nach. Die Nacht ist hell.

„O, Herr Zingen, Sie suchen wir."

Zingen lächelt immer noch das gleiche grimme Lächeln. Tritt gelassen auf den goldbeschnürten Mann zu, packt ihn mit Bärenkräften und wirft ihn schmetternd in den Haufen Soldaten. Und schon packen und hauen die anderen zu. Nicht ein Wort fällt.

Ein scheinbar wirrer Knäuel einen Augenblick lang — dann flieht von den Franzosen, was noch fliehen kann. Stöhnend wälzt sich der Rest im Schnee, zwischen Gewehren und Helmen.

An der nächsten Ecke ein kurzes Wort noch: „Ich geh' in die Eifel. Botschaft trifft mich in Manderscheid. Jeder an die Arbeit. Das Zeichen wird bald gegeben."

* * *

O, die langen, langen Nächte. O, diese Fieberbrände und Gesichte. Nächte, in die kein kühler, stiller Friede sich senken will. Sie messen nicht nach irdischen Stunden. Jahrhunderte währen sie, sind erfüllt von der Not und Verzweiflung von Generationen über Generationen. Aus dem Blut dampfen die Gesichte, und von Blutnebel sind sie umwallt. In Blut, Blut ertrinken sie. —

Wieder Krieg. Wieder droht vom Westen das Unheil, die Not. Wieder, wieder.

Ein anderer Zingen muß durch die furchtbare Zeit. Der wie vielte? — Der letzte?

Blutnebel dampfen auf: Flandernschlacht — fünf Tage, fünf Nächte. Aus hundert Minenmäulern brüllt der Tod, torkelt gierig fauchend, knurrend durch die Luft, reißt berstend die Erde auseinander, wühlt sie zum tausendsten Male um, wirbelt sie steil gen Himmel. Hascht in tausend Eisenfetzen nach Leben — Leben.

Und in den Trichtern kauern die Menschen, stieren mit stockendem Atem, stockenden Pulsen den fliegenden Ungeheuern entgegen.

Schnellen empor, hasten, fallen, taumeln nach rechts und links. Kauern nieder, wühlen sich in ein anderes Loch.

Kein Ruhen — die nächste stürzt sich höhnend auf sie nieder. Raus! fort! — hinducken — wieder nach vorne spähen. — Die nächste! —

Stundenlang, dieser Kampf zwischen Leben und Minentod.

Menschen? — Sie taumeln, fallen nur noch, die Gesichter verzerrt, keuchend. Tiere, die nur noch dem Instinkt des Lebenswillens folgen. Sie hören kaum noch das Bersten, Brüllen, Dröhnen, Schreien, Stöhnen.

Herr Gott, mach' ein Ende. Wir schreien zu dir, mach' ein Ende! So oder — so. —

Endlich Stille, furchtbare Stille, wie auf dem Kirchhof. Rauch und Staub verziehen sich. Die Sonne strahlt heiß und glühend auf die flandrische Erde — bescheint das alte Bild. Mit leeren, hohlen Trichteraugen starrt die zerfetzte, zerwühlte Erde in furchtbarer Klage zum Himmel.

Und im Grunde der Trichter liegen Menschen, erschöpft, zermürbt mit noch verzerrten Gesichtern — schlafen. Die zuckenden, zerreißenden Nerven erleben rastlos die Schrecken wieder, immer wieder — endlos.

Unter ihnen die Toten, die zerrissenen, verfaulten Leiber, zum vierten, fünften Male wieder ausgegraben, durcheinander gewirbelt.

Nur einer starrt noch mit leeren, brennenden Augen in das harte, erbarmungslose Blau des Himmels hinein, wehrt sich mit den letzten Kräften seines Denkens, seines Glaubens, seines Vertrauens zu Gott gegen den Wahnsinn, der drohend die Arme nach ihm reckt. „Mach' ein Ende, Herr, mach' ein Ende!"

Und seine wirren Gedanken grübeln nach dem Ende — dem Ende. Wirklichkeit und Sehnsucht, Verzweiflung und Hoffen, Glauben ringen miteinander, verwirren, verschlingen sich.

Und mählich weicht der Schrecken der Stunde ihm von der Seele. Er fühlt sich so leicht, so frei. Die fiebernden Augen starren über das Trichterfeld.

Da. — Er hebt die Hände, streckt sie aus. — Dort, dort! — Über die zerschossenen Felder schreitet einer, furchtlos, ruhig. In langen Gewändern, die Hand erhoben wie zum Segnen. Die Hände mit den Wundmalen — der Gottmensch.

Und wo sein Fuß hintritt, die Tropfen seines Blutes niederfallen, wandelt sich die Wüste, die Stätte des Grauens. Wogende Saatfelder, blumige Wiesen, so weit das Auge reicht. Bäume rauschen, Quellen rieseln.

Ist das nicht die Heimat, läuten nicht die Glocken? Die Menschen gehen mit leuchtenden Augen einher. Es dröhnen die Hämmer, singen die Motore. Frieden! Frieden!

Er lacht, jubelt, schluchzt es: Frieden — Frieden!

Und der Schlaf nimmt ihn mitleidig in die Arme und gibt ihm kurze Zeit das heilige Glück des Friedens, der Heimat, um die er kämpft.

Bis plötzlich wieder die Minenmäuler aufbrüllend den Tod ausspeien. — — —

Der Tod geht an diesem Peter Zingen vorüber. Er kehrt in die Heimat zurück. In den Frieden.

Ist Frieden? Es wogt auf den Feldern der Erntesegen. Es tümmeln die Hämmer.

Nein, nicht Friede ist. Tod und Verderben recken aufs neue die Arme nach seiner Heimat, seinem Vaterlande. Die alten Feinde marschieren in das Land, die ewigen Feinde seit Jahrhunderten. Nicht Frieden ist, Krieg ist, Krieg, der weiter morden, weiter verwüsten, weiter würgen will. Nicht Leiber, aber deutsche Seelen, deutsche Art, deutsches Blut.

In heißer Angst betet er wieder: „Mach' ein Ende, o Herr, mach' ein Ende!"

Umsonst. Er sieht es kommen, schattenhaft, dunkel, riesengroß, furchtbar. Er streckt seine Hände schaudernd: „Herr, Herr!" Der Tod schreitet durch die rheinische Heimat, nach Deutschland hinein. Von Westen her!

Was grün ist welkt, dorrt. Die Felder stehen kahl. Die Dörfer sind leer, die Häuser verfallen. In der Schmiede kein Feuer, kein Hammer dröhnt. Die Fabriken stehen still, keine Motore singen. Wüste ist, wo er schreitet. Die Menschen hohlwangig, mit zerfurchten Gesichtern, freudlos, stumpf. Kein Lachen, kein Singen.

„Mach' ein Ende, Herr, mach' ein Ende." —

Und er wartet darauf, daß ihn das Brüllen und Bersten der Minen losreiße von diesem Bilde des Todes, des Wahnsinns. —

Umsonst. Mit hellen, wachen Augen sieht er am Morgen über die Felder. Rings grünt und blüht es, leuchtet die Hoffnung aus jedem Halm und Strauch. Und schaudernd sieht er den Tod, das Verderben durchschreiten.

Nicht der Gottmensch, der Friedensbringer geht segnend durch die Lande — es schreitet der Tod . . .

Land wach' auf, Volk steh' auf! Wehr' dich! Der Tod, der Tod!

* * *

Das Fieber brennt im Blut des Peter Zingen. Zehrender noch loht ihm der Fieberbrand im Hirn.

Er klimmt die Felsen hinan zum römischen castellum an der Saar, erschlägt den Maginot.

An der blutgefärbten Mosel steht er und sieht die Erschlagenen in den Wellen treiben. Ein Zug, endlos durch die Jahrhunderte hindurch.

Riesengroß, furchtbar schreitet der Tod vom Westen her, immer, immer wieder. Schreitet über Burgen, Städte und Dörfer, daß sie in Schutt und Trümmer fallen. Würgt Fürsten, Bischöfe, Ritter, Bürger und Bauern.

In seinem Blute brennen Not, Jammer und Verfolgung durch zwanzig Jahrhunderte, brennt der Haß von Millionen. Es ist, als schreie in dem zerschlagenen, zerschundenen und gemarterten Leib ein ganzes Volk auf zum Himmel in einem Weheschrei, wie er nur einmal auf Golgatha an den Toren des Himmels rüttelte. In dem einen ein ganzes Volk, gegeißelt, gemartert und geschlagen — wie dort.

Es ist, als müsse hier einer büßen für die Sünden wider das Blut und heilige Lebensgesetz, die auf ganzen deutschen Geschlechtern und Zeiten lasten.

Unten, in der Kapelle des Krankenhauses, vor dem ans Kreuz Geschlagenen, singen die Mönche: parce, domine, parce populo tuo, ne in aeternum irascaris nobis. Beten, rufen um Erbarmen und kennen ihre Sünde nicht, die Blinden. — Keiner?

* * *

An dem Bett des Fiebernden stehen zwei Brüder, ein Freund. Feuer fällt in ihr Blut, in ihr Hirn. Kreuzfahrergeist flammt in ihnen auf, Führergeist, heilige Berufung. Daß sie die letzte, große Schicksalswende ihres Volkes erkennen. Daß sie Kraft und Schwäche, Großes und Jämmerliches dieser Generation zu unterscheiden vermögen. Daß sie den Weg sehen, den einzigen Weg, der aus dem Verderben und Untergang herausführt.

Und noch einer begreift die Gesichte des Peter Zingen. Der französische procureur. Er findet die Aufzeichnungen. Steht stundenlang in einer Fensternische halb verborgen und hört, hört.

Aus dumpfem Staunen bricht jäh ein helles Erwachen: Fort, fort aus diesem Lande! Fort, eh' das Gericht kommt, eh' der Haß ausbricht wie ein verheerend Feuer, das nichts, das keine Maschinengewehre, keine Tanks, keine Kolonialtruppen aufhalten können.

Nationaler Stolz, Siegerüberhebung, Eroberertrang nach dem Rhein bäumen sich auf wider die Erkenntnis. Umsonst. Er sieht nicht mehr das verblendete, irrende Geschlecht von heute, er sieht die Kräfte, die das deutsche Volk von morgen schaffen. Und sieht die Kräfte des eigenen Volkes.

Fort, fort, ehe sie selber das Verhängnis heraufbeschwören!

Zu General Mangin fährt er nach Mainz, ihn zu beschwören. Und kehrt zurück mit seiner Versetzungsordre nach Frankreich.

Die Sache Zingen braucht er nicht zu übergehen. Der ist tot. — Crucifixus etiam pro nobis.

Tot? — Was ist der Leib — sein Geist lebt!

In der Adlerstadt

Von

Robert Kohlrausch

Durch eine Mondnacht bin ich nach Aquila gefahren. Von geisterhaft-unwirklicher Schönheit waren die Bilder, die mein Auge sah. Zuerst, als ich Rom in später Stunde verließ, wanderte der Mond in einem ganz reinen, tiefen, sammetblauen Himmel dahin. Dann aber schob ein dunkles Wolkenungetüm sich langsam heran. Es glich einem riesenhaften Krokodil oder Haifisch mit weitaufgerissenem Rachen und verschlang den leuchtenden Mond. Von den Kiefern des Untiers triefte der Glanz. Für geraume Zeit kam eine tiefe Dämmerung. Nur durch sternengleiche Lichter verriet Narni sich auf seiner Felsenhöhe; man ahnte den Fluß in der Tiefe mehr, als daß man ihn sah. Bei Terni floß wiedergeborenes Licht aus der Höhe herab, neue Klarheit strömte dahin über die Landschaft. Aber sie blieb märchenhaft fremd, aus Licht und Nebelschleiern geheimnisvoll gewoben. In ungewisse Bergformen ballten sich Erde, Licht und Nebel zusammen, und über diese rätselhaften Berge wehten als andere, weißere Schleier die mächtigen Wasserfälle von Terni, halb nur sichtbar, herab.

Nun ging es hinein und hinauf in höheres Gebirge. Tunnel auf Tunnel folgten, und jeder füllte jetzt auch den Wagen mehr und mehr mit grauem, erstickendem Nebel. Es war das grausamste Fuhrwerk, dem ich mich im Leben anvertraut hatte. „Lasciate ogni speranza" hätte man über jede seiner Türen schreiben sollen. Keine von ihnen blieb geschlossen, kein Fenster tat länger als ein paar Minuten seinen Dienst, um dann krachend hinunterzugleiten. Es war Erlösung, als die Tunnel für einige Zeit aufhörten, als die Hochebene von Rieti glücklich erstiegen war. Nun konnte die Brust wieder atmen, das Auge wieder hineinschauen in die Wundernacht. Eine seltsame Landschaft lag ringsumher. Die weite, von kleinen, sumpfigen Seen erfüllte Fläche war überall von Bergen umgeben, stattlich an sich, doch neben der schon hochgelegenen Ebene scheinbar in die Tiefe versunken, so daß nur ihre Gipfel noch als flache Hügel herüberschauten. Über die sumpfigen Stellen hin aber wallten langausgezogene Nebelstreifen.

Dann versank auch das. Wieder begannen die Tunnel, mit Stöhnen und Fauchen arbeitete die Maschine sich höher und höher hinauf, aller Nebel von draußen schien erstickend hineinzuströmen in den Wagen. Aber jetzt ein erstes, leises Licht, vom nahenden Tag angezündet hinter den wieder machtvoll emporgewachsenen Bergen, über deren Gipfel es immer mehr erstarkend herübergrüßte. Dumpfe, noch unsichere Formen wachten langsam auf, dann kamen auch Farben aus der Dämmerung hervor. Ein zweites Hochtal hatte sich erschlossen, das Herz des Abruzzenlandes mit seinen höchsten Felsmassen war nicht mehr fern. Der Pflanzenwuchs hatte sich verändert; Ölbäume, Pinien, Zypressen waren verschwunden, Eichen, Akazien, Saatfelder, mitunter auch noch Weinpflanzungen woben jetzt ihr frischeres Grün über das Tal. Aus ihm flammten die Goldblüten des Ginster überall hervor. Voll ernster, tiefer, stummer Einsamkeit war hier das Land. Aber deshalb war es nicht unfruchtbar und öde. Bebaut war der Boden ringsum; das Wirken der Menschenhand war sichtbar, nur die Menschen selbst und ihre Wohnungen schienen verschwunden. Selten einmal sah man eine Frau, deren rotes

Kleid im Frühlicht schimmerte, selten eine Herde von Schafen, von einem Jungen behütet. Er stand regungslos neben den Tieren, auf einen Stock sich lehnend, an dessen Griff ein Gänsekopf mit roher Kunst geschnitzt war. Die Gestalten verschwanden, wie der Zug vorüberfuhr, und wieder kamen weite Strecken grünen, fruchtbaren, goldgeschmückten, einsamen Landes.

Plötzlich öffnete sich das Tal, einmündend in ein weites, flaches, von schneebedeckten Felsenriesen in fernem Kranz umgebenes Rund, und in seiner Mitte stand Aquila stolz auf breitem, stattlichem, grünumkleidetem Hügel. Nicht so felsentrotzig auf hohem Adlerhorst, wie meine Phantasie sich's ausgemalt hatte, doch eindrucksvoll mit seinen dichtgescharten Häusern auf der Höhe, seinen Kirchen und Glockentürmen, seinem seitwärts daneben gestellten, mächtig breit auseinandergezogenen und merkwürdig niedrigen Kastell. Nach allen Seiten mußte der Blick von dort oben hinauswandern können auf den Kranz der gewaltigen Felsen, unter denen der Gran Sasso d'Italia, der höchste Gipfel des Appenin, dastand als unbestrittener Herrscher. Keiner von den grauen Steinbergen war völlig mit Schnee bedeckt, überall aber sanken Streifen und Flächen weiß an ihnen herab gleich erstarrten Wassergüssen oder wie bleichendes, unter die Sonne gebreitetes Leinen. So schloß das weite, weißgraue, steinerne Rund sich um das frühlingsfrische Tal, um den grünen, graubekrönten Hügel von Aquila groß und fern zusammen. In seiner Mitte dort vor mir aber thronte die Stadt Kaiser Friedrichs II., die Stadt unseres deutschen Kaiseradlers.

Denn das war sie wirklich. Dunkel ist manches in der Gründungsgeschichte von Aquila, daß aber die Stadt eine bewußte, zielvolle Gründung des großen Hohenstaufenkaisers war, steht fest. Offenbar hat er gegebene Verhältnisse, die nach Änderung schrien, klug benutzt. In den alten Chroniken der Stadt gibt es geheimnisvolle Geschichten von gefährlichen Verschwörungen, von verborgenen Zusammenkünften in unterirdischen Kirchen, wo die zerstreuten Bewohner der Landschaft sich vereinigten, um unerträgliche Bedrückung durch grausame Feudalherrn mit Gewalt von sich abzuwerfen. Von innen und außen war die Gegend gefährdet; nahe lag ihr die vom Papste leicht bedrohte Nordgrenze des Königreichs. Und es gab keinen größeren, befestigten Ort in ihrem Inneren, der als ein sicheres Bollwerk hätte dienen können gegen alle Feinde. Viele kleine Niederlassungen, Ortschaften, Burgen lagen weithin zerstreut; vor den Mächtigeren zitterten beständig die Kleinen. So fand und erkannte Kaiser Friedrich hier eine Bewegung, die stark nach einem festen Mittelpunkte hindrängte. Mit klugem Sinn und sicherem Willen beschloß er, diese Bewegung zu nützen, der Gegend ein Zentrum, einen Halt, eine wehrhafte Bedeutung zu geben. Alle die stets gefährdeten Ortschaften sollten verlassen, die Kastelle der Barone sollten gebrochen werden, und sämtliche Bewohner sollten sich zusammenfinden in der neu zu schaffenden festen Stadt auf dem breiten Hügel in der Mitte des felsumrandeten Tales. Eine der kleinen Ansiedlungen soll hier unter dem Namen Aquili bereits gelegen haben an einer Stelle, die man in späterer Zeit Riviera benannte. Die Bezeichnung Aquili hatte jedenfalls nichts mit Aquila, dem Adlerkönig der Vögel, zu tun; es klang in ihr nach Acqua, nach freundlichem Wassergerieſel. Jetzt noch ist jener Platz am Hügelabhang, den man Riviera nennt, reich an lebenspendenden Quellen. Frühzeitig aber haben die Chronisten sich bemüht, eine Beziehung auf den königlichen Adler darin zu finden. Entweder behaupteten sie, der Grundriß der hier entstandenen Stadt habe die Form eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln, oder sie fabelten von einem Knaben, der irgendwo dort herum in seiner Wiege liegend geschlafen habe, mit roter Decke bedeckt. Auf einmal aber sei vom Himmel herab ein Adler niedergestoßen, habe die purpurfarbige Decke mit seinem Schnabel gepackt und auf die Stelle niederfallen lassen, wo sich Aquila dann erhob. Dieser purpurumflatterte Gründungsadler war in Wirklichkeit unseres deutschen Wappens kaiserlicher Adler. Nach ihm hat Friedrich II. die neue Stadt mit

bewußter Absicht getauft; er fand im Namen Aquili willkommenen Anklang an die lateinisch-italienische Bezeichnung des deutschen Wappentieres und hat es in feste Beziehung zu der von ihm geplanten Stadt gesetzt. Heute noch führt Aquila den Adler mit seitwärts gewandtem Kopfe, mit ausgebreiteten Flügeln im Wappen.

Das Gebiet vom späteren Aquila zerfiel ursprünglich in zwei Grafschaften und in zwei Diözesen. Furco war eine davon, Amiterno die zweite. Patron von Furco war der heilige Maximus, und ihm zuliebe hat man ein Diplom gefälscht, in dem schon Kaiser Otto I. in Beziehung zu dieser Gegend gebracht wird. Merkwürdig, wie sich in den Köpfen mancher mönchischer Chronisten die Weltgeschichte verwandelt hat! Nur auf die Kunde von den unzähligen Wundern des Maximus hin soll der Kaiser, wie das Diplom kindlich behauptet, seinen Zug nach Italien überhaupt unternommen haben, vom unstillbaren Verlangen getrieben, einen Knochen des Heiligen zu besitzen. Er wurde vom Papste Johannes, „wie sich's — damals noch! — geziemte", mit großen Ehren aufgenommen und von ihm selbst nach dem Grabe des Maximus begleitet. Hier warfen sich beide betend auf die Knie, während ein Mann in ihrem Auftrage das Grab mit einem Hammer öffnen sollte. Doch als er den Hammer hob, sank ihm der Arm gelähmt am Körper herab, und alles erbebte ringsum. Jetzt waren Kaiser und Papst in großer Verlegenheit, aber zu rechter Zeit erschien einem frommen Bischof ein Engel im Traum und verkündete, daß Kaiser Otto nur dann eine Reliquie des Heiligen erhalten würde, wenn er Furco zum Bistum erhöbe. Dies Mittel war einfach. Papst und Kaiser wallfahrteten abermals nach dem Grabe des Maximus, und Otto schwur, nicht nur Furco zum Bistum erheben, sondern auch ein zweites dem Heiligen geweihtes in Deutschland einrichten zu wollen. So brachte man das — in Wahrheit schon früher vorhandene — Bistum von Furco zu dem großen Kaiser in Beziehung, er selbst aber bekam beglückt seinen Knochen des Maximus.

War Otto I. nur ein erdichteter Schatten an diesem Orte, so war Friedrich II. lebendige Wirklichkeit, war Kraft, Klugheit, Wollen. Freilich war sein Stern schon dem Niedergang nicht fern, als er den Plan zur Gründung Aquilas entwarf; im letzten Jahrzehnt seines Lebens und seiner Herrschaft ist es geschehen. Allerlei Heimsuchungen waren wieder über die Bewohner dieser Gegend gekommen; der Herr des Ortes Popleto hatte sie bedrängt, Herzog Bertold von Spoleto war eingebrochen in ihr Land. Ihre Not erforderte Hilfe, des Kaisers Macht bedurfte der festen Schutzwehr gegen die Päpste. Da beschloß Friedrich II. für diesen doppelten Zweck die Vereinigung sämtlicher Niederlassungen ringsum in einem Orte. Wir besitzen seine Gründungsurkunde für Aquila; sie stammt aus den vierziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts. An ihrem Anfang spricht Friedrich den Wunsch aus, das in Frieden zu regieren, was der Krieg ihm gewonnen; er habe sein Schwert gezogen zur Bestrafung der Bösen, zum Schutze der Guten. Oft schon hätten die Grenzen des Königreichs, namentlich in den Abruzzen, den Feinden offengestanden; er aber wolle den Verrätern und Rebellen die Möglichkeit verschließen, das Böse zu tun, den anderen dagegen, deren Leben und Heil von seiner Hoheit abhänge, Ruhe schaffen und beständigen Frieden. Die von der Vergangenheit bekundete Lage solle die Lehrerin für die Zukunft sein. Er habe daher vorgesehen, daß an dem „Aquila" genannten Orte zwischen Amiterno und Furco aus den ringsum gelegenen Burgen und Niederlassungen, die zum Widerstand gegen die Rebellen und auch zur Hilfeleistung untereinander nicht fähig, ein einziger fester Staatskörper geschaffen werde. Nach des fraglichen Ortes Benennung und unter den Auspizien seiner siegreichen Wappenzeichen sollte diese Stadt Aquila genannt werden. Der neuen Gemeinde sollte die Berechtigung zugesprochen werden, alle Bauplätze nach freiem Belieben zu verkaufen, zu vermieten oder auch umsonst abzugeben in ihrem Gebiet. Von allen Vasallenpflichten gegen die Barone sprach der Kaiser die Stadtbewohner frei, nie sollten sie wieder in Abhängigkeit von den Grafen gebracht werden. Alle Burgen innerhalb ihres

Gebietes — mit wenigen Ausnahmen — sollten zerstört werden. Mauern sollten die Stadt umschließen, die Häuser aber — vielleicht mit Rücksicht auf die häufigen Erdbeben — in einer beschränkten Höhe nur gebaut werden. Zwei große, je zwanzig Tage dauernde Jahrmärkte wurden der Stadt für jedes Jahr zugesprochen, drei gewöhnliche Märkte sollten in jeder Woche gehalten, auch für den Schutz der Marktbesucher gesorgt werden.

Alles war klug erwogen, sicher geplant, sorgsam vorbereitet, als der Tod im Dezember des Jahres 1250 seine Hand gegen Kaiser Friedrich erhob. Er hat sein Aquila nicht mehr aufbauen sehen. Für die Bewohner des Landes aber, die das Bild einer festen, sicheren Heimat bereits fast greifbar vor Augen gesehen hatten, kamen jetzt ein paar dunkle, stürmische, von Unterdrückung, Aufruhr und Blutvergießen erfüllte Jahre. Der Kaiser war tot, sein starker Schutz war entschwunden. Die Barone, deren Burgen hatten gebrochen werden sollen, erhoben ihre Häupter in verdoppeltem Stolz, wüteten gegen die wehrlosen Vasallen mit verdoppelter Grausamkeit. Nun gab es mehr noch als früher geheime Verschwörungen, Verrat, Entdeckung, Hinrichtung der Verschworenen, wütende, blutige Rache des Volkes an seinen Unterdrückern. Der Boden der neuen Stadt wurde mit Blut gedüngt.

Von dieser wilden Zeit berichtet uns der Anfang einer merkwürdigen Reimchronik aus dem nächsten Jahrhundert. Wie Siena seinen berühmten Duccio hatte, so besaß Aquila dafür seinen Buccio. Nur daß er kein Maler war wie jener, sondern ein Dichter. In einem Gedichte von 1254 vierzeiligen, vierfach gleichgereimten Versen — vielleicht mit Anspielung auf Aquilas wirkliches Erbauungsjahr 1254 — hat er die Geschichte der Stadt mit allerlei phantasievollen Zutaten besungen. Er war anscheinend von vornehmer Abstammung und hieß eigentlich Boëtio di Raynaldo von Popleto, doch nannte das Volk ihn bequemer und kürzer Buccio Ranallo. Der Anfang seines langen Gedichtes aber lautet in etwas freier Übersetzung:

Von Aquila soll die Rede sein, der Stadt so stolz und prächtig,
Von denen auch, die sie gebaut, so klug und wohlbedächtig.
Vasallen wollten sie nicht sein, nicht Sklavensinns verdächtig,
Sie wollten keinen andern Herrn als nur den Kaiser mächtig.

Schwer drückte der Tyrannen Hand auf ihre guten Rechte;
Sie mühten sich, sie plagten sich die Tage wie die Nächte,
Daß jedermann das Beste nur für alle stets vollbrächte.
Zu jeder Stunde riefen sie: „Viel lieber tot als Knechte!“

Voll hohen Sinns und ohne Furcht, gewärtig ihrer Stunde,
So trotzten sie den siebzig Herrn in festgeschlossenem Bunde:
Frei machen wir uns von dem Joch, oder wir gehen zugrunde!
Vom Ruhm, der ihnen dadurch ward, lebt heute noch die Kunde.

Freiheit und Sicherheit waren es, die das Volk begehrte, doch war es noch nicht erstarkt genug, um ohne fremde Hilfe dahin zu gelangen. Der Plan Kaiser Friedrichs war in frischem Andenken — sollte nicht sein Sohn ihn verwirklichen können? Es ist sehr glaubwürdig, daß die Hoffenden, Ringenden sich mit Briefen an Konrad IV. um Beistand und Hilfe gewandt haben. Und wirklich hat er seines Vaters Gedanken wieder aufgenommen und ausgeführt. Mit Ausnahme von einigen königlichen Burgen und einem Kastell Cassari, das dem Kanzler Gualtieri de Ocra zu erblichem Besitz verliehen worden war und heute noch in Trümmern südlich von Aquila liegt, ließ er nun wirklich alle die festen Sitze der Adelsherren im ganzen Gebiet vernichten. Die bisherigen Besitzer sollten dadurch schadlos gehalten werden, daß jeder Bürger des neuen Aquila den Betroffenen den achten Teil seines unbeweglichen Gutes überlassen mußte. Sonst

hatten die Bürger nur noch die Verpflichtung, auf ihre Kosten ein Kastell zum Schutze für die neue Stadt aufzubauen. Sie selbst wurde nun im Jahre 1254 wirklich begonnen und wahrscheinlich sehr schnell vollendet.

Aber am 21. Mai des gleichen Jahres war auch König Konrad bereits ein toter Mann. Und kein dauerhaftes Totendenkmal ist Aquila für ihn geworden. Der sinkende Stern der Hohenstaufen hat ein blutrotes Licht auch auf die neue Stadt geworfen. Fünf Jahre nur hat sie dort auf ihrem Hügel gestanden. Die durch viele Privilegien rasch zu Reichtum und Macht gelangten Bürger wollten sich nach Konrads Tode seinem Bruder Manfred nicht fügen und verbündeten sich dem Papste. So kam das Tieftragische: was der Vater geplant, was der Bruder geschaffen hatte, mußte Manfred wieder zerstören. Mit einem Heere zog er heran, doch waren die schnell und eilfertig aufgerichteten Mauern schon vor seinem Kommen von seinen Anhängern zerstört worden. Er hatte nur noch das endgültige Todesurteil über Aquilas jugendliches Dasein zu sprechen. Gegen die Bewohner war er voll Schonung, die Stadt selbst aber ließ er in Flammen aufgehen. Der Horst unseres Kaiseradlers wurde niedergebrannt vom Sohne Kaiser Friedrichs — auch das eine Hohenstaufentragödie.

Wie so häufig hat Karl von Anjou die Pläne seiner größeren Vorgänger auch hier wieder aufgenommen und ausgeführt. Aquila hatte sich unter den Händen eifriger Bürger in den fünf Jahren seines ersten Bestehens rasch und schön entwickelt. Auf Bitten der Einwohner hatte Papst Alexander IV. das Bistum von Furco hierher verlegt, auch die ganze Geistlichkeit von dort nach Aquila verpflanzt. Als Beschützer der neuen Stadt wählte man den heiligen Maximus, ihm erbaute man schon 1257 die Kathedrale. Der Zerstörung durch Manfred hat er mit all seiner Wunderkraft nicht wehren können, aber Aquila selbst hatte seine Lebensfähigkeit und Lebenskraft in kurzer Zeit bereits erwiesen. Das erkennend, führte Karl von Anjou die nach ihren alten Wohnsitzen geflohenen Bürger 1265 auf den trümmerbedeckten Hügel zurück und ließ den vernichteten Ort aus der Asche wieder auferstehen.

In diese von Karl geschaffene Stadt verlegt Giovanni Villani, der freilich nicht immer glaubhafte Florentiner Chronist, einen romantischen Vorgang, der in enger Beziehung zu der grausamen Katastrophe von Tagliacozzo steht. Nach ihm soll Karl, der in der Tat von Lucera her durch das Abruzzo Konradin entgegenzog, sehr um die Treue der Bewohner von Aquila besorgt gewesen sein und lange darüber mit ihnen persönlich verhandelt haben. Endlich aber ist nach Villanis Erzählung ein alter Mann aufgestanden und hat gesagt: „König Karl, halte keine Beratungen weiter und scheue nicht ein wenig Anstrengung — ausruhen kannst du dich immer. Geh' dem Feind ohne jeden Verzug entgegen, laß ihn kein größeres Feld gewinnen, dann werden wir dir treu und ergeben sein." Daraufhin soll Karl den sofortigen Aufbruch befohlen haben. Vom Tage vor der Schlacht aber, als die beiden Heere sich bei Scurcola schon kampfbereit gegenüberstanden, weiß Villani noch eine hübsche Geschichte von gefälschten Aquilanern. Einige Barone, die dem Anjou feindlich gesinnt waren, sollen vor seinen Augen eine nachgemachte Gesandtschaft in Konradins Lager geschickt haben, um den Franzosen und sein Heer zu entmutigen. Reich geschmückt, mit großen Geschenken und Schlüsseln in den Händen sollen sie dort erschienen sein und erklärt haben, sie seien Abgesandte der Stadt Aquila, deren Schlüssel sie Konradin übergeben sollten. Schwere Besorgnis überfiel Karl, als er davon erfuhr. Von Aquila her sollten ihm Lebensmittel für sein Heer nachgesandt werden, er bedurfte der Stadt und ihrer Treue. Mit raschem Entschlusse warf er sich aufs Pferd und ritt mit wenigen Begleitern die weite Strecke nach Aquila mitten in der Nacht in wildem Jagen zurück. Als aber die Wachen an den Toren auf seine Frage, für wen sie die Stadt besetzt hielten, ihm erwiderten: „Für König Karl", da fiel die Sorge von seinem Herzen; hoch erfreut ritt er nach Aquila hinein, ermahnte die Bewaffneten drinnen, ohne vom Pferde zu steigen, treue Wache zu halten, und jagte nach

dem Schlachtfelde zurück. Dort kam er früh genug an, um sich beruhigt noch schlafen zu legen.

Mag die Geschichte wahr sein oder nicht, jedenfalls füllt sie die Nacht vor der entscheidenden Schlacht mit leidenschaftlich bewegten Gestalten. Der König und seine Begleiter auf ihren durch Bergeinsamkeit wild hinjagenden Rossen geben ein lebhaftes Vorspiel für die Schlacht selbst, lassen den besiegt flüchtenden Konradin vorahnend schauen, der eine Nacht nur später durch gleiche Felsenwildnis einen verzweifelten Ritt um sein Leben tat. Um Aquilas Treue brauchte sich Karl nach seinem Siege nicht mehr zu sorgen. Die Stadt hat ihm und seinem Herrn, dem Papste, getreulich angehangen. Als Kaiser Heinrich VII. nach Italien kam, kämpfte sie gegen die Ghibellinen von Rieti, denen es gelang, einen Löwen von Marmor und eine Glocke mit sich aus Aquila wegzuschleppen. Die Glocke hingen sie dann auf ihren Stadthausturm und nannten sie zum Spott Aquinalla. Nur ein paar Jahre später aber drangen die gedemütigten Bürger von Aquila nach einer Schlacht gegen die Bewohner von Rieti dort in die Stadt, holten sich die Glocke zurück und nannten sie nun Reatinella. Selbst in so kleinen, halb humoristischen Zügen offenbarte sich der große Gegensatz von Guelfen- und Ghibellinentum.

Daß vom ältesten Aquila kaum eine Spur mehr blieb, ist nicht wunderbar bei seiner Geschichte. Was nach der Zerstörung durch Manfred etwa noch erhalten war, wurde von vielfachen Erdbeben zerstört. Aber an einer eigenartigen, wenn auch späteren Verkörperung von Kaiser Friedrichs Gründungsgedanken kann man sich darum doch heute noch freuen. Alter Überlieferung zufolge soll die Zahl der nach Friedrichs Willen in Aquila vereinigten Ortschaften und Kastelle neunundneunzig betragen haben. Diese Zahl hat hier eine fast mystische Bedeutung erlangt. So wird erzählt, jede von jenen Ortschaften habe dem heimatlichen Heiligen in der neuen Stadt eine Kirche gebaut, jede habe sich eine besondere Piazza geschaffen, so daß neunundneunzig Kirchen und neunundneunzig Plätze den Ort schmückten. Und solche Kraft wohnt in jener alten Überlieferung, daß noch gegenwärtig die Glocke des großen Turmes inmitten der Stadt um zwei Uhr in der Nacht neunundneunzig Schläge hinklingen läßt über die Häuser — ob zur Erbauung der Umwohnenden, kann ich nicht sagen. Vor allem aber verkörpert sich die Bedeutung der Zahl in einem absonderlichen und nützlichen Bauwerk. Es liegt unten am Abhang des Hügels, nahe beim Beginn des Aufstieges vom Bahnhof her. Ein mächtiges Quellenhaus ist es, Fontana della Riviera genannt, für die wasserholenden und waschenden Frauen von Aquila. Ganz anders als etwa die gewölbten Quellenhäuser von Siena läßt es den Himmel offen hereinschauen. Ein weites Viereck ist auf drei Seiten von hohen Mauern mit kräftigem Gesimsabschluß umstellt, eine Langseite nur ist offen geblieben. In den Ecken hinten treten breite Pilaster vor zur Gliederung der großen Wandflächen, die dazu noch in lebendigem Farbenspiel schimmern; denn sie sind in kleinen roten und gelben Quadern in unregelmäßigem Schachbrettmuster zusammengesetzt und umfassen den Raum heiter und bunt. Auf allen drei Seiten ringsum tritt unten ein kräftiger Mauerabsatz vor, und an ihm zieht sich eine lange Reihe von wasserspeienden Köpfen hin, deren Strahlen von einem wiederum vorspringenden, an den drei Seiten hinlaufenden Steinbecken aufgefangen werden. Die reiche Phantasie des alten Baukünstlers offenbart sich reizvoll in den wasserspendenden Köpfen. Männer, Frauen, Faune, Löwen, Pferde, Füchse, Bären sind hier neben anderen Wirklichkeits- und Fabelwesen in des Wassers Dienst gestellt worden, und in einer schier endlosen Reihe fallen die gebogenen Strahlen hell in das Becken darunter hinab. Denn sie verherrlichen gleich der unermüdlichen Glocke Aquilas geheiligte Zahl neunundneunzig, und so nennt man den Brunnen auch wohl Fontana delle novantanove Cannelle. Nach einer lateinischen Versinschrift hat ein gewisser Lucchesino, damals

Regius Rector von Aquila, den Brunnen im Jahre 1272 gestiftet, ein Meister Tancredus de Pentima von Valva den Bau geschaffen. Die neue Stadt, so heißt es in den Versen, erfreut sich neben dem alten Flusse — dem unten vorüberfließenden Aterno — nun auch dieses neuen Brunnens, der von jedem, der ihn betrachtet, höchlichst gelobt wird. Und so sprudeln denn die neunundneunzig Wasserstrahlen heute wie vor Jahrhunderten, von Aquilas Gründungsgeschichte mit ihrem gleichmäßigen Rauschen erzählend. Über das lange Wasserbecken tief gebeugt aber stehen die waschenden Frauen der Stadt bei fleißiger Arbeit. Ihre hellen und leichten, mitunter seidenen Kopftücher flattern im leisen Wehen des Windes; aus den Fugen der alten Schachbrettwände zwängt junges Grün sich hervor, und am Boden fließen weiß-bläuliche Bäche von Seifenwasser durch eine kleine Wildnis bescheidenen Unkrauts dahin. Daß Aquila trotz langen Anschlusses an die päpstliche Partei sich des kaiserlichen Gründers doch noch dankbar erinnert, erkennt man mit Freuden bei der Fahrt vom Bahnhofe zur Stadt hinauf. Ein bequemes Personenauto, vom ersten Hotel für den öffentlichen Verkehr und seine Gäste gehalten, führt auf trefflicher Straße schnell zur Höhe hinan. Und ein aufmerksames Auge vermag im Vorüberfahren an einer Straßenecke die Worte zu lesen: „Corso Federico II." Wahrhaftig, nach dem Kaiser Friedrich hat man eine der Hauptstraßen getauft! Und kommt man weiter auf die Piazza del Palazzo, wo der Glockenturm sich stolz erhebt, kann man dort an des Turmes Mauer den deutschen Kaiseradler in steinernem Relief unverfälscht mit seitwärts gewandtem Kopf und ausgebreiteten Flügeln schweben sehen. Bedeutet er auch heute nur noch das Wappentier der Stadt, er wird hoch in Ehren gehalten, und man begegnet ihm überall in mancherlei Formung. Er trägt in einer kleinen Kuppelkirche, die sich einer prachtvollen Portikusanlage mitten in der Stadt bescheiden einfügt, ein paar Konsolen mit Heiligenfiguren, er stützt im stolzen, marmorprangenden Speisesaal des Hotel Italia den Umgang unter den hohen Gewölben, und er wird sogar lebend in ein paar Exemplaren gehalten. Im sechszehnten Jahrhundert beschloß man, das Wappentier mit gleicher Ehrung auszuzeichnen, wie Rom sie dem seinen durch die lebenden Wölfe des Kapitols erwies.

In gesunder Kraft und gewerbfleißigem Eifer thront Aquila fest auf seinem Adlerhorst. Es hat seine bedeutenden Männer im Stadthaus durch eine lange Reihe von Bildern verewigt, es hat für den berühmten und berüchtigten Geschichtschreiber Sallust aus dem einst benachbarten Amiternum ein ungewöhnlich schönes, freilich stark idealisiertes Erzdenkmal geschaffen. Es ist merkwürdig, daß auch dies Römerbildnis an die Gründung von Aquila gemahnt. An die Stelle des untergegangenen Amiternum ist ein kleiner Ort San Vittorino getreten, und in den Katakomben der Kirche dieses Heiligen versammelten sich die Verschwörer in der drangsalvollen Zeit nach Kaiser Friedrichs Tod. So hat Sallusts einstige Heimat mitgespielt beim Werden von Aquila. Die ganze Schönheit und Bedeutung der Stadt aber offenbart sich einem erst, wenn man aus einem der Tore hinausgeht. Mag der Weg durch den grünen Giardino pubblico zur altheiligen Kirche Santa Maria di Collemaggio mit ihrer hoch charaktervollen, viereckigen Abruzzenfassade, mit ihren Erinnerungen an den 1294 hier gekrönten Papst Cölestin V. hinüberführen, mag er emporsteigen zur Höhe des breitgelagerten Kastells, überall erschließt sich ein Blick von eigenartiger Herrlichkeit. Machtvoll mit ihren Schneekronen in den blauen Himmel hineinwachsend, fügen die Riesenberge sich zum runden Steinwall zusammen, der Gran Sasso, die Majella-Gruppe stehen am gewaltigsten unter ihnen, das grüne, reiche, noch mit Wein gesegnete Land liegt ihnen still zu Füßen. Über alle die Schönheit aber breitet sich ein klares, kühles, herbes Licht, und in seiner hellen Reinheit glaubt man von der Höhe der Adlerstadt herab mitten im Herzen von Italien hier eine Landschaft aus dem Oberengadin, ein Bild von Segantini zu sehen.

Leopold von Ranke und Adolphe Thiers in Wien im Oktober 1870

Von

Wilhelm Stolze

Ranke und Thiers, die beiden großen Geschichtsschreiber, waren 1870 alte Freunde. Seit Ranke Thiers kennen gelernt hatte, unterließ er es nie, in Paris in dessen Salon vorzusprechen. „Ich bekenne, es war mir angenehm, „mein lieber Mr. Ranke" mit der gewohnten, etwas gedämpften, halbheiseren Stimme aus seinem Munde zu vernehmen." Ranke sah in dem Franzosen fast noch mehr den Staatsmann als den Kollegen in historicis, er nannte ihn den größten aller Liberalen in Europa. Je mehr ihn selbst seine Neigungen zu den erhaltenden Kräften, insbesondere zu den Fürsten zogen, um so mehr mochte der große Historiker, dem nichts Menschliches fremd sein durfte, und der sich gelegentlich wohl auch einmal als der Gegenspieler aller revolutionären Kräfte betrachtete, es zugleich gewissermaßen als eine Art Pflicht empfinden, die Beziehungen zu ihm zu pflegen.

Im Oktober 1870 erschien Thiers, den die Revolution vom September wieder an eine der ersten Stellen des Staates gespült hatte, in Wien auf der Rückreise von Petersburg. Petersburg war die letzte Station auf einem Leidenswege für ihn gewesen, da er in dem von niemand stärker empfundenen Bewußtsein von der überragenden Bedeutung der französischen Zivilisation „Europa gesucht" hatte — das Europa, das für die französische Mutter bei Preußen intervenieren könne — um es nicht zu finden. Ranke weilte eben damals in Wien, um archivalische Studien für seinen Hardenberg zu machen. Der Zufall wollte es, daß Ranke, der sonst anderswo abzusteigen gewohnt war, sein Quartier in demselben „Österreichischen Hof" aufschlug, in dem tags darauf Thiers abstieg. Ganz erfüllt von dem Gedanken an die großen Ereignisse der Zeit und nach seiner Gewohnheit eben bestrebt, sich den historischen Moment in seiner ganzen Bedeutung auch schriftlich zu vergegenwärtigen, so kam ihm der alte Freund grade zurecht, um ihn als Universalhistoriker mit ihm nach allen Seiten durchzusprechen. Es charakterisiert ihn: er hoffte dabei, zu dem Frieden etwas beizutragen, den sie beide wünschten, „so wenig es auch immer sein mag".

Die Unterredung, die sich über mehrere Tage hinzog, erschien Ranke wichtig genug, sie aufzuzeichnen. Diese Aufzeichnungen sind uns seit dem Erscheinen des letzten Bandes der sämtlichen Werke Rankes (1890) bekannt; sie fanden dort ihren Abdruck. Aber diese Unterredung zog auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich, wie sie denn zeitweise geradezu vor einem Areopag historisch-politisch geschulter Männer stattfand. Rankes Stellung zum Berliner Hofe war nicht mehr die aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. Doch vernahmen sein Wort die Hofkreise noch immer gern, der König selbst, wie der Kronprinz, wie die Königin Augusta und wie viele andere noch; es war echt deutsch, daß sie für die großen Ereignisse in ihrem Leben das immer lebendige Wort des universal gerichteten Historikers nicht ent-

behren mochten, das ihnen erst gleichsam die höhere Weihe gab. Davon mochte eine Ahnung auch der Gesandte des Norddeutschen Bundes in Wien haben, der General von Schweinitz, der von seinem italienischen Kollegen von jener Unterhaltung erfuhr. So erbat er sich von Ranke ein Resümee derselben, um es in das Hauptquartier zu senden. Von diesem Resümee wußten wir bereits aus einem Schreiben Rankes an seinen Freund Edwin von Manteuffel. Dort findet sich wenigstens eine Andeutung davon. Der Wortlaut blieb unbekannt. Wenn ich diesen nun im Nachfolgenden mit gütiger Erlaubnis des Auswärtigen Amtes veröffentliche, so wird sich zeigen, daß Ranke von seinem Standpunkt recht hatte, wenn er in jenem Schreiben bemerkte, er habe „das einigermaßen Bedeutende, was in den Unterredungen vorkam", dort niedergelegt. Aber grade aus dieser Zusammenfassung tritt der Gedankengang des Gesprächs und seine Bedeutung soviel klarer hervor. Der universale Historiker, dem man nur zu häufig Mangel an nationaler Wärme nachsagte, hier wird er gradezu zum Diplomaten, zum Anwalt seines Volkes, und so sehr gelingt es ihm damit auf den französischen Freund zu wirken, daß der Staatsmann in diesem sich schließlich nur noch auf das persönlichste Moment zurückziehen kann. Worauf dann der Deutsche, nun nicht mehr zu dem Freunde, sondern zu der Gesellschaft, die ihn umgab, gewandt, mit jener oft angeführten Wendung abschloß [1]): Der Krieg sei nicht mehr gegen Napoleon gerichtet, noch auch gegen Frankreich an und für sich, sondern gegen die Politik Ludwigs XIV., der nicht allein ohne Recht, sondern selbst ohne Anspruch Straßburg den deutschen Händen entwand. In dem Resümee fehlt der Zusatz, der so trefflich auf den Republikaner und Demokraten gemünzt war, auf den sich Thiers auch in der Unterhaltung herausgespielt hatte: „Und ist nicht Ludwig XIV. der, welcher in der zweiten Hälfte seiner Regierung Euch die absolute Monarchie aufgelegt hat, die Ihr bekämpft?" Damit erst war auch die letzte Position genommen, die sein Gegenüber noch behauptete. Aber auch ohne das kann kein Zweifel sein: wenn man solchen Erörterungen für die Beziehungen der Völker überhaupt einen Wert zuschreibt, Ranke war dabei als Sieger hervorgegangen.

Rankes Resümee hat nicht nur Bismarcks Augen passiert (am 18. Oktober), auch, am 19., die des Königs, ja sogar die des Kronprinzen (am 21.), ein neuer Beweis für jene Bemerkung, daß dem Historiker alle diese Kreise auch in der Arbeit des Krieges gern von ihrer Zeit schenkten. Für Thiers dagegen blieb diese Unterhaltung, soviel wir wissen, ein Ereignis neben vielen anderen; in seinen Souvenirs von 1870 bis 1873 findet sie keine Erwähnung.

Bericht von Schweinitz, Wien, 12. October 1870. (Ausf.)

In einem historischen Moment trafen 2 berühmte Geschichtsschreiber, Ranke und Thiers, in demselben Gasthofe in Wien zusammen; von früher befreundet, Thür an Thür wohnend, hatten sie lange Gespräche miteinander, die mir von meinem italienischen Kollegen, der zeitweise zugegen war, als höchst anziehend geschildert werden; Herr Professor von Ranke hatte die Güte mir ein Resümé davon zu geben, welches ich mich beehre Euerer Excellenz in Nachstehendem gehorsamst vorzulegen.

„Der Zufall wollte," sagt Herr Professor von Ranke, „daß ich, zu archivalischen Zwecken nach Wien kommend, in dem Hôtel Wohnung nahm, wo gleich darauf Mr. Thiers, mein alter Freund, auf seiner Reise von Petersburg nach Florenz begriffen, abstieg. Ungesucht bahnte sich ein Verkehr zwischen uns an, der sich auf die großen vorliegenden Angelegenheiten bezieht und der sich über das gewöhnliche Politisiren

[1]) Nach Rankes Aufzeichnung erfolgte diese Äußerung am dritten Abende, und zwar zu einer Zeit, in der Thiers „von seinem Rothschildschen Diner etwas ermüdet war und nach seiner Gewohnheit auf dem Sopha in Schlummer verfiel".

dadurch erhob, daß Thiers, obwohl ohne besondere Mission und Stellung, doch virtuell als einer der vornehmsten Repräsentanten der jetzigen Regierung von Frankreich betrachtet werden kann.

Davon nun, was er in London oder Petersburg oder auch in Wien gesucht und ausgerichtet habe, was er jetzt in Wien oder in Florenz auszurichten hoffe, sagt er mir kein Wort. Es mag sein, daß er die Idee einer Europäischen Einwirkung hegt, doch sprach er davon nicht. Sein ganzes Augenmerk war ausschließend auf Seine Majestät den König und eine mit Allerhöchstdemselben zu schließende Abkunft gerichtet[2]). Unser Gespräch ging von der eminenten Gefahr aus, in welcher Paris in diesem Augenblicke schwebe. Ich bezeichnete es als unwahrscheinlich, daß die Stadt den siegreichen Waffen Seiner Majestät widerstehen könne; er hielt das für möglich. Aber wir vereinigten uns darin, daß das Ereignis unter allen Umständen die schwersten Folgen nach sich ziehen werde. Auch dann, wenn Paris erobert ist, wird die Frage, wie ein Friede möglich sei, der nicht auf bloßer Gewalt ruhe, in den Vordergrund treten; besser immer vorher als nachher, aber auch dann, die Gegensätze träten nur um so stärker auf.

Ich betonte, daß S. M. der König durch den Verlauf der Ereignisse, die frühere Geschichte, die gegenwärtige Stimmung genöthigt werde, auf eine wesentliche und erhebliche Abtretung in den östlichen Provinzen Frankreichs zu bestehen, wie denn schon in der letzten Thronrede von Sicherheit für den Frieden die Rede ist.

Thiers erwiderte: der Kaiser, der Preußen bedroht habe, sei gefallen; die imperialistische Partei schlug er sehr gering an. Seiner Majestät dem Könige stehe jetzt das Frankreich gegenüber, welches den Krieg nicht gewollt habe, es wünsche Nichts als den Frieden. Neuer Garantien bedürfe Preußen nicht. Man habe kein Beispiel, daß ein Staat so rasch zu großer Macht emporgestiegen sei, wie in den letzten Jahren der Preußische. Das nichtimperialistische Frankreich, gleichviel ob unter der Form der Republik oder unter den Orleans, stelle sich Seiner Majestät dem Könige nicht mehr feindselig entgegen; die Mainlinie sei demselben gleichgültig. Es werde damit übereinstimmen, wenn S. M. sich zum Kaiser erklären werde. Unter diesen Umständen bedürfe Preußen keiner Garantien.

Ich erwiderte, nicht gegen Frankreich an sich, aber gegen die möglichen Revolutionen, deren Frankreich in den letzten Jahrzehnten soviele gehabt habe. Wie leicht, daß da wieder ein gewaltsamer Kriegsführer emporkomme und uns angreife.

Thiers stellte diese Eventualität in Abrede, besonders aber legte er darauf Nachdruck, daß es keine Regierung in Frankreich geben könne, welchen Namen sie auch immer trage, die sich verstehen würde, einen Frieden zu unterzeichnen, der eine bedeutende Abtretung involvire. Was könne aber alsdann folgen, als ein fortwährender Krieg, welcher die Nation immer mehr aufbringe und Frankreich tief herabwürdige.

Ich sagte ihm, S. M. denke daran nicht. Selbst, wovon man gesprochen hat, daß Frankreich in die zweite Klasse der Mächte herabgedrückt werden solle, sei keine preußische Idee; ein starkes Frankreich müsse sein und eine alte deutsche Provinz zurückzugeben an Deutschland könne die Nation als solche nicht in dem Grade aufregen, welchen er annehme.

Er sagte auch, Elsaß sei französisch, es wolle nicht deutsch werden, was gegen alle seine Interessen laufe.

Das lasse sich bestreiten, erwiderte ich, denn es rede deutsch. Eine Verbindung

[2]) Von Berlin aus in Petersburg angeregt und von dem Zaren mit lebhaftester Teilnahme gefördert, ward dieser Gedanke der Anlaß zu den Zusammenkünften zwischen Bismarck und Thiers Anfang November.

mit Preußen und Deutschland eröffne dem Lande die Aussicht eines steigenden Wohlstandes.

Aber ich will ehrlich sein, erwiderte er. Sie kennen mich als wahrhaftig. Ich für meine Person will meine grauen Haare nicht durch eine Lösung beflecken, welche den Gefühlen des Landes und dem, was ich mein ganzes Leben gesagt habe, so vollkommen entgegen läuft.

Aber, sagte ich zu der Gesellschaft gewendet, die ihn umgab, der König von Preußen kämpft nicht mehr gegen Napoléon, der gefangen ist, noch auch gegen Frankreich an sich; er bekämpft die Idee Ludwigs XIV., der in der Zeit deutscher Zerrissenheit und Schwäche ohne alles Recht Straßburg und den Elsaß an sich brachte. Daran hat man schon in den Jahren 1814/15 gedacht. Es ist eine gemeinsame Forderung der Nation. Erinnerungen eines Historikers, welche doch nicht ohne alle Wirkung blieben und von dem, was ich sagte, vielleicht den größten Eindruck machten; doch war damit zu keinem positiven Resultat zu gelangen.

Ich will nicht mit weiteren Einzelheiten beschwerlich fallen, aber in jedem Gespräch giebt es etwas, was nicht in bestimmte Worte gefaßt wird. Der Gesamteindruck, den ich hatte, war der, daß eine Abtretung in den deutschredenden Provinzen doch vielleicht mit gutem Willen der Franzosen zu erreichen sein würde. Soviel ich abnehmen konnte, freilich nur eine beschränkte, eine Rectification der Grenzen zum Vortheil Deutschlands und zur Deckung der blosgestellten Grenzgebiete, und zugleich eine große Kriegsentschädigung in Geld. Daß aber jemals Metz abgetreten werden würde, schien mir unmöglich zu sein. Auf eine Schleifung der Festung würde, nach dem, was ich hörte, vielleicht zu denken sein.

So waren die Erwägungen, welche da zwischen Feinden gepflogen wurden, welche zugleich Freunde sind."

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Freunde des Grenz- und Auslanddeutschtums in Binnendeutschland

Bisher ist an dieser Stelle über die Tatsachen und die geistigen Strömungen des Grenz- und Auslanddeutschtums berichtet worden. Das, was an und außerhalb der Grenzen des geschlossenen Siedelungsgebietes der Gesamtnation vorgeht, ist zur Darstellung gelangt. Diese Frontberichte bedürfen der Ergänzung durch eine Schilderung der Vorgänge im Binnenlande. Wir haben daher einen der besten Kenner der gesamten Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschtumsbewegung, Dr. Karl C. von Loesch vom Deutschen Schutzbunde, gebeten, seine Erfahrungen wiederzugeben. Die Schriftleitung.

Wer die Entwicklung des Vereinswesens im Reiche, welches für das Grenz- und Auslanddeutschtum tätig ist, darstellen will, muß zunächst die unterschiedlichen Typen der Auslanddeutschen selbst zeichnen.

Deutsche Kolonien, im Sinne von geschlossenen Siedlungen von Deutschen außerhalb des geschlossenen deutschen Sprach- und Siedlungsgebietes, mitten unter Völkern fremder Zunge gibt es seit 800 Jahren. Die germanischen Stämme, die in der Völkerwanderungszeit das sich auflösende römische Reich vollends zerstörten und eigene Teilstaaten von oft nur kurzem Bestande und rasch wechselnden Grenzen errichteten, hatten ein anderes Schicksal. Sie unterwarfen zwar die vorgefundene

Bevölkerung. Über dieser lebten die germanischen Eroberer in einer grundbesitzenden Oberschicht, lange Zeit unvermischt. Der Romane und der romanisierte Provinziale wurden nach römischen, die germanischen Träger des Staatsgedankens und der Wehrmacht nach Stammesrecht gerichtet und verwaltet. Allmählich fand jedoch eine Verschmelzung statt, die Oberschicht nahm die Sprache der Unterschicht ein. Aus romanischen und germanischen Elementen bildete sich die spanische, französische, katalanische, provenzalische, italienische und normannisch-angelsächsische Kultur. Allmählich entstanden nationale Staaten und neue Nationen, alle mit mehr oder weniger großem germanischen Einschlag, aber mit einer meist vorwiegend lateinischen Dulgärsprache.

Etwa zur gleichen Zeit entstand zu beiden Seiten des Rheines aus den dort siedelnden Germanenstämmen und mit nur geringer nichtgermanischer Beimischung das deutsche Volk. Die Teilung des Frankenreiches in drei, später in nur zwei Teile, die Bekehrung zum Christentum und das Aufdringen der rein germanischen Volkssprache, welche freilich nur ganz allmählich die lateinische Sprache der Gebildeten (nicht etwa eine romanische Provinzialsprache) verdrängte. Staat, Christentum und Sprache, die aus diesen drei Grundstoffen gebildete christlich-deutsche Kultur des sogen. „Mittelalters", mußten erst da sein, ehe Menschen germanischer Abkunft auch in der Verstreuung ihren germanischen Charakter und ihre deutsche Kultur bewahren konnten. Mit anderen Worten: erst als aus einzeln dastehenden germanischen Stämmen die deutsche Nation geworden war, die den Ausgewanderten einen Rückhalt und, was fast noch wichtiger ist, einen Kitt, ein Zusammenhalten untereinander, eine feste, seelische Physiognomie gab, konnten auslanddeutsche Kolonien sich erhalten. Jedoch nur unter besonders günstigen Bedingungen. Wir wissen heute nicht allzuviel von den Auslanddeutschen des 11. bis 14. Jahrhunderts, dieser Jahre einer unerhörten Ausdehnung unseres Volkes, das zur gleichen Zeit und meist ohne Gewalt seine Grenzen von Elbe, Saale, Regen und den Tauern bis zur Memel, den Karawanken und dem Neusiedler See vorschob. In Jerusalem und Akkon, in Nowgorod und auf Schonen, in London und in Bergen, längs der ganzen Ostsee, im alten Polen und dem ukrainischen ältesten Rußland, in Böhmen und Mähren, in Ungarn, der Moldau und der Walachei: überall in Nord-, Ost- und Südosteuropa waren die Deutschen Träger der abendländischen Kultur, oft auch der Bekehrung und darüber hinaus fast überall des Handels. Zum Teil gingen die Deutschen als ehelose Priester, Ordensritter und Hansekaufleute ins Ausland, in die Nord- oder Ostseeländer. In andere Gebiete brachten sie Weib und Kind, deutsches Stadt- und Bergrecht mit, besiedelten Ödland und schützten die Grenzen. Sie schufen in Siebenbürgen einen kleinen deutschen Staat im Staate. Sie wurden die dritte Nation neben Ungarn und Széklern und genossen von den Königen, die sie einluden, beschworene Privilegien, das etwa, was man heute territoriale Autonomie nennt. Vor allem waren sie Städtegründer. Erst seit dem Aufblühen der deutschen, städtischen Kultur und des Handwerks kommt ein großer Zug in diese Siedlungen. Fast alle Städte des näheren Ost- und Südosteuropa sind deutsche Gründungen, mögen sie sich auch an schon ältere Burgen und befestigte Marktflecken anschmiegen. Über die Zahl der damals ausgewanderten Deutschen und vom Umfange dieser frühesten Kolonien haben wir nur undeutliche Vorstellungen. Auf die rasche Blüte folgte ein ebenso rascher Verfall. Der Niedergang der deutschen Kultur und die inneren Kämpfe im Reiche, vor allem aber äußere Not, Tataren- und Türkenkriege, Feindschaft der nationalen Adelsparteien und später konfessionelle Zerrissenheit vernichten das meiste. Das Siebenbürger Sachsentum ist der blühendste Zweig aus diesem Baume; schwerer hat das baltische und das oberungarische Deutschtum gelitten, der Rest ist fast verschwunden. Nur noch Urkunden und Grabsteine geben davon Kunde. Und

stolze Bauten, in denen heute andere Völker wohnen: in Prag, Krakau, Warschau und zahlreichen anderen Städten und Städtchen Europas.

Die zweite große Auswanderungsperiode setzte im 18. Jahrhundert unter weit ungünstigeren Bedingungen ein. Die Blütezeit der frühen deutschen Kultur war vorüber. Konfessionelle Gegensätze zerrissen die Nation. Franzosen verheerten die Pfalz und zerstörten Lothringen; das Elsaß war schon früher größtenteils unter das Zepter der französischen Könige gebeugt worden.. Kleinstaaterei atomisierte den Reichsgedanken zugunsten der Franzosen. Soziale Unterdrückung entrechtete den Bauern.

Da riefen die Habsburger in Südosten, die Brandenburger-Preußen in Nordosten und etwas später die russischen Selbstherrscher im äußersten Osten auf zur Auswanderung, zur Besiedlung von Wäldern, Sümpfen und Steppen. Vielleicht hunderttausend deutsche Menschen, Bauern- und Handwerkerfamilien, haben damals die alte Heimat verlassen, der konfessionellen Plackereien satt, oder weil ihre Heimat durch die Franzosen zerstört war, oder weil die sozialen Verhältnisse unerträglich geworden waren. Manchen trieb Abenteuerlust. Viele wurden von staatlichen Werbern geleitet, andere zogen auf eigene Faust ins Ungewisse. Sie sollten draußen unfruchtbaren Boden bebauen, Kulturdünger werden. Intelligenz fehlte, wenn man von den wenig zahlreichen Geistlichen absieht, diesem Auswandererstrome fast ganz. Viele sind zugrunde gegangen. Die aber die ersten schweren Jahre überdauerten, gediehen, wenn der Boden gut war. Das Volk vermehrte sich rasch, und die Nachkömmlinge jener Hunderttausend zählen heute nach Millionen. Es sind die Deutschen in Kongreßpolen, Wolhynien und Galizien, im Schwarzmeergebiet und an der Wolga, im Banat, der Bacska, der Schwäbischen Türkei, den Ofener und Bakonyer Bergen und in Szatmár. Sie sind weiter gewandert nach Sibirien und dem Kaukasus, Beßarabien und der Dobrudscha, nach Syrmien, Slawonien und Bosnien und begegneten sich mit den Gottscheern. Die Wanderlust lag der zweiten und dritten Generation im Blute, und so finden wir Zweigsiedlungen in Kanada und den Vereinigten Staaten, in Mexiko und im Urwalde Brasiliens.

Eins zeichnet diese Bewegung vor den späteren der Mitte und des Endes des 19. Jahrhunderts aus: es ist die geschlossene Siedlung. Mochten die einzelnen Ansiedler von noch so verschiedenen Gegenden kommen, sie gründeten geschlossene Dörfer, verschmolzen zu Einheiten und bewahrten sich so deutsche Sprache und Sitte. Sie hielten, zumal konfessionell gemischte Niederlassungen selten sind, fest am Glauben der Väter. Ein bäuerliches, wenig geistiges, aber den Umwohnenden noch immer stark überlegenes Volkstum erhielt sich dort, dank seiner sozialen Tugenden. Unpolitisch mit Kirchturmshorizont und ohne Führerschicht nahm es wenig Anteil an den großen Geschehnissen der Welt.

Leo Frobenius unterscheidet in seinem Buche „Paideuma. Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre" Flachkulturen auf dem Lande und Hochkulturen in den Städten. Die Siedlungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts sind Flachkultursiedlungen, die der älteren Epoche waren Hochkultursiedlungen und erfolgten noch dazu in der Blütezeit unseres Volkes.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts verlor sich aber dieser Typus der Auswanderung immer mehr, wenn auch nicht völlig. Mit dem Fortschritte des Individualismus, der Verbesserung der Verkehrsmittel und der Rechtssicherheit machten sich auch immer mehr Einzelpersonen und Einzelfamilien auf den Weg; sie suchten vereinzelt Brot und Glück. Geschlossene Siedlungen kamen nur selten mehr zustande. Trotzdem nicht nur Bauern und Handwerker, sondern Deutsche aller Stände, sogar zeitweise gerade die gebildetsten, über See gingen, ist unverhältnismäßig viel weniger Menschenmaterial deutsch erhalten geblieben, als bei der vorher gezeichneten Aus-

wanderungswelle. Diese Ausgewanderten, und vor allem ihre Kinder, die in fremdsprachlicher Umgebung heranwuchsen, erlagen rascher den Einflüssen der Umwelt.

Eine vierte Auswanderungsphase, freilich kleinen Umfanges, brachte die Erwerbung der Kolonien, vor allem die von Deutsch-Südwestafrika. Dort entstand im letzten Menschenalter vor dem Kriege ein neuer Typus auslanddeutscher Siedlung. In einem sehr fernen Lande, aber unter deutscher Schutzherrschaft bildete sich eine ländliche und städtische Oberschicht, die reich an Kultur war. Diese Auswanderer wollten deutsche Sitte und Kultur in der neuen Heimat wahren, ihren Boden verteidigen, ein geschlossenes Gemeinwesen bilden. Ihre Geistesverfassung entsprach also mutatis mutandis der der ältesten deutschen Auslandsiedler.

* * *

Staatsmacht, Kirche und Sprache waren es, wie wir gesehen haben, welche unser Volkstum aus dem Rohmaterial germanischer Stämme bildeten, seine Kultur schufen. Sie waren auch die Stützen des Auslanddeutschtums und vermittelten die Beziehungen zwischen dem Muttervolke und seinen ältesten Kolonien. Am frühesten kam die Staatsmacht in Verfall und in Wegfall, ohne daß allzugroßer Schaden entstanden wäre. Denn ihre Beteiligung an der Entstehung gerade der älteren auslanddeutschen Siedlungen war gering.

Die kirchlichen Beziehungen waren aber und blieben fast in allen Zeiten lebhaft; sie überdauerten sogar die kritische Zeit der Kirchenzersplitterung am Beginn des 16. Jahrhunderts. Wer daher die verbindenden Glieder zwischen Auslanddeutschtum und Heimat schildern will, muß die kirchliche Pflege in erster Linie nennen. Sie gewann sogar in der Reformationszeit und der Zeit der Gegenreformation neue Impulse. Vielleicht ist es kein Zufall, daß das baltische und das siebenbürgische Deutschtum, welche die Reformation annahmen, noch erhalten geblieben sind. Die auslanddeutschen Geistlichen, aber auch die anderen Akademiker, welche an Hochschulen in Deutschland studierten, knüpften immer wieder neue Verbindungen an und erhielten die älteren. Im 19. Jahrhundert bildeten beide Konfessionen ein reiches kirchliches Vereinswesen zur Pflege der auslanddeutschen Beziehungen aus. Im Kreise der katholischen Kirche waren es die Orden; der deutsche Katholizismus hat vor allem in vorwiegend evangelischen, englisch-sprachlichen Ländern die Deutschen vor Entdeutschung bewahrt, während umgekehrt in katholischen Staaten die evangelische Kirche und der Gustav-Adolf-Verein die evangelischen Deutschen deutsch erhielt. Gerade wenn die Umwelt anderskonfessionell ist, schützt der Glaube das Volkstum am stärksten. Heute verfügen wir über ein blühendes Vereinswesen in beiden Konfessionen, das seine Spitze im Reichsverband der katholischen Auslanddeutschen und in der Vereinigung Deutsch-Evangelisch im Auslande findet.

Die Bedeutung der Hochschulen für die Erhaltung des Auslanddeutschtums ist bereits gestreift worden. Im 19. Jahrhundert rückte die gesamte Schulfrage in den Vordergrund. In alten Zeiten, als Kirche und Schule noch untrennbar verbunden waren, weil sie nur zwei Funktionen der gleichen Geistigkeit darstellten, gab es auch für das Auslanddeutschtum kein Schulproblem. Das bescherte erst die Entwicklung der letzten Jahrhunderte. Der wachsende Tätigkeitsbereich aller Staaten, sein Übergreifen auf alle möglichen Gebiete, das allmählich auch die Schule völlig übernahm, wurde zur Gefahr. Denn es bot dem nationalistischen Geiste des 19. Jahrhunderts die Handhaben zum Entdeutschen der Auslanddeutschen.

Man betrachte den großen Einschmelzungsprozeß, in dem das Deutschtum in Nordamerika begriffen ist, und man wird erkennen, daß die Staatsschule mit ihrer

nationalistischen Lehre der Schmelzofen ist, den kein Kind verläßt, ohne in seine Seele fremde Elemente aufgenommen zu haben. Meist ist die Entfremdung vollkommen. Diese Gefahr wurde erst sehr spät bemerkt. Es ist bezeichnend, daß die ältesten Schulvereine in Großdeutschland, der Deutsche Schulverein in Wien und der Allgemeine deutsche Schulverein in Berlin, der heute Verein für das Deutschtum im Auslande heißt, erst zu Beginn der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts gegründet wurden, um Schulen im Grenzlande zu errichten. Nahm man auch schon sehr bald ein Interesse an der Errichtung von Schulen im fernen Auslande, so war es doch die Tiroler, also eine grenzdeutsche Frage, welche den Anstoß gab. Der Kampf war bereits ins Grenzland getragen, schon galt es, die Ränder des geschlossenen Sprachgebietes zu verteidigen, also 1880 zur Sicherung der Hauptstellung, nicht bloß der Außenwerke aufgerufen wurde. Mächtige Vereine blühten auf und erweiterten ihr Arbeitsgebiet über reine Schulfragen hinaus; Jugendpflege, Kultur- und Presseaufgaben zogen sie in ihren Bereich. Endlich unternahmen sie es, die binnendeutsche Öffentlichkeit über alle jene Gefahren aufzuklären, die dem gesamten deutschen Volke drohten, und das Interesse für das gefährdete Deutschtum zu wecken.

Im Laufe der beiden nächsten Jahrzehnte wurde diese Gefahr noch deutlicher erkannt; man bemerkte, daß nicht nur die deutsche Sprache und die deutsche Seele des Kindes, sondern auch der deutsche Bodenbesitz — das private Eigentum der Deutschen an städtischen und ländlichen Grundstücken — von dem planmäßigen Aufkauf volksfremder und deutschfeindlicher Banken bedroht sei, daß ein wirtschaftlicher Kampf auch wirtschaftliche Hilfsmaßregeln erfordere. So entstand in den Alpenländern die Südmark, in Böhmen der Bund der Deutschen in Böhmen, im Reiche der Ostmarken- und der Nordmarkenverein. Hatten die Schulvereine eine allgemeine Verbreitung, so trugen diese neuen Schutzvereine einen mehr örtlichen, einen Grenzgau-Charakter. Wuchs ihre Zahl auch, entstanden auch immer neue Ortsgruppen und durchsetzten sie teilweise das Hinterland, vor allem Österreichs — so war doch im Reiche die Bewegung nicht allgemein. Massen wurden nicht erfaßt, sie blieben ohne Verständnis. Die Sache der Auslanddeutschen war noch lange Zeit eine Sache der sogenannten „Gebildeten" und wurde sogar in Österreich teilweise als Parteisache angesehen und abgelehnt. Verhältnismäßig viel größer war dagegen im Reiche das Interesse für die überseeischen Kolonien: hier wurde nicht Bestehendes verteidigt, sondern es wurden neue Kolonisationen versucht, oft auf recht schwierigem Boden. Wenn wir heute rückschauend die Vorkriegslage überblicken, wenn wir uns klarmachen, wie Großteile des Auslanddeutschtums, besonders der zweiten und dritten Wanderungsepoche starker Abbröckelung ausgesetzt waren und teilweise jeden Zusammenhang mit dem Muttervolke verloren hatten, wenn wir bedenken, daß erst die Grenzgebiete des Reiches und die Sprachgrenze in Österreich-Ungarn bedroht sein mußten, ehe überhaupt etwas geschah, und wenn wir dann noch feststellen müssen, wie gering das Interesse der Öffentlichkeit an allen diesen Vorgängen blieb, während gleichzeitig die slawischen und romanischen Völker auf nationalpolitischem Gebiete großartige Leistungen ohne unnötigen Lärm vollbrachten — so müssen wir feststellen, daß die Selbsterhaltungsinstinkte unseres Volkes fast erloschen waren, daß das Gefühl des lebendigen Zusammenhanges zwischen den einzelnen Teilen der Nation so gut wie erstorben war. Wenigstens im Reiche und bei vielen Auslanddeutschen. In Österreich stand es viel besser: Die Not, die seit den siebziger Jahren eingesetzt hatte, war der große Erwecker gewesen. So kam es auch, daß Deutschösterreich später der Lehrmeister wurde; in Deutschböhmen war die Technik der Schutzvereine und der deutschen Volksräte ausgebildet worden, die später mit so großem Erfolge auf reichsdeutsche Grenzgebiete übertragen worden ist.

Damals vegetierte noch ein weiterer Typus von Vereinen, die später berufen

waren, Großes zu leisten: die landsmannschaftlichen Organisationen. Die Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschen im Reiche und in Österreich waren vielfach bereits in kleinen Zirkeln auf streng landsmannschaftlicher (auf gau- oder sogar städtischer) Grundlage zusammengeführt. Man pflegte die Erinnerung an die alte Heimat draußen, begrüßte durchreisende Landsleute und hielt allerhand Verbindungen aufrecht. Aber man erhob sich nur in den seltensten Fällen über das Niveau eines Stammtisches oder eines Hilfsvereins mit landsmannschaftlich-charitativen Zwecken.

An eine Zusammenfassung aller dieser Bestrebungen war aber nicht zu denken, und Versuche, etwas der Alliance Israelite oder der Alliance française Gleichwertiges zu schaffen, blieben fromme Wünsche einzelner. Die geistige und die willensmäßige Grundlage fehlten. Im Reiche sonnte man sich im Glanze der Schöpfung von Versailles, man war fleißig, verdiente, baute Heer und Flotte aus. Aber man fühlte sich nicht so sehr als Deutscher, als vielmehr als Angehöriger des Deutschen Reiches, wie man vor 70 auch schon mehr Preuße, Bayer oder Hanseate gewesen war. Der Staatsbürger, nicht der Deutsche, wurde als Bruder angesehen. Ja, das vor 1866 zum Teil noch lebhafte großdeutsche Gemeinschaftsgefühl verdorrte immer mehr, galt als Domäne schrulliger oder alldeutscher oder sogar separatistischer Ideologen. Die beiden letzten Jahrzehnte glänzenden äußeren Aufstieges des Reiches waren in Wahrheit Zeiten der inneren Verkümmerung der wesentlichsten Triebe einer Nation, des totenschlafähnlichen Versinkens des Volkstums. Keine Partei im Reiche hatte mehr als „Einstellungen" zum Auslanddeutschtum, die meisten nicht einmal diese, geschweige denn „Interesse". Der Reichsleitung waren sie vielfach sogar lästig, und 1895 opferte man sie sogar bewußt. Nur die Auslandreichsdeutschen, die abgewanderten Staatsbürger, gleichviel welcher Volkszugehörigkeit, erfreuten sich gewisser Fürsorge in Schulfragen und eines oft freilich recht mangelhaften Rechtsschutzes.

Dann kam der Krieg und brachte unendliche Not über Auslanddeutsche und Auslandreichsdeutsche. Er verheerte manche Grenzländer, die überseeischen Kolonien des Reiches erlagen. Der Feind sah in jedem Deutschen, welcher Staatsangehörigkeit er auch sein mochte, ein Freiwild. Er behandelte die Deutschen aller Schattierungen solidarisch und lehrte denen, die überhaupt belehrbar sind, die deutsche Solidarität, die etwas ist, das nicht ohne weiteres und nicht ungestraft abgestreift werden kann.

Zeiten hoher Erregung folgten. Gipfel des nationalen Gefühls wurden erreicht, bis das bittere Ende mit dem Zusammenbruch und den Verträgen von Versailles und St. Germain kam. Dies Auf und Nieder ging weder an den Deutschen des Reiches noch an denen draußen spurlos verloren. Mancher, der schon stark entfremdet war, löste sich vollends ab und zerschnitt, um sich Verfolgungen zu entziehen, die letzten Bande. Er schmähte die deutsche Nation und entledigte sich des deutschen Namens seiner Väter. Andere fanden den Weg zur großen Mutter zurück, sie läuterten sich im Fegfeuer des Hasses.

Auch im Reiche und in Österreich regte es sich. Schmid-Kowarzik, damals Privatdozent in Wien, und mit Lamprecht eng verbunden, forderte 1917 in einem Buch den „Weltbund des Deutschtums". 1916 war eine Vereinigung für Deutsche Siedlung und Wanderung entstanden, welcher allmählich die Zusammenfassung (Arbeitsgemeinschaft) aller mit Auswanderungsfragen befaßten Körperschaften gelang. Noch im Kriege entstanden auf Grund der Pläne des Leipziger Deutschtumforschers Dr. Hugo Grothe das Deutsche Auslandinstitut in Stuttgart und das Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig, beide auf musealer Grundlage und mit halb wissenschaftlichen, halb praktischen Zielen.

Die ins Reich strömenden Flüchtlinge reichsdeutscher Staatsangehörigkeit aus allen Ländern der Entente organisierten sich zu Hilfsverbänden, aus denen später der Bund der Auslanddeutschen entstand, als eine Zusammenfassung der Reichsdeutschen aus dem Auslande und (später) im Auslande nach Herbergsländern. In diesem sehr kopfreichen Bunde erhielt das Auslanddeutschtum der vorletzten großen Auswanderungsphase seine Spitze. Durch die großen, während des Krieges vorzugsweise in den spanisch-amerikanischen Staaten entstandenen Bünde, die sich ihm später anschlossen, hat dieser Verband auch außerhalb des Reiches Fuß gefaßt, und er hat also indirekt auch Deutsche fremder Staatsangehörigkeit (Naturalisierte) zu Mitgliedern. Die Pflege der wirtschaftlichen Interessen seiner Mitglieder und überhaupt aller Auslandreichsdeutschen zählt der Bund der Auslanddeutschen zu seinen hauptsächlichen Aufgaben.

Im Kriege, und vor allem nach dem Zusammenbruch wurden auch die Auswanderer der letzten Welle aus den reichsdeutschen überseeischen Kolonien ins Reich zurückbefördert. Frankreich und England hatten sie von ihrer Scholle vertrieben. Hier spielte sich ein ähnlicher Vorgang ab wie bei den Auslandreichsdeutschen. Man organisierte zuerst nach Kolonien, in Farmerbünden und Kolonialkämpfervereinigungen. Dann entstand ein Reichsverband der Kolonialdeutschen, und schließlich schlossen diese neuen Verbände mit den Vorkriegsorganisationen, die f ü r die Kolonien gearbeitet hatten, eine große Arbeitsgemeinschaft für koloniale Angelegenheiten unter Führung des ältesten und angesehensten Verbandes, der Deutschen Kolonialgesellschaft. Diese beiden, während des Krieges eingeleiteten Bewegungen fanden erst vor kurzem ihren organisatorischen Abschluß.

Die größten Bewegungen rief aber erst der Zusammenbruch hervor. Die Not der Grenzgebiete in West und Ost, im Norden und den Randländern Österreich-Ungarns schuf dort in den Grenzlanden rasch aufblühende und tatkräftige Körperschaften, die teilweise bereits nach kurzem Bestehen eine große Rolle zu spielen berufen waren, die zu schildern den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten würde. Diese echte Volksbewegung warf ihre Schatten über das Reich. Man schuf, teils von den Grenzgebieten angeregt, teils aus innerem Drange heraus, landsmannschaftliche Verbände der abgewanderten Grenzdeutschen, teils stützte man sich auf die bereits geschilderten, vor dem Kriege entstandenen landsmannschaftlichen Vereine, die neue Aufgaben und ein neues, bisher nicht gekanntes Pathos erhielten. Flüchtlinge aus allen Grenzmarken kamen ins Reich und organisierten sich teils selbständig, teils in den genannten landsmannschaftlichen Heimatverbänden. Teils wollte man die von Entdeutschung bedrohte Heimat deutsch erhalten und den Landsleuten in den losgerissenen und besetzten Gebieten helfen, ihre Rechte, Einrichtungen und Kultur zu wahren. Andernteils aber suchte man die Not der Flüchtlinge zu lindern, sie wieder seßhaft zu machen und ihnen die gemäß den Bestimmungen des Vertrages von Versailles vom Reiche zu leistende Entschädigung zu verschaffen. Schutzarbeit und Hilfsarbeit wurden besonders anfänglich, ja zum Teil heute noch von den gleichen neu entstandenen Verbänden geleistet. Allmählich ist aber auch da wenigstens in den Spitzenorganisationen eine Arbeitsteilung eingetreten. Hier sei nur soviel bemerkt, daß die Hilfs- und Entschädigungsarbeit, wenn sie sich auch weniger mit nationalpolitischen Aufgaben als mit der Linderung der Schäden, die der einzelne Flüchtling erlitten hatte, beschäftigte, doch auch von Bedeutung für die Annäherung der Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschen war und sie zu enger, praktischer Zusammenarbeit brachte.

Eine Fülle von Aufgaben verlangte seit dem Frühwinter 1918 gebieterisch rasche Lösungen. Zu diesen waren weder die Regierungen der Revolutionszeit befähigt, noch hatten sie sie überhaupt erkannt, noch besaßen die alten, auf Betreuung

eingestellten Vorkriegsvereine, deren Organisation durch fünf Kriegsjahre sich gelockert hatte, die Mittel und Menschen dazu. Daher trat eine Fülle rasch improvisierter Selbsthilfe-Organisationen auf den Plan. Die Fähigkeit der Deutschen, zu organisieren, bewährte sich noch einmal und gerade in dieser chaotischen Zeit aufs glänzendste. Geschichtsschreiber späterer Tage werden davon mit einem gewissen Staunen und mit Hochachtung berichten. Die Opfer an Zeit, Kraft und Geld, die das deutsche Volk in den Jahren 1918 bis 1922 für seine freien Organisationen und deren Aufgaben brachte, sind groß.

Dies an sich gesunde Selbsthilfestreben führte freilich, da sich allerorten und oft ohne Zusammenhang, ohne Plan Hilfsvereine für den gleichen Zweck, aber nach verschiedenen Grundsätzen bildeten, zu einer bedenklichen Vielgründerei. In der Fülle der Hilfsvereine, Flüchtlingsausschüsse, landsmannschaftlichen Vereinigungen, Abwehrgruppen usw. tauchten bald auch unechte Gebilde auf, die von unlauteren Elementen als Fassade zur Deckung irgendwelcher persönlicher Machenschaften geschaffen wurden. Es ist leider eine Tatsache, daß es einer Anzahl von Vereinsschwindlern gelungen ist, Volks- und Vaterlandsfreunde auszubeuten.

Aber ganz abgesehen von diesen unsauberen Existenzen, denen heute zum großen Teile das Wasser abgegraben ist: allein die Vielgründerei als solche hatte eine unheilvolle Zersplitterung, eine Verzettelung der Arbeitskräfte und der geldlichen Mittel zur Folge, der gesteuert werden mußte.

Dazu kam noch ein Zweites. Der Sturz des Reiches und seiner Herrlichkeit, die Not der Grenzländer und die Sorge um ihr Schicksal, die Unmöglichkeit, mit staatlichen Machtmitteln deutsche Erde und deutsche Menschen zu schützen, die jäh hereinbrechende Erkenntnis, daß das ganze deutsche Volk auf der gesamten Erde Ziel der Verfolgungen sei: alle diese Erlebnisse führten zu einer Vertiefung des Volksgedankens. Man besann sich darauf, daß das deutsche Volk nicht nur aus 65 Millionen Reichsdeutschen und 1 bis 1½ Millionen Auslandreichsdeutschen und Kolonialdeutschen bestand, sondern daß 6 Millionen Deutschösterreicher und 3½ Millionen Sudetendeutsche die Rückkehr zum Reiche forderten, daß 40 Millionen Deutsche verschiedenster Staatsangehörigkeit außerhalb des Reiches von Versailles und Weimar lebten, die als Brüder angesehen zu werden forderten. Durch den Krieg und die Revolutionen in Rußland und Deutschland waren zahlreiche Deutsche aus Altrußland, Balten, Wolga- und Schwarzmeer-Kolonisten ins Reich gekommen und hatten Verbände gebildet. Das Deutschtum der Nachkommen der Auswanderer zweiter Auswanderungsperiode war erwacht, ihre Vertreter im Reiche organisierten sich. Deutschösterreicher, Südtiroler und Sudetendeutsche hatten sich ferner zusammengeschlossen. Ein Gefühl der Solidarität durchströmte plötzlich alle diese Gruppen: Wir sind ein Volk, wir sind Kinder der gefährdeten Außenposten einer großen, heute ins Unglück gesunkenen Nation; wir wollen uns zu gegenseitiger Stärkung zusammenschließen. Gleichzeitig erwachte bei allen diesen Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschen der Wunsch, die Führer jener älteren Vereine kennenzulernen, die vor dem Kriege Verständnis für ihre Nöte gezeigt und eine Betreuung, wenn auch mit unzureichenden Mitteln, versucht hatten.

Bereits im Mai 1919 wurde deshalb der Deutsche Schutzbund zunächst von zwölf Vereinen unter Zurückstellung parteipolitischer, konfessioneller und Klassengegensätze, zwecks Zusammenfassung der für das bedrohte Grenz- und Auslanddeutschtum tätigen Kräfte ins Leben gerufen unter der Losung: Selbstbestimmungsrecht und Minderheitenschutz; man erstrebte eine unamtliche Zentralstelle zur Vereinheitlichung der Schutzarbeit für alle Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschen. Der großdeutsche Gedanke fand seine erste organisatorische Form. (Unter Grenzdeutschen verstand man die gefährdeten, abgerissenen Teile des geschlossenen Sied-

lungsgebietes; unter Auslanddeutschen im weitesten Sinne wurden die echten Diasporadeutschen, z. B. in Ungarn, Rußland, Übersee usw., gleichviel welcher Staatsangehörigkeit, und die ehemaligen Kolonialdeutschen verstanden.) Der Deutsche Schutzbund, der heute nach 3½ Jahren etwa 120 Vereine umfaßt, war also kein Verein von Einzelpersonen als Mitgliedern, sondern ein Kartell zur Lösung ganz bestimmter Aufgaben, von Vereinen gegründet und beaufsichtigt, und arbeitete grundsätzlich nur mittelbar durch bereits bestehende Vereine und Körperschaften. Ein Beispiel für die Schutzbundarbeit bieten die Volksabstimmungen. Im engen Zusammenarbeiten mit den Heimatverbänden in den Abstimmungsgebieten ermittelte der Deutsche Schutzbund die Abstimmungsberechtigten, faßte sie zusammen und brachte sie nach ihrem Heimatort zur Wahlurne. Für Schleswig leistete er nur Hilfsdienste, nach Ost- und Westpreußen beförderte er rund 150 000 Stimmberechtigte und wieder zurück, nach dem stärker gefährdeten Oberschlesien sogar über 200 000, welche in Anbetracht der Lage auf den Ausgang der Abstimmung einen entscheidenden Einfluß ausübten. Auch bei den sonstigen Abstimmungen war der Deutsche Schutzbund teils in noch viel weitergehendem Maße beteiligt.

Im Vordergrunde der derzeitigen Arbeit steht die enge Verbindung aller Grenz- und Auslanddeutschen untereinander und mit dem Reiche. Praktische Aufgaben des Minderheitenschutzes gehen ihrer Lösung entgegen.

Alljährlich wird auf Pfingsten zu einem Deutschen Tage eingeladen, der die Deutschen aus der ganzen Welt zur Beratung ihrer Lage und zur Besprechung der Arbeitsmethoden zusammenführt. Durch den Deutschen Tag wird die Einheit des deutschen Volkes symbolisiert, eine Stärkung des Gemeinschaftsgefühls ist die Folge. 1920 tagte der Schutzbund in Berlin im Reichstage, 1921 auf Einladung des Kärntner Heimatdienstes und gemeinsam mit der „Südmark“ in Klagenfurt. 1922 war er beim Ostdeutschen Heimatdienst in Allenstein und Marienburg zu Gaste. Diese Tagungen sind für jeden Teilnehmer unauslöschliche Erinnerungen geworden, Rudolf Pechel hat an dieser Stelle darüber den Lesern der „Deutschen Rundschau“ berichtet.

Pfingsten 1923 wird der Deutsche Schutzbund gemeinsam mit dem Verein für das Deutschtum im Auslande in Hamburg eine Tagung veranstalten, die das Übersee- und Überlanddeutschtum zusammenführen und den Gedanken der immer engeren Verschmelzung der grenz-, kolonial- und auslanddeutschen Arbeit zum Ausdruck bringen wird. Vorher sollen in Flensburg Sonderfragen des Grenzdeutschtums beraten werden.

Im Sommer 1922 wurde bereits ein weiterer Schritt zur Vereinheitlichung getan. Die Spitzenverbände der Grenz- und Auslanddeutschtumsvereine schlossen sich zu einem Zweckverband der freien Deutschtumsvereine zusammen. Ihm gehören außer dem Deutschen Schutzbunde der Verein für das Deutschtum im Auslande, die Vereinigung Deutsch-Evangelisch im Auslande, der Reichsverband der katholischen Auslanddeutschen (die beiden Zentralen der konfessionellen Verbände), die Deutsche Kolonialgesellschaft, die Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung und der Bund der Auslanddeutschen an. Er umfaßt etwa 95 Prozent aller am Grenz- und Auslanddeutschtum im Reiche Interessierten, da diese einzelnen Spitzenverbände über 700 Einzelvereine zusammenschließen. Der Zweckverband ist, wie sein Name besagt, eine Zweckmäßigkeitseinrichtung und verbindet die Spitzenverbände und ihre Berliner Hauptgeschäftsstellen auf das engste durch einen bis ins Einzelne gehenden Arbeitsplan und Arbeitsteilung. Sein Arbeitsgebiet ist viel weiter als das des Schutzbundes und umfaßt:

Praktischen Minderheitenschutz, Verbindung, Presse,
Kulturelle, vor allem Schularbeit,

Evangelische auslanddeutsche Arbeit,
Katholische auslanddeutsche Arbeit,
Kolonialdeutsche Arbeit,
Auswanderungswesen, auslanddeutsche Siedlung,
Wirtschaftliche auslanddeutsche Interessen, Pflege des Auslandreichsdeutschtums.

Neben der Arbeitsteilung und -vereinfachung ist der Gedanke der einheitlichen Geldversorgung des Grenz- und Auslanddeutschtums unabweislich. Bisher hatten alle Vereine für sich gesammelt, oft mit sehr unzweckmäßigen Methoden: die Sammelkosten standen daher zumeist in keinem angemessenen Verhältnis zu ihrem Erträgnis. Dazu kam, daß gelegentlich auch die Art der Verteilung der Geldmittel zu Bedenken Anlaß gab und jene Gruppen, die nach Lage der Dinge zu Geldsammlungen nicht in der Lage waren, leer ausgingen, obwohl sie oft die wichtigsten waren. Dieser Zustand war und ist unhaltbar.

Diese Vereinheitlichungsbewegung blieb nicht unwidersprochen. Eine Körperschaft erklärte, sie empfinde das Zusammengehen mit den Grenzdeutschen — dabei handelt es sich nur um eine Zusammenarbeit im Reiche — als eine Belastung für ihre auslanddeutsche Arbeit. Andere befürchteten, durch eine Vergemeinschaftung würde der geldliche Anteil für ihr besonderes Betreuungsgebiet geschmälert werden, für das sie bisher gesondert geworben hatten. So kam es im Oktober 1922 zur Bildung eines Verbandes zur Wahrung „ihrer gegenseitigen Interessen", zu dem sich drei Vereine und ein Institut zusammenschlossen, die sämtlich eigene Geldwerbeabteilungen besaßen. Gewißlich erscheint es unerwünscht, wenn im Reiche zwei Kartelle der grenz-, kolonial- und auslanddeutschen Vereine bestehen, von denen noch dazu das eine eine ausgesprochene Gegengründung ist, mag es mit seinen vier Körperschaften auch noch so klein sein, während das andere 95 Prozent aller Körperschaften umfaßt. Es kommt nicht nur auf die Zahl an. Im „Kleinen Verband der Vier" sind heute höchst einflußreiche, der Regierung und den Parteien meist näher als dem Grenz- und Auslanddeutschtum stehende Persönlichkeiten, die wohl die Macht haben, die Arbeit der anderen bis zu einem gewissen Grade und zeitweise lahm zu legen. Aber das Schauspiel, das dem Auslanddeutschtum und das den Feinden des deutschen Volkes geboten wird, ist unerwünscht. Das Deutschtum draußen wird wenig erfreut sein, die Feinde werden frohlocken. Wenn sie aber glauben, daß der Gedanke des großen Zusammenschlusses, der innerlichen und herzlichen Verbindung des Gesamtdeutschtums erschüttert wäre, so irren sie. Er ist — trotz aller Tageserscheinungen — gesichert. Es wird sich bei gutem Willen ein Ausgleich finden lassen, er muß kommen. Denn der Gedanke des Zusammenschlusses auch über künstliche Grenzen hinweg hat die Massen des deutschen Volkes erfaßt, er lebt, er wächst von Tag zu Tag. Er ist von Formen unabhängig geworden. Gegen die in letzter Stunde wieder erwachten Instinkte der Nation kann sich kein einzelner Mann, und wäre er heute noch so mächtig, können sich nicht Vereine und Parteien entgegenstemmen. Mag das Zustandekommen einer Zentralsammlung, die ja so viele erziehliche Werte in sich birgt, eines „Deutschen Pfennigs", auch zeitweilig verschoben werden.

Eine Gefahr droht freilich dem im Reiche so kräftig aufgeblühten Vereinsleben der Freunde des Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschtums: die Pseudoparlamentarisierung, die Übertragung innerpolitischer Methoden und damit vielleicht auch parteipolitischer Gegensätze in diesen rein auf Abwehr, nur auf außenpolitische Verteidigung unseres Volksbestandes gerichteten Kreis. Ursprünglich hatte niemand nach Parteizugehörigkeit gefragt. Gerade die ältesten Organisationen, aber auch die in der Stunde der Not rasch auf den Plan getretenen waren ausschließlich aus dem Bedürfnis, Hilfe zu schaffen, entstanden. Man war froh über jeden, der mittun

wollte. Wer in jener Zeit schon in der Arbeit gestanden hat, wird sich erinnern, daß man gar nicht Zeit fand, nach dem parteipolitischen Bekenntnis zu fragen, und daß niemand dazu Lust hatte. Es ist kein Zufall, sondern tief innerlich begründet, daß damals gerade solche Frauen und Männer frisch zugriffen und sich in die Bresche stellten, welche sich niemals viel um Parteifragen gekümmert hatten, sondern in der unkriegerischen Verteidigung des deutschen Volkes gegen äußere Gegner ihre Aufgabe sahen und ihre Berufung fühlten, Leute, bei denen das Organ für innere Politik dementsprechend schwach ausgebildet war. Die Andersgearteten waren ja zudem mit Parteipolitik über und über beschäftigt, und da die Anfänge der Bewegung klein waren, so wurde auch ihre Aufmerksamkeit noch nicht darauf gelenkt. So kam es, daß allgemein-, nicht parteipolitisch-national denkende Persönlichkeiten wegen ihres Eifers und ihrer Sachkenntnis vom Vertrauen aller Mitwirkenden an die Spitze der Deutschtumsbewegung gestellt wurden.

Diese höchst einfache und natürliche Entwicklung paßt vielen nicht. Sie wird von allen jenen, die nur durch die parteipolitische Schule gegangen sind, die, wie es im Reiche üblich ist, Politik und Parteipolitik ebenso naiv wie irrtümlich gleichsetzen, infolgedessen auch nicht begriffen. Solche Menschen stehen unparteilichen Bewegungen „mit höchstem Mißtrauen" gegenüber. Weil diese an die einfachsten nationalen Instinkte des Volkes appellieren, glauben jene, es würde ein politisch-rechtsgerichteter Kurs gesteuert, reaktionäre Tendenzen würden verfolgt, oder sie geben sich den Anschein, es zu glauben. Als ob nicht gerade in diesen Kreisen die schärfste Kritik an der politischen Vorkriegsmentalität geübt, nicht ganz anderen Idealen gefolgt würde! Es ist letzten Endes Verständnislosigkeit, die alle diese Irrtümer, diese Atmosphäre des Mißtrauens hervorruft. Man sieht eine Bewegung, von der man selbst nicht erfaßt ist, weil man noch im Banne innerlich erstorbener Anschauungen erstarrt vegetiert, weil man innerlich alt, vielleicht verstandesgemäß, aber nicht mit Herz und Gefühl die Verjüngung des deutschen Gedankens mitzuerleben vermochte. Solchen Überkonservativismus findet man in allen Lagern, auch links und ganz links. Dies ist jedoch nicht gegen eine Partei geschrieben, sondern gegen Angehörige aller Parteien, sofern sie trägen Herzens sind.

Die Gefahr liegt, wie schon gesagt, in der Pseudoparlamentarisierung des Vereinslebens. Durch die großen Geldsammlungen, die Grenzspende, das Oberschlesierhilfswerk usw. wurde es Sitte, große Ausschüsse von Männern und Frauen aller Parteien und mit hohen Beamten der Republik und der Länder zu bilden, welche, ohne selbst tätig zu sein, ihren Namen hergeben, um zu erkennen zu lassen, es handele sich hier um eine überparteiliche Sache, zu der jedermann sein Scherflein beitragen könne. Ein solches Verfahren ist bei Geldsammlungen berechtigt und zweckmäßig. Dagegen ist die neuerlich in Mode gekommene Übertragung dieses Prinzips auf Volksvereine und Institute, in denen sachliche Arbeit geleistet werden soll, von Übel und muß aus verschiedenen Gründen abgelehnt werden. Die Parteien Deutschlands haben ihr Auge nach innen gerichtet. Sie bestimmen, je nach wechselndem Zusammengehen, die Grundsätze, nach denen regiert werden soll. Sie bilden die Regierung. Sie bekämpfen einander. Werden nun die Vorstände und Beiräte aus aktiven Parlamentariern gebildet, und wird diese Art der Spitzenbildung zum Grundsatz in den 6- bis 700 Vereinen im Reiche erhoben, so gleitet die offizielle Führung ab zu Leuten, die weder Zeit noch oft die nötigen Vorkenntnisse haben. Was ist die Folge? Diese Männer haben Pflichten übernommen (man hat sie ihnen vielfach aufgedrängt), die sie mit Notwendigkeit nicht erfüllen können. Die eigentliche Arbeitslast ruht dann auf anderen, auf Sekretären, auf unverantwortlichen Drahtziehern, die nicht das Vertrauen der Vereinsmitglieder besitzen. Aus diesen unwahren Verhältnissen folgt weiteres Übel. Die Vereine werden zu Fassaden,

Vorstand und Beirat zu rein repräsentativen Körperschaften, deren Mitglieder nicht wissen, was eigentlich vor sich geht. Dem Mächlertum ist Tor und Tür geöffnet. Gesunde Willensbildung wird unmöglich. Intrigen, Couloirränke und alle jene übrigen unerfreulichen Erscheinungen unseres heutigen innerpolitischen Lebens werden in die grenz- und auslanddeutsche Bewegung und — was auch schon, gottlob bisher vergeblich, versucht wurde — in die Deutschtumsvereinigungen außerhalb der Reichsgrenzen hineingetragen. Noch hat diese Seuche nicht allzusehr um sich gegriffen, noch ist sie auf einen kleinen, aber natürlich im Reiche mächtigen Kreis beschränkt. Wer diesen Gedankengängen zustimmt, wird auch auf Mittel sinnen müssen, wie man dieser Gefahr begegnet.

Es ist klar, daß die innerpolitischen Parteien nicht mehr über die Deutschtumsbewegung hinweg sehen können. Ihr Wunsch, zu wissen, was dort vorgeht, ist berechtigt. Er begegnet sich mit dem Wunsche der Vereine, die Parteien zu unterrichten und ihnen darzulegen, was dort geschieht, und wie es geschieht. Vieles kann aus leicht begreiflichen Gründen nicht öffentlich jederzeit ausgesprochen werden. Gegen vertrauliche Orientierungen der Parteiführer bestehen jedoch keinerlei Bedenken. Daraus folgt, daß Verbindungsmänner geschaffen werden müssen. Nicht die Leitung der Vereine, sondern vielleicht ihre „Überwachung" ist das berechtigte Maß an Forderungen.

Der heutige Zustand bedeutet jedoch, daß je nach Fleiß und Energie die eine oder andere Parteigruppe überwiegt. Eine Trennung der grenz-, kolonial- und auslanddeutschen Arbeit nach rechts- und linksgefärbten Gruppen hieße etwas hineintragen, was dort nichts zu suchen hat, hieße eine Bewegung gefährden, die berufen ist, das deutsche Volk wieder aufzurichten. Dagegen wollen wir uns mit allen Mitteln wehren. Das darf das Deutschtum draußen von uns fordern.

Karl C. von Loesch.

Literarische Rundschau

Nacha Regúles*)

Latein-Amerika steht im Mittelpunkt nicht nur des deutschen Interesses, sondern mehr und mehr richten sich die Augen der ganzen Welt auf die zukunftstarken Länder, die wohl ebenso wie der Norden der Neuen Welt unbegrenzte Möglichkeiten bieten. Von den ungehobenen Schätzen, die, zum kleinen Teil erst erschlossen, einen außerordentlich starken Aufschwung der jungen Staaten mit sich gebracht haben, soll hier nicht die Rede sein. Wir erinnern an den glänzenden Aufsatz, den der argentinische Professor Alejandro E. Bunge im Novemberheft der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte. Bedeutsamer noch ist, daß sich drüben ein bewußter politischer Wille regt, der ihren Anspruch angemeldet hat, entscheidend in die Gestaltung des Schicksals der ganzen Welt einzugreifen, da sie eine Überlegenheit gegenüber dem sich selbst zerfleischenden Europa fühlen, begründet durch den Weltkrieg und noch mehr durch das furchtbare, verbrecherische Versagen der schamlosen Dilettanten von Versailles und den andern Pariser Vororten. Latein-Amerika hat sich eingeschaltet in die große Weltpolitik, nachdem es in der Weltwirtschaft bereits zum bedeutenden Faktor geworden war.

*) Nacha Regúles. Roman von Manuel Gálvez. Mit Titelblatt von Guido von Finetti. Berlin, Gebrüder Paetel und Editora Internacional.

Die südlichen Länder, vor allem Argentinien, dessen Haltung im Kriege und gegenüber dem Völkerbund Deutschland niemals vergessen wird, haben unzählige Deutsche aufgenommen und ihnen Arbeit und Heimat gegeben, darunter nicht den Schlechtesten, die dem zu eng gewordenen Deutschland den Rücken kehrten. Für viele Deutsche ist Argentinien das Land der Zukunft. Dem Deutschen aber kann es nicht genügen, die Oberfläche des neuen Landes und Volkes, in das er als Bürger eintritt, kennen zu lernen: er will und muß die Seele des Volkes erkennen. Denn wenn ihm auch stets Deutschland die Heimat bleiben wird, das neue Land wird das Vaterland seiner Kinder sein.

So ist es eine Notwendigkeit, das geistige Leben Südamerikas in seinen charakteristischen Zeugnissen allen Deutschen nahezubringen, vor allem denen, die zur Arbeit nach drüben gingen, und ihren Angehörigen hier. Aus solchen Erwägungen heraus gewann der Plan feste Gestalt, das geistige, kulturelle und künstlerische Leben Latein-Amerikas den Deutschen vertraut zu machen, durch eine Reihe von Literaturwerken „Südamerika und Spanien in Roman und Novelle".

Als erster Band ist der Roman des in Argentinien meistgelesenen Schriftstellers Manuel Gálvez erschienen: „Nacha Regúles." Gálvez, dem aus seiner farbenprächtigen Heimat ein blühender Stil erwuchs, ist von einer brennenden Vaterlandsliebe beseelt, die durch einen hohen sittlichen Ernst eine bewunderswerte Vertiefung erhält. Er strebt mit allen Mitteln seines ungewöhnlich starken Geistes danach, durch Schaffung einer großen argentinischen Literatur die geistige Einheit des aus so vielen Elementen entstandenen Volkes seiner Heimat herzustellen. Er sieht die großen Möglichkeiten seines Volkes, aber er weiß auch, daß er seine Volksgenossen für die großen Aufgaben erst zur Reife erziehen muß. Seine eifernde Liebe macht ihn sehend gegenüber den Fehlern des eigenen Volkes. Sein hoher sittlicher Ernst bewegt ihn, schonungslos den Finger in schwärende Wunden zu legen, um sie dann auszubrennen und zu heilen.

In dem drüben in mehr als 150 000 Exemplaren verbreiteten Roman, der in guter Ausstattung, übersetzt von A. Haas, als erster argentinischer Roman in deutscher Sprache nun vorliegt, geht er schonungslos den schweren sittlichen Gefahren zuleibe, die in der Prostitution der schönen argentinischen Hauptstadt das Leben des ganzen Volkes gefährden. Nacha Regúles, eine von vielen, ein verlorenes Mädchen, stößt die Hand eines Mannes zurück, der sie retten will, weil er in ihrem Schicksal in schmerzlichem Erlebnis die furchtbare Schuld erkannte, welche die Gesellschaft in ihrer Gedankenlosigkeit und Herzenshärtigkeit gegenüber den schutzlosen Frauen und Mädchen auf sich lädt, deren Qualen sie nicht nur nicht hindert, sondern hervorruft. Der Mann bleibt seiner Aufgabe trotz der Zurückweisung treu und sucht die immer wieder Verlorene. Auf diesem furchtbaren Gang durch die Stätten des Lasters, in denen sich in einer trostlosen Eintönigkeit von aufreizender Wirkung die Geschicke der unglücklichen Opfer enthüllen, hält Gálvez der Gesellschaft einen erbarmungslosen Spiegel vor. Sein Held besteht den Kampf, der ihn aus seinem Beruf, aus seinem Stand herauswirft, dennoch siegreich durch seine Kraft, leiden und mitleiden zu können, durch eine in ihm wohnende, nachtwandlerische, fast an Dostojewskische Gestalten gemahnende, zähe Geduld. Die endlich in einem bitteren Läuterungsprozeß Gerettete führt er in ein Leben, das durch die ihm innewohnende Güte eine neue, geläuterte Gemeinschaft ernster, stiller Menschen schafft.

Für deutsche Leser bleibt das Wesentliche, daß sich hier die neue, bewußt argentinische Literatur ankündigt mit eigener Kraft und einem starken Willen, die eine geistige Grundlage legt, auf der erst die Beziehungen zu dem Zukunftslande sich auswirken können. p.

Deutschlands Tragödie*)

Aus Zeiten gewaltigen Geschehens, in die Völker verstrickt waren, entstanden Heldenlieder und entwickelten sich, wenn eine kleinere Zeit das große Ausmaß mit ihren Begriffen von menschlicher Leistung nicht mehr in Deckung bringen konnte, Mythen. Aus der Völkerwanderung und ihren Kämpfen erwuchs der größte Schatz deutscher Heldendichtung. Naturgemäß hing sich der Ruhm an einzelne leuchtende Gestalten, die zum Symbol der Leistung eines ganzen Stammes wurden.

Andere Zeiten müssen andere Wirkungen auslösen. Im Weltkrieg gab es nur einen wahren Helden: das ganze deutsche Volk. Wenn in Jahrhunderten in der Erinnerung die Zeit des Weltbrandes weiterlebt, wird man nicht mehr die Namen der Richthofen, Weddigen, Boelcke nennen, sondern in dem Kampf des deutschen Volkes eine Heldenleistung feiern, wie die Welt sie nie gesehen hat. In dem Kampf, den die Männer draußen im Feld gegen Dreiviertel der Menschheit führten, die sie von der heiligen Heimat bis zum Ende fernhielten, und den die Heimat gegen Hunger und Blockade mit einer Zähigkeit führte, die den Leistungen an der Front ebenbürtig war. Dann wird der Sang von der Tragödie des deutschen Volkes entstehen.

Unsere Zeit, die das furchtbare Geschehen erlitten hat, versucht, sich in ihrer Art mit ihm auseinanderzusetzen, d. h. sie preist die einen und hetzt gegen die anderen, je nach ihrer inneren Einstellung. Was bisher über den Krieg geschrieben ist, war alles in irgendeiner Art von kleinem Zweck bedingt.

Walter Bloem ist der erste, der den Versuch macht, das Ganze von dem Gesichtspunkt aus zu sehen, was das gesamte deutsche Volk geleistet hat. Der Versuch ist gelungen! Bloem hält sich fern von jeder Parteinahme. Er erzählt von dem deutschen Volke, erzählt Großes und Kleines, Erhabenes und Gemeines, wie es der Krieg mit sich brachte, ohne abzuurteilen. Und aus den Abschnitten seines Heldensangs von der Tragödie des deutschen Volkes steigt ein Bild von so überzeugender Größe und Leistung auf, daß wir ihm Dank zu wissen haben. Denn er schrieb in heißer Liebe zu seinem Volke, das er ebenso wie das grausige Antlitz des Krieges mit größter Klarheit sieht, und aus jeder Zeile spricht die Mahnung: gebt euch nicht auf, habt Vertrauen zu euch selbst, denn ihr habt die Pflicht, stolz zu sein auf das, was ihr in eurer Gesamtheit getan habt. Denn jede Leistung rein als solche gewertet trägt ihren Lohn, ihren sittlichen Wert und ihre Größe in sich, was auch immer später sich ereigne.

In sechs große Abschnitte ist das Werk gegliedert: Vorspiel. Ins Feld! Hinter den Festungswällen. Rettung? Der letzte Ausfall. Das Ende. Es ist Bloem gelungen, in seiner Darstellung eine sachliche Schlichtheit mit großer innerer Wärme zu verbinden, so daß er einen zwingt, das Ganze fast ohne Aufhören zu lesen.

Seine Absicht, von des deutschen Volkes unsterblicher Leistung und seinem tragischen Ende zu zeugen, wird auf das wirksamste unterstützt durch die Zeichnungen Ludwig Dettmanns, der es in Meisterschaft versteht, alles, was der Krieg mit sich brachte, so lebendig wiederzugeben, daß man die Bilder mit Erschütterung betrachtet, um sie nicht wieder vergessen zu können. Von der religiösen Weihe des Ausmarsches, dem ungeheuren seelischen Aufschwung der Schlachten und Siege, führt er uns, ohne zu beschönigen, mitten in das Grausen der Vernichtung, wo die Sünde wider die Heiligkeit des Lebens ihr Gorgonenhaupt erhebt.

Der Verlag hat es verstanden, diesem großen Gesang von deutscher Kraft und Leistung eine vorbildliche Ausstattung zu geben, so daß Text, Bildschmuck, äußeres

*) Der Weltbrand. Deutschlands Tragödie 1914—1918. Geschrieben von Walter Bloem, mit Zeichnungen von Ludwig Dettmann. 2 Bände. Berlin, Reimar Hobbing.

Kleid eine Einheitlichkeit zeigen, die dieses Buch zum würdigen Ehrenbuch des deutschen Volkes erhebt, den Toten zum Gedächtnis, den Lebenden zur Mahnung, künftigen Geschlechtern zur Achtung vor dem Kampf des deutschen Volkes im Feld und in der Heimat! R. P.

Philosophische Literatur

Wenn Nietzsche von den Philosophen seiner Tage sagte: Alle Zeiten und alle Völker schwätzen widereinander in ihren Geistern, und aller Zeiten Träume und Geschwätz seien wirklicher noch als ihr Wachsein, so wird man nachdenklich, wie sich dann wohl dieser Satz in den gehörigen Superlativen ausnehmen möchte, die den gegenwärtigen Verhältnissen einigermaßen entsprechen würden. Es wird daher niemand verwundern, daß eine Hochflut von philosophischen Neuerscheinungen aller Art auf dem deutschen Büchermarkt zu verzeichnen ist, die sich allerdings vorwiegend mit „angewandter Philosophie" befassen, worunter meistens geistige Ausschweifungen auf den unterschiedlichsten Gebieten verstanden und entschuldigt werden. Die reine Philosophie, die Wissenschaft von den Prinzipien, wird von den modernen Denkern als beengend ebenso ängstlich gemieden wie vom philosophierenden Publikum. Besonders verächtlich aber scheint das Streben geworden, „an der Strickleiter der Logik die Wahrheit zu erklettern", man hofft, sie falle einem im metaphysischen Rauschzustande müheloser in den Schoß.

Da ist es auf das wärmste zu begrüßen, daß es trotz den ungünstigen wirtschaftlichen und psychischen Bedingungen unserer Tage gelungen ist, ein so umfangreiches Werk, wie die „Logik" Alois Höflers [1]), herauszubringen, in einer zweiten Auflage, die in ihrer neuen, weitausgebauten Fassung besondere Aufmerksamkeit verdient. Denn aus dem bescheidenen philosophisch-propädeutischen Buche der längst vergriffenen ersten Auflage ist eine umfassende wissenschaftliche Gesamtdarstellung der Logik geworden, die mit dem früheren rein pädagogisch-didaktischen Charakter aber nichts von der strengen Übersichtlichkeit der alten Form aufgibt. So verpflichtet die Fortführung dieses auf die Psyche des Lesers so verständnisvoll eingestellten Werkes — welch seltene Tugend bei unseren jungen Individualphilosophen! — dessen vorzügliche Bedeutung wohl in Höflers aus enger Zusammenarbeit mit seinem Lehrer Meinong erwachsenen Darlegung und Entwicklung der „Gegenstandstheorie" zu suchen ist.

Die vielen Jahre, die über dem Erscheinen der ersten Auflage (1890) hingegangen sind, haben an den Grundzügen der Höflerschen Logik wenig geändert, doch scheint die stärkere Heraushebung der Evidenz mit ihrer Gliederung in E. der Wirklichkeit und E. der Wahrscheinlichkeit und die Entwicklung der Relationstheorie bemerkenswert. Bei der Einbeziehung neuerer Denker zeigt sich der Verfasser auch in der zweiten Auflage im wesentlichen „konservativ"; denn die gegenwärtig unter den Namen Nominalismus, Relativismus und Skeptizismus gangbaren Systeme gelten ihm nur als „Denkfehler im großen". Zu dem Grundproblem, um das herum sich die Philosophen der Gegenwart mit wachsender Erbitterung streiten, zu dem Problem der Abgrenzung von Logik und Psychologie nimmt der Verfasser einen vermittelnden Standpunkt ein und verfällt daher — schwebend zwischen Psychologismus und reiner Logik — dem gleichen Konflikt, den man schon in der Meinongschen Theorie zwischen gegenstandslogischem und psychologischem

[1]) „Logik und Erkenntnistheorie" von Alois Höfler. I. Band: Logik, mit vier Beiträgen als Überleitung von der Logik zur Logik von Ernst Mally. Wien 1922, Hölder-Pichler-Tempsky-Verlag.

Verfahren beobachten konnte. Es bedarf wohl kaum einer Erklärung, daß Höfler bei seiner Einstellung in der Logistik eine wesentliche „Entwicklung" (!) der Logik erblickt. Daher finden wir in die neue Auflage vier Beiträge von Ernst Mally hineingearbeitet, „als Überleitung von der Logik zur Logistik", die sich dort, trotzdem auch Mally ein Schüler Meinongs ist, etwas eigenwillig ausnehmen und dem Ganzen eine (wohl beabsichtigte) einseitige Richtung geben. Denn das ist wiederum die Stärke dieses Werkes, daß es keine Geschichte der Logik, keine bibliographische Aneinanderreihung der bestehenden Systeme geben will, sondern eine in kluger Begrenzung mit ungewöhnlicher Eindringlichkeit dargelegte „Lehre vom richtigen Denken"; so scheidet sie sich selbständig von der Erkenntnistheorie mit ihrer transzendentalen Logik ab. Die große Zahl der äußerst geschickt geformten Bilder zur Vergegenständlichung selbst der abstraktesten Sätze der formalen Logik kann bei sorgsamer Auswahl von hoher didaktischer Bedeutung sein, an den umfangreichen polemischen Ausführungen aber darf keiner vorübergehen, der in das lebendige Geflecht der philosophischen Systeme durch die Schlinggewächse der zahlreichen Theorien hindurch tiefer eindringen will. So ist dem Werke weitestgehende Beachtung zu wünschen, zumal die Aufnahme dieses Buches vielleicht über die materielle Möglichkeit eines Erscheinens der als 2. Teil geplanten „Erkenntnistheorie" entscheiden mag, in der Höfler gerade im Hinblick auf die Fortführung der Meinongschen Theorien noch Wesentliches zu geben haben dürfte.

Nachdem die mühsam aufgeputschte Öffentlichkeit der Einsteinschen Relativitätstheorie sobald müde geworden und auch die noch so verlockend „allgemeinverständliche Darstellung" nicht mehr zieht, ist die Zeit für ein Werk gekommen, das, dem Ernste des Gegenstandes entsprechend, in sachlicher Arbeit die erkenntnistheoretischen Grundlagen untersucht, die die Einsteinschen Theorien voraussetzen. J. E. Gerlachs „Kritik der mathematischen Vernunft[2])", in der er an Hand der „Kritik der reinen Vernunft" die mathematischen Elementarbegriffe untersucht, gelingt es in der Tat, dem Laien ein tüchtiges Stück auf dem Dornenweg der Relativität fortzuhelfen; ein Beweis der Richtigkeit der kantischen Erkenntnistheorie auf Grund mathematischer „Wahrheiten", die er wiederum aus der „Vernunftkritik" ableitet, ergibt gefällige Zirkelschlüsse, aber überzeugt nicht.

Ein vorzügliches, kleines, erkenntnistheoretisches Handbüchlein, das mehr als Anregung zum wissenschaftlichen Denken gewertet werden will, ist der Beitrag von Karl Boehm: „Begriffsbildung[3])", als zweiter Band der Sammlung „Wissen und Wirken". Die Schrift stützt sich auf die junge Methode der Axiomatik, hauptsächlich der impliziten Definition und dürfte jedem begriffsbildnerisch Tätigen nützlich sein.

Ein besonderer Mut gehörte schon immer zu einer Darstellung philosophischer Erscheinungen der Gegenwart, besonders in einer Zeit, da eine so verwirrende Differenzierung der Denkrichtungen und Denkartungen eingetreten ist, wie in unseren Tagen.

Eins erfordert ein solches Unternehmen vor allem: eine ausgeprägte systematische und analytische Begabung.

Wer Willy Moogs frühere Arbeiten, besonders aber die wissenschaftssystematischen Untersuchungen über „Logik, Psychologie und Psychologismus[4])" kennt, wird

[2]) „Kritik der mathematischen Vernunft." Von J. E. Gerlach. Bonn 1922, Friedrich Cohen.

[3]) „Begriffsbildung." Von Karl Boehm („Wissen und Wirken", Band 2). Karlsruhe 1922, G. Braunscher Verlag.

[4]) „Logik, Psychologie und Psychologismus." Von Willy Moog. Halle, Max Niemeyer.

dem Verfasser als scharfen Systematiker und Analytiker die Berufung zusprechen, die fließenden Bewegungen in der gegenwärtigen Philosophie in ihrem Grundprobleme [5]) ordnend herauszugreifen, denn seine Einteilung nach logisch-gegenständlichen Bestimmtheitsstufen gestattet ein festeres Erfassen der Hauptinhalte, als es ein rein historisches Vorgehen erlaubt, zumal sich Gegenwart geschichtlich nicht fixieren läßt und zu einer Entgegenwärtigung der Gegenwart, damit also zu einer Erstarrung einer noch fließenden Erscheinung führen würde.

Es ist nützlich, sich bei einer solchen notwendig unhistorischen Darlegung, die zu einer sicheren Auswahl des Materials und einer persönlichen, subjektiven Stellungnahme verpflichtet, an die Einstellung des Verfassers zu erinnern. Sie scheint im wesentlichen bestimmt durch Kant als Basis in Verfolg ihrer analytischen Methode stark auf Husserl hinweisend, ohne sich jedoch in dessen Phänomenologie zu erschöpfen. Bemerkenswert ist bei vorliegendem Werke, wie es Moog durch seine Einteilung nach allgemein-philosophischen Disziplinen unter Verzicht auf logisch-schematische Gliederung gelingt, in kluger Beschränkung 34 Strömungen aufzuzeichnen, die in der Tat die Philosophie der Gegenwart in ihren Hauptzügen bestimmen. Mit feinem Instinkt ist hauptsächlich auf die typische Bedeutung einer Erscheinung für unser Geistesleben geachtet worden.

So erfahren auch einige Persönlichkeiten, deren Verhältnis zur Philosophie mehr dem eines Zuhälters entspricht, wie Keyserling und Steiner wegen ihrer symptomatischen Eigenart, eine eingehende, kritische Würdigung. Auch Spengler, und von den Naturphilosophen Haeckel und Ostwald, werden aus ähnlichen Gründen ausführlicher abgehandelt, als es eine streng akademisch-wissenschaftliche Betrachtung für notwendig halten dürfte.

Diese Behandlung gibt der Arbeit ihre besondere Bedeutung, denn wohl das erste Mal wird dadurch in dem philosophischen Leben des 20. Jahrhunderts eine große Bewegung aufgezeigt, ein organisches Wachstum, das dem weniger systematisch Geschulten und Spezialisten unter dem Gewirr der zahllosen philosophischen Erscheinungen notwendig verborgen bleiben mußte. Die Richtungen sind ungemein klar und sachlich gezeichnet, ohne jeden literarisch-feuilletonistischen Ehrgeiz.

Die inneren Vorzüge dieses Buches kommen auf das glücklichste auch in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck. Denn die großzügige klare Antiqua auf schneeweißem, reinem Papier verstärkt den Eindruck größter verantwortungsbewußter Sorgfalt, die Autor und Verleger gleichzeitig auszeichnet.

Als Vorstufe zu dieser Darlegung der Philosophie des 20. Jahrhunderts wäre die ausgezeichnete Gesamtübersicht ihrer Entwicklungsformen im vergangenen Jahrhundert in Ernst Bergmanns kleiner Schrift: Der Geist des 19. Jahrhunderts (aus der an diesem Platze schon oft hervorgehobenen Sammlung „Jedermanns Bücherei [6])") zu nennen, die, ihrem Charakter entsprechend, allerdings mehr eine allgemeine Kulturbilanz darstellt mit mehr literarischen als wissenschaftlichen Ansprüchen. Die vorzügliche Gliederung sowie eine Zeittafel, ein gutes Literaturverzeichnis, ein Register und eine Reihe von Porträttafeln als Anhang sichern dem Büchlein jedenfalls in weitesten Kreisen eine gute Aufnahme.

Ganz allgemein gehalten ist eine Art philosophischer Anthologie, das „Philosophie-Büchlein", von August Horneffer [7]) geschickt zusammengestellt, in dem es dem

[5]) „Die deutsche Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptrichtungen und Grundproblemen." Von Willy Moog. Stuttgart 1922, Ferd. Enke.

[6]) „Der Geist des XIX. Jahrhunderts." Von Ernst Bergmann („Jedermanns Bücherei", Abtlg. Philosophie). Breslau 1922, Ferdinand Hirt.

[7]) „Philosophie-Büchlein. Ein Taschenbuch für Freunde der Philosophie." Herausgegeben von August Horneffer. 1. Band. Stuttgart 1922, Franckhsche Verlagsbuchhandlung.

Franckhschen Verlag wieder einmal in liebenswürdigster Weise gelingt, ein Volksbuch zu schaffen, ohne den Gefahren gewaltsamer „Popularität" zu erliegen. Neben Aussprüchen von Laotse, Pascal, Fichte und Nietzsche verdienen die Aufsätze von Ottomar Wichmann über Relativität und Wirklichkeit, vom Herausgeber über Mystik und Religionsphilosophie, namentlich aber Arthur Lieberts Aufsatz über Henri Bergson Beachtung.

Eine freundliche Weihnachtsgabe beschert uns Alois Riehl durch die Sammlung von sechs Reden und Vorträgen [8]), in denen sich der bedingte Positivist von einer ganz anderen Seite zeigt: als gewandter Essayist und Redner, als warmherziger, leidenschaftlicher Interpret und Mensch. Wie er hier auch Rudolf Haym ein Denkmal setzt (durch Abdruck seiner Gedächtnisrede 1901), wie er neben Plato, Bruno, Kant und Lessing auch Galileis, Robert Mayers und Helmholtz' gedenkt, sollte unseren allzu gestrengen Spezialisten zeigen, daß es doch noch einen Weg zur Nachbarwissenschaft und ins Leben hinein gibt.

Es ist anregend, wenn man, befangen von dem Gewirr moderner Theorien über Staat und Gesellschaft, vom Kampfgeschrei um den Sozialismus, einmal wieder zu den ersten Quellen systematischen, staatsphilosophischen Denkens zurückkehrt: auf des Aristoteles' „Politik", diesem kühnen, ganz auf dem lockeren Grunde seiner Ethik errichteten Bau, der in seiner einfachen Gliederung stark gegen Konstruktion neuesten Datums absticht, doch auch wieder seltsame Anklänge erweckt. Goedeckemeyers [9]) Verdienst ist es, in kluger Darstellung diese „praktische Philosophie" des griechischen Universalisten mit ihren Schwächen und Ewigkeitswerten der Gegenwart neu lebendig zu machen.

Eine andere Schrift ist noch zu nennen, welche die Probleme der Soziologie berührt, wie sie sich im England des 19. Jahrhunderts auf den empiristischen Grundlagen eines John Stuart Mill entwickeln. Else Wentscher [10]), die eine lebensfähige Kreuzung des gegensätzlichen Rationalismus und Empirismus für möglich hält, gibt nach einem kurzen, historischen Rückblick eine kluge Darstellung des Empirismus, wie er sich in der induktiven Logik und Mills Psychologie geltend macht, sich in seiner Ethik und Soziologie ausspricht. Etwas gewaltsam erscheint die Feststellung idealistischer Symptome in Mills Ethik, die eben doch nur auf Kontrastreflexe einer stark utilitaristischen Einstellung zurückzuführen sind.

Wenn wir uns nun in das heikle Grenzgebiet der Sprachphilosophie begeben, so sehen wir, wie sich auch hier bedeutende Umstellungen in der Sprachforschung geltend machen. Das ist zu begrüßen, wenn wir uns die bisher üblichen Forschungsverfahren vergegenwärtigen: die logische, die historische und die psycho-physische Forschung. Nun dürfen wir eine neue begrüßen, die man mit psycho-metaphysisch bezeichnen könnte. Wohin die ersten drei Methoden führen mußten, war vorauszusehen: zu einseitigem Intellektualismus die erste, zu Relativismus und Determinismus die anderen. Wozu die neue auszuarten verspricht, wird sich bald zeigen.

Hermann Beckh geht daran, der also festgelaufenen Sprachforschung von der Geisteswissenschaft aus neues Leben zuzuführen [11]); mehr noch: „das neue, wirkungskräftige Worterlebnis der Zukunft vorzubereiten." Das mag auf den ersten Blick anmaßend erscheinen, wir sehen aber sogleich, daß Beckh, wohl ausgerüstet und be-

[8]) „Führende Denker und Forscher." Von Alois Riehl. Leipzig 1922, Quelle & Meyer.
[9]) „Aristoteles' praktische Philosophie" (Ethik und Politik). Von Albert Goedeckemeyer. Leipzig 1922, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.
[10]) „Das Problem des Empirismus, dargestellt an John Stuart Mill." Von Else Wentscher. Bonn 1922, A. Marcus & E. Weber.
[11]) „Etymologie und Lautbedeutung im Lichte der Geisteswissenschaft." Von Prof. Dr. H. Beckh. Stuttgart, Der Kommend-Tag-Verlag.

gabt mit der ungewöhnlich feinen, metaphysischen Witterung, die dem Steiner-Kreise eigentümlich ist, scharf, vor allem gegen die materialistische Betrachtungsweise, vorgeht. Und es gelingt ihm in der Tat, einen ganz neuen Geist in die verkalkte Sprachwissenschaft zu bringen, denn was wußten selbst Männer wie Grimm oder Humboldt von „der Aura des Wortes", dem „astralischen Leib nebst dem Ich des Wortes", ihnen ward nie das Glück des „makrokosmischen Lauterlebnisses aus dem ataviſtischen Hellsehen in übersinnlichen Imaginationen", sie schafften nur immer aus einer wunderbaren Leidenschaft heraus, die sich nicht in so kostbaren Worten, sondern nur in realen Leistungen ausströmten. Hier aber erleben wir „das Hineinwachsen der Sprache in eine magisch-moralische Wirkung", und daß bei dem Bestreben, alle Dinge ins Weltwirken einzuordnen [12]), er manchmal statt ins Kosmische ins Komische gerät, ist zu entschuldigen. Vom ethischen Gesichtspunkt ist es zweifellos zu begrüßen, wenn auch an die Lauterscheinung gefühlvolle Reflexionen gehängt werden; das wahre Wesen der Erscheinung an sich vergewaltigt man dadurch noch ärger, als es die exakte Wissenschaft bisher vermochte. Hier wird vorgegangen, wie man es am primitiven Musikempfinden gewöhnt ist, da man den Tonwerten persönliche Gefühlswerte anhängt und daher an die absoluten überpersönlichen Ausdruckswerte nie herankommt. Denn das ist gerade das Bezeichnende an der ganzen Steiner-Bewegung, daß sie sich im Heldenkampf gegen Subjekt und Intellekt glaubt und doch das Kosmische nur zu erleben vermag als ekstatisch geblähtes Ich.

Was außer den allgemeinen, höchst lyrischen Darbietungen sich an philologischen Versuchen in den Schriften findet, zeichnet sich durch eine solche Kühnheit der Kombinatorik, durch einen so göttlichen Leichtsinn, eine Unbeschwertheit von wissenschaftlichem Verantwortungsgefühl aus, wie sie der jüngste Germanist bei seinem ersten, übermütigen Ausflug in die vergleichende Sprachwissenschaft nicht aufbringen kann. Und wenn dem Verfasser eine Ableitung oder ein Analogieschluß selbst etwas gar zu gewagt erscheint, so tröstet er sich und seine Leser damit, daß er nach der pragmatischen Methode wohl anstößig erscheine, aber nach seiner, durch abstraktes Denken unkontrollierbaren „genetischen Etymologie" zur höheren Wahrheit werde. Man sieht, wie hier die tiefe Unterscheidung des Novalis: „Etymologie ist verschieden — genetische — pragmatische" ausgebeutet wird zur Entschuldigung skrupelloser Spekulation im Sinne anthroposophischer Dogmatik. Es ist dringend zu wünschen, daß sich die Geisteswissenschaft in Zukunft von derartigen Exzessen entschlossen fernhält, sonst muß ihre rührige Arbeit, statt zu einer Belebung der Einzelwissenschaften, zu ihrem vollständigen Verfall führen. Werner Fiedler.

Politische Rundschau

An welchen Ausgangspunkt haben wir uns bei dem diesmaligen Rückblick auf die letztvergangenen Wochen zu halten? An den Rücktritt des Ministeriums Wirth, das offene Eingeständnis des Zusammenbruchs der Erfüllungspolitik, an die englischen Wahlen, den eindrucksvollen Beweis, daß der politische Instinkt der englischen Nation trotz aller Irrgänge der englischen Politik seit 1917 noch nicht verfehrt ist, oder an die Forderung der türkischen Nationalisten, daß ihnen Konstantinopel übergeben, die feindlichen Truppen von dort zurückgezogen werden und der

[12]) „Der physische und geistige Ursprung der Sprache." Von Prof. Dr. Beckh. Stuttgart, Der Kommend-Tag-Verlag.

Sultan, der sich unter die feindliche Botmäßigkeit gefügt hatte, abdanke? Alle drei Ereignisse gehören für die Betrachtungsweise, die hier seit anderthalb Jahren geübt wird, eng zusammen. Hie Wille, hie zum mindesten sicheres Gefühl, hie verantwortungs- wie tatscheue Nachgiebigkeit ohne Ende.

Die türkische Frage soll in den nächsten Tagen in Lausanne, unser Schicksal wenig später in Brüssel auf die übliche Weise durch Konferenzen behandelt werden.

Die Türken treten nach wie vor fest und bestimmt auf. Sie verfahren am Bosporus, als wenn die kriegerische Gewalt dort schon von den Engländern auf sie übergegangen sei. Eingeschüchtert davon, ist der Sultan auf ein englisches Schiff geflüchtet und anscheinend unterwegs nach Indien. In Lausanne wollen die Abgesandten Angoras nur mitberaten, wenn sich ihre Feinde nicht schon vorher über die Bedingungen des Friedens zwischen ihnen und den Griechen einigen, wenn also die Methode der Friedensschlüsse von 1919 und 1920 von den Westmächten aufgegeben wird. Doch hat ihr Führer, Ismet Pascha, für gut befunden, vor der Konferenz noch einmal in Paris mit Poincaré Fühlung zu suchen, um den Boden, wo die Feinde seit Wochen untereinander verhandeln, abzutasten und ungefähr zu erfahren, mit welchen Kräften die Türkei in Lausanne rechnen muß.

Wie bisher in der Regel, haben die Bolschewisten auch wieder ihren Aufmarsch zur Lausanner Konferenz, zu der sie die volle Zulassung noch nicht erreicht haben, mit vollendetem propagandistischen Geschick vorbereitet. Daß die Japaner mit der Räumung von Wladiwostok Ernst machten und die Republik Tschita sich daraufhin der fernen Festung und Handelsstadt am Stillen Ozean wieder zu bemächtigen vermochte, feierte Trotzki sofort als weithin sichtbares Zeichen der Wiedererstehung der russischen Weltmacht. Inzwischen ist die Vereinigung der beiden bolschewistischen Hauptrepubliken ausgesprochen und auch das Band, das Moskau mit der Ukraine und Georgien verknüpft, so fest angezogen worden, daß die drei Staatswesen außenpolitisch kaum noch anders denn als ein einziger Staat angesehen werden können. Vermutlich nicht ohne Zusammenhang damit wurden die monatelang verschleppten Verhandlungen über den Beitritt der Ukraine und Georgiens zum Rapallovertrag plötzlich zum Abschluß gebracht. Auch die Besprechungen über die Teilnahme deutscher Konzerne am Wiederaufbau gehen voran. Graf Brockdorff ist in Moskau als der erste Botschafter, den die deutsche Republik dorthin schickt, mit Auszeichnung begrüßt worden. Die Russen haben ferner unter Ausnutzung der Reise des französischen Politikers Herriot zu ihnen ihre Beziehungen zu Polen nicht nur weiterhin entspannt, sondern beinahe freundlich gestaltet und buchen davon schon den Erfolg, daß sich die Polen offen damit brüsten, die Rumänen im Oktober von einem Stoß in die Flanke der türkischen Nationalisten zurückgehalten zu haben. Es muß sich nun erweisen, welchen Druck die Russen auf die Lausanner Konferenz auszuüben und ob sie sich in sie hineinzudrängen vermögen. Der Kampf um die Herrschaft über die Dardanellen ist wieder in voller Leidenschaft entbrannt, und da nicht mehr die alte europäische Diplomatie in ihrer Ohnmacht und Unbeweglichkeit, sondern mindestens auf der Seite der Gegner der Westmächte sowohl in der Türkei wie in Rußland frisches Blut, neue Männer die Handlung bestimmen, da auch wir durch keine Mission Liman mehr alles in Unordnung bringen können, mag die Lösung der Frage diesmal ein gutes Stück gefördert werden.

Für die deutsche Art, in einer so schweren Zeit wie der unseren überhaupt keine Politik mehr zu treiben, ist bezeichnend, daß in diesem Augenblicke vom Reichspräsidenten ein Mann mit der Bildung des neuen Reichsministeriums beauftragt wurde, der als Gegner des Rapallovertrages und als ganz auf die Westmächte eingestellt beurteilt wird. Auch sonst muß uns die Heranziehung des Herrn Cuno zu den ernstesten Besorgnissen veranlassen. Mit ihm zusammen werden Hermes, Raumer

und Hilferding als die Männer genannt, die dem Ministerium sein Gesicht geben sollen. Wir scheinen an einem Punkt unsrer innerpolitischen Entwicklung angelangt zu sein, an dem sich unser Parlamentariertum unerwartet rasch als vollends abgenutzt erweist und nun unsere Industrie Männer nachschieben muß. Sie hat sich im Herbst 1918 durch die Begründung der Arbeitsgemeinschaften über die Spitzenverbände des Arbeitgeber- wie Arbeitnehmertums hinweg mit den Sozialisten eingelassen, Fühlung mit der Reichstagsmehrheit bekommen und ist trotz aller sachlichen und persönlichen Reibungen immer näher an sie herangezogen worden. Dabei hat es bisher auf ihrer Seite, vielleicht nur weil die Dinge noch zu sehr im Werden waren, an der sichtbar ordnenden und lenkenden Hand gefehlt. Diese Gelegenheit benutzten mancherlei Leute, die durch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit von außen her, vom Handel und vom Bankwesen aus zu Einfluß auf unsere alte und bodenständige Industrie gekommen waren, und die anderseits durch ihre Herkunft schon die Finger mit im Spiel der Reichstagsmehrheit haben. Vielleicht dürfen wir uns den Sachverhalt an Verbindungen wie Othmar Strauß-Erzberger, Louis Hagen-Düisberg-Silverberg-Adenauer, Korone-Marx-Arnold Rechberg, Max Warburg-Cuno vergegenwärtigen. Wie sich solche Elemente nach und nach überall eindrängten, wo zwischen den Trägern des nationalen Gedankens und dem demokratisch-pazifistischen Parlamentariertum gerungen wird, das ließ sich im Laufe der letzten Monate von Monat zu Monat deutlicher beobachten. Offenbar haben die Elemente zur Stunde das Gefühl, daß sie führen. Die Denkschrift, mit der der Konsul Marx neulich die Abwicklung der deutsch-französischen Wirtschafts- und Wiedergutmachungsverhandlungen an sich und seine mächtigeren Hintermänner zu reißen versuchte, und gleich danach die Herausstellung Cunos, der selbst schwerlich recht darum Bescheid weiß, wie und wofür er gebraucht wird, lassen befürchten, daß der Einsatz unserer Industrie heute üble Frucht tragen wird, daß schwerer Mißbrauch mit ihm getrieben werden wird und daß die Industrie darüber in ein verkehrtes und tief bedauerliches Verhältnis zu der nationalen Bewegung geraten wird. Möge unsere angestammte und bodenständige Industrie die Lage noch einmal bedenken! Es geht in dem gegenwärtigen Treiben um sie selber ebenso wie um das ganze Vaterland. Sie muß mehr Klarheit in ihren eigenen Reihen schaffen und deren Führung wieder fest in die alten Hände zurücklegen. Nur so wird sie sich auch endlich der Landwirtschaft so weit annähern können, daß sie mit ihr zusammen durchzugreifen vermag. Je zäher heute daran gearbeitet wird, Industrie und Landwirtschaft voneinander zu halten und beide sogar gegeneinander einzunehmen, desto nachdrücklicher muß betont werden, daß die Landwirtschaft durch Überlieferung und Wesensart Voraussetzungen zu politischer Leistung in sich hat, die ihre Mitwirkung zu einem Umschwung unentbehrlich machen.

Ist Herr Cuno auf die Westmächte eingestellt, erfreut sich Herr Hermes der unverhohlenen Zuneigung der französischen Zeitungen, so hat doch auch Herr Wirth noch zum Schlusse seiner Kanzlerschaft öffentlich versichert, daß wir kein Interesse an den Vorgängen im Orient nähmen. Die Versicherung entsprang keiner taktischen Erwägung. Sonst würden wir sie hier, gleichviel ob wir sie für richtig oder falsch halten, niemals anfechten. Sie war aufrichtig gemeint. Mit ihr ist ohne Zweifel auch der ganze Volksteil, der gegenwärtig die Macht in Deutschland innehat (wenn er sie auch nicht ausübt), einverstanden. Die anderen wissen darum, und deshalb darf es uns nicht wundernehmen, wenn wir schon wochenlang in der neutralen Presse lesen, daß England und Frankreich ihre Verständigungsverhandlungen über die orientalische Frage mit der erneuten Beratung des Rheinproblems begonnen haben. Der Bericht des Franzosen Dariac über die Rheinlande, der mittlerweile ans Tageslicht kam, die offene Art, mit der Loucheur in der französischen Kammer

schon über die Neutralisierung der Rheinlande unter französischer Aufsicht sprechen zu sollen glaubte, die Bewegung, in die neuerdings sowohl wieder die Smeetsschen Kreise wie auch die Kreise der zu halbem Entgegenkommen bereiten rheinischen Industriellen geraten sind, zwingen zusammen mit den Bemerkungen insbesondere der Schweizer Zeitungen zu der Annahme, daß das nächste Blatt der deutschen Artischoke demnächst von den Franzosen verspeist werden wird. England kämpft um seine Stellung in Vorderasien und im Orient. Es zahlt, wie wir es von Anfang an befürchten mußten, mit der Seele der rheinischen Bevölkerung und mit dem rheinischen Boden dafür, daß sich ihm die Franzosen nicht geradezu im Orient an der Seite der Türken entgegenwerfen. Die Politik Lloyd Georges hat England dort in eine so üble Lage gebracht, daß die Franzosen heute die Hand auf den Rhein legen können, ohne zur Gegenleistung ihre Stellung im Orient glatt räumen zu müssen. Sie bleiben im Orient, und sie werden jederzeit imstande sein, den Engländern dort neue Schwierigkeiten zu bereiten, die ihnen entweder zu weiteren Erpressungen auf unsere Kosten dienen oder erlauben werden, doch noch im Orient selber große Politik zu machen, mit England in Wettbewerb zu treten, sofern sie sich in Mitteleuropa sicher genug fühlen und sofern ihnen nicht die Türken und Russen, ebenso wie den Engländern die Lust an dem Wagnis benehmen. Der Weltkrieg geht weiter!

Die polnischen Wahlen zum Sejm, die keiner der polnischen Parteien die Mehrheit eintrugen und statt dessen überraschend viele Vertreter der nationalen Minderheiten als Sieger aus der Urne hervorgehen ließen, der gewaltsame Zugriff der Faszisten nach dem Staatsruder in Italien, der die Italiener vermutlich im kommenden Winter und vielleicht noch auf länger hinaus auf die Probleme ihrer inneren Politik festlegen wird, der Druck, den das Vordringen der türkischen Nationalisten auf das gesamte im Weltkrieg balkanisierte Gebiet Südost- und Mitteleuropas ausübt, rechtfertigen den Schluß, daß der kleine Verband und die kleinen Staaten, die mit ihm im Gemenge liegen, von ihrem im vergangenen Jahre gewonnenen Gewicht für den Augenblick wieder viel verloren haben. Sorge ist es doch wohl auch, was Serbien, Griechenland und Bulgarien trieb, nach einem Einvernehmen über das von ihnen so lange und bitter umstrittene makedonische und westthrazische Gebiet zu suchen. Alle Beratungsergebnisse der beteiligten Regierungen und ähnlich die Anstrengungen, die die Regierung Seipel in Österreich macht, um aus den ihr in Genf eingeräumten Krediten Nutzen für den Wiederaufbau des Landes zu ziehen, werden sich auf ihren Wert hin vor dem Ergebnis der Beratungen in Lausanne auszuweisen haben. Genau so wie sich dort das Schicksal unseres Rheins und unser innerdeutsches Schicksal mitentscheiden dürfte, auch wenn die Herren, die uns regieren, es anders meinen.

Im Gegensatz zu der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Blätter haben wir an dieser Stelle stets vor Lloyd George gewarnt und bedauert, daß die deutsche öffentliche Meinung nach seinem Fiasko in Genua, das niemand so wie uns mittraf, um ihn jammerte. Sie hat ihn noch viel treuherziger beklagt, als er endlich aus dem Sattel herausflog. Ihre letzte Hoffnung war seine Wiederwahl. Nun ist er von der englischen Wählerschaft so gründlich abgeschüttelt worden, wie vor zwei Jahren von der amerikanischen Wilson abgeschüttelt wurde. England sieht an der Stelle, wo bisher die liberale Partei stand, eine Arbeiterpartei stehen. Was diese bedeutet, läßt sich aber nach ihrem Wahlerfolge vom 15. November allein nicht beurteilen. Denn kurz vorher hatte sie bei Gemeindewahlen ungünstig abgeschnitten. Wesentlich für unser außenpolitisches Verhalten darf zunächst nur sein, daß die Konservativen nunmehr über eine erhebliche Mehrheit verfügen. Es ist möglich, daß ihre Abneigung gegen uns ausgeprägter ist als die der Liberalen oder der

Arbeiter. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie stetiger daran arbeiten werden, sich Frankreich an der Seite zu halten, als das Bonar Laws fahriger Vorgänger tat. Denn sie sind von Selbsttäuschung über die weltpolitische Lage Englands nach dem Kriege freier. Die Folgen davon werden wir dann in den nächsten Monaten zu spüren haben. Wichtiger dürfte dennoch sein, daß die englische Politik nun wieder Ziele vor die Augen bekommen wird, daß sie wieder zäher werden wird. Sie wird dadurch mit der Zeit wieder mehr Gewicht gegenüber Frankreich bekommen, und darum allein geht es für uns. Freilich wird der Regierungswechsel dieses Ergebnis nur zeitigen, wenn das neue Ministerium über Männer verfügt, die etwas bedeuten. Curzon bedeutet etwas, aber er ist nicht mehr jung. An den andern sind Zweifel geboten.

In Amerika haben die Wahlen zum Kongreß und Senat Demokraten und Republikaner wieder etwa gleich stark gemacht. Die Wahlen liefen ähnlich aus wie die Wahlen von 1916. Die republikanischen Sieger der Wahlen von 1920 über Wilson haben sich als in denselben Vorurteilen gegenüber Europa befangen gezeigt, an denen Wilson litt. Sie haben sich dadurch zu einer unfruchtbaren, rein verneinden und lediglich hemmenden Außenpolitik verurteilt, deren ungünstigen Eindruck sie offenbar auch durch den bedingten Erfolg der Washingtoner Konferenz in den Fragen des Stillen Ozeans nicht mehr verwischen konnten. Allerdings mag sich auch die Wirkung des Wahlapparates der beiden großen Parteien auf die Wählerschaft immer rascher abnutzen, so daß diese nur noch mechanisch wie im Pendelschlag in kurzen Abständen hinüber- und herübergestoßen werden kann. Auf jeden Fall lehren uns die Wahlen ein neues Mal und besonders eindringlich, daß wir nicht mit den Vereinigten Staaten rechnen dürfen. Wenn sich die Staaten in Lausanne vertreten lassen, so sind die Ölquellen Mittel- und Vorderasiens, nicht aber ein aufkommendes Gefühl der Mitverknüpfung in den Ablauf der europäischen Geschicke daran schuld. Pertinacior.

Weihnachtsrundschau

II

Kinderbücher

Konnten wir im vorigen Jahre sagen, daß für die Kinder mit Sorgfalt und Verständnis gesorgt war, so gilt das auch in diesem Jahre. Für alle Altersstufen, auch für die Kleinsten der Kleinen, sind viele Hände am Werke gewesen, Bücher zu schaffen, die sich an Gemüt, Geist und Auge wenden und der Seele des Kindes die schönsten Anregungen geben. Die Neuerscheinungen des Verlages Gerhard Stalling, Oldenburg, stehen durchaus auf der Höhe der ersten „Nürnberger Bilderbücher", die wir im vorigen Jahre mit Freude anzeigen konnten. Die Absicht, auch dem Kinderbuch neben prächtigstem Gehalt eine feine, geschmackvolle äußere Form zu geben, ist auch jetzt wieder verwirklicht. Allerliebst sind die Bücher für die Kleinsten: Nesthäkchens Wunderhorn mit Bildern von Else Weng-Diétor, die eine besonders glückliche Hand für Kinderbilder hat, in dem die unvergänglichen alten Kinderreime vereint sind, und „Sonnenschein und Blumenduft, das ist ein Vergnügen", Kinderreime aus allen Jahreszeiten, von derselben Künstlerin illustriert. Beide Bücher sind entzückend, und werden in ihrer hellen Fröhlichkeit nicht nur der Kinder Jubel erregen, sondern auch den Eltern Freude in die zersorgten Herzen geben. — Die schöne Sammlung „Der Blumengarten" bringt

unter Will Despers bewährter Leitung neue, literarisch wertvolle Bände in sehr hübschen, farbigen Einbänden: Daniel Defoe, Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe, von Will Desper sehr frisch nacherzählt, mit vielen bunten Federzeichnungen von H. Pape; von Desper „Fröhliche Märchen", in denen er aus dem unerschöpflichen Born der Fabeln, Märchen und Schwänke schöpft, mit Bildern von W. Harwerth; die besonders packend von K. Strahl illustrierten „Nordisch-germanischen Götter- und Heldensagen" von G. Schalk und endlich die „Sagen vom deutschen Rhein", mit Federzeichnungen von K. Miersch, erzählt von Else Franke. Die Aufgabe dieses Buches zeigt deutlich das ernste und verantwortungsvolle Streben des Verlages, der schon in die jungen Herzen die Liebe zum bedrohten deutschen Rhein senken will, damit sie ihn als Männer gegen jeden Raubgriff behaupten werden. — In den Büchern, die der Verlag Jos. Scholz (Mainz) zu Weihnachten beschert, arbeiten Maler und Dichter in herzlichem Verein mit Verständnis und Liebe — was das wichtigste ist — zusammen, und so ist es gelungen, viele sehr hübsche, lustige, bunte Bücher herauszubringen, die mit an die erste Stelle gehören: „Frohe Stunden", Zeichnungen von Brita Ellström, Verse von Robert Walter, schildern — unzerreißbar — lustig den Tag und die Spiele der Kinder; viel Laune und Übermut ist in Arpad Schmidthammers Bildern: „Frohe Kindheit"; fein und sinnig ist das Weihnachtsbuch „Weihnachten", gezeichnet von H. Stockmann. Verständnis weckt „Unsere Haustiere", Verse von A. Sergel, Bilder von A. Hosse. Ein sehr glücklicher Gedanke — denn auf Personifikation ihrer Umwelt antwortet das Kind immer — ist „Das Konzert der Tiere", mit famosen Bildern von E. Oßwald. Auch die Märchen sind in hübschem Kleide vertreten: Rübezahl mit Bildern von E. Liebenauer, und Rapunzel, illustriert von E. Liebermann. Künstlerisch besonders gut geraten ist das Büchlein „Auf des Weihnachtsmanns Spuren im Walde", ein Weihnachtsmärchen von P. Kaestner, mit Buchschmuck von Elfriede Musmann (Leipzig, Quelle & Meyer). Launig ist das bunte „Rätsel-Bilderbuch", von C. Mickelait (Halle, Gebauer-Schwetschke), das die Gegenstände des täglichen Lebens zu Rätselgestalten macht. — Ganz hervorragend ausgestattet und gut ausgewählt ist die Märchensammlung des Verlages Franz Schneider (Berlin): Grimms Märchen 2. Teil — den 1. Teil „Von Königen und Königskindern", Buchschmuck von W. Jüttner, zeigten wir im vorigen Jahre an — „Von glückhaften und geplagten Leuten", mit Buchschmuck von H. Looschen; Andersens Märchen, 2. Band, Kindermärchen, in der sehr guten Übersetzung von Else von Hollander und wirksamen Bildern von F. Wacik; „Auf der Kuckuckswiese", Märchen von der beliebten Erzählerin C. Hepner, mit Bildern von H. Wilkens, und die auch von H. Looschen illustrierte „Käferschlacht in der Johannisnacht", von F. M. Schiele, ein Froschmäuseler für Kinder, außerdem die entzückenden schwedischen Märchen von Anna Wahlenberg, mit Buchschmuck von H. Looschen und Scherenschnitten von Käthe Wolff. — Keiner Empfehlung bedürfen die bekannten und beliebten Bände: „Herzblättchens Zeitvertreib", „Töchter-Album" und „Flemmings Knabenbuch", die wieder gut illustriert und mit ausgezeichneten Beiträgen ihren Weg weitergehen und der kommenden Jugend wie der früheren geliebte Freunde sein werden (Berlin, C. Flemming & C. T. Wiskott). — Besonders sorgfältig und erfreulich sind wieder die Bücher des Verlages Thienemann (Stuttgart): Asgard, das in kurzer Zeit die 2. Auflage erlebte und eine ausgezeichnete Einführung in die germanische Götterwelt durch L. Weber bringt, ebenso Mitgard, und die schönen Tiergeschichten von Clara Hepner „Arachne". Starkes, echtes Deutsch-

tum in bunten Abenteuern und im Krieg fürs Vaterland bringt W. Schreiners Buch „Das Vermächtnis“. Ernst und auch an Erwachsene sich wendend ist Agnes Harders Buch „Die Kinder Thors“, eine Geschichte des deutschen Schicksals in 20 Bildern, illustriert von F. Stassen (Gotha, F. A. Perthes). — Ein neues Unternehmen „Flemmings Bücher für jung und alt“, herausgegeben von Börries Frhrn. von Münchhausen, läßt sich ausgezeichnet an. Es gliedert sich in eine große und eine kleine Reihe. Nach den uns vorliegenden Bänden können wir diese Bücher warm empfehlen. Sie bieten beste Kost, sind gut ausgestattet und illustriert. In der großen Reihe erschienen: Georg Asmussen, „Einer, der es schwer hatte“; Marie Diers, „Das Herz im Holze“; Paul Ernst, „Lange Rübe und Genossen“; L. Schücking, „Eines Kriegsknechts Abenteuer“; P. Wiechert, „Der zerbrochene Ring“; Karl Ferdinands „Der Sieg des Hein Hammerschlag“, eine Rhein- und Eifelgeschichte; Josephine Siebe, „Herrn de Charreards deutsche Kinder“. Von der kleinen Reihe liegen uns vor: W. von Molo, „Luise im Osten“; Lene Haase, „Die Helden von Maka“; G. Asmussen, „Sein letztes Glück“; W. H. Riehl, „Die Werke der Barmherzigkeit“, „Das Spielmannskind“; Th. Mügge, „Der Retter“, eine Erzählung aus der Franzosenzeit Pommerns; L. Ferdinands, „Die Höhlenbären“, eine rheinische Pennälergeschichte. Die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter bürgen dafür, daß hier gute Arbeit geleistet ist. Hermann Boussets bekanntes Buch „Pastorenjungs“ konnte im gleichen Verlag in 10. bis 12. Auflage erscheinen und zu den alten neue Freunde gewinnen. Die Drei-Bogen-Bücher, gut illustrierte Bändchen, herausgegeben von L. Ferdinands (ebenda), bringen kleine Erzählungen unserer Klassiker. Man wird nicht ohne weiteres jedes Büchlein der Jugend geben, aber braucht bei den meisten kein Bedenken zu tragen. Erschienen sind: Arnim, Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau; Gerstäcker, Germelshausen; Keller, Die arme Baronin; Storm, Ekenhof und Die Söhne des Senators; Kleist, Die Verlobung auf St. Domingo. Auch Flemmings Saatbücher führen sich sehr gut ein mit alten und neuen Werken von hohem literarischen Wert: Don Quijote, nacherzählt von H. Pankow; Die Felsenburger, J. G. Schnabels Abenteurerroman, nacherzählt von J. Jastrow; Sirene, eine linksrheinische Erzählung von L. Starklof. Die Illustrationen von Müller-Ewald, W. Rapsold, R. Werner sind frisch und farbenprächtig. — Ein nationales Märchenbuch „Kronjuwelen“ von Magdalene Breuer (Berlin-Wilmersdorf, Verlag Deutsches Wort) möchte den Gedanken der Treue an das, was im November 1918 verlorenging, in Kinderherzen legen, ohne vielleicht ganz zu erwägen, wie die Umwelt gerade auf die Kinder wirkt. Die Scherenschnitte von E. E. Weidemann sind recht anziehend. — Das hier schon mehrfach erwähnte Buch von Eigenwuchs „Max Butziwackel, der Ameisenkaiser“, nach dem Italienischen des Luigi Bertelli bearbeitet von L. von Koch (Freiburg, Herder), liegt — ein Zeugnis für seine Beliebtheit — im 6. bis 12. Tausend vor. — Einen bemerkenswerten Versuch, die wilden Spiele der Kinder zu einem anregenden, vertieften Theaterspiel zu machen, stellt ein großes Prachtbuch dar: Kinderbühne im deutschen Haus, 20 dramatische Spiele für unsere Jugend, herausgegeben von K. Busse (Berlin, F. Schneider). H. Looschen hat dazu 90 sehr hübsche, farbige Kostüm- und Szenenbilder gezeichnet. Ein solcher Versuch kann nur glücken, wenn feinstes Verständnis für die Kinderseele und sicheres Gefühl für die Bühnenkunst zusammengehen, sonst bleibt es Spielerei und unfruchtbare Verstandesarbeit. Aber K. Busse hat die Aufgabe glänzend gelöst. Es ist eine Freude, zu lesen, wie z. B. Bürgers „Kaiser und Abt“, Mörikes „Kinderszene“, Storms „Schneewittchen“ zum Spiel mit Dialog ausgestaltet sind. Auch die Märchen- und Weihnachtsspiele, die zum Teil altes Gut verwerten, aber auch fein-

gestimmte Neuschöpfungen, so von Josefa Metz und Irma Dresdner, enthalten, sind in jeder Weise zweckdienlich. Das angekündigte, ergänzende Musikheft darf man mit Spannung erwarten. —

Mit rückhaltloser Empfehlung weisen wir auf das Buch „Der Fährmann" hin, herausgegeben von G. Keckeis (Freiburg, Herder). Hier ist in enger Zusammenarbeit berufener Männer, die ebenso wie der Herausgeber durch ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl ausgezeichnet sind, ein Werk entstanden, das wirklich, seinem Titel getreu, ein sicherer Führer über das tiefe Wasser und durch die Klippen und Untiefen sein wird, welche die Jünglingszeit vom Mannesalter trennen. Wer den Inhalt dieses Buches innerlich verarbeitet, der kann zum ganzen Manne heranreifen. Das Buch ist deutsch, ist christlich, ist bejahend. Es ist in einem ausgesprochen katholischen Verlage erschienen, jedoch ist nichts Eingeengtes in ihm, das es nur für die katholische Jugend bestimmte. Es ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, daß Jugendbildner und -erzieher in allen Lagern so stark und so frei es als Pflicht empfänden, gerade in unserer Zeit der Jugend so sicher den Weg zur Ehrlichkeit, zum Lebensmut und zu Deutschland zu weisen. Das Buch ist in keiner Weise lehrhaft, sondern der volle Gehalt einer schöpferischen Einstellung zu den großen wie den kleineren Fragen des Menschen wird in ungezwungener, fesselnder Form mittelbar nahegebracht. Wie wundervoll unterscheidet sich dieses Buch von den plumpen, unehrlichen Versuchen, in denen ein wurzelloses Westlertum oder böser Internationalismus dumm und lügnerisch streben, die Jugend in ihr kahles, unwohnliches Haus zu ziehen! Reisebeschreibungen, Naturwissenschaft, Fragen der Kunst, der Heimat, der Seele und der Sehnsucht, der Geschichte, der Körperpflege, der Technik und der Geistesbildung wechseln ab mit ausgezeichneten literarischen Beiträgen, zu denen, um nur wenige Namen zu nennen, Peter Dörfler und Wilhelm Matthießen beigesteuert haben. Wir wünschen dem Fährmann mit seiner köstlichen Fracht glückliche Fahrt! — Auch das Lebensbild „Freiherr vom Stein", das Tim Klein schrieb (in der von Börries von Münchhausen geleiteten Sammlung „Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit"), ist eine Schrift vorbildlicher Art für die heranwachsende Jugend. So, wie es hier geschieht, soll man der Jugend und dem Volke Männer zeigen, die Deutschland schaffen halfen: fern von der inneren Verlogenheit hergebrachter Historiographie und billiger Glorifizierung aus dem Wesen des Mannes und seinem Gesetz heraus, das Leben und die Taten entwickeln, so daß aus der menschlichen Wahrheit das Bild erwächst, dem als Beispiel nachzuleben der natürliche Wunsch jedes gerade gewachsenen Gefühls sein wird. Tim Kleins starke Geistigkeit, seine ironisch-überlegene Art der Lebensbetrachtung mit seinem unbeirrbaren Gefühl für echte menschliche Größe ließen hier ein Lebensbild erstehen, das mit starker Spannung und innerer Anteilnahme jeden Leser von der ersten bis zur letzten Zeile fesselt. — Auch die weiteren Bände dieser Sammlung aus dem Verlag C. Flemming & C. C. Wiskott, Berlin, in der ein sehr fruchtbarer Gedanke sinnerfüllten Ausdruck fand, verdienen jede Empfehlung: Schubert von J. A. Cuz; Mein Vater Theodor Storm von Gertrud Storm; C. Fr. von Klödens Jugenderinnerungen, die in einer solchen Reihe nicht fehlen dürften.

Insel-Bücher

Immer wieder legt man die Neuerscheinungen des Insel-Verlages mit einem Gefühl aufrichtigen Dankes für erneute, innere Bereicherung aus der Hand und freut sich, daß die Ungunst der Zeit eine Tätigkeit nicht lähmt, die einer großen Gemeinde Wertvollstes Jahr um Jahr beschert. — Ludwig van Beethoven in 2 Bänden enthält, von A. Leitzmanns bewährter Hand und seiner vorbildlichen

Genauigkeit gesammelt, die Berichte der Zeitgenossen, eine Auswahl seiner Briefe und persönliche Aufzeichnungen, eine Arbeit, die sich den gleichartigen um Goethe würdig an die Seite stellt. Leitzmanns Nachwort und seine Erläuterungen führen sicher durch das Feld bunter und sonderbarer Blumen, das den schwierigen Menschen umgibt. — Von der neuen Ausgabe der Werke Ricarda Huchs liegen „Die Verteidigung Roms" und „Der Kampf um Rom" vor. — Theodor Däublers orphisches Hauptwerk „Das Nordlicht" ist in einer schönen Dünndruckausgabe mit einer höchst bedeutsamen, tiefen „Selbstdeutung" des Dichters erschienen. Der Kampf für Däubler, in dem wesentliche Stellungen schon erobert sind, wird ein Ruhmestitel für den Insel-Verlag bleiben. — Ein besonderes, tiefe Zusammenhänge enthüllendes Buch sind die von Martin Buber, dem feinsten Geiste des deutschen Judentums, gesammelten „Ekstatischen Konfessionen", die in veränderter Auflage die Aufzeichnungen von Mystikern aller Völker über ihre mystischen Erlebnisse enthalten. — Eine wertvolle Erweiterung der Briefliteratur bedeuten die von Lissy Susemihl-Gildemeister herausgegebenen Briefe Otto Gildemeisters, ihres Vaters. Wenn Gildemeister gesagt hat, daß es für ihn einer der größten Reize wäre, einen Schriftsteller zu lesen in dem Augenblick, wo er keiner sei, d. h. in seinen Briefen, so gilt das in besonderem Grade für seine eigenen Briefe. — Hugo von Hofmannsthals Spiel „Das Salzburger Große Welttheater", das von Reinhardt in Salzburg aufgeführt wurde, ist jetzt in Buchform erschienen. Man sollte meinen, daß es in unserer Zeit aufmerksame Ohren und zugängliche Herzen finden wird. Hofmannsthal läßt die aus mittelalterlichen Allegorien wie aus Calderons gleichnamigem geistlichen Schauspiel vertrauten sechs Gestalten auf der Weltbühne die ihnen zugeteilten Rollen vor Gott spielen. — Auch die fremde Literatur ist nicht zu kurz gekommen: sehr zu begrüßen ist die ausgezeichnete Übersetzung von George Moores The Wild Goose, „Die Wildgans", durch Clara Barth und Max Freund (Insel-Bücherei), während man die Aufnahme des breitschultrigen Romans von D. H. Lawrence „Der Regenbogen", in der Übersetzung von F. Franzius, nicht als Notwendigkeit empfindet. Mit großem Interesse jedoch begleitet man André Gides Roman „Die Verließe des Vatikan", übertragen von D. Bassermann, und Emile Verhaerens Fünf Erzählungen, deren hoffnungslose Dumpfheit und schicksalhafte Verzweiflung durch die 28 Holzschnitte von Frans Masereel zu stärkstem Eindruck gesteigert werden. — In der Sammlung „Der Dom" sind die Schriften der heiligen Hildegard von Bingen in Auswahl und Übertragung durch J. Bühler erschienen. Außer ihren naturwissenschaftlichen Schriften und der Schilderung ihrer tiefen Visionen sind auch ihre berühmten Dichtungen aufgenommen. Eine anfängliche Sprödigkeit macht nach ihrer Überwindung die Lektüre besonders fruchtbar. — Der jedes Jahr mit Spannung erwartete Insel-Almanach bringt auf das Jahr 1923 wieder literarische Leckerbissen, unter denen wir den Brief Lili Schönemanns, die Briefe Karls des Großen, ungedruckte Aphorismen W. Heinres besonders hervorheben. Textabbildungen von Masereel und mit gewohntem Geschmack ausgewählte Bildtafeln machen den alten Freund zum wieder hochwillkommenen Gast.

Goethe

Der jüngst so tragisch ums Leben gekommene, unermüdliche Arbeiter um Goethe, Wilhelm Bode, hat vor seinem Tode den Band „Die Geniezeit" 1774—76 von seinem „Goethes Leben" vollendet (Berlin, E. S. Mittler). Diese mit vielen Abbildungen geschmückte Arbeit verfolgt und erreicht wie seine

früheren Bücher das Ziel, Goethe als Menschen und Dichter weitesten Kreisen nahezubringen und wird allen willkommen sein, die ein solches Ziel für erstrebenswert halten. — Eine kostbare Gabe ist „Bettinas Briefwechsel mit Goethe“ (Insel-Verlag), auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr Verhältnis zu Goethe. Es handelt sich um die wirklichen Briefe und nicht um Bettinas Phantasien aus dem Briefwechsel „mit einem Kinde“. Dieses Buch ist das letzte Vermächtnis Reinhold Steigs, dessen unermüdlicher Arbeit die Forschung über die deutsche Romantik Unverlierbares dankt. Mit einer kurzen Einleitung seiner Witwe versehen, werden diese Dokumente von F. Bergemann wissenschaftlich erläutert und mit Anmerkungen begleitet. Literarhistorisch, aber darüber hinaus rein menschlich, sind die Briefe von höchstem Interesse, weil man aus ihnen eine wesentliche Möglichkeit erhält, die Art der merkwürdigen Frau genau nachzuprüfen, bei der sich die Grenze zwischen Echtem und Pose so fließend hielt, daß zum mindesten sie selber nicht mehr in der Lage war, zu erkennen, wo das Echte aufhörte, und die trotzdem oder vielleicht grade darum einen Reiz ausübte und ausübt, dem sich auch der Widerstrebende nicht entzieht. — Neue Goethe-Funde erwartet man eigentlich nicht mehr in großem Umfang. Um so freudiger ist die Überraschung, daß es Paul Zimmermann gelang, Goethes Briefe an C. Th. Langer, seinen Jugendfreund, im Braunschweigischen Landeshauptarchiv aufzufinden, dabei ein unbekanntes Gedicht an „Annetten, da sie heurahtete“, mit dem ungezogenen Schluß:

„Zwar mit Freuden und mit Scherzen
In zwey kopulirten Herzen,
Ist's wie mit den Hochzeitskerzen.
Glänzend leuchten sie im Saal
Und verherrlichen das Mahl,
Aber so nach zehen Uhr
Bleiben kleine Stümpfgen nur;
Damit leuchte dir zu Bette!
Gute Nacht! Schlaff wohl, Annette!“

Das Gedicht ist den acht Goethe-Briefen im Faksimile vorangestellt. Das schmale Bändchen wird der Goethe-Gemeinde eine ganz besondere Weihnachtsfreude sein (Wolfenbüttel, J. Zwißlers Verlag).

Ein feines, stilles Büchlein ist der Beitrag von J. Becker, eingeleitet von F. Lienhard, „Goethe und die Brüdergemeinde“, der seine Beziehungen zu den Herrnhutern behandelt (Neudietendorf, F. Jansa). — Georg Brandes kann der Aufmerksamkeit deutscher Leser sicher sein, wenn er sein großes Werk „Goethe“ in deutscher Sprache erscheinen läßt (Berlin, E. Reiß). Für diesen feinen und freien Geist ist es ein Maßstab für die Beurteilung eines Zeitalters, wie weit es „goethereif“ ist. Er gibt weder eine Lebensbeschreibung, noch eine Aufzählung oder Analyse der einzelnen Werke, sondern sagt und bekennt, was ihm Goethe bedeutet, und aus den Äußerungen seines starken Menschentums erwächst ein Bild, ein lebendiges Bild Goethes, das wir rückhaltlos annehmen oder vielleicht mit Widerspruch teilweise ablehnen mögen, das aber jedenfalls ein lebendiges Bild ist. — Der „Goethe-Kalender“ auf das Jahr 1923, herausgegeben von K. Heinemann (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) erweckt trotz manchem wertvollen Beitrag eine leise Enttäuschung. Eine gewisse Einheitlichkeit ist gewahrt durch die Bezugnahme auf das Jahr 1823. Jedoch die Aufnahme von Frau von Steins „Dido“ erscheint überflüssig, und überhaupt mangelt es an Frische. Das schon im letzten Jahre bemängelte Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses ist störend, das äußere Kleid höchst unbefriedigend.

Klassiker

Die Arbeit, die der Verlag Bong & Co. als Erbe der Hempelschen Klassiker-Ausgaben für Deutschlands literarische Goldwerte geleistet hat, ist von Jahr zu Jahr klarer, bewußter und zielsicherer geworden. Auch die beiden Neuerscheinungen verdienen vollste Anerkennung: „Das Nibelungenlied", in der Übersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext, sehr sorgfältig eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von W. Freye, und „Grimmelhausens Werke" in 4 Teilen, vorbildlich eingeleitet und herausgegeben von H. H. Borcherdt, der Grimmelshausen kundig in die Geschichte und die Literatur einordnet und ihn in lebendige Beziehung zur Gegenwart setzt. Besonders dankenswert ist es, daß außer dem „abenteuerlichen Simplizissimus" auch die anderen Werke und Schriften aufgenommen sind. Beide Werke werden viele Freude auslösen. — Interessant, nicht nur für den Literarhistoriker, ist die Ausgabe von „Henno", Bauernkomödie, bei der sich der lateinische Text des Reuchlin und Hans Sachs' Deutsch gegenüberstehen (Konstanz, Reuß & Itta). K. Preisendanz hat zum 400. Todestage des großen Humanisten seine heute noch wirksame, derbe Komödie vom Jahre 1497, die den Nürnberger Poeten 1531 zur Nachdichtung reizte, mit Sorgfalt herausgebracht. K. Holl schrieb ein in die Zeit der Entstehung einführendes Nachwort. — Das Unverlierbare der dichterischen Produktion Johann Christian Günthers, des genialische Züge tragenden Dichters und unglücklichen Menschen, hat H. Wendel ausgewählt und eingeleitet (Berlin, E. Reiß) unter dem Titel „Die deutsche Laute". — Klug und geschickt ist die Auswahl, die L. H. Pigenot aus „Karoline von Günderodes Dichtungen" traf (München, H. Bruckmann). Aus dem Besten ihrer Werke erwächst ein tiefes Verständnis für den melancholischen Reiz dieser feinen, irrenden Seele. — Konnten wir schon früher mit größtem Nachdruck auf das wundervolle Buch „Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut" hinweisen, so haben wir heute für eine neue kostbare Gabe zu danken: „Schleiermacher als Mensch" (Gotha, F. A. Perthes), einen stattlichen Band, in dem Heinrich Meisner sein Werden in den Familien- und Freundesbriefen aus den Jahren 1783—1804 in neuer Form zur Darstellung bringt. Es ist ergreifend und aufrichtend, die innere Entwicklung dieses Mannes zu begleiten, der in Freiheit und Verstrickung seinen Weg geht, weil sein Herz und sein Gefühl echt und stark waren. Unbekannte Briefe an Henriette Herz und seine Schwester Charlotte geben neues Licht. — Das fesselnde Buch von Alfred Wien „Liebeszauber der Romantik" (Berlin, E. S. Mittler) konnte in 6. Auflage erscheinen. Der Verfasser hat die ihm gewordenen Anregungen seiner Kritiker nicht überhört, sondern durch ihre richtige Benutzung den Wert des mit vielen Bildern geschmückten Bandes vertieft. Die Irrungen und Wirrungen des Herzens kommen menschlich gewertet zu guter Darstellung. — Für den Bibliophilen bedeutet die ganz in der Gestalt der ersten Auflage von 1827 gehaltene Ausgabe von Heines „Buch der Lieder" (Hamburg, Hoffmann & Campe) einen erlesenen Genuß. — Mit heller Freude begrüßen wir die herzerfrischende Auswahl aus Mörikes Briefen „Dom heute gewesenen Tage", in der W. Eggert Windegg die schönsten Briefe des schwäbischen Dichters mit verbindendem biographischen Text herausgibt (München, C. H. Beck). Drei Abbildungen und drei Handschriftproben sind beigegeben; unter den Bildern ist das Blatt „Meine liebste Zuhörerin in der Kirche", die heilige Luzia von dem Altarbild in Owen als Ersatz für das fehlende Bild seiner Braut, Luise Rau, gedacht, da es, nach Mörikes Worten „in Haltung, Ausdruck und Scheitelhaar eine rührende Ähnlichkeit" mit ihr hatte. Mörike war ein eifriger und wundervoller Briefeschreiber, dem es gegeben war, seine Lauterkeit und Echtheit in seinen Briefen ganz mitzuteilen. Eine solche Auswahl ist um so erfreulicher, als eine un-

angenehme Art von Mörike-„Forschung“ sich jüngst vorzudrängen suchte in der Person des Herrn Rath, der auch noch mehr Namen hat, die aber durch die verdiente, schroffe Abfertigung in der anständigen Presse jetzt zum Glück von der Bildfläche verschwunden zu sein scheint. — Für Mörikes lebendiges Andenken wirbt mit stärkstem Erfolg auch die wunderhübsche Ausgabe des „Stuttgarter Hutzelmännlein“, zu der Carl Rabus 30 farbige Bilder malte, die ganz die Stimmung und Laune des unverwelklichen Märchens treffen (München-Pullach, P. Stangl). Das Buch eignet sich besonders zu Geschenkzwecken.

* * *

Von der großen Ausgabe der Gesammelten Werke Friedrichs des Großen ist eine ausgezeichnete zweibändige Auswahl erschienen (Berlin, R. Hobbing). Der gründlichste Kenner der friderizianischen Zeit, G. B. Volz, hat sie mit kundiger Hand getroffen und im 1. Band die historischen und militärischen, im 2. die politischen und philosophischen Schriften sowie die Gedichte zusammengefaßt. Die Beigabe der Menzelschen Illustrationen macht diese gut gebundene Auswahl besonders wertvoll.

* * *

Auch die ausländische Literatur ist wieder verhältnismäßig stark vertreten: Bernard Shaws witziger Boxerroman „Cashel Byrons Beruf“ in einer guten Übertragung durch A. Brieger und, übersetzt von W. Cremer, der Roman „Der Amateursozialist“ (Potsdam, G. Kiepenheuer). — Sehr willkommen ist der 1. Band von Ludwig Holbergs Ausgewählten Komödien, enthaltend: Der politische Kannegießer und Der Franzosennarr, in der Übersetzung von H. Goebel (Leipzig, H. Haessel). In dieser guten Bearbeitung dürften die in Skandinavien zum festen Bestand des Bühnenspielplans gehörigen Stücke auch in Deutschland ihre Lebendigkeit beweisen. — In der frisch geleiteten Sammlung „Die bunte Welt“ (Leipzig, H. Lohmann) ist in einer ausgezeichneten Eindeutschung von H. W. Duda Gobineaus Erzählung „Die Tänzerin vom Schemacha“ erschienen, in Bongs sorgfältiger „Klassischen Bücherei aller Zeiten und Völker“ Balzacs „Die Herzogin von Langeais“ und „Eugenie Grandet“, übersetzt von M. Hochdorf und in besonders guter Übertragung durch E. Byk Stendhals nachgelassener, von J. de Mitry herausgegebener Nachrevolutionsroman „Lucian Leuwen“, der heute von einer geradezu erstaunlichen Aktualität ist. Daß Stendhal das Gesindel kannte, das durch Umsturz aus dem Schlamm der Tiefe als Neureiche, Schieber und Jobber an die Oberfläche getrieben wird, ist bei seiner unbeirrbaren psychologischen Sachlichkeit selbstverständlich. —

Der schwierigen Aufgabe, eine Auswahl der deutschen Übertragungen von Baudelaires „Die Blumen des Bösen“ zu treffen, der Stefan George, der Meister der Übersetzung, fern blieb, hat E. Oesterheld sich mit Fleiß und leidlichem Gelingen unterzogen (Berlin, Oesterheld & Co.). Die Übertragungen stammen von St. Zweig, K. Henckell, W. Graf Kalkreuth, R. Schaukal, L. Abelo, O. Hauser und dem Herausgeber. Höchst interessant ist Baudelaires Vorrede zur 2. Auflage, die sein französischer Verleger unterdrückte. — Meisterwerke der russischen Bühne (Leipzig, Bibliogr. Institut) enthalten in einem Band in der kundigen Auswahl durch A. Luther Stücke von Gribojedow, Ostrowskij, Pisemskij, Tschechow und verdienen alles Interesse, um so mehr als wir ja in Deutschland schon von ständigen russischen Bühnen sprechen können. Die nur zu begrüßende Hinneigung zum Osten wird weiter bewiesen durch eine sehr schöne, illustrierte Ausgabe von Puschkins „Pique-Dame“ (Berlin, Newa-Verlag),

in glänzender Übertragung durch W. E. Groeger, die durch die dämonischen Bilder von A. Propp zu stärkster Wirkung kommt. Im gleichen Verlag erschien Alexander Blocks geniales, in Fetzen hingehauenes Revolutionsgedicht „Die Zwölf" mit sehr merkwürdigen Bildern von W. M. Massjutin. Nirgendwo anders ist mit so kleinem Rahmen Monumentales, Furchtbares gebannt wie hier. — Eine ernste Arbeit von großer Bedeutung ist der Versuch Carl Dallagos, das Taoteking: „Der Anschluß an das Gesetz oder Der große Anschluß" von Laotse wiederzugeben. Spüren wir hier den Geist des alten China, so lernen wir in den englischen Gedichten von Benoy Kumar Sarkar „The Bliss of a Moment" (Boston, The Poete Lore Company) einen der feinsinnigsten Vertreter Jung-Indiens kennen, der den Lesern der „Deutschen Rundschau" ja schon lange kein Fremder mehr ist. Die Gedichte, von denen uns ein an „Goethe" gerichtetes besonders berührt, zeigen eine sympathische Tiefe des Gefühls, Feinheit des Gedankens und eine reiche innere Kultur, die ihnen ein lebhaftes Echo in Deutschland sichert. — In der Übersetzung von M. Knöpfler sind die Vorträge über die Mission Sankt Philippi Neri nebst einer Novene und Gebeten von John Henry Kardinal Newman erschienen (München, Theatiner-Verlag). Der bedeutende Kardinal Newman ist den Lesern der „Rundschau" durch die Arbeiten der Lady Charlotte Blennerhassett bekannt, die eine Zierde unserer Zeitschrift sind. Das sehr fein ausgestattete Buch ist ein Zeugnis für die zielbewußte Arbeit des neuen Münchener Verlages, die besondere Aufmerksamkeit verdient. — Endlich weisen wir auf die von Otto Karrer gesammelten und übertragenen Geistlichen Briefe und Unterweisungen des Ignatius von Loyola hin, die jeder studieren sollte, der andere leiten möchte (Freiburg, Herder & Co.).

Literaturwissenschaft

Als ein sicheres Nachschlagewerk ist die „Deutsche Sprichwörterkunde" von F. Seiler zu empfehlen (München, C. H. Beck), in der vom Verfasser ein umfassendes Material übersichtlich verarbeitet ist, das Verständnis für den unendlichen Reichtum dieses Volksschatzes erweckt und kluge Bemerkungen über die Eigenart des Sprichwortes überhaupt bringt. — E. Wasserzieher setzt seine unermüdliche und immer frische Arbeit für unsere Muttersprache fort in den „Sprachgeschichtlichen Plaudereien" (Berlin, F. Dümmler), in denen auch zu seinen früheren, hier angezeigten Werken wertvolle Ergänzungen gebracht werden. Auch dies ist eine Arbeit von nationalem Werte, deren Bedeutung man hoch anschlagen muß. — Interessante Aufschlüsse bringt das Werk von E. Jung, „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" (München, J. F. Lehmann), in dem die zahlreichen Bilddenkmale aus germanischer Zeit bis zum frühen Mittelalter gesammelt und an ihnen der harte Kampf des Christentums gegen die heidnischen Begriffe erläutert wird, die tief im eigentlichen Wesen unseres Volkes verwurzelt waren. — Eine sehr zu begrüßende Neuerscheinung ist das Buch „Schreib- und Buchwesen einst und jetzt" von A. Schramm (Leipzig, Quelle & Meyer). Auf knappstem Raum gibt der bekannte Direktor des Deutschen Museums für Buch und Schrift eine sichere Übersicht über die Entwicklung des Verkehrs der Menschen untereinander durch Schriftzeichen von den ältesten Sandschriften bis zum Diktaphon mit sehr guten Abbildungen. — Ein Buch von Anton Bettelheim bedarf in der „Deutschen Rundschau" keiner Einführung. Unsere Leser kennen die Art, die Gründlichkeit seiner Forschung und seinen glänzenden Stil zur Genüge, um das Werk „Wiener Biographengänge" (Wien, Wiener Liter. Anstalt) mit Freuden zur Hand zu nehmen, in dem 23 Aufsätze des Wiener Literarhistorikers vereinigt sind. Das Buch ist, mit einem

feinsinnigen Widmungswort A. Sauers im Namen seiner Freunde eingeleitet, die schönste Huldigung zum 70. Geburtstage Bettelheims, weil er selber die Gabe darbringt und seine prachtvolle Frische bewährt. — Dem zu früh uns entrissenen Karl Gjellerup ist von seiner Witwe und seinem Freunde P. A. Rosenberg in dem Buch „Karl Gjellerup, der Dichter und Denker", ein stilles Denkmal gesetzt worden, das sein Leben in Selbstzeugnissen und Briefen darstellt (Leipzig, Quelle & Meyer). Das Buch wird den zahlreichen Freunden des Unvergessenen aufrichtig willkommen sein. — Der Jakob-Burckhardt-Gemeinde wird durch das Buch von J. Oswald ein wahres Geschenk gemacht: Unbekannte Aufsätze Jakob Burckhardts aus Paris, Rom und Mailand (Basel, B. Schwabe & Co.). Aus naher persönlicher Kenntnis steuert Oswald zwei einleitende Aufsätze bei, dann folgen Pariser Feuilletons für die „Kölnische Zeitung" und ein Aufsatz Burckhardts aus Mailand und zwei aus Rom.

*

Für die ausländische Literatur ist besonders für den Osten viel geschehen. Wir verzeichnen nicht weniger als drei „Russische Literaturgeschichten", deren Gegenüberstellung höchst anregend ist: von E. Friedrichs (Gotha, F. A. Perthes), von A. Eliasberg (München, C. H. Beck) und von A. Brückner in der ausgezeichneten „Jedermanns Bücherei" (Breslau, F. Hirt). Alle verbinden wissenschaftliche Kenntnis mit dem Streben, an weite Kreise sich zu wenden, Eliasberg gibt Einzeldarstellungen der heute noch lebendigen Literatur, Friedrichs und Brückner einen Abriß der ganzen russischen Literatur. Ebenfalls in der „Jedermanns Bücherei" gibt Brückner die Geschichte der „Polnischen Literatur". — Ein sehr warm geschriebenes, gut ausgestattetes Buch ist Anton Csáháns „Ungarn in seiner Dichtung" (Wien, Amalthea-Verlag), in der ein zusammenhängender Überblick über die ungarische Literatur von den ältesten Zeiten der Sage und Legende bis zur neuesten Zeit gegeben wird. — Dem klassischen Altertum gelten zwei Werke, die geeignet sind, in breiten Schichten Verständnis zu finden: von Theodor Birts bewährter und feiner Hand ein Griechenbuch „Von Homer bis Sokrates" (Leipzig, Quelle & Meyer), aus dem in buntem Allerlei das Wesen des Griechentums strahlt, und von E. Tögel „Die antike Welt" (Reichenberg, Gebr. Stiepel), eine geschickt zusammengestellte Anthologie in vier Abschnitten, die aus Dichtung, Philosophie, Kultur und Geschichte und aus den Kämpfen der Römer und Germanen eine Fülle von Anregung und Belehrung bringt.

Erzählungen, Gedichte, Dramen

Nach dem Glauben des Altertums, daß der Irre gottgeweiht sei, nennt Bernhard Kellermann ein schmales, feines Büchlein „Die Heiligen" (Berlin, S. Fischer), in dem er mit ganz schlichten, dafür um so eindringlicheren Mitteln seiner Kunst einen Kreis geistig gestörter Männer mit höchster Lebendigkeit vor uns hinstellt. Es ist bewundernswert, wie ganz aus dem inneren Gesetz dieser Irren heraus Kellermann ihre Reden formt, mit welcher Sicherheit er jedem Einzelnen mit ein paar Strichen das Eigengesicht gibt, und wie er gleich zu Beginn mit überlegenem Können den Bannkreis zieht, der diese Welt umschließt und von dem wahrlich irrsinnigeren Leben der amtlich für geistig gesund Gehaltenen trennt. Die erschütternden, ganz auf den inneren Ausdruck gerichteten Bilder von Magnus Zeller, die ganz mit der Erzählung sich einen, machen das Büchlein zu einem kleinen Juwel. — Laut und kräftig hingegen ist das Tempo des neuen Romans von Norbert Jacques „Die Pulvermühle" (Berlin, Gyldendal). Hier wird mit starken Mitteln gearbeitet, aber Jacques ist zu sehr Künstler, um nicht die Grenze, wo der Film beginnt, zu meiden. Das Buch packt, die Personen stehen fest auf ihren Füßen, und

das angeschlagene Tempo wird bis zum Ende durchgehalten. Das Beste an dem Buche ist das spezifisch Luxemburgische. Es ist zu bedauern, daß Jacques durch seine Matusereien immer weiter von der Möglichkeit sich entfernt, einen wahren Grenzlandroman zu schreiben. — Gesund und stark ist die norwegische Erzählung „Elch" von Andreas Haukland (ebenda). Die im Norden sich wieder belebende Tiererzählung zeitigt in dieser Königssage aus der Wildnis, die Geburt, Jugend, Werden, Reife und Kämpfe eines königlichen Elchstiers mit aller Pracht und Größe der nordischen Einsamkeit schildert — aus der Umwelt des Elchs heraus — eine seltene und schöne Blüte. — Einen neuen niederdeutschen Erzähler von Eigenart und großer Begabung lernen wir in Ernst Schnackenbergs Roman „Die Männer der Rebekka Meinert" kennen (Bremen, C. Schünemann). Das Enoch-Arden-Motiv ist hier mit einem tiefen Gefühl für die niederdeutschen Menschen und ihre inneren Gesetze, in einer schlichten, aber großen Kunst der Charakterisierung durchgeführt. Das Buch verdient die Unterstützung aller, denen ursprüngliche, echte Kunst am Herzen liegt. — Einen Märtyrer unserer Tage stellt mit einem von innerer Glut befeuerten Rhythmus Franz Herwig in seiner Legende „Sankt Sebastian vom Wedding" hin (München, Kösel & Pustet). Es ist das Schicksal eines jungen Mönches, der aus der Stille seines Klosters auszieht, um das gottlose Berlin zu missionieren, der durch die Reinheit seines Wesens und die heilige, leuchtende Kraft seines Willens Taten und Leben eines Heiligen vollendet, bis ihn in den Wirren der Revolution ein entmenschter Haufe als einen andern Sebastian an einen Laternenpfahl bindet und durch Kugeln zerfetzt. Auch sein Blut floß nicht vergebens: er fand Anhänger und Jünger, wie jedes reine Sein sie bannen muß. In diesem Buch mit dem sonderbaren Titel brennt eine leidenschaftliche Ethik, die zu tiefer Nachdenklichkeit bewegt, getragen von einem Stil von starker Eigenart. — Ein Buch, das uns besonders ergreift, ist der Roman des deutschen Offiziers Unbesiegt! von Georg P. M. Roose (Leipzig, Stern-Bücher). Er erschien anonym: von ***, ehemaliger belgischer Offizier. Wie alle Werke von Roose brennt er von einem gewaltigen inneren Feuer, und das macht diesen ritterlichen Gruß zu einem Erlebnis. Wir möchten dieses Buch weit verbreitet sehen. In dem uns vorliegenden Exemplar stehen die vom Verfasser handgeschriebenen Worte: „Es ist eine Ehre und ein Glück, Deutscher zu sein. Deutscher — Mensch! Wenn ich kein Name wäre, möchte ich Deutscher sein."

*

Als ein letzter Gruß von Christian Morgenstern gleichsam erscheinen mit dem Titelblatt der „Galgenlieder" seine Äußerungen „über die Galgenlieder" (Berlin, B. Cassirer), Brieffragmente und die „Anmerkungen von Dr. Jeremias Müller". Morgenstern schreibt über die Galgenlieder: „Man kommt ihnen vielleicht am besten bei, wenn man sie von der Seite ergreift, die ihre wesentlichste ist, indem man sie etwa nimmt wie Federzeichnungen eines ungemein kecken und kühnen Humors, in denen nur die Grundidee mehr oder minder grotesk ist, die Aus- und Durchführung aber durchaus organisch und konsequent." Kein Freund Morgensterns wird diese Briefe und die parodistisch-ernsthaften philologischen Anmerkungen in seiner Sammlung missen wollen.

* * *

Carl Sternheim setzt seine schon bisher nicht vergeblichen Bemühungen, lächerlich zu werden, mit Erfolg fort in seinem neuen Pamphlet: Tasso oder Kunst des juste milieu (Berlin, E. Reiß), in dem Karlchen das Große, nunmehr Goethe, erledigt. Als Beitrag zurzeit nicht ohne Interesse.

*

Das erste Prosabuch von Börries, Freiherrn von Münchhausen, „Fröhliche Woche mit Freunden“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zeigt den Balladendichter von einer menschlich sehr liebenswürdigen Seite. Es ist eine Art zwangloser Lebensbeschreibung mit interessanten Bemerkungen auch an Berliner literarische Kreise. Die Distanz zu sich und dem eigenen Werk ist überall gewahrt, so daß auch dieses Buch der großen Zahl seiner Freunde höchst willkommen sein wird. — Zwei ganz bodenständige, im rheinischen Land verwurzelte Gedichtbände sind das Schneider-Clauß-Buch und der Rheinische Fiedelmann (Köln, Rheinland-Verlag). In der Festgabe zum 60. Geburtstag von W. Schneider-Clauß, herausgegeben von C. Salen, ist alles vereint, was das Wesen dieses echtesten Dichters der „kölschen“ Mundart charakterisiert. Das Buch wird einmal ein klassisches Werk für diesen Dialekt sein. — Der „Rheinische Fiedelmann“ bringt hochdeutsche und rheinische Mundartgedichte von F. P. Küsten. Diese Sammlungen echt rheinischer und darum echt deutscher Dichtung sind in der jetzigen Zeit von ganz besonderem Wert.

*

In seinem Drama „Johann von Werth“ sucht Hans Fritz von Zwehl die ewige deutsche Tragödie zu gestalten, die Tragödie deutscher Zerrissenheit und Zwietracht. Starkes dramatisches Leben durchpulst dieses Werk, in dem eine deutsche Gesinnung ohne Engigkeit in tiefem Begreifen ihres wahren Seins künstlerischen Ausdruck fand. Die Personen sind sicher charakterisiert. Der deutsche Reiterführer wäre eine Rolle für Friedrich Kayßler, von dessen sympathischem, echtem, nach Tiefe ringenden Wesen ein neues Bändchen Aphorismen „Besinnungen“ erneut Zeugnis ablegt (Berlin, E. Reiß).

Auf das neue Buch von Otto Hammann, Bilder aus der letzten Kaiserzeit (Berlin, R. Hobbing) wird hier in dem größeren Zusammenhang der „Verantwortlichkeiten“ eingegangen und seine Bedeutung als historisches Dokument untersucht werden. Das letzte Wort kann ohne das Vorliegen der Erinnerungen von Holstein und des Fürsten Eulenburg hierzu nicht gesagt werden. Starker Widerspruch und Berichtigungen gegen manche Ausführungen des ehemaligen Pressechefs der Reichskanzlei sind zu erwarten. Solcher Vorbehalt schwächt jedoch die Bedeutung der Veröffentlichung nicht ab. In acht Abschnitten gliedert sich das Buch, deren jeder Neues, z. T. mit Dokumenten Belegtes enthält: 1. „Die graue Eminenz“ (Holstein); 2. Bülow und die unpolitischen Deutschen; 3. Bülow und Tirpitz; 4. Th. von Bethmann Hollweg; 5. A. von Kiderlen-Wächter; 6. Kanzler und Großadmiral; 7. Briefe eines Sehenden (Frhr. von Mumm); 8. Der oberste Kriegsherr. Im Anhang werden zwei Telegramme des Kaisers an Bülow über seine Kronberger Gespräche mit Sir Charles Hardinge, der Bericht des Botschafters von Stumm vom 8. September 1908 über die Marokkokonferenz, das Schreiben Bülows an Tirpitz vom 25. Dezember 1908 über unsere Flottenrüstung und England, die Antwort von Tirpitz, das Telegramm Bülows an die deutsche Gesandtschaft in Petersburg mit einem letzten Vorschlag zur Beendigung der bosnischen Krisis, das Telegramm Kiderlens vom 24. Juli 1911 an die Londoner Botschaft mit Verwahrung Lloyd Georges Rede und die Antwort des Botschafters Metternich im Wortlaut mitgeteilt. Jede Äußerung von Männern vom Bau, die in der Zeit, da Deutschlands Schicksal sich vorbereitete, die deutsche Politik von innen sahen, verdient höchste Beachtung. Auch hier finden sich wesentliche Argumente gegen die Lüge von Deutschlands Alleinschuld, die allein schon das Buch wertvoll machen. Von ganz besonderem Reiz sind die zwölf Zeichnungen von O. Gulbranssson, der mit der Genialität seiner Charakterisierungskunst das Wesen des einzelnen erfaßte, eine zeichnerische Leistung von hohem, physiognomischem Wert. Wenn man diese Köpfe betrachtet und alle ihre

Fehlgriffe in Rechnung setzt und sich im Geiste eine Reihe von Bildern der jetzigen „Staatsmänner" vorstellt, so sinkt trotz allem die Wage zugunsten dieser Männer. Denn hier sind „Köpfe", bei den gegenwärtigen nicht einmal Gesichter. — Die Ausstattung des Buches, Druck und Reproduktion sind höchst sorgfältig und gut.

Musik- und Kunstliteratur

Die Neuerscheinungen mancher Verleger bedürfen keiner Einführung mehr: sie werden dank alter Beziehungen wie gute Freunde empfangen. So geht es uns mit den Büchern des Verlages Gustav Bosse, Regensburg. Der 2. Jahrgang des „Almanachs der deutschen Musikbücherei" für 1922 ist für den Kunstfreund eine Herzensfreude. Dieses Mal schlingt sich der Kranz der Beiträge um E. T. A. Hoffmann und Hans Wildermann, für den der Verlag unermüdlich wirbt. Von W. Matthießen ist ein Aufsatz „E. T. A. Hoffmann als musikalischer Künstler" und zwei seiner feinen musikalischen Mozart-Märchen aufgenommen, ferner Adelheid von Deiths „Kleine Lebenserinnerungen an Hoffmann". Von älteren Beiträgen gibt es wieder eine geschickt und taktvoll ausgesuchte Fülle. Für Wildermann sucht Ferdinand Gregoris' Arbeit „H. Wildermanns Faust-Wirklichkeiten" Verständnis zu wecken, ebenso ein Aufsatz des Künstlers selber über seine Parsifal-Inszenierung. Ein gutes, ein feines und ein liebes Buch! — Die Monographie „Joseph Haydn und seine Sendung" von A. Schnerich (Zürich, Amalthea-Verlag) füllt eine Lücke in der Musikliteratur aus, und füllt sie gut aus, daß man mit Bereicherung dieses mit feinem Verständnis geschriebene Buch aus der Hand legt. — Die Revolution hat keine lebendigen Lieder und Melodien geschaffen, aber sonst regt sich neue Musik, die aus der Liebe zum Vaterland geboren wird: musikalisch recht beachtlich und von Herz und Frische erfüllt sind die Lieder „Aus Vaterlandes Notzeit", deren Worte und Weisen Hanns Werner Langer schuf (Darmstadt, Selbstverlag). Die Ausstattung ist sehr hübsch, die Lieder sind handgeschrieben von Rolf Fritsch, mit farbigen Bildinitialen. Wir wünschen ihnen und dem Geist, den sie atmen, weite Verbreitung. — Ein prächtiges Buch ist Karl Kobalds Arbeit „Schubert und Schwind" (Amalthea-Bücherei), das die Beziehungen der beiden Künstler behandelt. Mit gründlicher Kenntnis wird die Wiener Biedermeierzeit geschildert. Besonders lebendig ist die Auswahl aus den Briefen Schwinds und Schuberts. Das Buch bringt viele Bilder aus Wien. — In Ergänzung des ausführlichen Berichtes über neue Kunstliteratur seien kurz einige ausgezeichnete Werke empfohlen: Pieter Bruegel von Max J. Friedländer (Berlin, Propyläen-Verlag), ein grundlegendes Werk voll glänzender Vorzüge; Eduard von Grützner, eine Selbstbiographie mit 136 Abbildungen, ein liebenswürdiges Buch, das das fröhliche Schaffen des beliebten Künstlers in charakteristischen Proben aus den Shakespeare-Illustrationen, dem „Klosterleben", den „Sieben Todsünden" u. a. m. zu lebendiger Anschaulichkeit bringt, wesentlich unterstützt durch die schlichte Selbstbiographie; ferner Fritz Behn als Tierplastiker mit 73 Abbildungen, die den Schaffensreichtum dieses Meisters zeigen. Beide Bücher sind in den hier auf das wärmste gerühmten „Kunstbrevieren" des Verlages Hugo Schmidt, München, erschienen, in der guten Ausstattung und tadellosen Reproduktion der Bilder, die wir in dieser sorgfältigen Sammlung gewohnt sind. — Beste Arbeit stellen in jeder Hinsicht die Bilderhefte „Deutsche Kunst", herausgegeben vom Bayr. Nationalmuseum, dar (München, Verlag für praktische Kunstwissenschaft). Die uns vorliegenden Hefte 1—4 enthalten mit kurzem, klarem Text und guten Bildtafeln: die Madonna mit dem Rosenstrauch, von Ph. M. Halm; das Bamberger Heinrichsgrab Til Riemenschneiders von G. Lill; das

Sechstagewerk, Regensburger Federzeichnungen des 12. Jahrhunderts, von H. Karlinger und die Glasfenster der ehemaligen Minoritenkirche in Regensburg von K. Weiß. Es ist vorbildlich, wie hier für das Verständnis heimatlicher Kunst gearbeitet wird. — Erwähnung verdienen noch die Schrift „Adolf von Hildebrand zum Gedächtnis" mit vielen Abbildungen seiner Werke (München, G. D. W. Callwey); „Zum Sehen geboren", Zeichnungen deutscher Künstler zu deutschen Gedichten, frisch und gut aus Altem und Neuem ausgewählt (Berlin-Zehlendorf, F. Heyder) und Karl Brögers, des beachtenswerten, eigenkräftigen Dichters Sang von Sommer, Sonne und Söhnen, „Der Vierkindermann" voll Innigkeit, Humor und Wärme mit den feinen Zeichnungen von Erich Büttner (ebenda).

* * *

Neue Kunstwart-Mappen dürfen immer auf freundlichen Empfang rechnen; so genügt es fast, ihr Erscheinen ohne viel Worte anzukündigen. Uns liegen drei Mappen vor: die Wolfgangmüller-Mappe mit 12 Werken des Künstlers, der nach Weite, Größe und dem Ausdruck des Lebensgefühls in jedem, auch dem kleinsten Gegenstande strebt, ohne sein Kommen vom Kunstgewerbe zu verleugnen; die Mediz-Pelikan-Mappe, die Karl Mediz seiner heimgegangenen Gattin Emilie Pelikan widmet, und „Aus Bayerns Bergen", 8 Steinzeichnungen von Ernst Müller-Bernburg, die aus feinem Einfühlen in die Schönheit des bayrischen Hochlands entstanden sind (München, G. D. W. Callwey).

* * *

Eine gediegene Gabe bedeutet die Sammlung von Lautenliedern von G. Spalwingk: „Sing', o sing' Frau Nachtigall" (Weißenfels, Dürerhaus). Die Ausstattung der schlichten melodiösen Lieder ist wunderhübsch: handgezeichneter Satz in drei Farben. — Freunde möchten wir auch werben für die Lieder von Doris Ruck-Hanke: „Sonnenschein", 12 Kinderlieder für eine oder zwei Singstimmen mit Klavierbegleitung, und „Aus meines Herzens Garten", 7 Lieder für eine Singstimme mit Klavier (Wernigerode, G. Koezle).

Geschichte

Unter den vielen und wertvollen Neuerscheinungen auf diesem Gebiet gebührt dem II. Band von Albert von Hofmanns „Politischer Geschichte der Deutschen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) der erste Platz. Die großen Hoffnungen, die der hier eingehend gewürdigte I. Band erweckte, werden durch die Fortsetzung voll bestätigt. Dies ist die Art, wie wir deutsche Geschichte gelehrt sehen wollen: einwandfreie wissenschaftliche Forschung, verbunden mit Stärke und Wärme des Gefühls für das eigene Volk, lebendige Verknüpfung des Historischen mit der Gegenwart und die tiefe Erkenntnis, warum wir eine Geschichte des Volkes und nicht der Dynastien brauchen und haben wollen. Der II. Band umfaßt die Zeit von 919—1250. Er ist nach den Kaisern gegliedert; mit vollem Recht und ohne Widerspruch zu der eben geäußerten Behauptung. Denn damals waren Reich und Kaiser sich deckende Begriffe. Besonders bemerkenswert ist die Einleitung „Die mittelalterliche Weltanschauung in ihrer politischen Bedeutung", eine Auseinandersetzung von großer Bedeutung mit dem Papsttum als politischem Faktor. Im Kampf dagegen wuchsen im Bewußtsein des Volkes die Kaiser zu nationalen Helden. Gerade in die Zeit der gewaltigen mittelalterlichen Kämpfe fällt

aus einer Betrachtungsweise neues Licht, die den Zusammenhang mit der Geschichte des deutschen Volkes in der Gegenwart sucht. — Das bekannte Buch „Georg Webers Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung“ (Leipzig, W. Engelmann) liegt in 23. Auflage vor. Diese Zahl spricht für die Beliebtheit und das Bedürfnis nach einer solchen zusammengedrängten Weltgeschichte. Jedoch hätte man diese Auflage, die bis 1914 von O. Langer bearbeitet, dann von 1914 bis zur Gegenwart von K. Gutwasser fortgeführt ist, doch besser zurückgehalten, bis es möglich war, die Geschichte der letzten hundert Jahre auf Grund der wichtigen neuen Quellen nachzuprüfen. Dieser Teil vermag den berechtigten Ansprüchen auch des Laien nicht mehr zu genügen. — Von der großen Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871, von A. Stern (Stuttgart, J. G. Cotta) zeigen wir mit Verspätung den 2. Band, die Zeit von 1848 bis 1871 umfassend, an. — Als 4. Band, 1. Teil, der ausgezeichneten Geschichte von Florenz von R. Davidsohn ist die Frühzeit der Florentiner Kultur erschienen (Berlin, E. S. Mittler), ein Vierteljahrhundert, nachdem ihr 1. Band erschien. Das Werk, die Lebensarbeit des angesehenen Gelehrten, braucht auch in unserer Zeit keine Rechtfertigung, denn in allen Wirren und Umstürzen wird Florenz und der Genius seiner großen Zeit als Ewigkeitswert bestehen bleiben. — Eine besonders wertvolle Gabe stellen Bismarcks Briefe an seinen Sohn Wilhelm dar, herausgegeben von W. Windelband (Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft), die den großen Kanzler als Vater in einer liebenswerten Art zeigen und in den über lange Jahre sich hinziehenden Briefen wieder seine Kunst des brieflichen Verkehrs erhärten. Dieses Buch kommt zur rechten Zeit. Es ist ein Beweis mehr für eine der stärksten Seiten Bismarcks. Das ist zu begrüßen, da wir erwarten müssen, daß sein Bild durch neue Erinnerungen aus seiner Zeit zu unter- oder gar zu übermalen versucht werden wird. — Gerade in dieser Hinsicht wertvoll ist das gescheite Buch von K. Groos, Bismarck im eigenen Urteil, das eindringende psychologische Studien über die Selbstbeurteilung und ihre Problematik sowie eine Fülle von Material bringt (Stuttgart, J. G. Cotta). — Recht eigentlich ein Kampfbuch gegen die gemeine, dumme, von keiner Kenntnis beschwerte Art, mit der die Machthaber von heute, über das Haus Hohenzollern urteilend, sich beflecken, ist Georg Küntzels Schrift, Die drei großen Hohenzollern und der Aufstieg Preußens im 17. und 18. Jahrhundert, das mit gediegener Sachkunde das Wirken des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen für ihr Volk darstellt (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Eine erschütternde Tragödie, die in eine Tiefe führt, in der Widerspruch und politische Gegensätze vor unendlichem, menschlichem Leid schweigen, enthüllt das Buch „Die letzte Zarin“, ihre Briefe an Nikolaus II. und ihre Tagebuchblätter von 1914 bis zur Ermordung (Berlin, Ullstein). J. Kühn gibt sie mit einer klugen Einleitung heraus und weist die ungemein politische Bedeutung dieser Briefe an den Zaren von seiner nächsten und vielleicht einzigen wahren Freundin nach. Aus den ursprünglich in englischer Sprache geschriebenen Tagebüchern ist eine alles Wesentliche enthaltende Auswahl getroffen. Aus ihr und den Briefen wächst ein Bild, dem man als einer reinen Seele, nur geleitet von Liebe zu Mann und Kindern, jede Achtung zu bezeigen als einfache menschliche Pflicht empfindet. — In drei Bänden ist eine Arbeit erschienen, die sehr zu begrüßen ist, weil dadurch vielleicht eine der vielen Fehlerquellen verstopft werden kann, die so verhängnisvolle politische Fehler Deutschlands hervorgerufen hat: die mangelhafte Kenntnis Englands. Das sachlich und klar gehaltene Werk von K. Oréans „Neuere Geschichte Englands“ (Bonn, K. Schroeder) behandelt unter sorgfältiger Berücksichtigung englischer Quellen die Entwicklung von Englands Kultur-, Rechts-, Wirtschafts- und Staatengeschichte vom Mittelalter

bis zum Weltkrieg. — Ein Quellenwerk ersten Ranges und eine Fundgrube für den Historiker wie für den Psychologen sind die „Tagebücher von Friedrich von Gentz“ 1829—1831 (Zürich, Amalthea-Verlag), herausgegeben von A. Fournier und A. Winkler. Hofrat Fournier, ein alter Autor der „Deutschen Rundschau“, hat bis zu seinem Tode die bekannte Sorgfalt seiner Arbeit der Herausgabe gewidmet. Die Tagebücher sind bei allem persönlichen Beiwerk als ein höchst bedeutsames politisches Dokument zu werten. — Aus dem gleichen Grunde zu begrüßen ist die von H. von Eckhardt besorgte, eingeleitete und kommentierte zweibändige Ausgabe von Friedrich von Gentz' Staatsschriften und Briefen aus den Jahren 1799—1832, die das Bild dieses merkwürdigen, freilich recht problematischen Menschen abrunden (München, Drei-Masken-Verlag). — Es ist notwendig, hier noch einmal auf die Arbeit hinzuweisen, die der Drei-Masken-Verlag geleistet hat. Die große Reihe „Der deutsche Staatsgedanke“ bringt in vorbildlicher Weise, geleitet von A. Duch, Schriften und Dokumente, die zur deutschen Problematik, aber auch zu den eigentlichen Quellen unserer Kraft hinführen. Der Wert dieser Sammlung kann nicht gut überschätzt werden. Dem Verlag gebührt voller Dank aller, die mit Ernst und Tiefe sich um Deutschland mühen, daß er trotz aller Schwierigkeit diese große Arbeit unternahm. Neu erschienen sind: Von den Anfängen bis auf Leibniz und Friedrich den Großen, herausgegeben von P. Joachimsen; Großdeutsch—Kleindeutsch, Stimmen aus der Zeit von 1815 bis 1914, durch A. Rapp; Justus Möser, Gesellschaft und Staat, eine Auswahl aus seinen Schriften, durch K. Brandi; Freiherr vom Stein, Staatsschriften und politische Briefe, durch H. Thimme; J. G. Fichte, Volk und Staat, Auswahl durch O. Braun; E. M. Arndt, Staat und Vaterland, durch E. Müsebeck; Die erste deutsche Nationalversammlung und ihr Werk, durch P. Wentzcke; J. von Radowitz, Ausgewählte Schriften und Reden, durch F. Meinecke. In der vom gleichen Verlag herausgegebenen „Bücherei für Politik und Geschichte“ sind erschienen Carl von Clausewitz' Politische Schriften und Briefe, durch H. Rothfels. — Wir erwähnen weiter als verdienstvoll: Görres als politischer Publizist von M. Berger (Bonn, K. Schroeder) und J. G. Fichte, Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution, herausgegeben von R. Strecker (Leipzig, F. Meiner). — Von der hier früher schon angezeigten, durch E. Bernstein besorgten Ausgabe von F. Lassalles Gesammelten Reden und Schriften (Berlin, P. Cassirer), sind inzwischen Bd. 7—9 und 12 erschienen.

Naturwissenschaften

J. von Uexkülls Werk „Umwelt und Innenwelt der Tiere“ (Berlin, J. Springer), dessen Ergebnisse den Lesern der „Deutschen Rundschau“ nicht fremd sind, da sie den Gedankengängen des großen Biologen mit stärkstem Interesse gefolgt sind, liegt in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage vor. Neu sind die sehr klaren Abbildungen; das Schlußkapitel ist ganz überarbeitet nach Maßgabe des gegenwärtigen Standes der theoretischen Erkenntnis. — Von Wilhelm Bölsches naturwissenschaftlichen Plaudereien „Vom Bazillus zum Affenmenschen“ (Jena, E. Diederichs) ist als 11.—15. Tausend eine völlig umgearbeitete Neuausgabe erschienen, in der er seiner Absicht, die Naturforschung wieder zu einer Art Volkssage zu machen, mit Erfolg nahekommt.

*

In der sehr bedeutsamen Sammlung „Atlantis“ (Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas) ist als Band VI erschienen: „Spielmannsgeschichten der Sahel“,

herausgegeben von Leo Frobenius (Jena, E. Diederichs). Auf die Bedeutung dieser Sammlung ist hier des öftern nachdrücklich hingewiesen worden. Gerade dieser Band jedoch bringt ein so überzeugendes Bild von der alten Kultur der Niger in und um die Sahara, daß alle landläufigen Ansichten über Afrika vollständig über den Haufen geworfen werden. Heldenlieder von eindringlicher Kraft und Schönheit enthüllen, daß dort wie bei uns Helden lebten und in Liedern gefeiert wurden, die ausgezeichnet waren durch Kraft, Mut, Klugheit und Liebe zum Ruhm. Es ist eins der nachdenklichsten Bücher, die wir seit langem lasen. Auch die beiden neuen Bände: Erzählungen aus dem West-Sudan und der zweite Teil der Volksmärchen der Kabylen vertiefen diesen Eindruck. — Eine wertvolle Zusammenstellung, die altes Volksgut rettet und belebt, bedeuten die „Deutschen Natursagen": erste Reihe: „Von Holden und Unholden" (ebenda), in denen P. Zaunert den Volksglauben und Aberglauben von den Natur- und Hausgeistern, Gnomen, Wasser- und Waldgeistern, Riesen und Spukgeistern gesammelt und erläutert hat. Dem Buch sind vier Holzschnitte von Marie Braun beigegeben.

Verschiedenes

In vorbildlich klarer Art führt das Buch von H. Nawiasky, Die Grundgedanken der Reichsverfassung (München, Duncker & Humblot) in den politischen Gehalt der Weimarer Verfassung, an der als einem Notgebilde niemand rechte Freude hat, da Unfähigkeit ohne schöpferische Gesichtspunkte bei ihr am Werke war. — Mit Nachdruck weisen wir auf das übersichtliche, vortrefflich orientierende Buch „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Arbeitgeberverbände" von O. Leibrock hin (Berlin, O. Elsner). Als eine Macht, als ein neuer Stand haben die Arbeitgeberverbände ihren Anspruch angemeldet, und ihr Auftreten war für viele eine Befreiung. Die großen Erwartungen, die man an ihre Arbeit knüpfte, scheinen sich erfüllen zu sollen. Denn die Wirtschaftsethik, das hohe Verantwortungsgefühl gegenüber der Volksgemeinschaft und die Erkenntnis, ihre Arbeit nach großen, geistigen und sittlichen Gesichtspunkten ausgestalten zu müssen, wie sie vor allem in der sehr geschickt und klug geleiteten Zeitschrift „Der Arbeitgeber" zum Ausdruck kommt, verdienen volle Anerkennung. — Eine sichere Orientierung über das einschlägige Gebiet gibt die Schrift von R. Moraht, „Der deutsche Kalibergbau", die in der hier schon erwähnten guten Sammlung „Deutschlands wirtschaftliche Zukunft" (Nieder-Ramstadt, T. Malcome) erschienen ist. — Adolf Damaschkes grundlegendes Werk „Die Bodenreform" (Jena, G. Fischer) konnte im 111.—122. Tausend erscheinen, ein erfreulicher Beweis, daß die Erkenntnis sich Bahn gebrochen hat, daß unser Volk nur durch die Lösung dieser Frage wahre Rettung finden kann.

*

Die Amerikareise von Helmer Key (München, Drei-Masken-Verlag) übersetzt von F. Stieve, wird in Deutschland lebhaftes Interesse finden. Der bekannte Herausgeber des „Svenska Dagbladet" bereiste die Staaten, um das Nachkriegs-Amerika auf die Frage hin zu studieren, wie ein Anknüpfen der alten Welt mit ihm möglich sei. Auch er bestätigt mit klarem Blick, daß sie das Schwergewicht nach dem Westen verschoben hat, und daß das Pazifik-Problem die für Amerika entscheidende Frage geworden ist. — Höchst fesselnd sind die Erlebnisse und Beobachtungen, die A. Schweitzer als Arzt im Urwalde Äquatorialafrikas gemacht hat: Zwischen Wasser und Urwald (Bern, P. Haupt).

*

Alle Reisehandbücher sind veraltet und überholt. Da füllt das „Bayerische Wanderbuch“ (München, R. Oldenbourg) in sehr geschickter und praktischer Art eine Lücke aus. Der erste Band „München“, herausgegeben von M. Hauttmann und H. Karlinger ist durchaus geeignet, die weiteren Bände auf das beste einzuführen.

*

Bücher der Anklage, die vom Gewissen der Welt gehört werden müßten, wenn es so etwas noch gibt, sind die folgenden Bücher: „Die deutschen Kolonien unter fremder Mandatsherrschaft“ von Gouverneur H. Schnee (Leipzig, Quelle & Meyer); „Wir weißen Sklaven“ von H. Korth, Erlebnisse in dreijähriger französischer Gefangenschaft (Halle, R. Mühlmann) und „Was wir in englischer Kriegsgefangenschaft erlebten und erlitten“, gesammelt von A. Eckhardt und K. Maul (Frankfurt, H. L. Brönner). Diese Bücher sollte jeder Deutsche lesen, damit wir nicht vergessen, was man dem ganzen deutschen Volke tat.

* * *

Still, schlicht, im Kern echt sind die „Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel“, in denen der Böttcher Carl Scholl seine Schicksale aufgezeichnet hat, die schon in der Handschrift den freudigen Beifall eines H. Grimm und F. Gregorovius fanden. Sie befanden sich im Besitz von Marie und Johanne Rehleder, die sie jetzt mit hübschen Handzeichnungen herausgeben (Stuttgart, F. A. Perthes). Scholl lebte von 1801 bis 1884. Seine Kindheit fällt in die schweren Jahre Preußens nach dem Niederbruch. Er sah die Königin Luise auf ihrer Flucht. Es ist stärkend und menschlich von hohem Reiz, hier zu lesen, wie ein einfacher Mann die Not seines Volkes miterlebte, wie selbstverständlich alle die großen Leiden ertrugen. Sein Leben verlief trotz manchem bunten Wechsel in engem Rahmen, das Schönste daran ist, daß dieser Mann das Herz auf dem rechten Fleck trug und in ehrlichem, gesundem, frommem Sinn sich selbst und die Welt sicher beurteilte. Das Buch wird viele Freunde finden.

* * *

Es gibt die verschiedensten Arten, sich mit unserer Zeit auseinanderzusetzen: Klage, Predigt, Hohn. Hjalmar Kutzleb hat sich temperamentsmäßig für den Hohn entschieden in seiner Abrechnung: Der Zeitgenosse, mit den Augen eines alten Wandervogels gesehen (Leipzig, E. Matthes). Die Unerbittlichkeit, mit der er allen den Spiegel vorhält, auch denen, die nicht unter die Rubriken: Adel, Bürger, Bauer, Arbeiter, Architekt, Tourist, Reformer usw. sich rechnen, ist erfrischend. Er geht überall von den Symptomen zum Wesen der Krankheit. Gelegentlich scheinen die ausgezeichneten Bilder von A. P. Weber noch sicherer und schärfer zu treffen als Kutzlebs Worte, aber im ganzen wird diese Kritik der Zeit bestehen bleiben. Denn grade in ihrer unbeschwerten Rücksichtslosigkeit liegt ihre Stärke. Das als 100. Zweifäusterdruck erschienene stattliche Buch ist glänzend ausgestattet.

Kalender

Mit besonderer Freude zeigen wir den „Greifenkalender 1923“ an (Rudolstadt, Greifenverlag). Er ist deutsch und ist jung. Dem Echten und Ursprünglichen in der Kunst, dem Ringen der Jugend nach einfachen, ihrem inneren Ernst entsprechenden Formen gilt das von vollem Erfolg gekrönte Streben des Herausgebers Willi Geißler. Die Wiedergabe der Zeichnungen von Künstlern, wie Budzinski, Goldschmitt, Geißler, Zahn u. a. m., ist sehr gut, die beigegebenen Sprüche und Verse erzeugen den Eindruck stärkster Einheitlichkeit und eines gesammelten

Willens, dem wir freudig zustimmen. — Ernst im Streben nach wahrer, deutscher Kultur, die Gegenwart in lebendigen Zusammenhang zur Vergangenheit setzend, ist der von K. Mauß ner herausgegebene „Dürer-Kalender für Kultur und Kunst 1923", der sicherlich warme Aufnahme finden wird.

* * *

Wir schließen unsere Übersicht der Neuerscheinungen mit dem Hinweis auf zwei Wandsprüche, die der Verlag Wilhelm Gerstung (Offenbach) in typographisch außerordentlich schöner Form herausgegeben hat. Unsere Leser werden sich an die Würdigung der Sprüche „Fichte an jeden Deutschen" und „Deutschland" erinnern. Die gleiche meisterhafte Sorgfalt hat der Verlag auch den beiden, inhaltlich die gleiche Linie haltenden, neuen Wandsprüchen gewidmet: „Sven Hedin: Ich möchte jedem Deutschen zurufen" und „Nun erst recht". Das Bekenntnis des Münchener Albert Matthäi machen wir uns zu eigen:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Und im Unglück nun erst recht.
Nur im Unglück kann die Liebe
Zeigen, ob sie stark und echt;
Und so soll es weiterklingen
Von Geschlechte zu Geschlecht:
Deutschland, Deutschland über alles,
Und im Unglück nun erst recht." D. R.

Hermann Wendel: Von Marburg bis Monastir. Eine südslawische Reise. Druck und Verlag der Frankfurter Sozietäts-Druckerei, G. m. b. H., Frankfurt am Main, 1921. 144 S.

Von Belgrad bis Buccari. Eine unphilosophische Reise durch Westserbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Dalmatien. Im gleichen Verlage, 1922. 126 S.

Seit dem Kriege sind nicht viele Deutsche, die Land und Leute zu schildern imstande sind, im neugebildeten Königreiche der Serben, Kroaten und Slowenen gewesen. Hermann Wendel, der schon zur Zeit der Balkankriege als Journalist Serbien bereiste, hat sich in den letzten Jahren mehrfach dort aufgehalten und das neue Reich das erste Mal von Nordwest nach Südost, das zweite Mal von Nordost nach Südwest durchquert. Seine mit zahlreichen Bildern versehenen Schilderungen sind flott geschrieben und dort, wo ihn seine aus Deutschland mitgebrachten Parteischeuklappen nicht hindern, hat er oft auch gut beobachtet. Derjenige, dem Wendels schnoddriger Ton liegt und dem die (trotz des sozialdemokratischen Glaubensbekenntnisses, das uns auf jeder fünften Seite von neuem vorgesetzt wird) als „wilhelminisch" zu bezeichnende Art Wendels liegt, wird diese feuchtvergnügten Reisebilder mit Genuß lesen. Will er sich jedoch daraus ein Bild über die Stimmung der Landeseinwohner und ihre Stellung zum südslawischen Gedanken machen, so möge er sich beim Lesen stets sagen, daß Wendel ein ausgesprochener Lobredner des südslawisch-völkischen Gedankens, gegen den noch viele Widerstände bestehen, ist, daß er fast ausschließlich in jenen Kreisen seinen Verkehr suchte, die diesen Gedanken vertreten, daß er vielfach von Anhängern dieser Idee oder von Staatsbeamten begleitet wird, vielfach im Staatsauto, im Sonderausflugswagen usw. reist. Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß Wendel in politisch unzulässiger Weise von der Belgrader Regierung, für die er z. B. in der Zeit des Kärntner Freiheits- und Abstimmungskampfes Sympathien zu erwecken suchte, beeinflußt sei. Als Vertreter der „Frankfurter Zeitung" hat er eine unabhängige Stellung. Aber seine Umgebung wirkte ein und färbte ab. Bezeichnend ist, daß er am Anfang der ersten Reisebeschreibung in Marburg noch sympathische Worte über das Los der Deutschen und gegen die Slawisierung Marburgs findet. Von den Deutschen Laibachs und ihrer schmachvollen Vergewaltigung fand ich kein Sterbenswörtlein. In Neusatz in der Bacska besucht Wendel zwar den deutschen Kulturbund. Aber wie dürftig sind gerade hier seine Schilderungen.

Dagegen verhöhnt er die „Kulturleistungen" Österreich-Ungarns in Bosnien und der Herzegowina. Er preist die Standhaftigkeit der Serben im Dulden, ihre Leistungen in zehn Kriegsjahren. Mit einer gewissen zärtlich-scheuen Achtung spricht er vom Hause Karageorgewitsch, während er für die Hohenzollern natürlich als Gesinnungstüchtiger nur Spott kennt. Er ist ein echter Sohn der wilhelminischen Ära, mit umgekehrtem Vorzeichen, nicht besser und nicht schlechter.

Wendel hat mit diesen beiden Reisebeschreibungen die deutsche Reiseliteratur fraglos bereichert und dem neuen S.-H.-S.-Staate gleichzeitig einen großen Dienst erwiesen. Offenbar ist er in Belgrad geschickt behandelt worden. Wir könnten im neuen Deutschland ähnliche Bücher aus der Feder fremdvölkischer Journalisten gut gebrauchen.

Sylvanus.

Die Deutschen in der Dobrudscha, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wanderungen in Osteuropa. Von Paul Traeger. Mit 73 Abbildungen im Text und auf Tafeln (Schriften des Deutschen Auslandinstituts in Stuttgart. A. Kulturhistorische Reihe, Bd. 6.) Stuttgart 1922, Ausland und Heimat, Verlagsaktiengesellschaft.

Dieses Buch stellt eine Art Musterbeispiel treuer, wissenschaftlicher Kleinarbeit im Dienst des Auslanddeutschtums dar. Die deutschen Ansiedlungen in der Dobrudscha, die in drei Einwanderungsperioden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, erforscht es mit liebevollem Eingehen auf alle Zweige des Lebens, auf die Art und die Lagerung der Siedlungen, auf die Sitten und Gebräuche, die soziale Struktur und zivilisatorischen und kulturellen Leistungen. Jedes einzelne Dorf wird in seiner Entstehung und seiner Eigenart gewürdigt, ja es wird dem Schicksal einzelner Familien nachgegangen und daraus Material für eine Ethnographie des deutschen Siedlertums im Südosten gewonnen. Besonderes Interesse werden Proben von Volksliedern sowie die reichen Bildbeigaben finden, die eine lebendige Vorstellung von den Lebensverhältnissen der Kolonisten geben. Es wäre wünschenswert, daß mit gleicher Gründlichkeit auch den übrigen grenz- und auslanddeutschen Siedlungen nachgegangen würde. Für Arbeiten solcher Art, an denen es bisher in bedauerlichem Maße fehlt, wird die Arbeit von Paul Traeger geradezu als wegweisend gelten dürfen. M. H. Boehm.

Der letzte Mensch. Von Max Picard. Wien 1921, E. P. Tal

Zunächst hat man das Gefühl, als sähe man einem Menschen zu, der emsig Kreislein um Kreislein auf eine riesige Leinwand malt. Oder als träte man aus Helle in tiefe Finsternis, und vor den Augen tanzen jene trägen, matten Sonnen, die dem Durchschnitt eines Walnußkerns gleichen. Dann aber wird man gefangen durch den sickernden Fall dieser Worte, der ähnlich ist dem Singsang eines buddhistischen Bettelmönchs mit seinen heiligen Wiederholungen. Ja, nachdem man zunächst gewillt war, das Buch aus der Hand zu legen, liest man gegen das Ende immer atemloser, wiewohl doch ein einziger Mann nur einen melancholischen Monolog hält, der hin und wieder unterbrochen wird durch eines Mädchens Stimme. (Es ist beinah gruselig, wie wir dieses Mädchen, von dem wir nichts vernehmen als ihre Worte, mit allen unsern Sinnen spüren.) Es geschieht auch durchaus nichts in diesem merkwürdigen Buche, einzig klagen diese Wechselstimmen über die Entmenschlichung und den Zerfall unserer Zeit. Der Dichter verbildlicht nun aber alle Strebungen unserer Zeit physiognomisch, organisch, sphärisch-geometrisch. Und so entsteht ein rasendes Chaos von rutschenden Nasen, zusammenkugelnden Köpfen, fletschenden Maschinen. Man müßte über diese Groteske lachen, man müßte unbedingt dieses Buch zu breit finden, dessen Gestaltung im Wort die kühnsten Schildereien unserer besten Expressionisten erreicht — wenn die Groteske das Unerträgliche der Erkenntnis nicht milderte; der Erkenntnis von dem falschen Maß der Dinge. Eine ganz feine und zarte Kunst gewährt Ruhepunkte, indem sie auf des Lesers glühende Stirn Worte von Claudius und Hölderlin tropfen läßt, indem sie Visionen zeigt, wie jene Menschen, die im Caféhaus sitzen und auf den Zauberer warten, der sie verwandle „statt des Furchtbaren", und die nur tun, als ob sie äßen und tränken. Oder die wundervolle, innerlichst gefühlte Deutung der Dome.

Letzten Endes ein trostloses Buch; bei aller Schönheit im Einzelnen: es fehlt jede Regung zum Positiven. Das ertragen wir nicht mehr. Denn, wahrhaftig unsere Zeit ist aussätzig, wie vielleicht keine. Ich kann mich zu dem Optimismus nicht entschließen, daß es jemalen sehr viel besser gewesen sei; teste David cum Sybilla. Aber lesen sollen viele Leute dies trostlose Buch. Vielleicht gehen dem oder jenem Lauen die Augen auf über den heulenden Abgrund, durch den wir sausen. Wolfgang Goetz.

Jonas Truttmann. Roman von Ernst Zahn. Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlags-Anstalt.

Aroleit. Aus den Schriften eines Bergpfarrers. Roman von Johannes Jegerlehner. Berlin, August Scherl.

Zahns und Jegerlehners Romane wurzeln in Schweizer Erde, und sie bringen uns das starke Heimatgefühl herüber, dessen wir in unserem zerrissenen Deutschland so sehr bedürfen. Während in Jonas Truttmann das Drama eines äußerlich und innerlich verkrüppelten Menschen, der liebeleer aufwächst und dann durch Mißtrauen das einzige ihm ganz gehörende und von ihm geliebte Wesen tötet, mit starken Strichen hingestellt ist, einer Holzschnitzerei gleich, darin das Messer die Linien eingräbt, die Schatten aushöhlt, steht in Jegerlehners Bergpfarrer eine warmherzige, aufopferungsfreudige Gestalt vor uns auf, die Gestalt eines Bekenners, würdig der großartigen Bergwelt, die sie umschließt. Und lieblich sind die Frauen, welche die Dichter ihren Helden mitgegeben haben, die eine rührend in ihrer stummen Resignation, die andere herzerfreuend in ihrer Aufopferung. Jegerlehner, dem sehr Deutschgesinnten, mag beim Ausklang seiner Geschichte unser Schicksal vorgeschwebt haben, daß es keinerlei menschliche Gegensätze gibt, die nicht durch das Zusammenschließen in der Gefahr gebannt werden können. Lilly von Brandis.

Hochwasser. Novellen von Ina Seidel. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Man lernt hier die Lyrikerin, eine der echtesten und stärksten, die Deutschland besitzt, von einer neuen Seite kennen. Ich finde immer: solch eine Sammlung kurzer Erzählungen wirkt weit autobiographischer als ein Gedichtband oder gar ein Roman. So bringt uns auch dieses Novellenbuch die Dichterin, die so zart sein kann wie frisch und unerschrocken, ganz nahe. Für jede der kleinen Novellen hat sie eine besondere Form gefunden, die so eng verbunden ist mit Geschehen, Anschauung und Stimmung, daß sie mit ihnen geboren scheint. Ob sie nun den Inselmüller schildert, dessen Meermannsgestalt da in Regen und Überschwemmung von Beginn an tragisch wirkt, oder ob sie mit sachten Fingern Kindheitsparadiese schildert, das großväterliche Landgut am Starnbergsee und das junge Kind, dem eben das Leben die ersten Knospendecken absprengt, so daß man's schwellen sieht und atmen und verstehen, und leise bangen vor dem noch Verhangenen, das da im Dunkeln wartet. Rokokobildchen bringt sie uns mit schäferhaft anmutigem Getändel, das auch in den Worten sich kräuselt, Krieg und Revolutionsmord. Immer aber bleibt sie unaktuell, nur das zeitlos Menschliche betonend, fernab von allem Parteiwesen. Im Getötetwerden der Rosa Luxemburg sieht sie nur den heimlich ersehnten Abschluß für eine einsame Frau, die Erlösung fand nach ewiger Flucht und ewigem Haß eines fanatisierten Lebens. Das Lazarett schildert sie, Krankheit und Begnügen, Soldatenleben, Verwöhnte und Obdachlose, alles scharf und neu gesehen und mit dem Blut eines Dichterherzens gespeist. Lyrikerin bleibt sie auch hier, trotzdem sie sich fast ängstlich versteckt hält hinter ihren Figuren. Klang aber und Rhythmus der Worte verraten sie. Anselma Heine.

Hiob. Roman von Siegfried Reinke. München 1922, Albert Langen.

Als Roman, für den sich das Buch ausgibt, wäre es gar nicht gut. Nun es aber kein Roman ist, sondern eine Dorfgeschichte, nennen wir es gern vortrefflich. Drei Menschen: der Held Joseph, der die Witfrau Barbara heiratet, zu denen sich Barbaras Sohn Simpert nach serbischer Kriegsgefangenschaft gesellt. Es geschieht wenig, die drei ändern sich nur aneinander, kaum merklich, aber ganz prachtvoll symbolisiert durch die innig beobachteten Vorgänge in der Natur und dem Getier. Ja dort, wo Geschehnisse einbrechen, am Ende, das eine Feuersbrunst und die Versöhnung von Stiefvater und Stiefsohn bringt, hat man eher das Gefühl übereilter Arbeit. Die Wandlung in Joseph ist klar und fein vorbereitet, nicht so verständlich will uns Simperts Entwicklung erscheinen. Gleichviel, es bleibt eine treffliche Geschichte. Sie steht für mich weit über Thomas Dorfgeschichten, die ihre Simplizität doch dick auftragen und mit Einfalt zu protzen scheinen; sie ist hinausgewachsen über Auerbach. An der Gestalt des Hauptheiden Joseph hätte Karl Leberecht Immermann gewiß seine Freude gehabt. So freuen wir uns auf Reinkes nächstes Buch. Wolfgang Goetz.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Paul Wentzcke, Barmen-Rittershausen. — Baron J. von Uexküll, Londorf (Oberhessen). — P. J. Arnold, Hamburg. — Professor Dr. Anton Bettelheim, Wien. — Peter Weber, Berlin. — Professor Dr. Robert Kohlrausch, München. — Professor Dr. Wilhelm Stolze, Königsberg i. Pr. — Dr. Karl C. von Loesch, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alberts. — Gustav Frenssen. Ein Dichter unserer Zeit. Von Wilhelm Alberts. 290 S. Berlin 1922, E. Grote.

Altdeutsche Minnelieder. Übertragungen aus dem Mittelhochdeutschen von Richard Zoozmann. 63 S. (Amalthea-Damenbrevier, Kleinodien der Liebe, IV. Bd.) Wien, Amalthea-Verlag.

Adrian. — Die Mythologie in Carl Spittelers Olympischem Frühling. Von Dr. Walter Adrian. 61 S. (Sprache und Dichtung, Heft 25.) Bern 1922, Paul Haupt. (32 M.)

Bartels. — Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart (Die Alten und die Jungen). Ein Grundriß von Adolf Bartels. 1. Teil: Die Alten. 360 S. 10.—12. Aufl. Leipzig 1922, H. Haessel.

Beaverbrook. — Success by Lord Beaverbrook. 214 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz (Vol. 4586).

Becker. — Köln vor 60 Jahren. Altkölnische Wirtshäuser. Von Hermann Becker (der gesammelten Schriften erstes Buch). 132 S. Köln 1922, Rheinland-Verlag.

Bock. — Der Elfenbeiner. Roman von Alfred Bock. 160 S. Leipzig 1922, J. J. Weber.

Boßhart. — Richter Dâmigh und andere orientalische Novelletten von Jakob Boßhart. 79 S. Leipzig 1922, Philipp Reclam jun. (Univ.-Bibl. Nr. 6331).

Bühler. — Schriften der Heiligen Hildegard von Bingen. Ausgewählt und übertragen von Johannes Bühler. 320 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Campbell. — Hebbel, Ibsen and the Analytic Exposition by T. M. Campbell (Prof. of German). 96 S. Heidelberg 1922, Carl Winters Univers.-Buchh. (Gbd. 90 M.)

Cremers-Brües. — Walter Hasenclever. Von Paul Joseph Cremers und Otto Brües. 79 S. (Rheinische Sammlung Nr. 2.) Köln 1922, Rheinland-Verlag.

Däubler. — Das Nordlicht. Von Theodor Däubler. I. Band 616 S. II. Band 624 S. (Genfer Ausgabe). Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Denninger. — Der steile Weg. Gedicht von Hanns Georg Denninger. 70 S. Köln 1922, Rheinland-Verlag.

Droste. — Die Judenbuche. Von Annette von Droste-Hülshoff. Bildschmuck von Bernd Steiner. 97 S. (Kleine Amalthea-Bücherei II, Bd. 6.) Wien 1922, Amalthea-Verlag.

Eisenmann. — Das große Opernbuch von Alexander Eisenmann. 418 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlagsanstalt.

Engert. — Gerhart Hauptmanns Sucherdramen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas. Von Horst Engert. 108 S. (Zeitschrift für Deutschkunde, 18. Ergänzungsheft.) Leipzig 1922, B. G. Teubner.

Feuchtwanger. — Die freien Berufe. Im besonderen: Die Anwaltschaft. Versuch einer allgemeinen Kulturwirtschaftslehre von Sigbert Feuchtwanger. 623 S. München 1922, Duncker & Humblot. (360 M. freibleibend.)

Flaubert. — Bouvard und Pécuchet. Von Gustave Flaubert. (Werke, Band 6.) 480 S. Minden in Westfalen 1922, J. C. C. Bruns.

— Die Schule der Empfindsamkeit. Geschichte eines jungen Mannes. Von Gustave Flaubert. (Werke, Band 3.) 512 S. Minden i. W. 1922, J. C. C. Bruns.

Freyhan. — Gerhart Hauptmann. Von Max Freyhan. 154 S. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn.

Geißler. — Greifenkalender 1923. Ein Jahreskreis mit 54 Schwarzweißbildern neudeutscher Künstler und Textbeiträgen. Herausgegeben von Willi Geißler. 4. Jahrgang. Rudolstadt, Greifen-Verlag.

Gide. — Die Verließe des Vatikans. Von André Gide. 282 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Golsar. — Der Niemand. Erzählung von Alfred Golsar. 145 S. Wien 1922, Eduard Strache.

Golz. — Faustisch und Deutsch. Zur Kritik Oswald Spenglers. Von Bruno Golz. 42 S. Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von Dr. Hans Gerber. Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt. (25 M.)

Gondlach. — Judas und Nikodemus. Erzählung aus der Zeit und Umwelt Christi. Von C. Gondlach. 280 S. Mainz 1922, Kirchheim & Co.

Grimmelshausens Werke in vier Teilen. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. H. H. Borcherdt. Mit 3 Beilagen in Gravüre, 24 Textbildern und 2 Handschriftbeilagen. (In 3 Halbleinenbänden.) Berlin 1922, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Grützner. — Eduard von Grützner. Eine Selbstbiographie mit 136 Abbildungen. Herausgegeben von Hugo Schmidt. 160 S. München, Hugo Schmidt (z. Zt. gbd. 800 M.)

Haukland. — Elch. Eine Königssage aus der Wildnis. Von Andreas Haukland. 120 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag.

Hauser. — Klingsor und Morgane. Von Otto Hauser. 183 S. Stuttgart 1922, Adolf Bonz & Co.

Hermanns. — Karl Röttger. Bekenntnisse zu einem Dichter. Herausgegeben von Will Hermanns. 75 S. Köln 1922, Rheinland-Verlag.

Hoffmann. — Lebensansichten des Katers Murr. Von E. Th. A. Hoffmann. Buchschmuck mit Orig.-Lithogr. von Maximilian Liebenwein. 367 S. (Kleine Amalthea-Bücherei IV, Bd. ½.) Wien 1922, Amalthea-Verlag.

Hofmann. — Die Stadt Regensburg. Von Albert von Hofmann. (Historische Stadtbilder 2.) 190 S. mit 2 Stadtplänen und 9 Grundrissen. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt.

Hofmannsthal. — Das Salzburger Große Welttheater. Von Hugo von Hofmannsthal. 99 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Jacques. — Die Pulvermühle. Roman von Norbert Jacques. 392 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

053 German
DR

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

Dezember 1922

Paul Wentzcke. Zur Luxemburger Frage von 1867 225
J. von Uexküll. Das Problem des Lebens 235
P. J. Arnold. Zerfallen. Erzählung 247
Anton Bettelheim. Balzacs Widmungen 261
Peter Weber. Crucifixus 270
Robert Kohlrausch. In der Adlerstadt 283
Wilhelm Stolze. Leopold von Ranke und Adolphe Thiers in Wien im Oktober 1870 290
Dr. Karl C. von Loesch. Die Freunde des Grenz- und Auslanddeutschtums in Binnendeutschland 293
Literarische Rundschau 304
Politische Rundschau 311
Weihnachtsrundschau 315
Literarische Notizen 333
Literarische Neuigkeiten 336

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin
Jahrgang 49, 3

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 29692.

Die „Deutsche Rundschau“

Fernsprecher: Lützow 1457.

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Bezugsbedingungen:

	Einzelheft	Vierteljährlich	Ganzjährlich
Bei allen Buchhandlungen und Postanstalten oder direkt beim Verlag zuzüglich Porto	100,— M.	250,— M.	
Für Argentinien	1,— Pes.	3,— Pes.	10,— Pes.
Für Bolivien	1½ Bol.	4½ Bol.	15 Bol.
Für Brasilien	1,50 Milreis	4,50 Milreis	15,— Milreis
Für Chile	2,— Pes.	6,— Pes.	20,— Pes.
Für Finnland	4,— finn. M.	12,— finn. M.	48,— finn. M.
Für Frankreich, Belgien und Luxemburg	3,50 Fr.	10,50 Fr.	40,— Fr.
Für Großbritannien und Kolonien	2 sh	6 sh	24 sh
Für Griechenland	4,— Dr.	12,— Dr.	45,— Dr.
Für Italien	4,— Lire	12,— Lire	45,— Lire
Für Japan	1,— Yen	3,— Yen	12,— Yen
Für die Niederlande und Kolonien	1,— Fl.	3,— Fl.	10,— Fl.
Für die Schweiz	2,— Fr.	6,— Fr.	24,— Fr.
Für die skandinavischen Länder	2,— Kr.	6,— Kr.	24,— Kr.
Für Spanien und Portugal	2 Pes. bezw. Milr.	6 Pes. bezw. Milr.	24 Pes. bzw. Milr.
Für die Vereinigten Staaten und Mexiko	50 Cents	1½ Dollar	4½ Dollar

Alle Zusendungen werden ohne Namennennung an die Redaktion der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 35, Lützowstraße 7, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1920 by Gebrüder Paetel, Berlin.

Theophile von Bodisco

Aus einer verklingenden Welt. Roman. Geheftet . . . 3,50
Halbleinenband . . . . 6,— Leinenband . . . . . 7,—
imit. Halbfranzbd. . . 7,— Halblederband . . . 15,50

Das Kirchspiel von St. Lucas. Roman. 3.—4. Auflage.
Geheftet . . . . . 3,50 Halbleinenband . . . 6,—
Leinenband . . . . . 7,— Halblederband . . . 15,50

Im Hause des alten Freiherrn. Roman. 3.—4. Tausend.
Geheftet . . . . . 3,50 Pappband . . . . . 5,—
feiner Halbl. . . . . 7,50 Halblederband . . . 15,50

Dostojewski als religiöse Erscheinung. Kl. Quart.
Kartonniert . . . . . 2,—

(Vorstehende Grundzahlen × Schlüsselzahl des Börsenvereins.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), **Berlin W 35**
Lützowstraße Nr. 7.

1922

Weihnachts-Anzeiger

Deutsche Rundschau

Unsern Lesern empfehlen wir die Anzeigen in dem vorliegenden Weihnachts-Anzeiger freundlicher Beachtung und bitten, bei Bestellung auf die „Deutsche Rundschau" Bezug zu nehmen.

Verlag von Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Hermann Schaffstein Verlag

Köln a. Rh. Badstr. Nr. 1

Meine

Blauen und Grünen Bändchen

— über 200 Nummern —

sind in weitestem Umfang in allen Teilen des Reiches

als Schulklassenlektüre eingeführt

Meine farbige

Volksausgabe

der Blauen stellt mit ihren wechselnden vierfarbigen künstlerischen Umschlagbildern das geschmackvollste, billigste

Volksbuch

dar und eignet sich infolge ihres

packenden Äußeren

ganz besonders

zum Kampf gegen Schund- und Kitschreihen

Meine neu ausgestatteten

Volksbücher

mehrfarbiger Einband, Halbleinen

sind nach literarischer Auswahl, künstlerischer Illustration und Ausstattung das

vornehme

Geschenkbuch,

der dauerhafte

Bibliotheksband

Meine Bilderbücher

von

Ernst Kreidolf, K. F. v. Freyhold, Karl Hofer, Hans v. Volkmann mit Beiträgen von Richard Dehmel, Gustav Falke u. a. sind die poetisch und künstlerisch

hochwertigsten

deutschen Bilderbücher

Verlagsverzeichnisse kostenlos!

Soeben erschien

Das Weihnachtsbuch!!! Walter Schmidkunz

Das Kind

Märchen und Legenden um Christus.

Geheftet M. 3,—; gebunden M. 4,—. Teuerungszahl 100fach freibleibend.

Dieses Legendenbuch von Jesu Geburt, Flucht und Kindheit wird man in einem Atem mit den unsterblichen **Märchen der Gebrüder Grimm** nennen. Walter Schmidkunz hat für sein großes Legendenwerk die vergessenen und verlorenen Stoffe in der folkloristischen und apokryphen Literatur fast aller europäischen Völker gesammelt und gibt nun in diesem ersten Band das Beste aus seinen Schätzen heraus, indem er es zu diesen entzückend schönen, gänzlich unbekannten Christusmärchen formt, die in der wundervoll innigen Sprache eines wahren Dichters erzählt sind. —

So ist ein wirklich einzigartiges Buch für große und kleine Menschen entstanden, ein Buch für Frohe und Ernste, für Gesellige und Einsame, das Buch für die Mütter und Lehrer. Man wird „Das Kind" dem liebsten Menschen auf den Tisch legen, denn es ist wirklich

das Buch zum Schenken, es ist das Weihnachtsbuch!

Waldemar Bonsels urteilt: ..... ein eigenartiges und einzigartiges Kulturdokument.

Durch jede Buchhandlung oder vom Verlag zu beziehen!

Paul Stangl Verlag, München—Pullach.

Flemmings Jugendbücher 1922:

Töchter-Album Band 68 — Begründet von Thekla von Gumpert, herausgegeben von Josephine Siebe. / Grundpreis 7,50

Herzblättchens Zeitvertreib Band 67

Begründet von Thekla von Gumpert, herausgegeben von Josephine Siebe. / Grundpreis 6,—

Flemmings Knabenbuch Band 3 — Herausgegeben von Georg Gellert. Grundpreis 7,50

Flemmings Bücher für jung und alt

Herausgegeben von **Börries, Freiherrn von Münchhausen**

Große Reihe:

Asmussen, Einer, der es schwer hatte. Mit Bildschmuck von W. Krain.

Diers, Das Herz im Holze. Mit Buchschmuck von J. Hegenbarth.

Ernst, Lange Rübe und Genossen. Mit Bildschmuck von A. Pellon.

Ferdinands, Der Sieg des Hein Hammerschlag. Mit Bildschmuck v. H. Scheffler.

Schücking, Eines Kriegsknechts Abenteuer. Mit Originalholzschnitten von H. Fischer, Zürich.

Siebe, Herrn de Charreards deutsche Kinder. Mit Bildschmuck von F. Schiementz.

Wichert, Der zerbrochene Ring. Mit Buchschmuck von M. Grösel.

Jeder Band gebunden Mark 2,10 Grundpreis.

Kleine Reihe:

v. Molo, Luise im Osten mit Buchschmuck von G. v. Schmidt.

Asmussen, Sein letztes Glück mit Buchschmuck von W. Krain.

Haase, Die Helden von Maka mit Buchschmuck von H. Scheffler.

Riehl, Die Werke der Barmherzigkeit / Das Spielmannskind mit Buchschmuck von C. Gadau.

Ferdinands, Die Höhlenbären mit Buchschmuck von W. Repsold.

Th. Mügge, Der Retter mit Buchschmuck von F. Markau.

Jeder Band kartoniert Mark —,85 Grundpreis.

Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit

Herausgegeben von **Börries, Freiherrn von Münchhausen**

Mein Vater von Gertrud Storm.

Franz Schubert von Jos. Aug. Lux.

C. Fr. von Klöden. Jugenderinnerungen.

W. von Siemens. Lebenserinnerungen.

Freiherr vom Stein von Tim Klein.

Jeder Band gebunden Mark 1,75 Grundpreis.

Ferner erschienen:

Flemmings Dreibogenbücher

und

Flemmings Saatbücher

Herausgegeben von **Carl Ferdinands**

Zu haben in jeder guten Buchhandlung. / Wir bitten unser ausführliches Verzeichnis zu verlangen.

Carl Flemming und C. T. Wiskott A.-G. Berlin W 50

Lutz'sche Memoiren-Bibliothek

Allen Gewalten zum Trotz. Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege eines deutschen Schreibersmannes. Von Erwin Rosen. Soeben erschienen! In Halbleinen gebunden M. 1375,—.

Breslauer Zeitung: Die Fortsetzung zu dem rühmlichst bekannten „Deutschen Lausbub in Amerika". Fesselnd wie jener von der ersten bis zur letzten Zeile. Ein Buch vom Arbeiter, wie er sein soll, von einem, der nicht „Handarbeit" und „Kopfarbeit" sieht, sondern nur Arbeit, und der sie packt mit heißer Kämpferliebe, wo er sie findet. Ein Buch, an dessen Leitgedanken unsere Nation gesunden könnte, dem Buben und Mädel wertvoll und dem ringenden Mann, der kämpfenden Frau. Rauh, bissig, voll echten Humors und — das kann der Zeitungsmann ihm bestätigen — voll ausgezeichneter Beobachtung. Voll wahren Prophetentums, das nicht Lehre ist, sondern unbekümmert überströmende Begeisterung. Ich glaube, daß man nicht nach dem Preise fragen darf, sondern nur nach dem Buche; denn hat man es gelesen, dann weiß man, es ist viel zu billig.

Ein Buchhändler-Urteil: Dieses prächtige Buch mit seinen köstlichen, humorvollen Lebensschilderungen, seinem unverwüstlichen Lebensmut ist wahre Medizin in unserer elenden Zeit. Wer gute, auffrischende Lektüre sucht und von Romanen absehen will, greife nach diesem Buch. Ich bin froh, ein solches für Weihnachten gefunden zu haben.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Von W. von Kügelgen. In Halbleinen gebunden M. 1200,—.

Die köstlichen Jugenderinnerungen Kügelgens sind schon längst, seit sie 1867 erstmals erschienen, ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes geworden und durften in der Memoiren-Bibliothek nicht länger fehlen, die es sich zur Aufgabe stellt, den unvergänglichen Schatz deutscher Memoirenwerke und deutscher Selbstbiographien allmählich in sich zu vereinigen. Die Vorzüge dieser Kügelgen-Ausgabe werden bei allen Bücherfreunden von Geschmack Beifall finden.

Joachim Nettelbecks Fahrten, Taten und Abenteuer. Selbstbiographie eines deutschen Seemanns, Sklavenhändlers und Bürgerpatrioten. Herausgegeben von Georg Weberknecht. In Halbleinen gebunden M. 1045,—.

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung, Berlin: Prächtig baut sich der Werdegang dieses pommerschen Bürgermannes auf, voll kühnen Wagemuts, hitzköpfigen Unabhängigkeitssinn, zäher Tatkraft und opferwilliger Hilfsbereitschaft. Stark und trotzig wie unsere Eichen! Immer wieder pulst das hochentwickelte vaterländische Ehrgefühl durch alle seine Taten, doppelt hoch anzuschlagen in jener, der unseren ähnlichen schmachvollen Zeit völkischer Schmach. Die gerade im letzten Kriege wieder aufs neue bestätigte Wahrheit des Spruches: „ein Mann macht viele" möge sich auch bei diesem Buche bewahrheiten, das in keiner deutschen Familie fehlen darf.

Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau. Erinnerungen und Briefe von Elisa v. d. Recke. Herausgegeben von Heinrich Conrad. 3. Auflage. In Halbleinen M. 1265,—.

Leipziger Illustrierte Zeitung: Unter den Kulturbildern des 18. Jahrhunderts sind die Aufzeichnungen und Briefe der Elisa von der Recke von ungemeinem Interesse, nicht nur, weil sich in ihnen die Weltanschauung des Rokokos und des nachfolgenden Zeitalters der Empfindsamkeit so vorzüglich wiederspiegelt, sondern weil sie auch einen überaus fesselnden Einblick in das Leben des kurländischen Adels auf seinen Gütern und in der herzoglichen Residenz Mitau gewähren. Aber daneben enthüllen sie uns auch das Ringen und Streben eines tief empfindenden Frauengemüts. Elisa ist eine typische Repräsentantin der Wertherzeit, eine „schöne Seele" — wie man damals diese Gattung Menschen zu nennen pflegte.

Fürst Krapotkins Memoiren eines russischen Revolutionärs 13. Auflage. 2 Bände. In Halbleinen geb. M. 2750,—.

Felix Holländer in der „Nation": Die Schilderungen sind von einer Intimität und einem Stimmungsgehalt, die an Turgenjew erinnern. Ein Künstler ersten Ranges gibt hier seine Erlebnisse und Eindrücke wieder. Aus der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit seiner Darstellung, aus dem Begreifen der russischen Volksseele, aus dem unerschöpflichen Reichtum einer groß und edel angelegten Natur entstand ein Buch mit Ewigkeitswerten . . .

Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines weimarischen Hofschauspielers. Von Eduard Genast. In Halbleinen geb. M. 1200,—.

Kölnische Zeitung: Eine Fundgrube von fesselnden Darstellungen aus dem literarischen und künstlerischen Leben Deutschlands der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. . . . Eines der wertvollsten Bücher, dem kein Gebildeter sein Interesse wird versagen können.

Robert Lutz, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart

FRIDERICUS REX

Jeder Deutsche, den das große historische Filmwerk entzückte, sollte die erleuchtenden Strahlen Friedrichs des Großen Genius unmittelbar aus seinen gehaltvollen, geistigen Werken auf sich wirken lassen, die zu den wertvollsten Zeugnissen seiner Persönlichkeit gehören:

Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen

Mit 120 Zeichnungen und 14 Bildtafeln nach A. v. Menzel. Herausgegeben von Gustav Berthold Volz.
Neue Ausgabe. Zwei stattliche Bände.

In gediegenem Halbleinen geb. Mark 2940,—.

Aus der Fülle der historischen, philosophischen und militärischen Schriften, wie von den Gedichten und Briefen hat der bekannte Friedrichkenner in geistvoller Weise die unvergänglich schönsten Stücke zusammengetragen. Es spricht aus ihnen der umfassende Geist der glanzvollsten und erhabensten Erscheinung der Weltgeschichte und zeigt uns Friedrich auch als Menschen mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Hoffnungen, Plänen und mit seinen Enttäuschungen. Besondere Beachtung wird die treffliche Auswahl der politischen Testamente finden, die, aus der Notlage des Staates geboren, den Weg weisen, Preußen groß und stark zu machen. Eine besondere Zierde dieser mustergültig ausgestatteten Ausgabe ist der köstliche Bilderschmuck nach den berühmten Menzelschen Zeichnungen. So mögen Wort und Bild in gleicher Weise dafür wirken, in den Herzen unseres Volkes das Andenken des großen Königs in neuer Herrlichkeit erstehen zu lassen!

Leben und Schaffen Friedrichs des Großen

Von Max Hein. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit Illustrationen nach A. v. Menzel u. a., vielen Porträten und Schlachtenskizzen sowie einer Bildtafel in Lichtdruck.

In gediegenem Halbleinenbande Mark 1260,—.

Wer die Persönlichkeit Friedrichs des Großen und den wahrhaftigen Inhalt seines Lebens recht verstehen will, muß dieses mit sicherem Geschmack und feinem Gefühl entworfene Charakterbild lesen, das schon beim erstmaligen Erscheinen rasch Anklang in jedes Deutschen Herz fand. Der Geist des großen Königs gewinnt darin warmes Leben, und in meisterhafter Weise wird neben den Ereignissen jener großen Zeit auch von den mit dem Leben Friedrichs in geschichtlichem Zusammenhang stehenden Staatsmännern, Gelehrten und Fürstlichkeiten, sowie von ihrem Verhalten zu ihm eine höchst anschauliche Darstellung gegeben. Als unvergleichlicher Führer zum Verständnis des Lebenswerks des Fürsten wird das hübsch ausgestattete Buch namentlich jungen Leuten zur Willenszucht und als leuchtendes Vorbild tiefsten Pflichtgefühls und größten Heldentums auf ihrem Lebensweg großen Gewinn bringen.

Die Jugend Friedrichs des Großen (1712—1733)

Von Ernest Lavisse. Berechtigte Verdeutschung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit sechs Bildtafeln.
Gebunden Mark 1050,—

Überaus fesselnde Schilderungen empfangen wir aus den Aufzeichnungen des als Mitglied der französischen Akademie bekannten Verfassers. So sehr uns auch das Bild Friedrichs des Großen vertraut ist, so überrascht uns doch die Fülle reizvoller Züge, die der Franzose von den ersten Lebensjahren des Knaben, dem heranreifenden Jüngling und den wachsenden Konflikten mit seinem Vater bis zu der von diesem diktierten Verheiratung mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern entwirft. Niemand wird das lebenswahre Buch aus der Hand legen, ohne den Eindruck gewonnen zu haben, daß diese zugleich geistvolle Darstellung der Entwicklung einer großen Herrscherpolitik und des Werdeganges eines ganzen Volkes entgegen aller nationalen Eigenart ihres Verfassers sich überall zu der nur berufenen Geschichtsforschern eigenen Auffassung erhebt.

Bismarck

Ein Bild seines Lebens und Wirkens. / Von Dietrich Schäfer.

13. bis 16. Tausend * Neue Ausgabe in einem Bande

Mit Textzeichnungen von Arthur Kampf und einem Bildnis in Lichtdruck

In gediegenem Halbleinenbande Mark 1260,—

Dieses Lebensbild unseres Altreichskanzlers aus der Feder des berühmten Historikers ist ein Meisterwerk seiner Gattung. Die tiefgründige politische Einsicht, mit der der Verfasser die großen Linien von Bismarcks politischem Denken in klarer, schlichter, zu Herzen sprechender Weise neben den Einzelzügen herausarbeitet, stellt den Staatsmann so dar, wie er gewesen ist und gleichermaßen als edles Urbild nationaler Einheit verherrlicht wird. Das besonders sorgfältig ausgestattete Werk, das wie kein anderes den Beziehungen des Kanzlers zu Wilhelm I. kraftvoll und menschlich unmittelbaren Ausdruck verleiht, bildet ein Kulturdokument ersten Ranges und dürfte als nationale Ehrengabe in jetziger Zeit für das ganze gebildete Deutschland und besonders auch für die heranwachsende Jugend willkommen sein.

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61

Weihnachten 1922 liegen vor:

Lermontows Werke. Herausgegeben von Arthur Luther. Mit Einleitungen und Anmerkungen. In Leinen oder in Halbleder gebunden.

Meisterwerke der russischen Bühne. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Arthur Luther. In Leinen oder in Halbleder gebunden. Inhalt: A. S. Gribojedow, Verstand schafft Leiden. — A. N. Ostrowskij, Das Gewitter. — Schneeflöckchen. — A. F. Pisemskij, Das bittere Los. — A. Tschechow, Onkel Wanja.

Moltkes Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von W. Andreas. Mit 6 Abbildungen und 2 Handschriftennachbildungen. 2 Bände, in Liebhaber-Pappband oder in Halbleder („Memoiren und Briefe") gebunden.

Turgenew, Novellen. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Arthur Luther. In Leinen oder in Halbleder gebunden.

Schillers Werke. Herausg. von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Mit Einleitungen und Anmerkungen. **Kleine Ausgabe**, auf holzhaltigem Papier. 9 Bände. In Halbleinen gebunden. **Große Ausgabe**, auf holzfreiem Papier. 15 Bände. In Leinen oder in Halbleder gebunden.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1923. Mit 12 Sternkarten und 209 Abbildungen, Gedenktagen, astronomischen Notizen usw. Als Abreißkalender eingerichtet.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker.

Von Prof. Dr. Karl Woermann. Zweite, völlig neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit etwa 2000 Abbildungen im Text und über 300 bunten und schwarzen Tafeln. 6 Bände, in Halbleinen oder in Halbleder gebunden.

Meyers Handlexikon. Achte, völlig neubearbeitete Auflage. Neudruck 1922 auf holzfreiem Papier. Etwa 75 000 Stichwörter und Verweisungen auf 1632 Spalten Text mit 2000 Abbildungen, 7 bunten, 46 schwarzen Tafeln und Tafelgruppierungen, 8 farbigen und 37 schwarzen Karten sowie 24 Text- und statistischen Übersichten. In grünem Ganzleinen-Prachtband mit Goldpressung oder in Halbleder gebunden.

Meyers Kleiner Handatlas. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage in 48 Haupt- und 35 Nebenkarten, mit alphabetischem Namenverzeichnis. In Leinen gebunden.

Brehms Tierleben. Vierte Auflage. Unter Mitarbeit bedeutender Zoologen, herausgegeben von Prof. Dr. Otto zur Strassen. Mit 3231 schwarzen Abbildungen im Text und auf 346 Tafeln, sowie 279 farbigen Tafeln und 13 Karten. 13 Bände, in Leinen oder in Halbleder gebunden.

Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Dritte Auflage. Von Walther Kahle. Mit 587 Abbildungen im Text und 142 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. 4 Bände, in Leinen oder in Halbleder gebunden.

Pflanzenleben. Von Prof. Dr. Anton Kerner v. Marilaun. Dritte Auflage, neubearbeitet von Prof. Dr. Adolph Hansen. Mit 472 Abbildungen im Text, 3 Karten und 100 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. 3 Bände, in Leinen oder in Halbleder gebunden.

Die Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. Otto Warburg. Mit 786 Abbildungen im Text und 93 Tafeln in Farbendruck und Ätzung. 3 Bände, in Leinen oder in Halbleder gebunden.

Neumayr, M., Erdgeschichte. Dritte Auflage. Auf Grund der von V. Uhlig herausgegebenen zweiten Auflage, neubearbeitet von Prof. Dr. Franz Eduard Sueß. 2 Bände, in Ganzleinen gebunden.

Band I: **Dynamische Geologie.** Mit 131 Abbild. im Text, 6 Farbentafeln, 24 meist doppelseitigen schwarzen Tafeln und 2 farbigen Kartenbeilagen.

Band II: In Vorbereitung.

Helmolts Weltgeschichte. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten, herausgegeben von Dr. Armin Tille. Mit mehr als 100 Karten und 400 Bildern auf 278 Beilagen und 1047 Abbildungen im Text. 9 Bände in Leinen oder in Halbleder gebunden.

Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Vierte Auflage von Prof. Dr. Friedr. Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Mit 182 Abbildungen im Text, 30 Tafeln in Farbendruck usw., 2 Buchdruckbeilagen und 38 Handschriftennachbildungen. 3 Bände, in Leinen oder in Halbleder gebd.

Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln. Neunte Auflage. Gebunden.

Sanders, Handwörterbuch der deutschen Sprache. Achte Auflage. Neubearbeitet von Dr. Ernst Wülfing. In Leinen oder Halbleinen gebunden.

Kultur und Welt. Eine Bücherei der Wissenschaften und Künste. Diese Bücherei umfaßt bis jetzt 11 Bände und wird fortgesetzt. Sie bringt eine wohlerwogene Auswahl kurzgefaßter, volkstümlicher Darstellungen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften und Künste, stets aber nur wirklich Wertvolles aus unserem geistigen und kulturellen Besitz.

Meyers Klassiker-Ausgaben. In mustergültiger kritischer Bearbeitung mit Schlußanmerkungen und Literaturnachweisen. Bisher erschienen 48 Klassiker mit 198 Bänden, in Halbleinen oder in Ganzleinen oder in Halbleder gebunden mit Goldoberschnitt.

Deutsche Romane zeitgenössischer Dichter. Die Sammlung umfaßt zurzeit 16 Bände. Ihr Streben gilt nicht billigen Tageserfolgen, sondern dem dringenden Bedürfnis, in der Verworrenheit dieser Zeit eine Literatur von bleibendem Werte zu pflegen. (Vollständige Verzeichnisse kostenfrei.)

Ausführlicher Verlagskatalog nebst Preisliste kostenfrei durch jede Buchhandlung.

Bethmann Hollweg

Während des Krieges. 17. bis 19. Tausend. Gebund. M. 630,—

Die von Kaiser Wilhelm II. in seinen „Ereignisse und Gestalten" gegebene Charakteristik des ersten Kriegskanzlers lenkt aufs neue die Aufmerksamkeit auf Bethmanns politisches Testament. Wir sehen darin die ungeheuren Arbeitsleistungen dieses Mannes, seine Staatsgesinnung, und glauben, schreibt die „Breslauer Morgen-Zeitung", daß es selbst bösem Willen nicht gelingen wird, den Wert der Denkschrift herabzusetzen.

Der mißverstandene Bismarck.

Zwanzig Jahre deutscher Weltpolitik.

Von **Otto Hammann.** Gebunden M. 840,—

Indem uns der Verfasser von den Ursachen zu den Wirkungen, vom gutgemeinten Wollen zu den vielen Fehlschlägen führt, an denen die verflossene Reichspolitik seit Bismarcks Sturze so reich war, erhalten wir ein eindrucksvolles Bild von jener Entwicklung der deutschen auswärtigen Politik, die zum Weltkriege und damit zur Zertrümmerung der von Bismarck geschaffenen Macht und Größe Deutschlands führten.

Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck

aus Petersburg und Paris. (1859—1862.) Herausgegeben von **L. Raschdau,** Gesandter a. D. 2 Bände mit 8 Bildertafeln in Kunsttiefdruck. Geb. M. 1260,—

Für unsere Lage bilden die Berichte Urkunden wichtigster Art, die ganz verblüffende Streiflichter auf die Vorgeschichte des Weltkrieges werfen und überraschende Vergleiche mit der Gegenwart ermöglichen.

Der große Krieg 1914—18.

Kurzgefaßte Darstellung auf Grund der amtlichen Quellen des Reichsarchivs. Von Major a. D. **Erich Otto Volkmann.** Mit einem Urkundenanhang u. 2 großen, mehrfarb. Karten. Geb. M. 1050,—

Ein ausgezeichnetes, knapp und klar geschriebenes Buch, das in allgemein verständlicher Weise die großen Linien des Krieges mit sicherer Hand zeichnet und alle entbehrlichen Einzelheiten beiseite läßt. Es muß zurzeit als das beste zusammenfassende Werk über den Weltkrieg bezeichnet werden. (Deutsche Literaturzeitung.)

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61

Eine Reihe Biographien:

Herausgegeben von Dr. Joh. Hohlfeld

Generalfeldmarschall Graf Schlieffen
Sein Leben und die Verwertung seines geistigen Erbes im Weltkriege
von General **Frhr. v. Freytag-Loringhoven**
Mit Bild und Brieffaksimile

Ferdinand Goetz
Ein deutsches Turnerleben von Prof. Dr. **Hugo Rühl**
Mit Verwendung der eigenen Aufzeichnungen des allbekannten Gründers der Deutschen Turnerschaft aus seinem Leben! — Mit einem Bildnis

Leopold Rankes Leben und Wirken
von Prof. Dr. **Hans F. Helmolt**
Mit 18 bisher ungedruckten Briefen, Bildnis und Stammtafel Rankes

Max Reger
Abriß seines Lebens und Analyse seiner Werke
von **Eugen Segnitz,** Prof. der Musik
Mit einem Bildnis

König Albert von Sachsen
von **Johann Georg,** Herzog zu Sachsen
Mit 3 Kunstbeilagen und 3 Faksimiledrucken
A) In Halbleinen geb. — B) 200 Exemplare in Halbleder geb., holzfreies Papier, vom Autor numeriert u. signiert

Deutsche Unternehmungen

Eine Sammlung wirtschaftsgeschichtlicher Monographien

Die Geschichte des Norddeutschen Lloyd
von Prof. Dr. **Wilhelm Langenbeck**
Mit einem Vierfarbendruck

Die Kruppwerke
Geschichte eines Weltunternehmens
von **Gustav Koepper**
Mit einem Vierfarbendruck

Johann Michael von Loen
Goethes Großoheim (1694—1776)
sein Leben, sein Wirken
und eine Auswahl aus seinen Schriften
von Dr. **Siegfried Sieber**
Mit einem Bildnis

Diktatur des Wahnsinns
Memoiren eines Gefangenen von 1795
von **Honoré Riouffe**
übersetzt von Garry Brachvogel

Historia-Verlag Paul Schraepler / Leipzig

Roßplatz 4.

ANTAIOS-VERLAG

Leipzig Berlin S 59 Wien

*

Werke von Arthur Trebitsch

Dichterisches:

Aus Max Dorns Werdegang, Roman . . . . . Brosch. M. 250,—
Die böse Liebe, Novellen (Verlag Ed. Strache, Wien) . . Brosch. M. 250,—
Aus des Ratsherrn Joh. Ceusserius Lebensbeschreibung . . Pappbd. M. 240,—
Galileo Galilei, Ein Trauerspiel. Eleg. Pappbd. M. 120,—
Seitenpfade, Ein Buch Verse. Brosch. M. 90,—, geb. M. 120,—

Nikolaus Lenaus geistiges Vermächtnis . . . . Eleg. Pappbd. M. 250,—
Halbleder-Ausgabe numeriert u. signiert M. 1000,—
Deutscher Geist aus Österreich, Dichterische Bekenntnisse . Eleg. Pappbd. M. 90,—

Philosophisches:

Gespräche und Gedankengänge. Brosch. . . . . M. 250,—
Zur Förderung der Persönlichkeiten M. 100,—
Geist und Leben . . . . . M. 90,—
Wort und Leben, Eine grundlegende Untersuchung . . . . . M. 120,—
Drei Vorträge mit Zwischenstücken. Brosch. M. 180,—, geb. M. 240,—
Hieraus einzeln:
Erkenntnis und Logik . . . . . M. 60,—
Friedrich der Große, Ein offener Brief an Thomas Mann . . . . . M. 60,—
Geist und Judentum (Verlag Ed. Strache, Wien) . brosch. M. 300,—, geb. M. 500,—

Politisches:

Deutscher Geist — oder Judentum! Der Weg der Befreiung. Brosch. M. 360,—, auf besserem Papier gedruckt und dauerhaft gebund. M. 600,—.

Wir Deutschen aus Österreich. Ein Weckruf. . . . . M. 100,—.

Vorstehende Bücher sind durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen. Für Österreich und die Nachfolge-Staaten liefert Fritz Arnold, Wien I., Kolowratring 4, aus.

Hevelius, Handbuch für Freunde der Astronomie und kosmischen Physik. In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Prof. Dr. Plaßmann . . . . . Geb. M. 12,—.

Sternatlas. Nach der 4. Auflage von Littrows Atlas des gestirnten Himmels vollständig neubearbeitet von Fr. Becker . . . . . Geb. M. 6,—.

Sprachgeschichtliche Plaudereien. Von Dr. E. Wasserzieher. Kart. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Leben und Weben der Sprache. Von Dr. E. Wasserzieher. 3. Auflage. Kart. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Bilderbuch der deutschen Sprache. Von Dr. E. Wasserzieher . . . . . Kart. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Im Lande der Bibel. Von Professor Ernst M. Roloff . . . . Kart. M. 2,50, geb. M. 3,50.

In zwei Welten. Aus den Erinnerungen und Wanderungen eines deutschen Schulmanns und Lexikographen von Professor Ernst M. Roloff. Kart. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Verträumte Städte. Deutsche Kleinstadtbilder von Fritz Mielert. Mit 32 Zeichnungen von Willy Neuhaus . . . . . Kart. M. 2,75, geb. M. 3,50.

Worte von Fr. W. Foerster. Gesammelt und herausgegeben von H. Peine. Geb. M. —,50.

Grundpreise, zu multiplizieren mit der (veränderlichen) Schlüsselzahl, z. B.: 210.

Ferd. Dümmlers Verlag / Berlin SW 68

Postscheck 145.

C. H. Beck München

NEUERSCHEINUNGEN

GESCHICHTE UND POLITIK

Fr. L. Crome, Das Abendland als weltgeschichtliche Einheit.
In Pappbd. Gpr: 9,—, in Ganzleinen Gpr: 11,—

Karl von Wachter, Zum Verständnis der Weltlage. Zugleich eine Auseinandersetzung mit Fr. W. Foerster.
Gebunden Gpr: 6,—

Walther Harich, Das Ostproblem. Seine Geschichte und Bedeutung.
Gebunden Gpr: 4,—

*

BIOGRAPHIEN

Hans Brandenburg, Joseph von Eichendorff. Sein Leben u. seine Werke. Mit Bildnis u. Handschriftenprobe d. Dichters
In Ganzlein. Gpr: 13,50, in Halbfrz. Gpr: 22,50

Ludwig Schiedermair, Mozart. Sein Leben und seine Werke. Mit Lichtdruck und 22 Einschalttafeln.
In Ganzleinen Gpr: 14,—, in Halbfr. Gpr: 24,—

Walther Linden, Conrad Ferdinand Meyer. Entwicklung und Gestalt.
In Ganzleinen Gpr: etwa 11,—

Max J. Wolff, Heinrich Heine. Erscheint noch vor Weihnachten 1922.
In Ganzleinen Gpr: etwa 14,—

Schicksalstage deutscher Dichter. Ein Novellenkranz. In Verbindung mit anderen herausgegeb. von Rudolf Krauß.
Gebunden Gpr: 5,50

Alfred Steinitzer, Shakespeares Königsdramen. Geschichtliche Einführung. Mit 37 Vollbildern, 5 Kartenskizzen und 14 Stammtafeln.
In Halbleinen Gpr: 10,—, in Ganzlein. Gpr: 12,—

Mörike-Album von Moritz von Schwind. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. 16 Lichtdrucktafeln und 20 Seiten Text. Blattgröße 30 zu 42 cm. Druckordnung und äußere Ausstattung von F. H. Ehmcke.
In Halbleinenbd. mit handgefertigt. Überzugspapier. Gpr: 30,—, in Halblederbd. Gpr: 45,—

*

RELIGION UND LEBEN

Die Frohe Botschaft. Ausd. griechischen Urschrift übertragen von Roman Woerner
Nach Matthäus. *Kart. Gpr: 3,60, geb. Gpr: 5,—*
Nach Markus. *Kart. Gpr: 3,—, geb. Gpr: 4,20*
Nach Lukas. *Kart. Gpr: 3,60, geb. Gpr: 5,—*
Nach Johannes. *Kart. Gpr. 3,20, geb. Gpr: 4,50*
Die vier Teile auch zusammen in Sammelkarton (gebundene Ausgaben) oder zusammengebund. in einen Halbpergamentbd.

Johannes Müller, Die Liebe. Fünf Aufsätze und Reden. *In Ganzleinen Gpr: 5,—*

Johannes Müller, Gott.
In Ganzleinen Gpr: etwa 3,50

*

SCHÖNE LITERATUR

Isolde Kurz, Nächte von Fondi. Eine Geschichte aus dem Cinquecento. *In Pappband Gpr: etwa 7,50, in Ganzlein. Gpr: etwa 9,—*

Graf Alexej N. Tolstoi, Höllenfahrt. Deutsch von Alexander Eliasberg. *Broschiert Gpr: 6,—, in Halbleinen Gpr: 8,50, in Halbleder Gpr: 12,—*

J. P. Jacobsen, Frau Marie Grubbe. Übertragen von J. Sandmeier.
Broschiert Gpr: 5,—, in Ganzleinen Gpr: 8,—, in Halbleder Gpr: 11,—

August Sperl, Ahnenbilder und Jugenderinnerungen.
In Ganzleinenband Gpr: etwa 8,—

Fritz Karl Weber, Reinhart der Stammler. Geschichte einer Jugend.
In Pappband Gpr: 5,—, in Ganzleinen Gpr: 6,—

Anton Fendrich, Buch der Heimat. Mit Wiedergabe zweier Radierungen von Hans Thoma. *Gebunden Gpr: 4,80*

Vom heute gewesenen Tage. Die schönsten Mörikebriefe. In biographischer Verbindung herausgegeben von Walther Eggert Windegg.
In Pappband Gpr: 7,—, in Halbfranz Gpr: 13,50

*

Die angegebenen Grundpreise ergeben mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins (am 13. Nov. = 210) multipliziert den Ladenpreis. Die Börsenvereins-Schlüsselzahl kennt jeder Buchhändler.

Verlangen Sie kostenlos unsern Geschenkkatalog!

Aus dem Leben eines Deutschen in den Napoleonischen Kriegen

Kreutz- und Querzüge

von

August Friedrich Ludolph Schaumann

Herausgegeben von seinem Enkel
CONRAD VON HOLLEUFFER

Mit einem Geleitwort von
FEDOR VON ZOBELTITZ

*

2 Bände, 8° 412 und 392 S. Mit 31 bunten Bildern

Erinnerungen eines Kriegskommissärs der deutsch-englischen Legion aus Kindheit und Jugend im alten Hannover und aus den Napoleonischen Kriegen in Spanien und Portugal. Prächtige Bilder vom privaten und gesellschaftlichen, politischen und militärischen Leben in Deutschland, von Volkssitten, Landschaften, Städten und Kriegsereignissen in Spanien und Portugal um die Wende des 18. Jahrhunderts

VERLAG F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig

* **Dannemann,** Friedrich, Die Naturwissenschaften, in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange dargestellt. Zweite Auflage. 4 Bände. Bisher sind 3 Bände von je etwa 500 Seiten Umfang mit Abbildungen im Text und je 1 Bildnis erschienen. Der 4. Band befindet sich im Druck.
Jeder Band . . . . . Gz. 12,50
Jeder Band in Leinen geb. Gz. 14,50

*—, **Aus der Werkstatt großer Forscher.** Vierte Auflage. Mit 70 Abbildungen. (XII, 437 S. gr. 8.) Gz. 12,50. In Leinen geb. Gz. 14,50

* **Driesch,** Hans, Philosophie des Organischen. Gifford-Vorlesungen, gehalten an der Universität Aberdeen in den Jahren 1907—1908. Zweite, verbesserte und teilweise umgearbeitete Auflage. Mit 14 Figuren im Text. (XVI, 6 8 S. gr. 8.)
In Leinen geb. Gz. 19,—

Gervinus, G. G., Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts. Vierte Auflage. (184 S. gr. 8.) Gz. 3,— In Halbfranz geb. Gz. 6,—

* **Herrmann,** Paul, Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der Dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus. Erster Teil: Übersetzung. Mit einer Karte. (IX, 508 S. gr. 8.) . . . Gz. 7,—
In Leinen geb. Gz. 9,—
Zweiter Teil: Die Heldensagen des Saxo Grammaticus. (XXIV, 668 S. gr. 8.) . . . . Gz. 13,—
In Leinen geb. Gz. 15,—

* **Newcomb-Engelmanns** Populäre Astronomie. Siebente Auflage. Mit 240 Abbildungen im Text. (XII, 889 S. gr. 8.) . . . . . etwa Gz. 20,—
In Leinen geb. mit Schutzhülse etwa Gz. 23,—

* **Weber-Baldamus,** Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte in vier Bänden. 23. Auflage. Jeder Band etwa 800 bis 1000 Seiten mit Registern. Je Gz. 10,—
In Pappband . . . . . je Gz. 11,50
In Leinen geb. mit Schutzhülse je Gz. 13,—

* **Weber-Langer,** Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung. 23. Auflage. (XII, 779 S. gr. 8.) Gz. 6,—
In Leinen geb. mit Schutzhülse Gz. 9,—

* **Weber-Rieß,** Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden. 3. Auflage. Bisher sind 4 Bände von je etwa 700 Seiten Umfang mit Registern erschienen. Jeder Band Gz. 12,—
Jeder Band in Leinen geb. mit Schutzhülse Gz. 15,—

* ——, Weltgeschichte in 2 Bänden. (XLVI, 2214 S. gr. 8.) Gz. 24,—
In Leinen geb. mit Schutzhülsen Gz. 33,—

* *Ausführliche Ankündigungen kostenlos.*
Grundzahl×Schlüsselzahl (siehe Anzeige letzte Umschlagseite.)

Ein Jahrtausend Deutscher Kultur

von H. Reichmann, J. Schneider und Dr. W. Hofstaetter

Buchschmuck von E. Paul Schneider

Quellen von 800 bis 1800

Band I: Die äußeren Formen deutschen Lebens, XVI und 390 Seiten. Zweite Auflage.

In Halbleinen gebd. M. 9,— Grundpreis.

Band II: Die innere Stellung zur Kultur.
In Vorbereitung.

„Es ist ein Quellenbuch zur Geschichte des äußeren Lebens von Sitte, Geselligkeit, Berufsleben, Verkehr u. dergl. Die Verfasser sagen selbst, es fehle alles, was zur eigentlichen Geistesgeschichte gehört. Die älteren Sprach- und Schreibweisen sind in recht weitem Maße beibehalten. Die Sammlung ist reich und sehr lehrreich."
Vergangenheit und Gegenwart.

Julius Klinkhardt
Verlagsbuchhandlung in Leipzig

VERLAG SKYTHEN
G. m. b. H., Berlin W 30
Münchener Straße 16, ptr.
Fernsprecher: Kurfürst Nr. 47-68.

*

Soeben erschienen:

ALEXANDER PUSCHKIN

Kleine Dramen

Der geizige Ritter

Bankett zur Pestzeit

Übertragen v. Reinhold von Walter.

56 Seiten. — Gebunden.
Grundpreis: Mark 1,25.

*

Auslieferung nur durch

Carl Fr. Fleischer, Leipzig
Salomonstraße 16.

Rechtzeitig vor dem Feste
erscheint in
Drugulin-Type und Offizin
hergestellt

Der Deutsche Dom.

Schönstes Geschenkwerk
für jeden national fühlenden und
denkenden Deutschen.

Einmaliger Druck in kleiner Auflage.

Nur gegen Vorauszahlung
von 450 M. erhältlich durch:

Swastikaverlag Leipzig
Johannisgasse 28 III

Soeben erschien:

Die schöne Seele

Ein neuer Beitrag zur Idealphilosophie nebst einer literarischen Einleitung zu seinem Silbernen Schriftsteller-Jubiläum von

Dr. Engelbert Lorenz Fischer

Prälat und Stadtpfarrer an St. Marien, Würzburg.

13½ Bogen. Holzfreies Papier. Grundzahl: Eleg. kart. 1,50. Halbleinenbd. 3,50.

Der Ladenpreis wird errechnet durch Multiplikation der Grundzahl mit der jeweils vom Börsenverein festgesetzten Schlüsselzahl.

Presseurteile: „Das Buch ist mit seiner ungewöhnlichen ethischen Schwungkraft geeignet, viel Segen zu stiften, und wird jedem in unserem schwankenden Zeitalter eine feste Stütze werden." „Der Autor hat seine Zeit im Innersten begriffen und spendet uns freigebig das Beste aus dem Schatz seiner reichen Persönlichkeit."

Von demselben Verfasser sind noch lieferbar:

Der Großgeist, das höchste Menschenideal.

Grundlinien zu einer Philosophie des Ganzgenies.

Grundzahl: Geh. 2,—. Gebd. 3,50.

Die populär-u. wissenschaftlich-christliche Weltanschauung.

Ein Buch zum Frieden für gebildete Kreise.

Grundzahl: Geh. 2,—, Halbleinenbd. 4,—

Überphilosophie.

Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln.

Grundzahl: Geh. 2,—. Gebd. 3,50.

Der Ladenpreis wird errechnet durch Multiplikation der Grundzahl mit der jeweils vom Börsenverein festgesetzten Schlüsselzahl.

Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel) Berlin W 35.

A. Marcus & E. Webers Verlag

in Bonn

Soeben erschien:

Das Problem des Empirismus.

Dargestellt an John Stuart Mill von Else Wentscher.

Preis kartonniert z. Z. Mark 143,—

In diesem Buche werden die Grundzüge der Gesellschaftslehre, die Mill mit bestem Verständnis für die sozialen und sozial-pädagogischen Fragen entwickelt hat, in anschaulicher Weise erörtert. Das Buch bietet gerade heute, wo wir auf allen Gebieten um eine Neugestaltung unseres Weltbildes ringen, eine Fülle von fruchtbaren Anregungen.

Die Philosophie des reinen Idealismus.

Eine Weltanschauungslehre von Otto Kröger.

Preis broschiert z. Z. Mark 330,—

Lehrbuch der Logik

auf positivistischer Grundlage mit Berücksichtigung der Geschichte der Logik von Dr. Th. Ziehen, ord. Professor a. d. Universität Halle

Preis geheftet z. Z. M. 1540,—, Preis geb. z. Z. M. 1980,—

Das große Prachtwerk:

Friedrich der Große

von

Hermann von Petersdorff

Quartausgabe 575 Seiten mit 280 zeitgenössischen Bildern, 26 Beilagen und Plänen

In elegant. Ganzleinenband Gz. 25,—

Grundzahl × Schlüsselzahl.

*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) Berlin W 35, Lützowstraße 7.

Gute Bücher

in künstlerischer Ausstattung auf holzfreiem Papier und in festen Halbleinenbänden bietet der

Volksverband der Bücherfreunde

Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 50, Rankestr. 34

seinen Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen. Die Bücher können nur an Mitglieder abgegeben werden. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Verlagsverzeichnis und Satzungen unberechnet und postfrei:

Soeben erschienen:

Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow.
H. C. Andersen: Märchen, 1. Band, ill.
Dickens: Die Pickwicker, 1. Band.
Fichte: Bestimmung des Menschen, Anweisung zum seligen Leben.
Hauff: Lichtenstein.
Eduard von Hartmann: Das sittliche Bewußtsein.
Kappstein: Religionen der Menschheit, 2. Teil.
Keller: Gedichte.
„ Leute von Seldwyla, 2. Band.
Kopisch: Die Heinzelmännchen, mit 25 farbigen Bildern von A. Propp.
Sinclair Lewis: Die Hauptstraße.
Ludwig: Zwischen Himmel und Erde.
Reuter: Franzosentid, Stromtid, 2 Bände.
Roda Roda: Morgensonne, Morgenland.
Schumann: Gesammelte Schriften über Musik u. Musiker.
Stifter: Bunte Steine.
„ Studien, 1. Band.

Demnächst erscheinen:

Deutsche Volkslieder des Mittelalters, ausgewählt von Prof. Dr. Fritz Kern.
Franz Dülberg: Vom Geiste der deutschen Malerei, mit 24 Bildern.
Nibelungenlied: Übersetzt von Dr. Karl Wolfskehl.
Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Erster Band 1785—1810.

Gesamtausgaben von Andersen, Dickens, Fichte, Goethe, Hauff, E. T. A. Hoffmann, Keller, Kleist, Ludwig, Reuter, Schiller, Shakespeare, Stifter (zum Teil bereits erschienen).

Als Probeband wird auch abgegeben:

Sinclair Lewis: „Die Hauptstraße"

Die Geschichte der Carola Kennicott. Aus dem Amerikanischen übersetzt. 384 Seiten. Original-Halbleinen, Preis Mark 1200,— zuzüglich Porto und Verpackung.

An den

Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H.
Berlin W 50, Rankestraße 34.

Ich beabsichtige, dem Verband als Mitglied beizutreten und ersuche um kostenlose Zusendung des Verlagsverzeichnisses.

.....
Name

....
Stand Ort

Zwei Bilderbücher für Jung und Alt, die beim diesjährigen Weihnachtsfeste — in keiner Familie fehlen sollten! —

Anfang Dezember erscheint:

Christkind

Ein Advents- und Weihnachtsbilderbuch mit Versen und 12 Vier- u. 3 Zweifarbendruckbildern auf Kunstdruckpapier von F. Munin.
Hübsch gebd. . . Grundpreis 5,— (mal Schl.-Z. d. B.-V.)
Die Grundpreise sind jeweils mit der vom Börsenverein der deutschen Buchhändler festgesetzten Teuerungszahl zu multiplizieren.

Paradies

Bilder und Reime von Fr. Greiner.
Schön gebd. . . Grundpreis 5,— (mal Schl.-Z. d. B.-V.)
Dieses Bilderbuch stellt mit seinen kindlichen Versen, die durch gutgelungene Vierfarbendruck- und einfarbige Bilder entsprechend erläutert werden, die Schöpfung der Welt, der Tiere, der Sterne, Tag und Nacht usw., dar.

— Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung. —

Walter Momber, Verlagsbuchhdlg.
G. m. b. H., Freiburg i. Br. 2.

Neu! Albert Trentini **Neu!**

GOETHE

Der Roman von seiner Erweckung.
Zwei Bände mit 385 und 400 Seiten.

Der „Kunstwart" schreibt: „Die Erweckung des Mannes stellt Trentinis neue große Prosadichtung dar. Das stärkste Erlebnis des Geistes, der Seele, der Sinne, der Persönlichkeit. Das Stirb und Werde einer gewaltigen Natur . . . . . Nie habe ich von Goethe ein stärkeres, tieferes, erfüllteres Bild gesehen als dieses."
Grundpreis: Geheftet Mark 7,—, gebunden Mark 10,—

In neuer Auflage erschienen:

Der deutsche Spielmann

Eine Auswahl aus dem Schatze deutscher Dichtung in Vers und Prosa für Jugend und Volk.
Mit Bildern erster deutscher Künstler.

Bd. 12. **Frühling**	Bd. 13. **Sommer**
Illustr. v. H. v. Volkmann	Illustr. v. Edm. Steppes
Bd. 14. **Herbst**	Bd. 15. **Winter**
Illustr. v. Karl Biese	Illustr. v. Karl Biese

Grundpreis jedes Bandes mit 80 Seiten und vielen Abbildungen kart. Mark —,80.

Paul Schultze-Naumburg

Kulturarbeiten. Band I

Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen
471 S., Gr. 8° auf Kunstdruckpapier mit 725 Abbild.
Grundpreis geh. M. 10,—, geb. M. 12,50
Die Grundpreise sind mit der jeweils gültigen Schlüsselzahl des deutschen Buchhandels zu multiplizieren, die (Mitte November 210) in jeder Buchhandlung zu erfragen ist.

Verlag Georg D.W. CALLWEY, München.

Bücher sind das billigste Geschenk

Marie von Ebner-Eschenbach

		Geheft.	Gebd.
Agave	Leinenband		7,50
Alte Schule. 2. Auflage	Pappband	3,—	5,—
Altweibersommer. 2. Auflage	Pappband	3,—	5,—
Aus Spätherbsttagen. 7.—8. Auflage		3,50	5,50
Bertram Vogelweid. Erzählung. 6.—7. Tausend		2,—	4,—
Das Gemeindekind. 65. Tausend	Halbleinen	4,—	7,—
Das Schädliche. — Die Totenwacht. 2. Auflage	Pappband	3,—	5,50
Die arme Kleine. Erzählung. 6.—7. Tausend	Halbleinen	3,—	5,—
Die unbesiegbare Macht. 4. Auflage	Pappband		5,—
	Leinenband		7,—
	Halblederband		12,50
Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. 6.—7. Tauf.	Halbleinen	2,—	5,—
Dorf- und Schloßgeschichten. 16. Auflage	Halbleinen	3,—	5,—
Drei Novellen	Halbleinen		6,50
Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte. 16.—20. Tausend	Halbleinen	2,—	4,—
Ein Buch für die Jugend. Aus meinen Schriften. 6. Auflage		1,—	1,50
Glaubenslos? 4. Auflage	Leinenband	3,—	7,50
Genrebilder. 4. Auflage	Halbleinen	4,—	6,—
Lotti, die Uhrmacherin. 19.—23. Auflage	Halbleinen	4,—	8,—
	Leinenband		9,—
	Halblederband		12,50
Meine Erinnerungen an Grillparzer. Aus einem zeitlosen Tagebuch	Pappband	4,—	6,—
	Halbleinen		8,—
Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen. 7.—8. Tausend	Halbleinen	3,—	5,—
Miterlebtes. Erzählungen. 4. Auflage	Pappband		4,—
Neue Dorf- und Schloßgeschichten. 8. Auflage	Halbleinen	3,—	5,—
Neue Erzählungen. 5. Auflage	Halbleinen	4,—	6,—
	Leinenband		7,—
Parabeln. Märchen und Gedichte. 2. Auflage. Feine Ausgabe	Halbleinen	4,—	8,—
Rittmeister Brand. 4. Auflage	Halbleinen	4,—	6,—
	Leinenband		7,—
Stille Welt. 3. Auflage	Pappband		3,—
Unsühnbar. Erzählung. 13.—17. Tausend	Halbleinen	3,—	5,—
Zwei Komtessen. 13.—17. Tausend	Halbleinen	3,—	5,—

Gesammelte Schriften

Nachstehende Bände sind auf bestem Friedenspapier gedruckt und in eleganten Halblederbänden mit breitem Lederrücken und Lederecken lieferbar:

Agave. — Uneröffnet zu verbrennen. — Novellenstoffe. (289 Seiten.)	Halblederband	12,50
Glaubenslos? — Fräulein Susannes Weihnachtsabend. — Die Spitzin. (244 Seiten.)	Halblederband	12,50
Rittmeister Brand. — Das Schädliche. — Die Totenwacht. — Maslans Frau. — In letzter Stunde. — Ein Original. (392 S.)	Halblederband	12,50

Der Ladenpreis wird errechnet durch Multiplikation der oben angeführten **Grundzahlen** mit der amtlich festgesetzten Schlüsselzahl des Börsenvereins

Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

DER DEUTSCHE PLATON

Der „Kunstwart" schreibt im Oktoberheft:

„In aller Stille ist ein Ereignis eingetreten, das mehr bedeutet als ganze Dutzende von marktfüllenden und lautbeklatschten Veröffentlichungen: Wir haben eine Übersetzung des Plato erhalten, die vollständig rein und im Sinne der Philologie einwandfrei ist.

Wir haben einen deutschen Platon, so echt platonisch wie Sprachstand und Wissen von heute ihn zu gestalten erlaubten.

Otto Apelt, der Übersetzer der jüngst vollendeten Gesamtausgabe, ist mit ruhigen Nerven und absichtloser Frische ans Werk gegangen. Ein Philosoph, der genug Philologe war, um des Sinnes völlig Herr zu werden, eifervoll genug, um jede Schwierigkeit mit zähem Sachsinn zu überwältigen, und Schriftsteller genug, um einen würdigen deutschen Platon ohne Mätzchen, ohne allzu zeitgemäße Reize, aber mit stilistischer Sicherheit und reifer Klangfülle zu schaffen.

Und dazu ein ‚Menschenfreund'! Apelt unterliegt nicht dem Wahn, nur der reine, zusatzlose Text dürfe dem stolzen heutigen Leser geboten werden. Vielmehr gibt Apelt Einleitungen und Erläuterungen, die dem ernstlich Suchenden höchst vollkommen sein müssen. Und an ihnen ist zu bewundern ebensosehr die schlichte, phrasen- und schwulstfreie, wahrhaft natürliche Grundauffassung wie das Geschick, womit Apelt zugleich dem Philologen wie dem Laien dient und hilft" .....

Folgende Ausgaben liegen vor:

Platons sämtliche Dialoge

in 7 Halbpergamentbänden 100.– Gr.Z. (Ausland 100 Schweizer Franken)

Einzelausgaben in Halbpgt.: je 6.– Gr.Z. (Ausland 4.50 Schweizer Franken)

(Ausnahmen: Gesetze, Staat, Timaios)

Ausserdem jeder Band auch geheftet und in Halbleinenband der

„Philosophischen Bibliothek"

Die angegebenen Grundpreise, multipliziert mit der jeweilig. Schlüsselzahl d. Börsenvereins, ergeben den Ladenpreis.

VERLAG VON FELIX MEINER IN LEIPZIG

BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

MEINER, LEIPZIG / G. K. SARASIN, LEIPZIG / W. HAEDECKE, STUTTGART / R. VOIGTLÄNDER, LEIPZIG
H. WEICHER, LEIPZIG / H. HAESSEL, LEIPZIG / OLDENBURG & Co., BERLIN / O. C. RECHT, MÜNCHEN
DIETERICH'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, LEIPZIG / HAMMER-VERLAG, LEIPZIG / GEBRÜDER PAETEL,
BERLIN / DEUTSCHE VERLAGSANSTALT, STUTTGART / DER KOMMENDE TAG A.-G., STUTTGART
M. KOCH, LEIPZIG / DÜRR & WEBER, LEIPZIG / A. SCHERL, BERLIN / R. HOBBING, BERLIN / FR.
WILH. GRUNOW, LEIPZIG / G. HIRT, MÜNCHEN / GREINER & PFEIFFER, STUTTGART / W. G. KORN,
BRESLAU / AMALTHEA-VERLAG, WIEN / J. F. STEINKOPF, STUTTGART / VERLAG DEUTSCHE
BUCHWERKSTÄTTEN, DRESDEN / K. F. KÖHLER VERLAG, LEIPZIG / F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG
STRECKER & SCHRÖDER, STUTTGART / DUNCKER & HUMBLOT, MÜNCHEN / HACHMEISTER & THAL, LEIPZIG / J. F. LEHMANN, MÜNCHEN / J. KLINKHARDT, LEIPZIG
CONCORDIA, DEUTSCHE VERLAGSANSTALT, BERLIN / BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG

Burte

„Burte ist der Träger des Geistes, der kommt, der die Not der Deutschen wendet, dass sie heilig wird, herrlich und hehr," schrieb die „Tat". — „Zu Hermann Burtes Werken sollte jeder Deutsche Stellung nehmen", schrieb das kritische Literaturblatt „Der Zwiebelfisch". — „Ich halte Burte für sehr bedeutend und bin überzeugt, er hat eine Zukunft vor sich wie wenige", schrieb Josef Hofmiller in München beim Erscheinen des „Wiltfeber". — „Der erste Roman Burtes enthüllt einen grossen Schriftsteller", schrieb der „Mercure de France" in Paris. — „Burte ist das Sprachrohr der wahren Kräfte in Deutschland", schrieben die „Times" in London

Bisher erschienene Werke:

WILTFEBER, der ewige Deutsche. Roman. (1. Aufl. 1912) 35. Aufl.
KATTE. Geschichtl. Schauspiel (1. Aufl. 1914) 6. Aufl.
SIMSON. Schauspiel. 6. Aufl.
DER LETZTE ZEUGE. Bühnenstück.
PATRICIA. Sonette an eine Engländerin. 3. Aufl.
DIE FLÜGELSPIELERIN UND IHR TOD. 2. Aufl.

Die Bände sind gleichmässig elegant in Halbleinen gebunden.
Verlag und Bühnenvertrieb von
Gideon Karl Gerstin
in LEIPZIG, Seeburgstr. 100.

Diotima-Klassiker

Neue Ausgabenreihe für Bücherliebhaber

Äußere Vorzüge:
Bestes holzfreies, naturfarbiges Papier
Tiemann-Fraktur · Solide Bindearbeit

Es liegen vor:

Hölderlins Werke in vier Bänden
herausgegeben von Dr. Manfred Schneider

Novalis' Werke in einem Bande
herausgegeben von Dr. Wilh. von Scholz

Mörikes Werke in drei Bänden
herausgegeben von Dr. Wilh. von Scholz

Weitere Ausgaben in Vorbereitung.
Ausführliche Verzeichnisse kostenlos.

Walter Hädecke Verlag / Stuttgart

Geschenkwerke

aus allen Wissensgebieten, in großer Zahl und bester Ausstattung enthält der

Verlagskatalog

Kostenlos unter Bezug auf diese Zeitschrift erhältlich von

R. Voigtländers Verlag in Leipzig
Marienstraße 12.

Theodor Weicher, Leipzig, Inselstraße 10

BERÜHMTE WERKE!

Gildemeister, Otto, „Judas Werdegang in vier Jahrtausenden". Geh. M 1.50, geb. M 2.50

Kernholt, Otto, „Vom Ghetto zur Macht" Geh. M 4 —, geb. M 6.—
Von demselben in Vorbereitung: *„Deutschlands Schuld und Sühne".* Geh. etwa M 5.—, geb. M 7.—

Bieder, Theob. „Geschichte der Germanenforschung". *Teil I 1500–1806.* Geh. M 1.—
Teil II 1806–1870. Geh. M 1.40

Loewenfeld, Albr. Hüffer von, „Republik oder Monarchie". Geh. M 1.50

Jordan, Prof. Dr. Herm. „Der Friedensvertrag und die Schuldfrage". Geh. M —.30

Neumann, Prof. E. „Was jedermann vom Friedensvertrag wissen muß". Geh. M —.30

Stuart, Sir Campbell, „Geheimnisse aus Crewe-House". (Lord Northcliffe † gewidmet). Aus dem Englischen übersetzt von Korv.-Kapt. Koehler. Kart. M 3.—.

Obige Preise sind Grundpreise, die mit der jeweils amtlich bekanntgegebenen Schlüsselzahl zu multiplizieren sind und dann den Ladenpreis ergeben. Die Schlüsselzahl ist am 26./10. — **160.**

AUSERLESENE SCHÖNE GESCHENK-LITERATUR

Wilhelm Bode/ Ohm Christians Verwandlungen. Neue heitere Erzählungen mit 18 Bildern und Buchschmuck von Hans Friedrich. — Halb- und Ganzleinen. — „Träumereien hinter deutschen Kachelöfen, mit einem Glanz wie Altgold, erheiternd und wehmütig zugleich."

Wilhelm Bode/ Goethes Schweizer Reisen. Textband mit 45 Bildern. — Rot Halbleinen, blau Ganzleinen. — Bode schuf ein Werk von unerhörter Erlebnisnähe, indem er sich Goethen als verständnisinnigen Begleiter zugesellt. Ein Stilerlebnis wie wenige andere deutsche Bücher. —

Wilhelm Bode/ Die Schweiz, wie Goethe sie sah. 144 Lichtdrucke nach zeitgenössischen Lichtdrucken, und Miniaturen mit einer Einführung. — Blau Ganzleinen. (Mit dem Textband zusammen auch in Halblederband.) — Bode lehrt uns die Alpen mit den schönsten, tiefsten Augen, die je einem Menschen gehörten, zu sehen: mit denen Goethes. — Ein herrliches Bilderbuch für ganz Europa.

Gottfried Bohnenblust/ A-Dur. Neue Gedichte.

Jakob Boßhart/ Zwei Erzählungen. Herausgegeben und eingeleitet von Hartwig Jeß. („Das Pasquill" — „Der Böse".) — Pappband. Halblederband.

Jakob Boßhart/ Gesammelte Erzählungen. 6 Pappbände. 6 Halbleinenbände. 6 handgebundene Halbpergamentbände. I. Im Nebel. II. Vor dem Umsturz. III. Durch Schmerzen empor. IV. Früh vollendet. V. Erdschollen. VI. Opfer. — Jeder Band ist in Halbleinen einzeln käuflich. „Dieser große Epiker ist in nächste Nähe Gottfried Kellers zu stellen." Er erschließt eine Welt des Verstehens, Begreifens, — Verzeihens!

Salomon Geßner/ Dichtungen. Herausgegeben von Hermann Hesse. — Pappband. Halbleder. — Hermann Hesse erweckt den einer Zeitströmung verwandten Idylliker Geßner zu neuem Leben. Hesses Einleitung gehört zum Besten, was über die Idylle und über Geßner geschrieben wurde.

Julius R. Haarhaus/ Maculaturalia. Ein Märchen für Bücherfreunde. — Pappband. Ganzlederband.

Eugen Hasler/ Hochland. Gedichte. Seit Goethes Reisehymnen ist die Herrlichkeit des Hochgebirges nicht in so edler und würdiger Weise gefeiert worden: Hasler ist der berufenste Sänger des Hochgebirges.

Eugen Hasler/ Lias Jahr. Eine Dichtung. — Leinen. Halbleder. — Die abgeklärte, reife Dichtung gestaltet die Geschichte einer ringenden Liebe.

A. v. Hedenstjerna/ Allerlei Leute. Wohlfeile Ausgabe. 2 Pappbände.

Ricarda Huch/ Erzählungen. 2 Leinenbände. 2 Lederbände oder ein Halbpergamentband. — (Inhalt: Fra Celesta — Der arme Heinrich — Der Weltuntergang — Die Malwiese — Haduwig im Kreuzgang — Der Mondreigen von Schlaraffis — Teufeleien — Lügenmärchen.)

Ricarda Huch/ Gedichte. — Ganzleinenband. Handgebundener Lederband. — Ricarda Huchs Gedichte können als das beste, wertvollste Gedichtbuch bezeichnet werden, das die deutsche Frauenlyrik besitzt.

Wilhelm Jensen/ Tage der Hansa. Historische Erzählung. — 3 hübsche Halbleinenbände in einer Kassette.

Indische Erzähler/ hgb. v. Joh. Hertel. — Bd. 1—3: Dandin, 10 Prinzen. — Bd. 4: Prinz Agatha. Die Abenteuer Ambodos. — Bd. 5: 2 indische Narrenbücher. — Bd. 7: Kaufmann Tschampaka. Pâla u. Gopâla. Ratnatschuda. — Bd. 9: 92 Anekdoten und Schwänke aus dem modernen Indien.

Olof Molander/ Harriet Bosse (mit 16 wertvollen Bildbeilagen: Harriet Bosse in den bedeutendsten Frauenrollen der Weltbühne). — Halbleinen. — Schwedens größte Schauspielerin, die auf Strindbergs dichterische Entwicklung entscheidend wirkte und seine dritte Frau war, wird mit intimer Kenntnis geschildert. Strindbergs Eheantrag, ihre Antwort, sein seltsamer Plan seiner Trauung unter freiem Himmel.

Conrad Ferdinand Meyer/ Sämtliche Werke. (Oktavausgabe.) — 6 Pappbände. 6 Halbleinenbände. 6 Ganzleinenbd. 6 Halbfranzbände. 4 Halbpergamentbände. 8 Ganzpergamentbände. 8 Ganzlederbände. 6 Halbsaffianlederbände.

Conrad Ferdinand Meyer/ Sämtliche Werke. (Neue Taschenausgabe, jedes Bändchen mit Einleitung.)- Einzelbändchen: Pappband. Halbleinen. Flexibel rot Leder. — Jürg Jenatsch — Das Amulett — Der Schuß von der Kanzel — Plautus im Nonnenkloster — Die Hochzeit des Mönchs — Die Leiden eines Knaben — Die Richterin — Huttens letzte Tage — Engelberg — Angela Borgia — Der Heilige — Die Versuchung des Pescara — Gedichte.

Conrad Ferdinand Meyer/ 7 Novellen. Erste illustrierte Ausgabe mit 28 Bildern von Hans Friedrich. — Pappband. Ganzleinen. 200 numerierte Ganzlederexemplare.

Grete v. Urbanitzky/ Masken der Liebe. Novellen — Halbleinen. — Scharfe psychologische Darstellungen aus dem Grenzgebiet des Eros.

Grete v. Urbanitzky/ Die goldene Peitsche. Roman. — Halbleinen. — Meisterhafte Schilderung der heutigen Weltnot: Großstadt-Hast, Gewinn-Gier, Not der Geistigen und Persönlichen.

Will Vesper/ Porzellan. Novellen. — Halbleinen. Halbleder. Ganzleder. Handgemalt Pergament. — Feinpointierte graziöse Novellen, deren Hintergund großes historisches Geschehen bildet.

Will Vesper/ Die ewige Wiederkehr. Novellen. — Halbleinen. Halbleder. — Das erlösende Buch der Liebe. Unsterblichkeit wird Erlebnis: Liebende finden in neuen Lebensformen zueinander — in ewiger Wiederkehr.

H. HAESSEL VERLAG LEIPZIG

Oldenburg & Co., Verlag, Berlin SW 48

BÜCHER VON FRIDA SCHANZ

Aus dem Lebenswerk von Frida Schanz sind bei uns folgende Bände erschienen:

KINDERBALLADEN

Gebunden 240 Mark

Spannende Balladen in reizender Form und mit edlem Inhalt, bei deren bloßem Lesen man Kinderaugen glühen sieht, wie sie der Handlung folgen und immer mehr hören wollen. Ein echtes Hausbuch, wie es dem heranwachsenden Geschlecht unvergeßlich sein wird.

Dr. Heinrich Lhotzky

BALLADEN

Gebunden 300 Mark

Die Ernte eines halben Lebens ist in diesem Balladenbande eingeschlossen. Die Form der Balladen ist leuchtend schön, groß ist der Reichtum an Bildern. Groß ist auch die Kunst, mit der Naturstimmungen zur farbigen Belebung der Vergleiche angewandt sind. Das Buch hat sich im Laufe der Jahre einen hervorragenden Platz in der deutschen Literatur erworben.

MIT DER WELLE ZUM MEER

Gesichtete Gesamtausgabe der lyrischen Gedichte.
Gebunden 600 Mark

Die endgültig festgelegte Auswahl und Zusammenfassung des lyrischen Lebenswerkes der Dichterin. Von allem Schönen, was Frida Schanz schuf, das Schönste. In all dieser Lyrik ist etwas wie sehnsuchtsvoll ausgestreckte Arme, wie eine jubelnd im wilden weichen Föhn über die Berge wehende weißumflatterte Mädchengestalt. Jubelnd auch in der Kälte und Härte des Sturmes.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Gestern und heute

RECHTS ROMAN-REIHE

Band I
LEO TOLSTOI / KINDHEIT
brosch. M. 240; Hlwd. M. 400

Band II
EDGAR ALLAN POE / A. G. PYMS ABENTEUERLICHE ERLEBNISSE
brosch. M. 240; Hlwd. M. 400

Band III
THEODOR STORM DIE CHRONIK VON GRIESHUUS
brosch. M. 240; Hlwd. M. 400

LEO TOLSTOI ROMAN EINER EHE
brosch. M. 240; geb. M. 400

KARL B. HEINRICH FLORIAN
brosch. M. 400; geb. M. 600

O. C. RECHT VERLAG / MÜNCHEN
LEOPOLDSTR. 3.

Dieterich'sche
Verlagsbuchhandlung in Leipzig

Goethekalender für 1923

Begründet von O. J. Bierbaum
herausgegeben von
Prof. Dr. Karl Heinemann
Mit Deckelzeichnung von Hermann Holzhey

Hauptprobleme der Ethik

von
Prof. Dr. Carl Stange
geheftet und gebunden

Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur

von
Prof. Dr. Karl Heinemann
Geheftet, in Pappband,
in Künstlerhalbpergamentband

Die Preise sind in den Buchhandlungen zu erfahren

Johannes Brahms
in Erinnerungen
von J. V. Widmann

4. Auflage
Geheftet 4,—, Halbleinenband 6,—
Leinenband 7,—

Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel)
Berlin W 35, Lützowstraße 7.

HERVORRAGENDE ILLUSTRIERTE BÜCHER

Wilhelm Bode/ Goethes Schweizer Reisen. Textband mit 45 Abbildungen. – Halbleinen, Ganzleinen. — Wilhelm Bode läßt den Leser an Goethes Schweizer Reisen gleichsam teilnehmen, Einzelheiten mit ergreifender Erlebnisnähe miterleben. Bode wußte seine Forschungsergebnisse aus mehr denn 100 Büchern zu einer lebensvollen Form zu verdichten, die uns den Menschen Goethe nicht weniger klar darstellt als das Schweizer Land und Volk jener Zeit. Goethes Leben und Freundeskreis in seinen feinen Beziehungen wird uns erschlossen. Aus Briefen, Tagebüchern, Reiseberichten und Gesprächen steigt für uns das Erlebnis alpiner Majestät empor, wie es nur diesen großen Dichter und Menschen ergreifen und erheben konnte. Jahre wertvollsten Erlebens Goethes liegen vor uns aufgeschlagen.

Wilhelm Bode/ Die Schweiz, wie Goethe sie sah. 144 Lichtdrucke nach zeitgenössischen Stichen und Miniaturen mit einer Einführung. – Ganzleinen ca. M. 6000.— (Text- und Bilderband 2 Halblederbände ca. M. 12 000.—) – Erlösung für alle, die Sehnsucht nach der Schweiz haben, bringt das Buch, das die Alpenlande mit den schönsten, tiefsten Augen zu sehen lehrt, die je einem Menschen gehörten, mit denen Goethes. Ein herrliches Bilderbuch für ganz Europa. (Alfred Hein in der „Königsberger Hartungschen Zeitung".) – Weit über den Kreis der Goethefreunde hinaus wird diese kostbare Sammlung willkommen sein. (Prof. Witkowsky im „Litterarischen Echo".) – Bode schuf ein Werk von unerhörter Erlebnisnähe und Lebendigkeit. Das Buch bietet gleichzeitig ein Stilerlebnis wie wenig andere deutsche Bücher. (Budweiser Tageblatt.)

Wilhelm Bode/ Damals in Weimar. 97 Bilder mit erläuterndem Text. – Halbleinen, Halbpergament, Ganzled.

Wilhelm Bode/ Das Leben in Alt-Weimar. 86 Bilder mit erläuterndem Text. – Halbleinen, Halbpergament, Ganzleder. – „Damals in Weimar" zeigt vornehmlich Alt-Weimar in urkundlichen, streng der Wirklichkeit entsprechenden Bildern; es bevorzugt das Freilichtbild, zeigt Alt-Weimar von den Landstraßen, Gassen und Plätzen. „Das Leben in Alt-Weimar" führt in den engeren Kreis: Es läßt uns in denkwürdige Zimmer, Höfe, Gärten eintreten und zeigt uns die Persönlichkeiten, deren Bedeutung jene Stätten für uns unvergeßlich machen. Niemals ist alt-weimarisches Wesen anschaulicher dargestellt und vorgeführt worden, wie es hier durch den berufenen Sachwalter Wilhelm Bode geschehen ist.

Dr. Kurt Boeck/ Im Banne des Everest. Mit einer Kartenskizze und 76 hervorragenden Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. – Kartoniert, Halbleinenband. Mit diesem Bande beginnt die Neuherausgabe der großen indischen Reisewerke des bekannten Forschers Dr. Boeck. Die Ausgabe erfolgt in 4 Einzelbänden, von denen als erster „Im Banne des Everest", anläßlich der Everest-Expedition als hoch aktuell erschienen ist. Was Dr. Boeck erlebt, ist an sich immer interessant, da er nie ausgetretene Pfade wandelt, sondern stets seine eigenen Wege geht, auch wenn sie anstrengend und gefahrvoll sind, ja, gerade dann. Er hat ein gutes Auge für alles Bedeutsame, Eigenartige und Echte, er sieht gut, scharf und geht allem nach, was Reiz hat. Und dann das andere Auge, seine Kamera! Wenn das Buch wieder nichts wäre als eine Sammlung sei er Bilder mit erläuternden Unterschriften, es wäre dann schon wertvoll. Mit Zähigkeit und Leichtsinn oder List und Tücke hat er aus dem mißtrauischen Asien, wo es am verschlossensten ist, manche unerfreuliche Aufnahme herausgeholt. Köstlich, wenn er davon erzählt! Selbst die Jugend wird mit großer Freude von den abenteuerlichen Fahrten Boecks lesen.

Olof Molander/ Harriet Bosse. (August Strindbergs dritte Frau.) Mit 16 Bildern auf bestem Kunstdruckpapier. (Harriet Bosse in den bedeutsamsten Frauenrollen der Weltbühne.) – Brosch., Halbleinen, – Molander, Oberspielleiter am Kgl. Dramatischen Theater in Stockholm, schildert die Entwicklung der größten Bühnenkünstlerin Schwedens, die August Strindbergs dritte Frau war. Er teilt u. a. viele bisher nicht bekannte Briefe Strindbergs an sie, ihre Antwort auf seinen Eheantrag, das seltsame Dokument über seine geplante „Trauung unter freiem Himmel" mit.

Willy Pastor/ Deutsche Urzeit. Grundlagen der germanischen Geschichte, mit 60 Bildern. – Halbleinenband. – Viel mehr noch als Dollarkurs und Konferenzen gehört zu den markantesten Zeichen unserer Zeit der Ausdruck einer großen Renaissance, nicht eine der Antike, sondern eine germanische Renaissance. Seit 3 Jahrzehnten ist Willy Pastor Vorkämpfer in zahlreichen kleinen und großen Arbeiten, die eine Germanenkunde darstellen, berufen, Grundlage kommender, germanischer Wissenschaft und Lebenserneuerung zu bilden. Es schien daher an der Zeit, diese Arbeiten gesammelt in einem Bande erscheinen zu lassen. Fesselndes Material und ungemeiner Gedankenreichtum verleihen dem Buch grundlegenden Wert.

Willy Pastor/ Das Leben Albrecht Dürers. Mit 50 Bildern. – Halbleinenband. – Unserem Zeitalter hat Dürer viel mehr zu sagen als irgend einem anderen. Willy Pastors Dürerbuch ragt über landläufige Künstlermonographien weit hinaus. Als ein Werk Burckhardtschen Geistes, in welchem wir nicht nur Dürer als Mensch und Künstler kennen lernen, sondern auch die ganze Kultur seiner Zeit. Dürers Leben und Kunst sehen wir mit seiner Zeit zu einem ganzen verflochten, wie es tatsächlich verflochten war. Dürer selbst aber ist in dem Buche Willy Pastors bis eine Tiefe hinein begriffen, zu der wohl noch niemand bisher gelangt ist.

Im friderizianischen Potsdam. 16 Steinzeichnungen von Konrad Ekert, mit Einführungstext von Otto Ernst Hesse. – Leicht kartoniert. – Hesse gibt in seiner Einführung eine umfassende Einführung in Friedrichs Zeit: Potsdam und Sanssouci. Den Stil dieser lebendig gewordenen Atmosphäre gestaltet Ekert in 16 vortrefflichen Steinzeichnungen. Ein Stil, der deutsch ist und doch europäisch: Der notwendige Ausdruck eines großen Menschen, den nachzuerleben Nachtum und Glück bedeutet.

Philipp Witkop/ Frauen im Leben deutscher Dichter. Halbleinen, Ganzleder. – Intimste Kenntnisse des Stoffes vereinigt sich bei Philipp Witkop mit feiner Einfühlungsfähigkeit und dichterischer Formkunst. Er ist daher prädestiniert für würdige Behandlung des hohen Themas. Er behandelt das Thema der ewigen Wechselbeziehungen zwischen Dichter und Frau in wundervoll tiefen, klangreichen Variationen: Die Mutter: Elisabeth Goethe, Elisabetha Keller. Die Schwester: Cornelia Goethe, Ulrike von Kleist. Die Gattin: Christiane von Goethe, Marianne Immermann, Christine Hebbel. Die Geliebte: Friederike Brion, Ulrike von Levetzow, Heines Mouche, Hölderlins Diotima.

H. HAESSEL. VERLAG. LEIPZIG

Das feine Weihnachtsgeschenk für Damen

J. VON UEXKÜLL
Biologische Briefe an eine Dame
Mit neun Abbildungen
Grundzahl: Geheftet 3, Papp 5

ELISABETH VON HEYKING
Briefe, die ihn nicht erreichten
93. bis 97. Auflage
Grundzahl: Geheftet 4, Halbleinen 6,50,
Vorzugsausgabe in Leinen 9, Halbleder 15

Der Ladenpreis wird errechnet durch Multiplikation der Grundzahl mit der jeweils amtlich festgesetzten Schlüsselzahl

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)
BERLIN W 35.

* D * V * A *

Soeben erschienen

Verse aus Deutsch-Südwest:

Aus verlorenem Land

Erinnerungsblätter aus Deutsch-Südwestafrika
von
Joachim von Winterfeld Damerow
80 Seiten gebunden

Ein Mann mit warmem Herzen und offenen Sinnen, ein fein und stark empfindender vornehmer Offizier vom Schlage Liliencrons und Münchhausens spricht sich in Versen von bester Form aus. Ein Gedichtbuch für das gebildete deutsche Haus, für unsere Reichswehr, für die alten Südwester — und nicht zuletzt ein Buch der Jugend.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART · BERLIN · LEIPZIG

Goetheanum Bücherei.

ERNST UEHLI: Eine Neue Gralsuche. 1. bis 5. Tausend. Geb. M 7.—. Inhalt: Vorwort / Wissenschaftliche Orientierung / Der Gral und die vergleichende Sagenforschung / Die Beziehung der Gralsage zur Mythologie und Christologie / Das historische und unhistorische Christentum / Das Nikodemusevangelium und der kleine heilige Gral des Robert von Boron / Die Verbindung der Gralsage mit der Parzivalsage / Der Gral als Blutsgeheimnis. Französische Tradition / Der Gral als Ich-Geheimnis. Kiot-Wolframsche Tradition / Das Gralsmahl / Das Parzivalereignis / Gralsrittertum und Gralskönigtum / Eine neue Gralsuche / Literaturverzeichnis.

Zwischen Sphinx und Gral. 1. bis 5. Tausend. Brosch. M 2.20, geb. M 3.—. Inhalt: Vorwort / Die Sphinx ein phylogenetisches Geheimnis ägyptischer Priesterweisheit / Die Sphinx und der Gral / Die Blutserneuerung des Künstlers als Grundlage des Expressionismus / Der Isenheimer Altar / Das Trinitätserlebnis des modernen Menschen / Ein Beitrag zu einer neuen Dramaturgie. Rudolf Steiners Mysterienspiele.

Die angegebenen Preise sind Grundpreise. Lieferung erfolgt mit dem jeweiligen Teuerungsindex multipliziert. Z. Zt. 210 [unverbindlich!] Ausführliche Prospekte bitten wir zu verlangen.

Der Kommende Tag A.G. Verlag
Stuttgart, Champignystr. 17

Roman-Werke als Wegbereiter für Erkenntnis und Aufstieg.

ARTUR BRAUSEWETTER
Sommernachtsträume
Drei feinsinnige Novellen. Nach Form u. Inhalt vielleicht das Vollendetste des großen Dichters der Ostmark.
Pappband M. 240.—; Ganzleinenb. M. 310.—

ARTUR BRAUSEWETTER
Die Badejungen von Zoppot
Ein Roman unserer Zeit.
Mit einem mehrfarbigen Einbandentwurf, doppelseitig. Innentitel, Kopf- und Schlußstücken von Kurt Opitz.
Kart. M. 200.—; Pappb. M. 300.—; Ganzleinb. M. 400.—

PAUL BURG
Heilige Scholle
Ein deutscher Bauernroman aus dem letzten Jahrhundert. Mit doppelseitigem Innentitel, zahlreichen Kopf- und Schlußstücken von Kurt Opitz.
Kart. M. 300.—; Pappb. M. 400.—; Ganzlein. M. 500.—

Alles um Liebe
ein Goethe-Roman in drei Büchern von PAUL BURG. Der Bücher erstes: FREUDVOLL UND LEIDVOLL. Eine Symphonie heiliger Sinnenfreude, ein fesselnder Roman voll Farbe und Glut.
Kart. M. 400.—; Pappb. M. 550.—; Ganzleinb. M. 700.—
(Die Preise sind unverbindlich.)

Max Koch
Verlagsbuchhandlung

LEIPZIG-STÖ.
Eichstädtstrasse 17

ZELLENBÜCHER

sind entzückende **Weihnachtsgeschenke** für jedermann
Gediegener Inhalt, künstlerische Ausstattung, billiger Preis sind ihre Vorzüge

„Diese Büchlein sind nicht nur Orientierungen für überhastete und überarbeitete Menschen, sondern sie bergen das Schöpferische: ***Die Anregung zum Weiterarbeiten*** *in sich . . .", so urteilt „Der Bürger" Oktober 1922.*

Eine Auswahl aus den bereits erschienenen 66 Bänden:

LITERATUR:

KLABUND
Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde
40. Tausend in Vorbereitung

KLABUND
Geschichte der Weltliteratur in einer Stunde

GEORG WITKOWSKI
Der Faust Goethes Einführung und Erklärung

HERMANN BAHR
Schauspielkunst

BILDENDE KUNST:

HANS W. SINGER
Kunstgeschichte in einer Stunde

RICHARD GRAUL
Renaissance und Barock im Kunstgewerbe

MAX GLASS
Du und das Bild

JULIUS ZEITLER
Stilarten der Kunst

PRAKTISCHE PHILOSOPHIE:

MAX STEINITZER
Eine Stunde Philosophie

BRUNO H. BÜRGEL
Die Zeit ohne Seele

HORST SCHÖTTLER
Heidenbibel

ERWIN ROSEN
Spieler

NATURWISSENSCHAFTEN:

BRUNO H. BÜRGEL
Du und das Weltall

LASSAR-COHN
Chemie in einer Stunde

KARL SOFFEL
Schwester Pflanze

SIEGFRIED HARTMANN
Eine Stunde Physik

VERLANGEN SIE AUSFÜHRLICHEN PROSPEKT

Preis jedes Künstlerpappbandes M. 200.— (freibleibend)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Dürr & Weber m. b. H., Leipzig, Querstr. 14.

FÜR DEN WEIHNACHTSTISCH 1922

Deutschlands Aufstieg und Niedergang!
Große historische Romantrilogie von **Rudolf Stratz**

Der Väter Traum
(Roman aus der Zeit der Einheitsbestrebungen)
27.—36. Tausend
Geh. 700 M., Halbleinenband 1000 M., Halblederbd. 1400 M.

Das Schiff ohne Steuer
(Roman aus der Zeit nach Bismarcks Entlassung)
Geh. 640 M., Halbleinenband 940 M., Halblederbd. 1400 M.

Der Platz an der Sonne
(Roman aus wilhelminischer Zeit)
1.—20. Tausend
Geh. 700 M., Halbleinenbd. 1000 M., Halblederband 1400 M.

Die starke gestaltende Kraft des Dichters formt den gewaltigen Stoff zu einem Gesamtbilde von überwältigender Wirkung.

Scherls Jungdeutschland-Buch
Band IX
Herausgegeben von Dr. Karl Soll

Scherls Jungmädchen-Buch
Band VIII
Herausgegeben von Lotte Gubalke
In prächtigem Halbleinenband je 700 M.

Mit reichem Bilderschmuck und vielen Beiträgen belehrender und unterhaltender Art aus berufenen Federn ausgestattet, erfreuen sich diese Bücher stets wachsender Beliebtheit.

Preise freibleibend. — Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

AUGUST SCHERL G.m.b.H., BERLIN SW 68

Ein Buch für deutsche Mütter und Söhne, wie wir es heute brauchen:

Hans Peter Kromm der Lebendige

Eine Geschichte von Ufer zu Ufer von

Johanna Wolff

545 Seiten. In Halbleinen gebunden

»Wenn uns Deutschen etwas noch helfen kann, dann sind es solche Bücher der glaubensstarken Sammlung auf die eigene Kraft.« *Weser-Zeitung, Bremen.*

»Das Buch scheint berufen, das deutsche Volksbuch der Gegenwart und nächsten Zukunft zu werden.« *Berliner Tageblatt.*

»Auf, ihr Jungen und Unverbrauchten, euer ist dieses Buch wie es ist: groß, schlicht, urdeutsch.« *Ostpreußische Zeitung, Königsberg.*

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

WALTER BLOEM

Der Weltbrand

Deutschlands Tragödie 1914/18

Mit Zeichnungen von Ludwig Dettmann
Zwei Foliobände im Umfang von 620 Seiten
in Halbleinen gebunden . . . . . M. 3000.—

Der ebenso kunst- wie kraftvollen Darstellung des geschätzten Meisters tiefinnerlicher Schilderungen kriegerischer Ereignisse hat sich Professor Ludwig Dettmann in berufener Künstlerschaft würdig zur Seite gestellt mit wuchtig gezeichneten Bildern. Sie reden eine eindringliche Sprache von den Wahrheiten der Schlachtfelder und erheben das Werk zum Testament der Kriegszeit.

OTTO HAMMANN

Bilder aus der letzten Kaiserzeit

Mit 12 Bildtafeln in Lichtdruck nach Originalen
von Olaf Gulbransson
In vornehmer Ausstattung geb. . . M. 850.—
in gediegenem Halbleinenbande . . . M. 950.—

Treffende Beschreibungen der namhaftesten Persönlichkeiten, die als Marksteine aus dem Getriebe der deutschen auswärtigen Politik hervorragen, gibt der langjährige Pressechef des Auswärtigen Amts. Obgleich die Ausführungen vor dem Erscheinen der kaiserlichen Erinnerungen verfaßt worden sind, bildet die darin enthaltene Fülle bisher unveröffentlichten Materials doch in mancher Beziehung eine bedeutsame Ergänzung des Kaiserbuches, namentlich für die schicksalsvollen Zeiten der deutsch-englischen Annäherungsversuche 1908 u. 1912.

Die Preise sind freibleibend.

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Klassiker der Politik

Herausgegeben von
Friedrich Meinecke und Hermann Oncken

Thomas Morus / Utopia
Übersetzt von G. Ritter. Mit einer Einl. v. H. Oncken und einem Bildnis. M. 400.—, geb. M. 600.—

Niccolo Machiavelli / Discorsi
Politische Betrachtungen über die alte und die italienische Geschichte
Verdeutscht und eingeleitet v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit einem Bildnis. M. 640.—, geb. M 840.—

Severinus von Monzambano
(Samuel v. Pufendorf)
Über die Verfassung des Deutschen Reiches
Verdeutscht und eingeleitet von H. Breßlau. Mit einem Bildnis. M. 400.—, geb. M. 600.—

Abbé Castel de Saint-Pierre
Der Traktat vom ewigen Frieden 1713
Deutsche Bearbeitung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit einer Einführung von Wolfgang Michael. M. 480.—, geb. M. 640.—

Friedrich der Große, Die polit. Testamente
Übersetzt v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit Einführg. v. G. B. Volz u. e. Bildnis. M. 480.-, geb. M. 720.

Wilhelm von Humboldt
Eine Auswahl aus seinen politischen Schriften
Herausg. u. eingeleitet von Dr. Siegfried Kaehler.
Mit einem Bildnis. M. 640.—, geb. M. 840.—

Die Preise sind freibleibend

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Neue wertvolle Romane

Empfehlenswerte Weihnachtsgeschenke

Gustav Kohne

Die Gottsucher von Bergenstedt

Roman · Gebunden in Halbleinen M 700.– · In Ganzleinen M 840.–

Gustav Kohne, der erfolgreiche Gestalter kultureller und sozialer Probleme, geht hier der religiösen Frage der Gegenwart auf den Grund und gelangt an der Charakterentwicklung seines Pastors Rosenbusch zu der Erkenntnis: „Nicht was der Mensch glaubt, ist das Entscheidende, sein Heil liegt darin, daß er glaubt."

Charlotte Niese

Tilo Brand und seine Zeit

Roman · Gebunden in Halbleinen M 850.– · In Ganzleinen M 1000.–

Der fesselnde neue Roman von Charlotte Niese spielt im 15. Jahrhundert zu einer der schicksalsschwersten Zeiten Schleswig-Holsteins. Länger als ein Menschenalter wütete damals ein blutiger Krieg in der deutschen Nordmark, die unter ihre Herrschaft zu zwingen der Ehrgeiz der stolzen und mächtigen Königin Margarete von Dänemark war.

Karl-Gerd Briese

Die Befreiung vom Erbe

Der Lebensweg eines Fürsten · Gebunden in Halbleinen M 850.– · In Ganzleinen M 1000.–

Fürstenschicksale kennzeichnen unsere Zeit! Selten nur ist es denen, die den Königen ferne stehen, vergönnt, das Schicksal gekrönter Menschen voll zu erkennen, nachzuerleben, zu begreifen. Hier offenbaren die Aufzeichnungen eines entthronten Fürsten den tieferen Sinn alles Fürstentums und sein opfervolles Leid mit zukunftweckendem Idealismus.

Reinhold Conrad Muschler

Der lachende Tod

Roman · Gebunden in Halbleinen M 700.– · In Ganzleinen M 840.– · In Halbleder (numerierte und gezeichnete Vorzugsausgabe) M 1400.–

Das Ringen und Irren eines Dichters, der am Weibe leidet, aber nicht zugrunde geht. Über das Thema Weib und seine Variationen in Liebe und Ehe sind viele Bücher geschrieben worden, Muschler sagt darüber aber so ungemein Tiefes, Feines und Neues, daß man das Buch mit großer Befriedigung aus der Hand legt. Leipziger Abendpost.

Charlotte Niese · Romane und Erzählungen

Mit einer Einleitung von Friedrich Castelle

8 Bände: Aus dänischer Zeit · Licht und Schatten · Die Klabunkerstraße · Minette von Söhlenthal Geschichten aus Holstein · Das Tagebuch der Ottony von Kelchberg · Damals! · Vergangenheit.

Jede Ausgabe mit Schutzumschlägen und im Futteral

Gebunden in Halbleinen M 5600.– · In Ganzleinen M 6800.– · In Halbleder M 10400.–

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Preisangaben sind unverbindlich · Prospekte und Gesamtverzeichnisse unberechnet und portofrei vom

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

G. HIRTH'S VERLAG / MÜNCHEN

Schöne Geschenkbücher

J. W. v. Goethe Empfindsame Geschichten. Mit Federzeichnungen von R. v. Hoerschelmann. Gebund. in Halbleinen und in Halbleder. Der Band enthält die schönsten Novellen aus dem Gesamtwerk.

Friedr. Hölderlin Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Mit 16 zum erstenmal veröffentl. Bildern nach Handzeichnungen v. Carl Rottmann. Gebund. in Halbleinen mit Goldpressung und in Halbleder. Eine reizende Geschenkausgabe für Damen.

H. de Balzac Große und kleine Welt. Mit Holzschnitten v. Daumier u. Gavarni. Geb. in Halbleinen. Die hier vereinigten vier Novellen waren bisher in deutschen Ausgaben nicht enthalten!

Margareta v. Navarra Liebesgeschichten. Mit 16 originalgetreuen Nachbildungen der Kupfer v. Siegismund Freudenberg. Gebunden in Halbleinen.

Jean de Lafontaine Ergötzl. Geschichten. Mit 12 Wiedergaben nach den seltenen Kupfern von Charles Eisen. Gebunden in Halbleinen und in Halbleder.

J. W. v. Goethe Die Leiden des jungen Werther. Mit Originalzeichnungen von Ottomar Starcke. Geb. in Halbleinen und in Halbleder.

E. T. A. Hoffmann Meister Floh. Reich illustr. von Otto Nückel. Geb. in Halbleinen u. in Halbleder.

Giovanni di Boccaccio Das Dekameron. Mit 14 Lithographien von Werner Schmidt. Gebunden in Halbleinen und in Halbleder.

Tausendundein Tag Wunderliche Liebesgeschichten. Mit 10 Radierung. v. Ferdinand Staeger. Gebunden in Halbleinen und in Halbleder.

Wilh. Hauff Die Karawane. Ein Geschichtenkreis. Mit den Illustrationen von Bertall. Gebunden in Halbleinen und Halbleder.

Charles Dickens Im Kampf des Lebens. Die schönsten kurzen Erzählungen aus den gesammelten Werken. Gebunden in Halbleinen und Halbleder.

E. W. Bredt Erfolgreiche Künstler und andere. Kurze Lebensabrisse mit Illustrationen. Gebunden in Halbleinen.

Alle Bände sind auf holzfreiem Papier in der Offizin Knorr & Hirth gedruckt.
Die Preise teilt der Verlag gerne mit. Nach dem Auslande mit den üblichen Aufschlägen.

Soeben erschien:

Die schöne Seele

Ein neuer Beitrag zur Idealphilosophie nebst einer literarischen Einleitung zu seinem silbernen Schriftstellerjubiläum

Von

Dr. Engelbert Lorenz Fischer

Prälat und Stadtpfarrer an St. Marien, Würzburg

13½ Bogen. Holzfreies Papier
Grundzahl: Elegant kart. 1.50, Halbleinenband 3.50

Schlüsselzahl z. Z. 210

Von demselben Verfasser sind noch lieferbar:

Der Grossgeist, das höchste Menschenideal

Grundlinien zu einer Philosophie des Ganzgenies.
Grundzahl: Geheftet 2.—, Gebunden 3.50

Die populär- u. wissenschaftlich-christliche Weltanschauung

Ein Buch zum Frieden für gebildete Kreise
Grundzahl: Geheftet 2.—, Halbleinen 4.—

Überphilosophie

Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln.
Grundzahl: Geheftet 2.—, Gebunden 3.50

Schlüsselzahl z. Z. 210

GEBRÜDER PAETEL
(Dr. Georg Paetel) **Berlin W 35**

Mein Weidmannsjahr

JAGDKALENDER

für das Jahr

1 9 2 3

Eine Ehrengabe für den deutschen Jäger

Mitarbeiter: Geh. Rat Achleitner, Graf zu Münster, Frhr. v. Kapherr, Frhr. v. Maltzahn, von Krüdener, J. Luchs, H. A. v. Byern, Dr. Staby, Dr. Castillo, A. M. Meckel, Konr. Eilers, U. Scherping.

Vierfarbige Tafelbilder und Tondruckbilder

Leineneinband mit Goldaufdruck

Besonders geeignet als

WEIHNACHTSGESCHENK

Preis Mk. 300.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch

Wilh. Gottl. Korn * Zeitschriften-Abtlg.
Breslau I
Schuhbrücke 84 Schließfach 127.

AMALTHEA-VERLAG
ZÜRICH * LEIPZIG * WIEN

Künstlerisch unerreicht ist die

Kleine

Amalthea-Bücherei

Soeben erschien:

J. TURGENJEFF: Visionen

Buchschmuck und 6 Orig.-Lithogr. von Christian Ludwig Martin

Bisher sind erschienen:

Anakreon. Auswahl nach Mörike. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Otto Friedrich. 3. Tausend.

Marie de France. Liebesmärchen. Auswahl nach Hertz. Mit Buchschmuck und 8 Dreifarbendrucken nach Aquarellen von Karl Alexander Wilke. 3. Tausend.

Der heilige Franz: Legenden. Mit Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Maximilian Liebenwein.

Rinconete und Cortadillo von Cervantes. Mit Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Franz Wacik. 3. Tausend.

Vathek von Beckford. Mit Buchschmuck und 10 Dreifarbendruckbildern nach Original-Aquarellen von K. A. Wilke. 3. Tausend.

Der rote Vorhang von Barbey d'Aurevilly. Deutsch von A. Schurig. Mit Buchschmuck und 8 Orig.-Lithographien von Otto Goetze. 4. Tausend.

Spiegel, das Kätzchen. Ein Märchen von Gottfried Keller. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Maximilian Liebenwein. 10.—20. Tausend.

Die Judenbuche von A. von Droste-Hülshoff. Buchschmuck und 8 Dreifarbendrucke nach Aquarellen von Bernd Steiner. 5. Taus.

Preis jedes Bändchens M 700.—
(freibleibend)

Lebensansichten des Katers Murr von E. T. A. Hoffmann. Mit einem Nachwort von Richard von Schaukal. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Maximilian Liebenwein. 11. Taus. Preis M. 1500.–
Luxusausgabe in Seide und Halbpergament.

Zwei wichtige Neuerscheinungen
aus dem Verlage von
J. F. Steinkopf, Stuttgart:

Wilhelmine Fleck
Die Wulflams
Roman aus der Zeit der Hansa
In Halbleinen gebunden

In die Zeit der Hansa versetzt uns die Verfasserin, sie erzählt den Aufstieg und Untergang der Wulflams, eines stolzen Bürgermeistergeschlechts. Überaus natürlich, lebendig und spannend schildert Wilhelmine Fleck eine längst vergangene Zeit.

.....

Jörgen Falk-Rönne
Im brausenden Nordmeer
Eine Geschichte von den Färöern
Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Gertrud Bauer
In Halbleinen gebunden

Wer „Das Land des Glücks" und „Ein fernes Völklein" gelesen hat, wird begierig nach dem neuen Buch greifen und ganz gewiß nicht enttäuscht werden.

PRACHTVOLLE GESCHENKBÜCHER!

John Hagenbeck:
Fünfundzwanzig Jahre Ceylon
Erlebnisse und Abenteuer im Tropenparadies

John Hagenbeck:
Kreuz und quer durch die Indische Welt
Erlebnisse und Abenteuer in Vorder- und Hinterindien, Sumatra, Java und auf den Andamanen
Beide Bände herausgegeben von Victor Ottmann

Dr. Friedrich Burger:
Unter den Kannibalen der Südsee
Studienreise durch die Melanesische Inselwelt

Otto Mayer:
Zwanzig Jahre an Indischen Fürstenhöfen
Bearbeitet und herausgegeben von F. R. Nord

Chr. Schulz:
Auf Großtierfang für Hagenbeck
Selbsterlebtes aus afrikanischer Wildnis

Jeder dieser 5 Bände ist reich illustriert und mit durchschnittlich 31 Bildtafeln ausgestattet
Gebunden M. 1440.—, in Halbleinen M. 1520.—
Ganzleinenband M. 1760.—. Preise unverbindlich
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom
Verlag Deutsche Buchwerkstätten Dresden

Neue Memoirenwerke

Kaiser Wilhelm II.

Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878 bis 1918

Das meist besprochenste und bedeutendste Buch des Jahres.

Heinrich Ehrhardt

Hammerschläge

70 Jahre deutscher Arbeiter und Erfinder

Bescheiden, volkstümlich und humorvoll schildert der jetzt 82jährige Begründer der Zeller Werke, der Rheinmetallwerke, ehemals ein armer Arbeitsjunge, sein hartes, aber erfolgreiches Leben, ein Buch deutscher Kraft und deutschen Geistes.

Hans Schadow

Mit Pinsel und Palette durch die große Welt

In langjährigem Auslandaufenthalt hat Schadow nicht nur eine Fülle bedeutender Porträts geschaffen, Fürsten, Politiker, Gelehrte und Künstler, mit denen ihn der Beruf zusammengeführt haben, sein sicheres Urteil erkennend, über Größtes und Intimstes mit ihm gesprochen, worüber er fesselnd zu erzählen weiß.

Mit 15 Bildbeigaben in Kupfertiefdruck.

Xaver Scharwenka

Klänge aus meinem Leben

Erinnerungen eines Musikers

Ein goldener Humor und seltener Schwung durchzieht die Lebensgeschichte des gefeierten Komponisten und Klavierpädagogen, ob er nun von seinen Anfängen, von den späteren Konzertreisen, von berühmten Musikern oder anderen Mitmenschen plaudert.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Bismarck als Gutsherr

Erinnerungen seines Varziner Oberförsters Ernst Westphal

Bismarck und seine Familie auf heimischer Scholle schildert dies schlichte und lebenswahre Buch, das durch zahlreiche Briefe des Kanzlers und seiner Familie eindrucksvoll ergänzt wird.

Mit mehreren Bildern und Karten.

Preise und nähere Mitteilungen durch jede Buchhandlung.

Prospekte kostenlos vom Verlag

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

MDCXL

Soeben erschienen:

SIR FRANCIS YOUNGHUSBAND

Das Herz der Natur

Younghusband entrollt ein grandioses Gemälde des Himalaja, der mächtigsten Gebirgskette der Erde und lehrt uns an diesem erhabenen Vorbild die Schönheit der Natur.

★

KNUD RASMUSSEN

In der Heimat des Polarmenschen

mit zahlreichen Abbildungen und Karten

Ein spannender Bericht über eine abenteuerliche Reise im nördlichsten Grönland. Nur durch eine Lebensweise genau nach Eskimoart ist der große Erfolg möglich geworden.

★

Beide Werke in einfachen und besseren Ausgaben. Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenlos.

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

NEUE ROMANE

Matthäus Gerster

Der galante Stadtschreiber

Ein Wielandroman

★

Marcel Dornier

Marianne Pauli

★

Hans Reyhing

Der Hülenbauer

★

Ludwig Diehl

Suso

Roman eines deutschen Seelenmenschen

★

Helene Christaller

Verborgenheit

★

Die Einbände sind von bekannten Künstlern gezeichnet

VERLAG STRECKER UND SCHRÖDER, STUTTGART

NEUERSCHEINUNGEN

Rikola-Verlag A.-G. Wien/München

Bestellungen aus Deutschland nach München, Königin-Straße 15 erbeten

Banse u. Jansen: 1001 Nacht. Eine Auswahl m. 8 Vollbildern Preis M. 3,—, geb. M. 4,50, Halbleder M. 8,—
Die Märchen gleichen in dieser neuen Fassung fast spannenden Novellen voll südlicher Stimmung ...

Bartsch, Rudolf Hans: Ein Landstreicher. Roman. Preis M. 2,—, geb. M. 3.—, Halbleinen M. 4,—, Halbleder M. 7,50
„... Diesmal feiert der Landschafter Bartsch wieder Triumphe. Er hat eine künstlerische Arbeit geleistet, deren Ausführung in jeder Beziehung als glänzend bezeichnet werden muß ..."

Bechstein, Ludwig, Hexengeschichten. Herausgegeben von Gustav Meyrink. Preis M. 3,—, geb. M. 4,50, Halbleder M. 8,—
Bechstein-Meyrinks Hexengeschichten sind ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges, zugleich aber ein Meisterstück spannender Erzählungskunst.

Busson, Paul: Die Wiedergeburt des Melchior Dronte. Roman einer Seelenwanderung. Preis M. 3,—, geb. M 4,—, Halbleinen M. 4,50
„... Wenn man dieses aufwühlende Buch zu Ende gelesen hat, ist es, als würde man aus einem halbdunklen, schwülen Raum auf die Straße treten, und nun taumelt man und muß sich die Mauern entlang tasten, ehe die Besinnung wiederkehrt..."

Colerus, Egmont: Weiße Magier. Roman. Preis geb. in Halbleinen M. 5,—
Das Problem der Männerkeuschheit wird an einer Reihe scharfgesehener Personen mit tiefem Verständnis für Menschliches dargestellt, das auch gefährliche, schlüpfrige Dinge dichterisch zu verklären weiß.

Meyrink, Gustav: Der weiße Dominikaner. Roman. Preis M. 2,75, geb. M. 4,—, Halbleinen M. 4,50, Ganzleinen M. 8,—, Halbleder M. 10,—
„... In diesem Buche lebt das Mysterium der Worte in tausend leuchtenden Gestalten auf, die Schätze, die im Metall der Worte schlummern und die nur ein Seher, ein Deuter zu heben vermag.

Perutz, Leo: Die Geburt des Antichrist. Eine Erzählung. Mit 20 Federzeichng. von Axel v. Leskoschek. Preis M. 2,—, geb. M. 3,—
„... Die Geburt des Antichrist, in die Historie des 18. Jahrhunderts zurückgreifend, ist eine Erzählung von hundertdreißig blendenden, spannenden Seiten. Es ist ein funkelndes Buch, das nichts von seinem Niveau verliert trotz Blut, Seltsamkeit und Verbrechen."

Bahr, Herm.: Briefe von Josef Kainz. Mit drei bisher unbekannten Bildern. Preis M. 2,50, Halbleinen geb. M. 4,—, Halbleder M. 8,—
„... Hier ist ein Lebensbild von Josef Kainz entstanden, wie es die ziemlich große Literatur über diesen Schauspieler bisher noch nicht annähernd besitzt und wie es wahrscheinlich auch der kunstreichste Biograph nicht stärker geben könnte."

Arnim von Bettina, Das Liebestagebuch. Preis M. 2,—, geb. M. 3,—
Hier wird ein etwas gekürzter Neudruck des Tagebuches den Freunden der deutschen romantischen Vergangenheit dargeboten.

Frauenzimmer-Almanach 1923 mit Beiträgen von Felix Braun, Paul Busson, Frz. Karl Ginzkey, Herm. Hesse, H. v. Hofmannsthal, Isolde Kurz, Hr. Mann usw. Preis geb. M. 5,—

Hoffmann, E. T. A.: Briefe, eingeleitet von Richard Wiener. Preis M. 2,—, Halbleinen geb. M. 3,50, Halbleder M. 7,—
Die vorliegende Auswahl gibt mit diesen, von Geist und Temperament sprühenden Dokumenten seiner phantastischen Künstlerseele zugleich ein Lebens- und Zeitbild von besonderem Reiz.

Karamsin, N. M.: Briefe eines reisenden Russen. Preis geb. Halbleinen M. 7,50
Karamsin, der Verfasser der großen „Geschichte des russischen Staates", hat auf seiner Reise, die ihn durch ganz Europa führte, Zutritt zu allen berühmten Männern gefunden. Seine Briefe sind darum ein wertvolles Dokument voll Frische und Ursprünglichkeit und bedeuten eine große Bereicherung der Geschichte und der Weltliteratur.

Martens, Kurt: Schonungslose Lebenschronik. Mit einem Bildnis des Autors. Preis M. 3,—, geb. M. 4,50, Halbleder M. 8,—
„... Was Kurt Martens erzählt, ist nicht nur für Literaturfreunde und Memoirenliebhaber interessant, sondern es sind wichtige Bausteine zur Erkenntnis jener Zeitepoche, die wir als die Gründerzeit und als das fin de siècle zu bezeichnen gewöhnt sind..."

Mérimée, Prosper: Die Seelen im Fegefeuer. Preis M. 2,—, geb. M. 3,—, Halbleder M. 7,—
Don Juan unterliegt dem mephistophelistischen Freunde, sinkt von Stufe zu Stufe immer tiefer und kriecht schließlich bekehrt zu Kreuze.

Gonord, François: Silhouetten aus dem Jahre 1781. Herausgegeben von Viktor Klarwill. Preis geb. Halbleinen M. 20,—
Dem Wiener Aufenthalt des Meisters verdankt ein Buch sein Entstehen, dessen Schicksal bis heute noch nicht aufgeklärt ist. Dem Verlag ist es gelungen, das einzige Exemplar des nach anderthalb Jahrhunderten erst wieder aufgefundenen Werkes zu erwerben und allgemein zugänglich zu machen.

Corti, Graf Egon Caesar, Leopold I. von Belgien. Preis M. 12,—, geb. M. 15,—
Ein Weltgebäude Koburger Familienmacht nach unedruckten Geheimkorrespondenzen des Königs und sonstigen meist unveröffentlichten Quellen. Mit 8 Bildtafeln.

Kronprinz Rudolf, Politische Briefe an einen Freund. Herausgegeben von Jul. Szeps, mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile. Preis M. 5,—, geb. M. 6,—
Die vorliegenden Briefe, die er an seinen Vertrauten Szeps, den Herausgeber des Tagblatts, schrieb, zeigen ihn nicht nur als einen modernen Politiker und scharfkritischen Kopf, sondern sie zeigen zum ersten Mal, daß die Kronprinzentragödie die Tragödie Österreichs und Europas geworden ist.

Seligmann, A. F.: Carl Leopold Müller, ein Künstlerleben in Briefen, mit 19 Bildtafeln und 9 Bildern im Text. Preis M. 4,—, geb. M. 5,50
„... Die gründlich kommentierten und reichlichst mit Illustrationen versehenen Briefe bilden förmlich eine Lebensbeschreibung, eine Selbstbiographie, die wie ein gut erzählter Roman zu lesen ist, sich wie ein Schauspiel, wie ein Drama vor unsern Augen entrollt ..."

Die oben genannten Preise mit der Schlüsselzahl des Börsenvereins, welche in jeder Buchhandlung zu erfahren ist, multipliziert, ergeben den Verkaufspreis

Vollständig abgeschlossen liegt vor:

Rankes Weltgeschichte

Textausgabe in 8 Bänden

auf vorzüglichem Papier in bester Ausführung

Ausgabe in 8 Leinenbänden M. 12000.–

Ausgabe in 8 Halblederbänden M. 25600.–

Man kann nach Temperament und Geschmack diesen oder jenen anderen großen deutschen Geschichtschreiber lieber lesen als Ranke, aber sobald man ernsthaft zu werten hat, wird man in Ranke doch den eigentlichen Meister sehen ... Die tiefe, innerlich lebendige Ruhe seines Betrachtens, das vornehme Abwägen, die Fähigkeit, auch beim Versenken ins einzelne das Gefühl des großen durchgehenden Zuges einer Entwicklung zu erhalten, die Durchdrängtheit mit Ewigkeit — all das Weite, Klare, Sorgsame, Deutsche seines Wesens strömt aus seinen Werken auf den Leser über. — Rankes „Weltgeschichte" war seine letzte literarische Großtat, der würdigste und natürlichste Abschluß seines bewundernswerten Lebenswerkes.

Soeben erscheint:

Werner Sombart

Der moderne Kapitalismus

Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart

Vierte, unveränderte Auflage mit Register in vier Bänden

Preis: in Halbleinen gebunden M 5760.–

Ein mächtiges, gelehrtes Werk mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Geisteswissenschaften gearbeitet, und gleichzeitig das großzügigste Kompendium und Lehrbuch der Nationalökonomie nach dem heutigen Stand der Wissenschaft. „Sombart ist ein so vollendeter Stilkünstler und handhabt ein aus den Literaturen aller europäischen Völker zusammengetragenes riesiges Tatsachenmaterial so musterhaft, daß man von dem 1000 Seiten schweren Wälzer gepackt und festgehalten wird, bis man ihn mit der gleichen, nur edleren Gier, wie den spannendsten Roman verschlungen hat."

„Tägliche Rundschau" über den ersten Band

Preisänderung und Lieferung vorbehalten

Duncker & Humblot · München W XII · Theresienhöhe 3c

Preiswerte Weihnachtsbücher

für Alt und Jung aus der Sammlung

GESCHICHTEN AUS DER GESCHICHTE

Etwas ganz Neues für Freunde gediegener, gleichzeitig belehrender und unterhaltender Lesekost. Schilderungen merkwürdiger Episoden aus der Weltgeschichte in ansprechender Erzählung und künstlerischer Form. Das Beste, was wir uns selbst und unserer reiferen Jugend auf den Weihnachtstisch legen können.

L. Westkirch, Das Ostermahl zu Grosseto. Episode aus dem Leben des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. (Nr. 1)

Hans Land, Der Aufstand des Spartacus. Geschichtliche Erzählung (Nr. 2)

Fr. Adam Beverlein, Kronprinz und Deserteur (Friedrich der Große Bd. I) (Nr. 3)

Jul. R. Haarhaus, Raketen vom Stephansturm. Wiener Begebenheiten aus den letzten Wochen der Türkennot 1683 (Nr. 4)

Chr. Ruths, Talestris die rote Barbarin. Eine Episode aus der Geschichte Alexanders des Großen (Nr. 5)

Nanni Lambrecht, Das Vögle der Herzogin Jakobe von Jülich (Nr. 6/7)

Hans Freimark, Die Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes (Nr. 8)

K. Martens, Die Pulververschwörung 1603-1606 (Nr. 9)
Darstellung des furchtbaren Anschlags gegen Jakob I. und das Parlament, der, obwohl durch Verrat vereitelt, als einer der dunkelsten Punkte in der englischen Geschichte gelten muß.

Adam Joseph Cüppers, Des Gotenkönigs Alarich Ruhm und Ende (Nr. 10)

Hans Ludwig Rosegger, Die Kaisertragödie von Queretaro (Nr. 11)
Wie Erzherzog Maximilian auf dem heißen Boden Mexikos als Opfer französischer Treulosigkeit den Tod fand.

Elly Erich Pauls, Der Gang nach Canossa (Nr. 12)

Carl Ferdinands, Um die Kaiserstadt Trier. Ein Kulturbild aus dem römischen Rheinlande (Nr. 13/14)

O. Ebermann, Der Markgraf von Meißen (Nr. 15)

L. Gumtau, Die Verschwörung der Pazzi 1478 (Nr. 16)
Wir erleben den von den neidischen Pazzi im Florenzer Dom gegen die Medici unternommenen Mordanschlag mit und sehen das furchtbare Strafgericht über die Verschwörer hereinbrechen.

Emil Uellenberg, Wie Luther nach Worms zum Reichstag fuhr. Eine historische Erzählung (Nr. 17)

Johannes Dose, Ein blutiges Narrenspiel am Dänenhof (Nr. 18 19)
Behandelt den wunderbaren Aufstieg Struensees, seine Beziehungen zur jungen Königin und seinen Tod durch Henkershand.

Oscar Myfing, Glück und Ende des Herzogs von Monmouth (Nr. 20)

G. A. Müller, Die Priesterin der Astarot (Nr. 21)

Carry Brachvogel, Das Vermächtnis der Pompadour (Nr. 22/23)

N. Lambrecht, Die Braut des Bockreiters (Nr. 24)
Schilderung des verbrecherischen Treibens eines nach Art der neapolitanischen Komorra organisierten Geheimbundes.

Preis jeder Nummer geschmackvoll kartoniert 80 Mark, Doppelnummer 160 Mark / Band-Ausgabe I—VI mit je 4 Nummern in obiger Reihenfolge, vornehme Künstler-Halbleinenbände. Jeder Band 640 Mark / Nanny Lambrecht-Band mit Nummer 6/7 u. 24 vorn. geb. 640 Mark

Verlag Hachmeister & Thal, Leipzig, Marienplatz 2

Der Briefwechsel von Emanuel Geibel u. Paul Heyse

herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. Erich Petzet
Geh. 6 M., geb. 9 M.

Mit einem seltenen Vermögen dem Leser ihre Umgebung lebendig vor Augen zu führen, geben die Schreiber in ihrem Briefwechsel ein klares, farbiges Bild der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Durch den Dichterbund der Krokodile, den Heyse ins Leben gerufen und der Grosse, Lingg, Schack, Bodenstedt und viele andere zu seinen Mitgliedern zählte, gewährt das Buch dem Leser überraschende Einblicke in das Kunstleben Münchens aus dem 19. Jahrhundert.

Der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse

herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. Erich Petzet
Mit 2 Bildnissen; Geh. 4 M., geb. 6 M.

Dieser Briefwechsel ist in besonderem Maße geeignet, uns den großen Gelehrten Burckhardt auch menschlich näher zu rücken und weist bereits klar auf die Stellung Paul Heyses in der deutschen Literaturgeschichte hin, als des stärksten und reifsten Vertreters seiner Zeit für jene künstlerischen Ideale, die uns typisch in Raffael und Goethe verkörpert sind.

Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse u. Theodor Storm

herausgegeben von Georg J. Plotke
2 Bände mit 4 Bildnissen; Geh. 8 M., geb. 12 M.

Noch einmal ersteht vor unseren Augen, farbenreich wie nie bisher, das liebenswürdige, unvergeßliche Charakterbild Storms, besonders um die scharfe Ausprägung seiner kaum bekannten literarischen und kritischen Seite bereichert.

Rassenkunde des deutschen Volkes

von Dr. Hans Günther
Mit 8 Karten u. 409 Abbildungen; Geh. 10 M., geb. 13 M.

Ludendorff schreibt: Ich muß Ihnen nochmals für das Buch »Rassenkunde des deutschen Volkes« von Dr. Hans Günther danken. Ich habe selten ein Buch mit solcher Spannung gelesen, wie das genannte. Ich bin belehrt, gepackt und ergriffen. Mag das Buch dem deutschen Volke nutzen und endlich die Bedeutung der Rasse für das Werden des deutschen Volkes den führenden Kreisen klar werden lassen.

Germanische Götter u. Helden in christlicher Zeit

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform von Prof. Dr. Erich Jung
Mit 140 Abbildungen; Geh. 7 M., geb. 10 M., Leinen 12 M.

»Urältestes bewährt aufs Neu«. Rein kunst-, kultur- und religionsgeschichtlich betrachtet ein einzig reichhaltiges Buch. Wenn man so darin blättert und da und dort Abschnitte liest, so kommt's einem vor, als stünde man an den letzten Quellen deutschen Empfindens und Wollens, bei den Anfangskräften der deutschen Seele. *Stadtarch. H. in Lindau*

Vom Geist unserer Zeit

von Professor Max Wundt
2. Auflage; Geh. 3 M., geb. 5 M.

Man hat das Buch nicht mit Unrecht das beste des Jahres genannt. Denn in der Tat, so klar und eindringlich und überzeugend hat niemand den tiefsten Grund unseres Zusammenbruchs und zugleich der Möglichkeiten des Aufbaues in der Zukunft gezeigt. *Gen. Sup. D. Gennrich*

Die hier angegebenen Preise sind Grundpreise; sie sind mit der jeweils geltenden Schlüsselzahl des Börsenvereins (am 10. November 1922 210) zu vervielfachen

---

J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN SW 2

PHILIPP WITKOP

Frauen im Leben deutscher Dichter

mit 9 Abbildungen auf Kunstdruckpapier
Brosch. ca. Mark 350.–, Ganzleinen ca. Mark 500.–
handgeb. Ganzleder ca. Mark 2000.–

In vier Abschnitten – Die Mutter (Elisabeth Goethe, Elisabetha Keller), Die Schwester (Cornelia Goethe, Ulrike von Kleist), Die Gattin (Christiane von Goethe, Marianne Immermann, Christine Hebbel), Die Geliebte (Friederike Brion, Ulrike v. Levetzow, Heines Mouche, Diotima) — behandelt Witkop die ewigen Wechselbeziehungen zwischen Dichter und Frau. Nicht an zufälligen Beispielen, sondern an typischen Gestalten, an denen das Ewig-Menschliche in Leben und Erleben herausgehoben wird, gibt er eine Reihe wundervoll tiefer und klangreicher Variationen über das Thema Mann und Frau

Die genannten Preise sind unverbindlich

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG

Carl Ludwig Schleich
Es läuten die Glocken

Phantasien über den Sinn des Lebens, 400 Seiten mit vielen Abbildungen. Ganzleinenprachtband 1600 Mark

„Das Märchenbuch eines Philosophen, der auch ein ganzer Dichter ist. Weite Gebiete der Naturwissenschaft, die bisher für trocken und ungenießbar galten, werden unter seinen Händen zu blühenden Gärten." Der Zwiebelfisch 1921.

Johannes Nacht
Pflugschar und Pflugsame

Aphorismen und **Die Aphoristik.** Der neue Stil. Vorrede von Professor Dr. Walter von Hauff. Gebunden 400 Mark

Das Werk der neuen Epoche. Glänzend beurteilt von Ludwig Fulda, Julius Hart, Alexander Moszowski, Carl Ludwig Schleich und vielen anderen. „Aus Thesis und Antithesis führt der Verfasser vor das Tor neuer Literatur". „Eine erste Erfüllung der kommenden Kunst". **Das beste Aphorismenwerk.** Von der Kritik über die klassischen Aphorismen Larochefoucaulds und Chamforts gestellt, enthält neben anderem **Die erste literarhistorische Abhandlung über den Aphorismus.**

Hagen Thürnau
Das ferne Leuchten

Roman Gebunden 640 Mark

Ein Roman der Sehnsucht in formvollendeter Sprache ist das Schicksal eines Glücksuchers, des Helden, erzählt. Atemlos folgen wir der spannenden Behandlung und genießen dabei Naturschilderungen, die, rauschenden Symphonien vergleichbar, an uns vorüberstreifen.

Otto Weininger
Gedanken über Geschlechtsprobleme

Gebunden 200 Mark

Diese Gedanken des genialen Gelehrten rühren das Tiefste im Menschen auf, laufen gegen felsenstarke Festungen Sturm.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Engel & Toecho, Berlin SW 11.

Ein Jahrtausend Deutscher Kultur

von H. Reichmann, J. Schneider und Dr. W. Hofstaetter

Buchschmuck von E. Paul Schneider

Quellen von 800 bis 1800

XVI und 390 Seiten. Geb. M 9.–*

„Es ist ein Quellenbuch zur Geschichte des äußeren Lebens von Sitte, Geselligkeit, Berufsleben, Verkehr und dergl. Die Verfasser sagen selbst, es fehle alles, was zur eigentlichen Geistesgeschichte gehört. Die älteren Sprach- und Schreibweisen sind in recht weitem Maße beibehalten. Die Sammlung ist reich und sehr lehrreich."
Vergangenheit und Gegenwart.

Kunstgeschichte im Grundriß

von

Magdalene von Broecker

9. Auflage mit 130 Abbildungen im Text und sechs Farbtafeln

Herausgegeben von Prof. Dr. Julius Ziehen in Frankfurt am Main

VIII und 224 Seiten.

Gebunden in Gesch.-Ausgabe M 5.–*

„Die Illustration ist gut und reich, prächtig sind die sechs Farbtafeln. Ein sehr schönes und billiges Geschenkbuch."
Pestalozzianum, Zürich.

Wege zur Bildung des Kunstgeschmacks

von Suse Pfeilstücker

IV und 171 Seiten. — 2. Auflage.
Gebunden M 5.–*

„Ein lehrreiches und sehr empfehlenswertes Buch."
Schulrat Prof. Dr. Wychgram, Lübeck.

*Grund-Preise mal Teuerungszahl

Julius Klinkhardt, Verlagsbuchhandlung in Leipzig 113

Meisterwerke der Musikbiographik

Hermann Albert / Wolfgang Amadeus Mozart

Vollständig neu bearbeitete und erweiterte Ausgabe von Otto Jahns Mozart / 1. Teil mit 9 Bildnissen und 4 Faksimiles / 2. Teil mit 1 Titelbild und 53 Seiten Notenanhang / Geheftet, gebunden in Halbleinen und Halbleder

Philipp Spitta / Johann Sebastian Bach
2 Bände / 3. Auflage 1921 / Geheftet, gebunden in Halbleinen und Halbleder

Friedrich Chrysander / G. F. Händel
3 Bände / Geheftet und gebunden in Halbleinen

Alex Wheelock Thayer / Ludwig van Beethoven Deutsch bearbeitet von Hermann Deiters / 5 Bände / Geheftet und gebunden in Halbleinen

Karl Waack / Richard Wagner
Ein Erfüller und Vollender deutscher Kunst / Mit 2 Bildnissen und 2 Tafeln / Gebunden in Halbleinen

Berthold Litzmann / Clara Schumann
Ein Künstlerleben / Nach Tagebuchblättern und Briefen / 3 Bände: Mädchenjahre – Ehejahre – Clara Schumann und ihre Freunde / Geheftet, gebunden in Halbleinen und Halbleder

Albert Schweitzer / Johann Sebastian Bach 3. Auflage / Mit 3 Bildern und 2 Handschriften / Geheftet, gebunden in Halbleinen und Halbleder

Florence May / Johannes Brahms
Mit 10 Abbildungen und 2 Faksimiles / Geheftet und gebunden in Halbleinen

Marie von Bülow / Hans von Bülows Leben Dargestellt aus seinen Briefen / Geheftet und gebunden in Halbleinen

Bernard Scharlitt / Chopin
Mit 22 Abbildungen / Geheftet, gebunden in Halbleinen und Halbleder

Max Hasse / Peter Cornelius Der Dichtermusiker
1. Band mit 1 Titelbild und 9 Abbildungen
2. Band in Vorbereitung

Altbewährte Geschenkbücher

Richard v. Volkmann-Leander / Träumereien an französischen Kaminen

Mit Schattenrissen von Marie Landsberger / 250.–266. Auflage / Gebunden in Halbleinen und Halbleder
Mit Bildern von Hans Rich. von Volkmann / 267.–285. Auflage / Gebunden in Halbleinen und Halbleder
Taschenausgabe ohne Bilder, geheftet / Luxusausgabe, handkoloriert, in Saffianleder mit Goldschnitt

Felix Dahn / Ein Kampf um Rom
Historischer Roman / 136.–151. Auflage / Gebunden in Halbleinen und Halbleder

W. J. von Wasielewski / Die Violine und ihre Meister Geheftet, gebunden in Halbleinen und Halbleder

Roland Anheißer / Im Oberelsaß
30 Städtebilder und Landschaften / Gebunden

Homers Odyssee Große Prachtausgabe mit 40 Originalbildern von Friedr. Preller / Kleine Ausg. mit 16 Originalbild. von Friedr. Preller Gr. Ausg. in Ganzleinen u. Leder / Kl. Ausg. geh. u. geb.

Kurt Fröhlich / Auf Flügeln des Gesanges
Ein musikalischer Büchmann / Geh. u. geb. in Halbleinen

Paul Kühn / Max Klinger
Mit 1 Lichtdrucktafel und 104 Abbildungen / Geheftet, gebunden in Halbleinen und Halbleder

Wilhelm Windelband / Die Geschichte der Neueren Philosophie

in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur

2 Bände / Von der Renaissance bis Kant – Von Kant bis Hegel und Herbart / Geheftet und gebunden in Halbleinen

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Rikola-Verlag Wien / München

München, Königinstraße 15

Feldmarschall Conrad von Hoetzendorf, **Aus meiner Dienstzeit 1906 bis 1918**

Band 1: Die Zeit der Annexionskrise 1906—1909. — Band 2: Die Zeit des Lybischen Krieges und des Balkankrieges 1910—1912. — Band 3: Ausgang des Balkankrieges, Friedensperiode bis zum Fürstenmord in Sarajewo. — Weitere Bände folgen.

*) Grundpreis pro Band broschiert M. 7,—; Halbleinen M. 9,—; Ganzleinen M. 12,—; Halbleder M. 20,—; signiert netto M. 20,—.

Prof. Dr. A. Skedl und Prof. Dr. E. Weiß

Der politische Nachlaß des Grafen Eduard Taaffe

Weiland 15 Jahre Ministerpräsident des Oesterreichischen Kaiserreiches. Mit einem Porträt Taaffes und einem Schriftstück in Faksimile.

*) Grundpreis brosch. M. 22,75; geb. in Halbleinen M. 30,—.

Dr. Victor Bibl

Der Zerfall Oesterreichs — Kaiser Franz und sein Erbe

Aus den neuerschlossenen Quellen des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien zeigt Bibl den Charakter des Kaisers und Metternichs in neuem Lichte und verfolgt die Wurzel des Zusammenbruchs zurück bis in die Bewegung von 1848.

*) Grundpreis broschiert M. 5,—; geb. in Halbleinen M. 7,—.

Graf Egon Cäsar Corti

Leopold I. von Belgien

Ein Weltgebäude Koburger Familienmacht mit 8 Bildtafeln in Lichtdruck. Nach ungedruckten Geheimkorrespondenzen des Königs und sonstigen meist unveröffentlichten Quellen.

*) Grundpreis brosch. M. 12,—; geb. in Halbleinen M. 15,—.

Kronprinz Rudolf, Politische Briefe an einen Freund

Mit einem Bildnis und einem faksimilierten Brief.
Eingeleitet und herausgegeben von Julius Szeps.

Die vorliegenden Briefe an seinen Vertrauten Szeps zeigen den Kronprinzen als modernen Politiker und scharfkritischen Kopf und erweisen zum ersten Mal, daß die Kronprinzentragödie die Tragödie Oesterreichs und Europas geworden ist.

*) Grundpreis brosch. M. 5,—; geb. in Halbleinen M. 6,—.

*) Die obengenannten Grundpreise mit der Umrechnungsziffer des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, welche in jeder Buchhandlung zu erfahren ist, multipliziert, ergeben den jeweiligen Verkaufspreis.

Zur Kritik Rudolf Steiners

Soeben erschien:

Die Grundlagen der Anthroposophie

106 Seiten — von Dr. Hans Leisegang, Leipzig — Vornehm kart. M. 60,–

... Eine Kampfschrift gegen Steiner und Steinerkult, scharf aber nicht unsachlich. Da Steiner selbst darin wiederholt zur Stellungnahme aufgefordert wird, darf man auf seine Antwort gespannt sein. Freunde und Gegner der Anthroposophie, sowie auch „Neutrale" seien auf das klar und gut geschriebene Buch im Interesse der Förderung einer sachlichen Aussprache hingewiesen .... **Wilhelmshavener Zeitung.**

Zur Kritik Oswald Spenglers

Soeben erschien:

Faustisch und Deutsch

42 Seiten — von Dr. Bruno Golz, Leipzig

... Spenglers Darstellungen des abendländischen Menschen, den er als faustischen bezeichnet, und der als Hauptmerkmal einen „leidenschaftlichen Hang zum Grenzenlosen und Ewigen" trägt, sind Gegenstand der Golzschen Untersuchungen, die vom Standpunkt der deutschen Kultur aus die Unzutreffendheit der Spenglerschen Bezeichnungen ergeben ... **Aus einer Besprechung.**

Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36

Nicolaische Buchhandlung

Gegr. 1713

Borstell & Reimarus, Berlin

NW 7, Dorotheenstr. 62 — W 9, Königgrätzer Str. 123

Reichhaltiges Lager von Werken der schönen u. wissenschaftlichen Literatur, Reisehandbücher, Karten u. Pläne. Verzeichnis auf Wunsch kostenfrei. — — Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert.

Abteilung:

Fritz Borstells Lesezirkel:

Größtes deutsches Bücher-Leihinstitut.

Gründungsjahr 1864.

Alle namhaften Erscheinungen von Unterhaltungsschriften und Werken wissenschaftlicher Richtung stehen unseren Abonnenten stets in sauberen, zum großen Teil neuen Exemplaren leihweise zur Verfügung. Umtausch beliebig.

Wir
empfehlen den Anzeigenteil
freundlicher Beachtung
und bitten, bei Bestellungen auf die

Deutsche Rundschau

Bezug zu nehmen.

K. E. B. U.
Katholiken-Ehebund.

Damen und Herren aller Kreise und Berufe suchen durch den „K. E. B. U." Eheanbahnung. Vornehme, taktvolle

Organisation nur für Katholiken

auf schriftlichem, unbedingt diskretem Wege gewünschten Ehegatten zu finden. Keine gewerbsmäßige Heiratsvermittlung. Allseitige Anerkennungen und Danksagungen zahlreicher glücklich vereinter Mitglieder. Prospekt und Bundesschriften 10,— Mark und Rückporto durch den

Kebu-Verlag, Abt. F, Charlottenburg 2.

Richtbücher zur Politik

✧

Der Nationalismus im Leben der dritten Republik

in Verbindung mit Marie Luise Becker
Otfried Eberz / Hermann Gruber / Joachim Kühn / Hermann Platz
Paul Rühlmann / Matthias Salm / Wolfgang Windelband.
Herausgegeben von Joachim Kühn.
Mit einem Geleitwort des Botschafters Freiherrn von Schoen.
Grundzahl: Geheftet M. 6,— / Gr. 8°, 24 Bogen / Gebunden M. 8,—
Das Lehrbuch der französischen Kriegspropaganda. Ein Sammelwerk von Dokumenten zur Schuldfrage.

Th. Hiltebrandt / Das europäische Verhängnis

Die Politik der Großmächte, ihr Wesen und ihre Folgen.
Grundzahl: Gebunden M. 6,50 — „Ein Taschenbrevier für jeden Deutschen."

Hans Oehler / Das Ergebnis von Genf

Der Einfluß der ersten Versammlung des Versailler Völkerbundes auf den Ausbau der zwischenstaatlichen Rechtsordnung, auf die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Europas und auf die außenpolitische Stellung der Schweiz.
Grundzahl: Geheftet M. 2,—
Auch heute noch aktuell! Ein klarer Blick in die Zukunft Europas.

J. von Uexküll / Staatsbiologie

(Anatomie — Physiologie — Pathologie des Staates).
Grundzahl: Geheftet M. 1,—
Eine umstürzende Änderung der Auffassung vom Wesen des Staates und ein Weg zur Gesundung vom unanfechtbaren Standpunkt der Naturwissenschaft.

✧

Der Ladenpreis wird errechnet durch Multiplikation der Grundzahl mit der jeweils amtlich festgesetzten Schlüsselzahl.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) Berlin W 35
Lützowstraße 7.

Wer zu Weihnachten

oder anderen Gelegenheiten

ein billiges Geschenk

braucht, lasse sich unser Bücherverzeichnis kommen. Es enthält eine große Auswahl vorzüglicher Bücher in allen Preislagen

*

Ein gleich günstiges Angebot können Sie in keinem anderen Artikel erhalten, denn

Bücher sind immer noch das billigste Geschenk!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

GEBRÜDER PAETEL

(DR. GEORG PAETEL)

Berlin W 35, Lützowstraße Nr. 7.

Bücher sind das billigste Geschenk

Jlse Frapan

	Geheft.	Gebd.
Auf der Sonnenseite. Novellen und Skizzen. 2. Auflage	2,50	
Bekannte Gesichter. Novellen	2,50	
Bittersüß. Novellen	2,50	
Enge Welt. Novellen	2,50	
Erich Hetebrink. Hamburger Roman. 2 Bände. 2. Auflage. Pappbd.	3,50	6,50
Flügel auf! Novellen Kartoniert	3,—	4,—
Gedichte	2,—	
In der Stille. Novelle	2,50	
Phitje Ohrtens Glück. Eine deutsche Komödie	1,—	
Schönwettermärchen. 2. Auflage	2,50	
Schreie. Novellen Kartoniert	2,50	3,50
Vischer-Erinnerungen. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischers. 2. Auflage Pappband	3,—	5,—
Vom ewig Neuen. Novellen Kartoniert	2,50	3,50
Wir Frauen haben kein Vaterland Leinenband	1,50	4,—
Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. 4. Auflage. Pappbd.	2,—	4,50
Halbleinen		6,50

*

Ossip Schubin

Der arme Nicki. Geschichte eines aus der Reihe Gefallenen. 2 Bände. Halbleinen	3,—	7,—
Der Gnadenschuß Kartoniert	2,—	3,—
Die Tragödie eines Idealisten. Roman. 2 Bände. 2. Auflage. Pappbd.	5,—	7,—
Halbleinen		9,50
Etiquette. Eine Rokoko-Arabeske. 2. Auflage Leinenband	1,50	3,50
Gebrochene Flügel. Roman. 6. Auflage		
Gloria Victis. Roman. 4. Auflage Pappband	4,—	6,—
Mal' occhio. Novelle. 2. Auflage Leinenband		3,50
Miserere nobis und andere Geschichten. 2. Auflage Kartoniert	2,—	3,—
Leinenband		5,—
Monsieur Paul. Schauspiel	1,50	
Peterl. Eine Hundegeschichte. 5.—10. Tausend Halbleinen	1,50	5,—
Refugium peccatorum. Roman. 4. Tausend Halbleinen	3,—	7,50
Primavera. Novelle Leinenband	2,—	4,50
Unter uns. Roman. 6. Auflage Pappband	3,50	5,50
Wenn's nur schon Winter wär'! Roman. 2 Bände. 2. Aufl. Pappband	5,—	7,—
Halbleinen		9,50

Der Ladenpreis wird errechnet durch Multiplikation der oben angeführten **Grundzahlen** mit der amtlich festgesetzten Schlüsselzahl des Börsenvereins.

Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

„Das schlechthin Vornehmste und Beste, was uns an deutschen Büchern seit Jahren zu Gesicht gekommen ist. Man darf wohl sagen

Das Deutsche Meisterbuch ist das klassische Geschenkbuch des Jahres"

(Westdeutsche Landeszeitung)

Die Bücher der Deutschen Meister

Ich bestelle bei der Buchhandlung .....

Anzengruber, Schandfleck
—, Steinklopferhanns
—, Sternsteinhof
Arnim, Tolle Invalide, Philander
Brentano, Märchen
Büchner, Dantons Tod
Bürger, Münchhausen
Droste-Hülshoff, Die Judenbuche
Eichendorff, Taugenichts
Gerstäcker, Regulatoren in Arkansas
Goethe, Götz von Berlichingen
—, Tasso
Hauff, Lichtenstein
Hebbel, Mutter und Kind
—, Tagebücher
Hoffmann, Prinzessin Brambilla
Immermann, Oberhof
Keller, Grüne Heinrich, 2 Bände
—, Seldwyla, 2 Bände
—, Züricher Novellen
—, Sinngedicht
—, Martin Salander
Keller, Gedichte, 2 Bände
—, Legenden (illustriert)
Kleist, Michael Kohlhaas
—, Der zerbrochene Krug
—, Des Knaben Wunderhorn (Auswahl)
Meinhold, Bernsteinhexe
Mörike, Stuttgarter Hutzelmännlein
Nettelbeck, Lebensbeschreibung
Pocci, Puppenspiele
—, 12 Radierungen in Mappe
Reuter, Franzosentid
Rückert, Liebesfrühling
Sachs, Fastnachtsspiele
Scheffel, Ekkehard
Sealsfield-Postl, Prärie am Jacinto, Krieg
Stifter, Hochwald
Storm, Gedichte
—, Immensee
—, Schimmelreiter
Zschokke, Humoresken

Alle Bände sind in Halbleinen und in Halbleder gebunden.

Name, Ort, Straße und Tag .....

.....

Mitglieder des Deutschen Meister-Bundes haben auf diese Werke eine Preisermäßigung und erhalten außerdem die monatlich erscheinende Zeitschrift „Die Meister" unberechnet zugestellt. Eintritt M. 5,—, Mitgliedsbeitrag für II. Halbjahr 1922 M. 25,—. Die Werke sind zu beziehen durch alle Buchhandlungen (nicht direkt vom Verlag). Prospekte liefert der Verlag gern kostenlos. Die Preise für die Bücher, die in Halbleinen und Halbleder gebunden sind, bitten wir in Ihrer Buchhandlung zu erfragen.

Gottfried Keller: Gesammelte Werke in 10 Bd.

in Halbleinen, Ganzleinen und Halbleder gebunden

„Die typographisch schönste Keller-Ausgabe". *Neue Freie Presse.*

Deutsche Meister-Verlag, München Residenzstraße 10

Verlag Herder & Co. G.m.b.H.

Freiburg im Breisgau

Berlin / Karlsruhe / Köln / München / Wien / London / St. Louis Mo.

Religiös-Besinnliches

Bücher der Einkehr

Herausgegeben von Dr. Alf. Heilmann

Bisher erschienen:

1. **Seelenbuch der Gottesfreunde.** Perlen deutscher Mystik. 5.—8. Tausend. Geb. 8,20 (G).
2. **Feuer vom Himmel.** Biblisches Stundenbuch. Geb. 8,20 (G); in Leinwand 9,— (G).
3. **Gottestäger.** Das Schönste aus den Kirchenvätern. Geb. 8,20 (G); in Leinwand 9,— (G).

Diese prächtig ausgestatteten, zweifarbig gedruckten Bände enthalten das Tiefste und Feinste, was der christlichen Menschheit aus der Welt des Göttlichen zugeströmt ist.

Wege zum Glück

Bücher für schöne Lebensgestaltung
Von Dr. Alfons Heilmann

Bisher erschienen:

1. **Stunden der Stille.** Sonntagsgedanken. 17.—26. Tausend. Gebunden 3,25 (G).
2. **Zwischen Alltag und Ewigkeit.** Sonntagsgedanken. 11.—26. Tausend. (Im Druck.)

Bücher für Glücksucher, nicht ausgesprochen religiös und doch in jeder Zeile Erde und Himmel umspannend, durchflammt von mystischer Gemütsglut zu dem alles Leben tragenden und begnadenden Gott.

Herrgottswissen

von Wegrain und Straße. Geschichten von Webern, Zimmerleuten und Dorfjungen. Von Jos. Wittig. Eine gar tiefe, kostbare Lebensweisheit spricht aus den anmutigen, poesievollen Erzählungen, die am Wegrain des Lebens aufgelesen sind. Nur ein wahrer Dichter sieht alles das und sieht es so, wie Wittig es gesehen hat.

Spiegel der Vollkommenheit des hl. Franziskus

Hrsg. von Dr. H. Schönhöffer. Geb. 5,90 (G).

Maßvolle Selbstbeherrschung, heiliger Friede, stille Freude entströmen diesem Buche.

Jesus Christus

die Apologia perennis des Christentums. Von A. M. Weiß O. Pr. Geb. 3,— (G). / Der Verfasser gibt uns hier den Kern seiner großen, berühmten Apologie in einem handlichen Bändchen.

Lichte Höhen

Nachgelassene Tagebücher von Alban Stolz. Geb. 4,10 (G). / Alle Vorzüge des Stolzschen Schrifttums finden sich in diesen erstmals veröffentlichten Tagebüchern vereinigt.

Lebensbilder / Verschiedenes

Mozart

Gebunden 4,80 (G)
1.—5. Tausend

Beethoven

Gebunden 4,80 (G)
5.—9. Tausend

Ihre Persönlichkeit in den Aufzeichnungen u. Briefen ihrer Zeitgenossen und ihren eigenen Briefen. Hrsg. von Dr. O. Hellinghaus.
Zwei ebenso erschöpfende wie überaus anziehende Bilder dieser liebenswerten Meister.

Dante

Sein Leben u. seine Werke. Von K. Jakubczyk. 5.—9. Tausend. Geb. 6,60 (G). / Nach dem Urteil der „Allgemeinen Rundschau" der zuverlässigste Führer zum Verständnis Dantes.

Don Bosco

Nach F. Crispolti. Geb. 5,10 (G). / Leben und Werk des gottbegnadeten Priesters, Jugendfreundes u. Erziehers treten außerordentlich plastisch hervor.

Der große Schwarzrock

P. Peter Joh. De Smet S. J. 1801—1873. Mit Buchschmuck von Joh. Thiel. Von J. Kinzig S. J. Geb. 6,— (G). / Das Leben dieses berühmtesten Indianermissionärs aus dem 19. Jahrhundert, geschichtlich bedeutsam durch seine apostolischen Forscherreisen, Gründungen und Friedensvermittlungen, tritt in seiner ganzen Abenteuerlichkeit und bezaubernden Frische vor den Leser.

Der hl. Bonifatius

Apostel der Deutschen. Von J. J. Laux C. S. Sp. Geb. 6,20 (G). / Eine wissenschaftlich sehr gediegene, psychologisch fein nachempfundene, stilistisch gut durchgeführte Arbeit. (P. H. Bihlmeyer O. S. B.)

Lebendig begraben?

Erinnerungen von P. P. Sinzig O. F. M. Mit 11 Bildern. Geb. 8,50 (G). / P. Sinzig beantwortet nicht nur die Frage, ob ein zielbewußter Mensch, der ins Kloster geht, sich lebendig begräbt, sondern wirft auch interessante Schlaglichter auf die Verhältnisse Brasiliens, das ihm seit 29 Jahren zur zweiten Heimat geworden.

Pythagoreische Erziehungsweisheit

Aus dem literarischen Nachlaß von Otto Willmann herausgegeben. Geb. 2,20 (G). / Die letzte pädagogische Schrift Willmanns ist eine überaus anziehende Darstellung der pythagoreischen Lebens- und Erziehungsweisheit.

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften 1920—1921

32. Jahrgang. Hrsg. von Dr. A. Schlatterer. Mit 127 Bildern. Geb. 8,— (G). / Ein treffliches Nachschlagewerk, das mit allen Neuerungen deutscher Kulturarbeit bekanntmacht.

G = Grundzahl × Schlüsselzahl = Verlags-Marktpreis; dazu Teuerungszuschlag.
Bei Anfragen Rückporto erbeten.

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen" und des „Deutschen Heimatbundes, Danzig"

Schriftleitung: Carl Lange, Oliva (Freie Stadt Danzig). — Fernsprecher Oliva Nr. 148.
3. Jahrgang. — Jährlich 12 reich illustrierte Hefte. — Jedes Heft für sich abgeschlossen.

Bisher erschienene Sonderhefte: „Freie Stadt Danzig", „Königsberg", „Weichsel", „Marienburg" (vergriffen!), „Dichter des Ostens", „Schlesien", „Heimatheft", „Memel", „Masuren und Ermland", „Gefallene Künstler", „Ostdeutsche Frauen", „Graudenz—Thorn", „Das schöne Ostpreußen" (Schutzbundheft). In Vorbereitung befindliche Sonderausgaben: „Zweites Marienburgheft", „Zweites Schlesienheft", „Baltenheft", „Finnland" u. a. m.

Zu unsern Mitarbeitern gehören u. a.:
Dr. Hans Bensmann, Katharina Bozky, Lovis Corint, Paul Enderling, Paul Feldkeller, Ludwig Finkh, Paul Friedrich, Hans Frank, Ludwig Goldstein, Alfred Hein, Arno Holz, Prof. Kaemmerer, Eberhard König, Prof. Wilhelm Kosch, Robert Kurpiun, Carl Meißner, Walter von Molo, Prof. Wilhelm Ostwald, Paul Rohrbach, Arnold Ulitz, Johannes Schlaf, Richard von Schaukal, Max Worgitzki, Leonhard Schrickel, Dr. Ernst Schultze, Elisabeth Siewert, Artur Silbergleit, Ewald Silvester, Hermann Stehr, Will Vesper, Geheimrat Volz, Emil Waldmann, Paul Zech u. a.

Bezug durch alle Buchhandlungen, durch die Post und direkt vom Verlag

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr Hauptstraße 8, Berlin NW 7 Dorotheenstraße 66-67

Prospekte kostenlos vom Verlag.

Hanseatische Verlagsanstalt / Hamburg 36

„Unser Volkstum"

Eine Sammlung von Schriften zum Verständnis deutscher Volkheit.
Herausgegeben von Wilhelm Stapel.

Volksmärchen und Volksmärchenerzähler.
Zur literarischen Gestaltung des deutschen Volksmärchens

$5^1/_2$ Bog. holzfr. Papier. von Franz Heyden.

Inhalt: Zwei Volksmärchenerzähler vor Grimm / Wilhelm Grimm als Märchenerzähler / Aber die Märchensammlungen von Grimm bis Wisser / Die Bechsteinschen Märchenbücher / Mundartliche Volksmärchen / Die plattdeutschen Volksmärchen Wilhelm Wissers.

Der Liebe zum deutschen Volksmärchen und der Vertiefung in sein volkstümliches und dichterisches Wesen verdankt diese Schrift ihre Entstehung. Sie untersucht eingehend die Erzählweise und Darstellungskunst unserer verschiedenen Märchenerzähler von den Vorläufern der Brüder Grimm an bis zu Wilhelm Wisser, soweit sie nicht nur Sammler, sondern vor allem dichterische Gestalter waren. Indem sie die entscheidende Bedeutung der literarischen Gestaltung für den dichterischen Wert des Volksmärchens nachweist und den Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Darstellung erkennen läßt, sucht sie mit der Einsicht zugleich Liebe und Teilnahme für den reichen Schatz unserer Volksmärchen und ihre vorzüglichsten Erzähler zu erwecken.

Gewissen

Für den Ring herausgegeben von O. Stadtler

Das „Gewissen" ist die überparteiliche Wochenzeitung der nationalpolitischen Selbsthilfe, begründet am 9. April 1919.

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:

Moeller van den Bruck, Dr. Albert Dietrich, Heinrich Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Dr. Max Hildebert Boehm, Dr. Paul Ernst, Prof. Dr. Martin Spahn, Gotthold Starke, Werner Wirths, Ernst Krieck, Fritz Ehrenforth, Dr. Franz Röhr, Dr. Karl Hoffmann, Fritz Weth, Dr. Carl Georg Bruns, Kurt Woermann, Geheimer Regierungsrat Dr. Reinhold Georg Quaatz, Dr. Wilhelm von Kries, Carl Lange, Dr. Walther Schotte, Dr. Rudolf Pechel, Dr. Henry Behnsen, Dr. Paul Lejeune-Jung, Walther Schulz, Wilh. Zietz.

Bestellungen durch das zuständige Postamt, Probenummern unentgeltlich durch den

RING-VERLAG G. M. B. H.

BERLIN W 35, Karlsbad 10

Wichtig für Politiker, Sozialpolitiker, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler usw.

★

Das älteste Zeitungsnachrichten-Bureau Argus, G. m. b. H.
(Redakteur P. Schmidt)
BERLIN SW 48, Wilhelmstraße 118
(Lützow 6797)

liest außer ca. 800 Zeitungen des In- und Auslandes die wichtigeren Zeitschriften jeder Art und liefert daher für jedes Interessengebiet zahlreiches Material.

★

Infolge langjähriger journalistischer Tätigkeit des Leiters wird zuverlässigste Lieferung gewährleistet.

Wichtige biographische Schriften.

Anton Bettelheim

— Biographenwege. Mit 20 Abbildungen. Geh. G. 4,— Mark, Halbleder G. 12,—Mark

— Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern. Geh. G. 3,50 M., feines Halbleinen G. 7,50 M.

Hermann von Egloffstein

— Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß. Geh. G. 4,— M., Leinen m. G. 7,— M.
(Grundzahl × Schlüsselzahl)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)
Berlin W 35, Lützowstraße 7.

Oskar Gerschels Buchhandlung und Antiquariat G. m. b. H., Stuttgart.

Ankauf

ganzer Bibliotheken und einzelner Werke von Wert

Großes Lager antiquarischer Bücher aller Wissenschaften

Spezialkataloge und monatliche Verzeichnisse.

Zeitungsausschnitte

liefern über jedes Gebiet für Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers, Großindustrielle, Behörden usw. usw.

Klose & Seidel
Bureau für Zeitungsausschnitte
Berlin NO 43
Georgenkirchplatz 21
Mäßige Preise! Sachgemäße Bedienung!

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck in der Buchdruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.

Bücher sind das billigste Geschenk

Neue Auflagen wertvoller Bücher

✶

Achleitner, Arthur, Der Stier von Salzburg. Kulturbilder aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts. 2. Auflage. Geheftet 3,— Halbleinenbd. 5,— Leinenband 6,—

Ebner-Eschenbach, Marie von, Aus Spätherbsttagen.
7. bis 8. Auflage . . . . . Geheftet 3,50 Batikband 5,50

— **Bertram Vogelweid.** 6. bis 7. Tausend
Geheftet 2,— Halbleinenbd. 4,— Leinenband 5,—

— **Die arme Kleine.** 6. bis 7. Tauf. Geheftet 3,— Halbleinenbd. 5,— Leinenband 6,—

— **Die Unverstandene auf dem Dorfe.** 6. bis 7. Tausend
Geheftet 2,— Halbleinenbd. 4,— Leinenband 5,—

— **Dorf- und Schloßgeschichten.**
16. Auflage . . . . . Geheftet 3,— Halbleinenbd. 5,— Leinenband 6,—

— **Neue Dorf- und Schloßgeschichten.**
8. Auflage . . . . . Geheftet 3,— Halbleinenbd. 5,— Leinenband 6,—

— **Dorf- und Schloßgeschichten.** Gesamtausgabe in 1 Band
Halbleinenbd. 8,50 Leinenbd. 10,—

— **Lotti, die Uhrmacherin.**
19. bis 23. Auflage . . . . . Geheftet 3,— Halbleinenbd. 5,— Leinenband 6,—

— **Meine Kinderjahre.** 7. bis 8. Tausend
Geheftet 3,— Halbleinenbd. 5,— Leinenband 6,—

— **Unsühnbar.** 13. bis 17. Tauf. . Geheftet 3,— Halbleinenbd. 5,— Leinenband 6,—

— **Zwei Komtessen.** 13. bis 17. Tausend
Geheftet 3,— Halbleinenbd. 5,— Leinenband 6,—

Hoffmann, Hans, Der eiserne Rittmeister. 2 Bände in 1 Band. 5. Auflage
Geheftet 4,— Halbleinenbd. 6,— Leinenband 7,—

— **Geschichten aus Hinterpommern.** 4. Auflage . Geheftet 3,— Leinenband 5,—

— **Landsturm.** 5. Auflage . . . . . Geheftet 3,— Leinenband 5,—

Schubin, Ossip, Gebrochene Flügel. 6. Auflage.
Geheftet 4,— Halbleinenbd. 6,— Leinenband 7,—

Storm, Theodor, Der Schimmelreiter. 34. bis 38. Tausend Batikband 5,—

— **Gedichte.** 29. bis 33. Tausend . . . . . Batikband 3,50

Schlüsselzahl des B. V.

Rabatt einzeln 35 Prozent, ab 10 Stück 40 Prozent.

Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Verlag von Wilhelm Engelmann
in Leipzig

Brahms' Briefwechsel. XIII. Band: Johannes Brahms im Briefwechsel mit Th. Wilhelm Engelmann. Mit einer Einleitung von Julius Röntgen und zwei Bildnissen. (Herausgegeben vom Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft m. b. H. in Berlin und vom Verlag Wilhelm Engelmann in Leipzig.) 182 S. 8. 4,50
In imit. Perg. geb. 6,50

* **Dannemann,** Friedrich, Die Naturwissenschaften, in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange dargestellt. Zweite Auflage. 4 Bände. Bisher sind 3 Bände von je etwa 500 Seiten Umfang mit Abbildungen im Text und je 1 Bildnis erschienen. Der 4. Band befindet sich im Druck.
Jeder Band 12,50
Jeder Band in Leinen geb. 14,50

*—, **Aus der Werkstatt großer Forscher.** Vierte Auflage. Mit 70 Abbildungen. (XII, 437 S. gr. 8.) 12,50, in Leinen geb. 14,50

* **Driesch,** Hans, Philosophie des Organischen. Gifford-Vorlesungen, gehalten an der Universität Aberdeen in den Jahren 1907—1908. Zweite, verbesserte und teilweise umgearbeitete Auflage. Mit 14 Figuren im Text. (XVI, 608 S. gr. 8.)
In Leinen geb. 19,—

Goldschmidt, Richard, Einführung in die Vererbungswissenschaft, in 20 Vorlesungen für Studierende, Ärzte, Züchter. Vierte, neubearbeitete Auflage. Mit 176 Abbildungen. (XII, 550 S. gr. 8.)
In Leinen geb. (Preis noch unbestimmt)

Gervinus, G. G., Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts. Vierte Auflage. (184 S. gr. 8.) 3,—, in Halbfranz geb. 6,—

* **Herrmann,** Paul, Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der Dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus. Erster Teil: Übersetzung. Mit einer Karte. (IX, 508 S. gr. 8.) 7,—
In Leinen geb. 9,—
Zweiter Teil: Die Heldensagen des Saxo Grammaticus. (XXIV, 668 S. gr. 8.) 13,—
In Leinen geb. 15,—

* **Herrmann,** Paul, Island in Vergangenheit und Gegenwart. Reise-Erinnerungen. 3 Teile, gr. 8.
In Leinen geb. 28,—

* **Newcomb-Engelmanns** Populäre Astronomie. Siebente Auflage. Mit 240 Abbildungen im Text. (XII, 900 S. gr. 8.) etwa 20,—
In Leinen geb. mit Schutzhülse etwa 23,—

Semon, Richard, Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens. Vierte u. fünfte unveränderte Auflage. XVIII, 420 S. 8.
In Leinen geb. 12,—

Störring, Gustav, Logik. VIII, 363 S. gr. 8. 6,—

---

* **Weber-Baldamus,** Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte in vier Bänden. 23. Auflage. Jeder Band etwa 800 bis 1000 Seiten mit Registern. Je 10,—
In Pappband . . . . . je 11,50
In Leinen geb. mit Schutzhülse je 13,—

* **Weber-Langer,** Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung. 23. Auflage. (XII, 779 S. gr. 8.) 6,—
In Leinen geb. mit Schutzhülse 9,—

* **Weber-Rieß,** Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden. 3. Auflage. Bisher sind 4 Bände von je etwa 700 Seiten Umfang mit Registern erschienen. Jeder Band 12,—
Jeder Band in Leinen geb. mit Schutzhülse 15,—

*——, Weltgeschichte in 2 Bänden. (XLVI, 2214 S. gr. 8.) 24,—
In 3 Leinenbände geb. mit Schutzhülsen 33,—

* *Ankündigungen kostenlos.*

Vorstehende Grundziffern sind im Inlande mit der jeweils vom Buchhändler-Börsenverein festgesetzten Schlüsselzahl (am 13. November 1922 = 210) zu multiplizieren. Für Oesterreich, Ungarn und Polen außerdem 100% Aufschlag. Für das übrige Ausland gelten die Grundziffern in Schweizer Franken.

Mein neuer Verlagskatalog 1811 bis 1922 mit Preisangaben in Grundziffern steht auf Verlangen kostenlos zur Verfügung.

Hoffmann & Reiber, Görlitz.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109565314